1174

CARLO

156.

Züllichau,
bey Darnmann.
1801.

Univ. Bibl.
München

Carlo.

Erſtes Buch.

Die schönen Frühlingsmonate, welche der Erbprinz von **** unter dem milden Himmel des mittlern Italiens verleben wollte, waren fast verflossen, und der Tag zur Abreise von Rom war angesetzt. Die ganze Dienerschaft sah der Rückkehr ins Vaterland mit freudiger Ungeduld entgegen; nur der Vornehmste von den Begleitern des Prinzen schien darüber zu trauern. Niemand kannte seine Abkunft und die eigentlichen Verhältnisse, in welchen er mit dem Prinzen stand. Nur wenig Wochen, ehe dieser nach Italien abgieng, war jener auf dem Lustschlosse der liebenswürdigen Gräfin

sia von H****** erschienen, und von ihr bey einer geheimen Zusammenkunft dem regierenden Herzoge vorgestellt worden; auf der Italienischen Grenze traf er unter dem Namen Carlo bey der Suite des Prinzen ein. Von nun an kam er fast nie von des Prinzen Seite, und wurde von ihm mit großer Auszeichnung, ja mit zärtlicher und achtungsvoller Freundschaft behandelt. Der Reichthum seiner Talente, der weite Umfang seiner Kenntnisse und Erfahrungen, der hinreißende Zauber seines Umgangs und die sich immer gleichbleibende Heiterkeit seines Geistes schienen diesen Vorzug allerdings zu rechtfertigen. Doch da der Tag zum Abgange von Rom endlich heranrückte, wurde Carlo's Stirn auf einmal trübe, und selbst in Gegenwart des Prinzen konnt' er, trotz der Gewalt, die er sich anthat nicht immer ein fröhliches Gesicht erkünsteln.

Schon hatte der Prinz die Abschiedsbesuche gemacht, als Carlo eine Nacht und den darauf folgenden Tag und wieder eine Nacht, welche sein fürstlicher Freund schlaflos zubrachte, sich nicht sehen ließ; und bald war es nicht mehr zu bezweifeln, daß er auf eine zur Zeit unerklärliche Weise verschwunden sey. Der Prinz war bald aufgebracht, bald in der quälendsten Unruhe; die Abreise wurde einige Tage verschoben, und das ganze Gefolge in alle Gegenden der Stadt nach Carlo ausgesandt; aber alle Nachforschungen waren vergeblich. Endlich am dritten Morgen wurde durch einen unbekannten Mönch, der sich schnell wieder entfernte, ein Billet an den Prinzen abgegeben. Er schien nach dessen Lesung etwas beruhigt, ließ für Carlo einen alten treuen Diener und Anweisungen an einige Römische Banquiers zurück, und trat, mit nicht ganz unterdrücktem Unwillen, die Rückreise an.

Noch ehe der Prinz in der Residenz wieder anlangte, erhielt die Gräfin von H***** einen Brief von Carlo.

„Verzeihung, meine theuerste Gräfin!“— schrieb er — „wenn ich etwas begangen haben sollte, was vielleicht eine Unbesonnenheit scheinet. So ungern ich die Hoffnung aufgebe, Sie eher wieder zu sehen, bis die Erinnerung an die Zaubergefilde, welche mich umgeben, oder — Ihre zärtliche Theilnahme an Carlo Sie einmal nach Italien zurückbringt, so steht doch der Entschluß fest in meiner Seele, hier zu leben und zu sterben. Ihnen, die Sie ihren Carlo kennen, darf ich es wohl nicht sagen, was mich mit unwiderstehlicher Gewalt an diesen Boden gefesselt hat. Fernher lockt mit lieblicher Stimme die Nixe des Stroms den angelnden Jüngling — sanftbewegt, lüstern und immer lüsterner lauscht er den seltsam rührenden Tönen — und

sein Herz schwillt — es wachsen die Wellen — unwillkührlich strebt er der Unbekannten entgegen — schon nezt das Wasser seinen Fuß — blendende Arme strecken sich ihm durch die blauen Wogen entgegen — seine Sinne vergehen — er sinkt an die warme Brust der liebenden Nymphe, und sie zieht ihn hinab auf ewig in das unterirdische Schloß. Sehen Sie hier in der vaterländischen Volkssage das Bild Ihres Carlo. Mich hat das liebliche Fräulein, gleich einer Armida, mit Zauberarmen umschlungen; wie wär es mir möglich, die süßen magischen Bande zu lösen? — — Sie sollen oft Nachricht von mir erhalten; aber ist das Glück Ihres Freundes Ihnen theuer, so lassen Sie ihn handeln, wie er muß, und übernehmen Sie bey denen, die sein Thun und Treiben mißbilligen werden, seine Vertheidigung."

Die Gräfin lächelte während des Le-

seine mit Thränen im Auge; aber sie war überzeugt, daß jeder Versuch, Carlo's Entschluß wankend zu machen, wenigstens vor der Hand fruchtlos seyn werde. Sie suchte ihn beym Herzoge so gut als möglich zu entschuldigen, und es war jedesmal ein Festtag für sie, wenn Nachrichten von Carlo einliefen. Waren jedoch seine spätern Briefe nicht aufrichtiger und ausführlicher, als der eben mitgetheilte, so hatte sie wenig Ursache, mit seiner Offenherzigkeit zufrieden zu seyn. Denn so glaublich es ist, daß der Anblick des heiligen Roms mit allen seinen ehrwürdigen Denkmälern, mit allen seinen Kunstschätzen in der Brust des glühenden Jünglings die Sehnsucht nach einem längern Aufenthalte daselbst erweckt hatte: so hätte er es doch schwerlich gewagt, diesen Lieblingswunsch auf eine so auffallende Art in Erfüllung zu bringen, wä-

ten nicht andere, seinem Herzen näher liegende Bewegungsgründe hinzugekommen.

Bald nachdem der Prinz in Rom eingetroffen war, erkundigte sich Carlo nach Wilibald, einen Landschaftsmahler aus der Schweiz, mit welchem er auf dem Gotthard ein ewiges Freundschaftsbündniß errichtet hatte. Er erfuhr zu nicht geringer Verwunderung, daß Wilibald bey einer eben so reizenden, als reichen jungen Wittwe wohne, und für ihren begünstigten Liebhaber gehalten werde. Auffallend, ja fast unglaublich schien dieß allerdings. Denn nie hatte wohl die Natur irgend einen ihrer Söhne mit einer größern Bürde von Häßlichkeit beladen, als diesen Wilibald.

Wer aus Homer den lieblichreizenden

Thersites*) nicht kennt, dessen Namen Wilibald bey den genialischen Gelagen seiner Kunstgenossen sich beygelegt hatte, dem wissen wir nicht anders zu helfen, als wenn wir ihm sagen, daß Wilibald sich selbst für den Mißgestaltetsten aller Sterblichen hielt, und daß man dieß kaum für eine Uebertreibung halten konnte, wenn man ihn von Angesicht zu Angesicht sah. Lauretten hingegen — so hieß seine Freundinn — würde wohl selbst der eigensinnigste Kenner nicht ohne geheime Wünsche erblickt haben, gesetzt auch, daß ihm ihr junonischer Bau für eine ganz tadellose Schönheit etwas zu üppig, etwas zu wollusthmend geschienen hätte. Selbst der Blick unsers Carlo, der auf seinen Reisen die bewundertsten Schönen Frankreichs und Britanniens

*) Unstreitig die älteste Carricatur-Zeichnung, welche auf unsre Zeiten gekommen ist. S. Iliade 2. Ges. V. 211.

kennen gelernt hatte, und deſſen Herz jetzt, nicht allein durch die Meiſterwerke der Alten, ſondern vorzüglich durch die Wunder des göttlichen Rafaels, von einem hohen, überirdiſchen Ideal weiblicher Reize erfüllt war, haftete lange an Laurettens brennenden Augen, und die Freude, ſeinen Willibald wieder zu umarmen, erhielt keinen geringen Zuwachs, als dieſer mit der ihm eigenen Hitze ſeine Freundinn auffoderte, gegen Carlo nicht fremd zu thun, und ſie ihm muthwillig in die Arme warf.

Wäre es nach Willibalds und Laurettens Wünſchen gegangen, ſo hätte Carlo ſogleich zu ihnen ziehen, und die ganze, leider nur kurze Zeit, welche zum Aufenthalte in Rom beſtimmt war, an ihrer Seite verleben müſſen. Allein, da Carlo ſeinem Freunde die Geſchichte ſeines Lebens während ihrer Trennung erzählt, und ihn von ſeiner Verbindung

mit dem Prinzen unterrichtet hatte, sah dieser die Unmöglichkeit seines Verlangens ein, und es wurde ausgemacht, daß Carlo, so oft er nur von dem Prinzen abkommen könne, bey Wilibald sich einfinden solle. Carlo erfüllte anfänglich dieß Versprechen mit der größten Gewissenhaftigkeit, und fand an Laurettens Tafel fast täglich eine ausgewählte Gesellschaft fremder und einheimischer Mahler, Tonkünstler und anderer interessanter Menschen, in deren Kreise Wilibald mit der ausschweifendsten Laune das Amt des Hausherrn verwaltete. So angenehm jedoch Wilibald und Laurette ihren lieben Gast zu unterhalten wußten, so würde dieser doch in der Folge gewiß noch öfter Möglichkeiten, sie zu besuchen, erdacht und erschaffen haben, hätte ihm nicht mit der Zeit Laurettens Freundschaft in eine lebhaftere Leidenschaft überzugehen geschienen, oder hätte er

nicht selbst in den Stunden eines lieblichen Sinnenrausches diese feurige Zuneigung des reizenden Weibes mit gleicher Wärme erwiedert, bey kälterer Prüfung seiner selbst aber gefürchtet, gegen Wilibald sich einer Treulosigkeit schuldig zu machen.

So geschahe es denn, daß er die letzte Zeit über, da der Prinz noch so manches bisher Versäumte zu besehen hatte, diesen fast immer begleitete, und äußerst selten in Laurettens Hause einsprach. Ja, er war sogar zu Anfang der letzten Woche entschlossen, nur ganz kurz vor der Abreise in wenig Augenblicken sich dort zu beurlauben, als er eines Abends von Wilibald ein Billet folgenden Inhalts erhielt.

„Wo schweifst Du herum, Wilder? Ist der freye Carlo ein Höfling worden? Dein Prinz sey ein Prinz; aber ich bin Wilibald, der Mahler, Carlos Freund und —

wenn Du nichts dawider haſt — übermorgen Laurettens Ehemann! Was das zu bedeuten hat, fragſt Du? — Nichts mehr und nichts weniger, als daß Du morgen Abend auf Laurettens Landhauſe eintreffen und — trotz Deinem Prinzen und allen gekrönten Häuptern Europa's! — Deines Freundes Hochzeitfeſt mit begehen mußt. Du kommſt alſo, oder ſiehſt in dieſem und jenem Leben nie wieder

Deinen

Freund auf St. Gotthard."

Carlo wurde durch dieſe Nachricht wunderbar ergriffen; doch bald ſiegte ſeine Vernunft über eine in ſeinen Augen verbrecheriſch ſcheinende Leidenſchaft, und der Entſchluß, dem Feſte beyzuwohnen, war gefaßt. Am beſtimmten Abend verließ er die Stadt, und fand auf der Mitte des Weges in einem lieblichen Pomeran-

zenwäldchen einen Theil der übrigen von Wilibald geladenen Gäste auf dem Rasen gelagert, welche ihn gröſtentheils schon kannten und mit einem Jubelgeschrei bewillkommten. Ein froheres und reizenderes Völkchen konnte man kaum erblicken. Alle waren festlich geschmückt, Weiber und Jungfrauen mit vielfarbigen Blüten und Blättern romantisch bekränzt. Man scherzte und erzählte lustige Mährchen; man fragte neugierig, wo Wilibalds Trauung vollzogen worden sey, und wünschte mit schalkhafter Laune, das seltne Brautpaar im festlichen Staate gesehen zu haben; man gab Räthsel auf, und der Auflösende wußte nicht selten den Lohn seines Scharfsinns auf rosigen Lippen zu finden. Endlich brach die Gesellschaft wieder auf, und kam unter Lachen und Gesang auf Laureltens Landguthe an. Hier war alles mit dem feinsten Geschmack zu einem Feste vorbereitet, und bald erschien in möglichster Hast

der junge Ehemann noch ganz im glänzenden Bräutigamsornate, der seine Reize in das vollste Licht sezte. Laurettens rosenfarbnes Negligee hingegen ließ die ganze Schönheit ihres Wuchses und die Fülle ihrer Reize bemerken; ihr lieblich geringeltes Kastanienhaar war mit Brillianten und lebendigen Rosen zierlich durchwebt.

Nach der Bewillkommnung wollten die Weiber Laurettens Gesichtsfarbe etwas blässer als gewöhnlich finden, und die Männer ergossen darüber auf Kosten der Braut ihren Witz in mancherlei Anspielungen und Spöttereien, worüber Willibald zufrieden und selbstgefällig lächelte. Carlo umarmte den glücklichen Bräutigam und stammelte Lauretten einen Glückswunsch her; sie gab ihm einen Blick, der wie ein Blitz sein ganzes Wesen durchzückte, preßte seine Hand mit zärtlicher Heftigkeit, und mischte sich dann schnell in den

Kreis der schreienden Weiber. Wie angezaubert blieb Carlo stehen, seine Augen folgten ihr durch das Getümmel, und er erwachte nicht eher aus seiner Betäubung, bis Wilibald ihn rückwärts auf die Achsel schlug und: „Ich muß Dich allein sprechen!“ ihm zuflüsterte. Alle Arten von Erfrischungen wurden nun herumgereicht, und bald fand sich eine Truppe herumziehender Equilibristen und Springer ein, die auf einem offnen Platze des Gartens ihre Künste zur Schau stellten.

Während die Gesellschaft sich von ihnen unterhalten ließ, führte Wilibald seinen Carlo in eine etwas abgelegne Laube. „Du bist nicht aufrichtig gegen mich, Carlo!“ — redete er ihn an, und drohte ihm lächerlich ernsthaft mit dem Finger. Carlo erröthete ein wenig und erwiederte: „Was meynst Du denn hier?“

Wilibald. Willst Du mir Deine Sün-

den reuig bekennen, oder soll ich sie Dir vorhalten?

Carlo. Welche Sünden?

Wilibald. Gut denn, Verstockter! — Du hast Dich selten gemacht bey uns. Willst Du wissen, weswegen?

Carlo versuchte, sein Außenbleiben zu entschuldigen.

Wilibald (ihm den Mund zuhaltend) Willst Du wissen, weswegen? — Antwort: Weil Du meiner schönen Freundinn zu tief in die Augen gukt hast!

Ein hohes Feuerfarb überzog Carlo's Wangen. Dieß kam ihm zu unvermuthet, als daß die Befremdung, welche er zu erkünsteln bemüht war, nur im mindesten gelingen konnte.

„Gieb Dir keine Mühe!" — fuhr Wilibald fort — „noch sind Wilibalds Augen scharf genug, und — war auch der Freund

zurückhaltend gegen den Freund, so war es doch nicht die Freundinn!“

Carlo stand wie im Traume und wußte nicht, was er sagen sollte. Endlich gelang es ihm, ein: „Wie verstehst Du das?“ hervorzubringen.

Wilibald (ihm freundlich die Hand drückend.) Wie? Du solltest nicht wissen, daß bey Lauretten nicht ich, sondern Du der Glückliche bist? Solltest in der schmachtenden Blässe ihres Gesichts den geheimen Kummer über Deine anscheinende Unempfindlichkeit und den Schmerz über Deinen bevorstehenden Abschied nicht einmal ahnden?

Carlo sah ihm scharf ins Auge und erwiederte langsam: „Und das alles erfahr' ich von Dir? — Gesezt auch, Du hättest Recht — Wilibald! ich kann mich auf Augenblicke vergessen, aber zum Verräther an Dir werde ich nie!“

Wilibald. Hab' ich Dich deſſen ſchon beſchuldigt? oder ſiehſt Du den geringſten Unwillen auf meinem Geſicht? — Aber pfui! wie kommen wir auf ſo etwas? Es war nicht meine Abſicht, Dich zu kränken. Dich zu beneiden oder verdrängen zu wollen, wird mir nie einfallen. Alſo — ſey aufrichtig gegen mich! Hat mich die Natur, da ſie die Rollen vertheilte, nicht zum Liebhaber erwählt, ſo mag' ich doch wohl zum Vertrauten!

Carlo (einen Schritt zurücktretend.) Ich werde irre an Dir, Wilibald! Ich hielt Dich bis jezt für einen Mann von Ehre, und Du ſollteſt — ?

„Erſpare Dir künftige Reue!" — antwortete Wilibald, und zog Carlo halb mit Gewalt auf eine nahe ſtehende Gartenbank. — „Komm, ſetz' Dich zu mir! Höre mich an, aber unterbrich mich nicht! Die Zeit, wo wir nicht vermißt werden, iſt kurz! — Wie? könn-

test Du wirklich Deinen Willibald für so blödsichtig oder für so lächerlich eingebildet hal ten, daß er glauben sollte, mit dieser Aesops Figur" — hier sprang er auf und drehte sich possierlich einigemal herum — nur auf einen Augenblick ein Weib zu sessein, wie Laurette ist?

Carlo. Doch sagte es längst das Ge rücht, und —

Willibald. Du sollst mich nicht unterbrechen! — . Wahr ist es, daß ich eine Zeit lang bey Lauretten wohne und für ihren Liebhaber gelte. Wahr ist es, daß meine heitere Laune ihr angenehm ist, und daß auch ich an ihrem geistreichen Umgange Geschmack finde. Aber das ist auch Alles! Das weitere — Lau rettens Gatte, einer der reichsten hiesigen Ju weliere, war, so lange er lebte, mein Wohnhater; ein von ihm mir hinterlassenes ansehnliches Le gat hat mich in diesen Wohlstand und in dies

glückliche Unabhängigkeit versezt. Nach seinem Tode verliebte sich der Cardinal *******, der sich einbildet, durch sein glattes Gesicht und seinen schönen Fuß allen Töchtern Eva's unwiderstehlich zu seyn, in die reizende Wittwe. Seine Leidenschaft, verbunden mit der lächerlichsten Eigenliebe, verleitete ihn zu den größten Zudringlichkeiten gegen Lauretten, und diese wußte ihn nicht beißender dafür zu bestrafen, als daß sie, einverstanden mit mir, mich von nun an vor den Augen der Welt als ihren begünstigten Liebhaber behandelte. — Wird Dirs helle, Carlo?

Carlo. Es fängt an zu dämmern; nur begreife ich nicht —

„Für mich" — fuhr Wilibald mit weicherer Stimme fort — „ist das Glück der Liebe nur ein Dichtertraum. Nie könnt' ich für ein häßliches Weib Zuneigung fühlen, und ein reizendes kann mich nie erträglich finden.

Wie? und diese Laurette sollte ich in Fesseln schlagen wollen? Der schöne Sommervogel ist geschaffen, daß er flattre im Hauche des Frühlings und um die Blumen gaukle — nicht, daß ein roher Knabe die bunten Fittige zerreiße, oder ein Sammler die seltne Farbenmischung hinter der Glasscheibe bewundre!"

Carlo. Aber bey diesen Grundsätzen und bey Deinen glücklichen äußern Verhältnissen — wie war es Dir möglich, Lauretten zu heirathen?

Wilibald (in ein lautes Gelächter ausbrechend.) Habe ich das? Hast Du oder sonst jemand der Trauung beygewohnt?

Carlo. Sollt' es möglich seyn! — dieß alles wäre also —

Wilibald. Ein Netz, um Dich Flüchtling einmal zu fangen, mich einen Abend mit Dir und unsern Freunden zu freuen, in Deinem Glück glücklich zu seyn! — Du weißt

nun, was Du wissen sollst. Das übrige ist Deine Sache!

Kaum hatte er geendigt, als er Carlo unterm Arm nahm und nach dem Gartensaal führte, der unterdessen mit farbigen Lampen erleuchtet worden war. Die Gesellschaft hatte sich bereits nach freier Willkühr in bunte Reihe geordnet; die Tafel war mit Blumen verziert und mit den ausgesuchtesten Speisen, mit den feinsten Weinen reichlich besezt; das magische Rosenlicht der Lampen auf dem dunkelgrünen Grunde von natürlichen Zweigen verschönerte alle Gegenstände und that die bezauberndste Wirkung. Carlo und Wilibald nahmen neben Lauretten die obersten Sitze ein; sie blickte dann und wann Carlo verstohlen an, und eine hohe Röthe überflog jedesmal ihr schönes Gesicht. Nach und nach begeisterte der edle Cyprier und Syracuser die sämtlichen Gäste; das Gespräch wurde lebhafter und allgemeiner;

frohe Laune herrschte überall. Eben ward bey Gelegenheit einiger Sonnette, die ein mit anwesender Improvisatore zum Lobe der vermeintlichen Braut und einiger Gäste hergesagt hatte, die Unterredung überhaupt auf die Dichtkunst geleitet. Jeder rühmte seine Lieblingsdichter und pries die Sänger seiner Nation.

„Ich meiner Seits" — hub Carlo endlich mit überströmendem Feuer an *) — „kenne nur drey Dichter, die nach meiner Empfindung als Meister in ihrer Kunst anzusehen sind. Ich spreche hier nicht von den Dichtern meines Vaterlandes, weil es Anmaßung und Partheilichkeit scheinen würde, wenn ich, wie ich gar wohl könnte, diesen drey großen

*) Für alles, was Carlo hier und in der Folge, hingerissen von der Hitze des Streits behauptet, wird wohl niemand den Erzähler verantwortlich machen. Der Leser prüfe und sondere das Wahre von dem Falschen oder Uebertriebenen.

Ausländern eine gleiche Anzahl meiner Landsleute entgegen setzen wollte. Also — jene Dichter, welche ich, ohne die vaterländischen jetzt in Anschlag zu bringen, als die größten aller Nationen und aller Zeitalter verehre, sind Homer, Ossian und Shakespeare. Diese allein sind die gewaltigen Geister, die mit schaffender Allmacht ihre Welten aus dem Chaos rufen. Diese allein zeigen uns nicht, wie durch eine Zauberlaterne, bunte, liebliche Gestalten an der Wand, sondern sie führen uns, gleichsam als Mitgeschöpfe ihrer Welten, mitten in das lebendigste Leben, reißen uns durch Himmel und Hölle, bevölkern mit den Geburten ihrer Phantasie wesenleere Räume, und zwingen uns, daß wir — nicht nur glauben an die Geschöpfe ihres allmächtigen Athems — sondern sie fühlen und gleichsam mit Händen greifen. Diese allein sind originell, einzig, unerschöpflich, unerreichbar; alle

übrige modelten das, was sie von jenen Götterſöhnen empfiengen, in unzähligen bald mehr, bald minder gelungenen Formen nach; alle übrigen halte ich für Nachahmer oder für unbedeutend!"

Hier konnte Baſtiani, ein Römiſcher Antiquar, der Oſſian und Shakeſpeare freilich kaum dem Namen nach kannte, ſeinen Unwillen nicht länger bemeiſtern. Das Gerücht erzählte von ihm, daß er alljährlich nach dem Grabe Virgils wallfahrte, um an dieſer heiligen Stätte eine Art von Andacht zu verrichten; aber auch dagegen manches dort angeblich gewachſene Lorbeerreiß als eine heilige Reliquie an reiſende Ausländer theuer genug zu verhandeln wiſſe. *) Dieſer alſo un-

*) Nach dem Bericht neuerer Reiſenden werden die Lorbeerſchößlinge, ſo ſich jezt bey dem angeblichen Grabe Virgils, (auf dem Berge Poſilipo, ohnweit Neapel) finden, von den Eigenthümern des Orts auf

terbrach hitzig Carlo's Rede, und versuchte, für seinen göttlichen Dichter den Ehrenplatz neben Homer zu erkämpfen. Aber Carlo ließ sich durch Bastiani's salbungsvolle Lobrede auf den Schwan von Mantua nicht irre machen, sondern nannte den Sänger der Aeneide den sclavischsten aller Nachahmer, bey dem, einige Nebenfiguren, z. B. die Episode *) von Nisus und Euryalus ausgenommen, durchaus nichts Vortreffliches sich finde. „Nur drey nannte ich Meister" — fuhr er dann fort — „und wer wollte es wagen, neben diesen mächtigen Geistern einen vierten zu nennen? Wessen Gedichte ergreifen so wunderbar, so gewaltig jedes fühlende Herz? wel-

Eigennutz dahin gesteckt, sprossen aber keinesweges aus der Wurzel eines alten Lorbeerbaums hervor, der nach einer lieblichen Volkssage ehedem auf diesem Grabe gegrünt haben soll.

*) Aeneide B. 9. V. 176 — 449.

cher ſchlägt ſo tief in die geheimſten Schätze irdiſcher und überirdiſcher Naturen ein? mit weſſen Luſtgebilden fahren wir ſo auf den Wolken einher? mit weſſen Helden kämpfen, ſiegen, frohlocken, ſchaudern, zittern, weinen und ſterben wir?"

„Hier wollt' ich euch haben!" — entgegnete Baſtiani mit Siegerſtolz— „Habt ihr das vierte Buch der Aeneide geleſen?"

„Nicht geleſen allein, ſondern ich kann es auswendig" — antwortete Carlo — „aber was iſt die unglückliche Eliſſa anders, als eine ſchöne, hervorſtechende Nebenfigur, die nur dazu dient, die Wirkung des Ganzen zu ſchwächen, ja den Helden des Gedichts ſelbſt verächtlich und verhaßt zu machen? — Ha! dieſer Aeneas, der dieſe Dido verlaſſen kann, die den herumirrenden, hülfloſen, ſchiffbrüchigen Abentheurer ſo rein menſchlich, ſo edel, ſo mitleidsvoll aufnahm — dieſe

Dido, in deren argloses Herz er durch gleißende Worte sich eingeschlichen, von deren Schwäche er jeden Gebrauch gemacht hatte — diese Dido, die ihre Krone, ja den ganzen Erdkreis für seine Liebe dahingegeben hätte — diese Dido, die seine Flucht nicht überleben konnte — sagt, was ist dieser Aeneas anders, als ein herzloser, heuchlerischer Bösewicht, an dem man nach der Abfahrt von Carthago nicht den mindesten Antheil nehmen kann? — Hört sie doch nur an" — fuhr er mit Begeisterung fort, indem er hitzig ein Glas leerte, und die Verse theils aus der Ursprache anführte, theils übersezte — „hört sie doch nur an, die arme Betrogene, *) wie sie dem Aeneas seine Treulosigkeit vorhält, wie sie für den Verräther noch immer liebevoll besorgt ist! wie sie bey ihren Thränen,

*) Aeneide 4. B. V. 304. f.

bey seinen heiligen Schwüren, bey allem, was sie ihm je Gutes erzeigt, bey allem, was ihm je süß und theuer an ihr gewesen, den Grausamen beschwört, sie nicht zu verlassen! wie sie sogar zu seiner Erbarmung ihre Zuflucht nimmt, die Gefahren ihm vorstellt, die nach seiner Abreise ihr drohen, ja zuletzt — die Aermste! — sich weniger elend wähnt, wenn sie einen Sohn von ihm, einen Abdruck seiner heuchlerischen Mienen, nach seiner Flucht an ihr gebrochnes, schändlich geopfertes Herz drücken könnte. — Ha! wessen Gemüth dadurch nicht gerührt, wessen Auge dadurch nicht in Thränen aufgelöst wird, den muß keine weibliche Brust, Hyrkaniens Tigerinnen müssen ihn aufgesäugt haben! *) — Und nun, was antwortet der kalte Unmensch

*) Selbst der Kirchenvater Augustin konnte die Klagen der Dido nie ohne Thränen lesen. G. M. Ant. Maioragii Oratt. Praef. VIII.

Aeneas? — „Nie werd' ich, o Königinn! leugnen, daß du alles, was du weitläuftig mir vorgerechnet, an mir gethan haſt; gern werd' ich immer an Eliſſa zurück denken; aber — —" Habt ihr nicht genug an dieſer ächt diplomatiſchen Einleitung? — O bey allen Göttern des Olymps! dieſer Aeneas verdiente es nicht, für den Urvater jener glorreichen Nation gehalten zu werden, die Fabier und Scipionen unter ihren Bürgern ſah; nur dieſe Nachkommenſchaft iſt ſeiner würdig, die mitten unter den rieſenhaften Denkmälern ihrer unſterblichen Ahnen —

Carlo hatte im Strom ſeiner Rede vergeſſen, daß mehrere der Anweſenden geborne Römer waren. Wilibald gab ihm einen warnenden Wink; er ſchwieg, und Baſtiani ergriff, ohne, wie es ſchien, auf die lezten Worte beſonders zu achten, die mit Ungeduld erwartete Gelegenheit, noch den lezten, ver-

zweifelten Angriff zu wagen. Er schilderte weitläuftig des frommen Aeneas lobenswürdigen Gehorsam gegen den Willen der Götter, und seine heldenmüthige Standhaftigkeit gegen verführerische Lockungen; aber sey es nun, daß er wirklich für eine schlimme Sache focht, oder daß er weniger, als sein Gegner, die Kunst verstand, auf seine Zuhörer zu wirken — genug! keiner der Gäste schien seinen Worten Beyfall zu geben. Carlo, dem dieses nicht entgieng, verfolgte den errungenen Sieg. „Sie haben uns beyde gehört, meine Herren und Damen!" — rief er aus — „urtheilen Sie nun, welcher Recht habe. Ein großer Mann kämpft gegen das Schicksal und trozt, wenn es seyn muß, wie Prometheus, selbst den Göttern! Wer aber ein zärtlich liebendes Weib aus Eigennutz und mit kalter Ueberlegung verlassen, wer ein Weib, dessen süsseste Hoffnungen nur auf den Edelmuth des

Geliebten sich gründen, treulos hintergehen kann, ist kein Held, sondern ein Niederträchtiger!"

Ein lautes Beyfallsgeklatsch erhob sich von einem Ende der Tafel bis zum andern; aus Laurettens Kopfputz, die unverwandten Blicks Carlo zugehört hatte, fiel eine Rose in den Busen; sie drückte sie, wie begeistert, an die schöne Brust, warf sie in Carlos Becher, und ein feuriger Blick, ein rascher Händedruck überzeugte ihn, daß sie alles, was er von Aeneas und Dido gesagt hatte, auf ihr Verhältniß mit ihm bezog. Carlo gerieth zwar hierdurch in einige Verlegenheit; doch war der Eindruck seiner Rede auf alle Anwesende, besonders auf Lauretten, seiner Eigenliebe höchst schmeichelhaft, und dieß frohe Gefühl erreichte den höchsten Gipfel, als ihm ein aufwartender Knabe von unbekannter Hand einen Lorbeerkranz überbrachte, mit der

mit Bleyſtift gekritzelten Aufſchrift: „Dem glücklichen Vertheidiger der unglücklichen Eliſſa!“

Baſtiani verſuchte unterdeſſen noch immer, das Wort zu erhalten; allein, da ihn niemand anhören mochte, ſezte er ſich mit dem wohl nie übler angebrachten Gemeinſpruch: „Den Göttern gefiel der ſiegende Theil, der beſiegte dem Cato!“ verdrüßlich nieder, und ertränkte für dießmal ſeinen Unwillen in feurigem Syracuſerwein. Dieſer übte auch ſeine wohlthätige Macht an den übrigen Gäſten. Immer rauſchender wurde der Jubel, immer lauter das Gelächter; Küſſe wurden geraubt und gegeben; Blumen und Zuckerkörner flogen umher; mancher vorher ſittſam verſchleierte, oder doch von einem Strauße beſchattete Buſen verdrängte, wer wußte auch, wie? ſeine Hülle; Inſtrumente wurden herbeygeholt, Loblieder der Schönheit, des Weins

und der Liebe bald von einzelnen Stimmen, bald im mächtigen Chore gesungen, und indem Wilibald, gleich dem Vulkan beym Homerischen Göttermahle *), den Mundschenken machte rückte Laurettens Knie immer näher an das Knie des entzückten Carlo, ihre Hand kam fast nie aus der seinigen, und ihre beredten Blicke versprachen ihm eine Gewährung, für welche bey feiner empfindenden Menschen eine andere Sprache nicht vorhanden ist.

Eben da Laurette in süßer Vergessenheit ihrer selbst den Lorbeerkranz auf Carlo's Locken befestigte, wurde am untersten Theile der Tafel nach einem kurzen Geräusch, worauf die glücklichen Liebenden wenig achteten, mit lauter Stimme Stille geboten. „Hört sie, die liebliche Sängerinn!“ ruften die

*) Iliade 1. Ges. V. 595. f.

Jünglinge. „Hört die liebliche Schweſter!“ wiederholten die Mädchen. „Serena wird ſingen!“ ertönte es um die ganze Tafel; es entſtand eine tiefe Stille; alle Augen wandten ſich nach ihr hin. Auch Carlo ſah auf; ſeine Blicke blieben an der ſchönen Sängerinn, die er bis jezt gänzlich überſehen hatte, wie bezaubert hängen; ſeine freude- und liebetrunkenen Sinne ermannten ſich. Gleich einer himmliſchen Erſcheinung ſtand ſie da, ein kaum ſechzehnjähriges Mädchen von zarter, ſchlanker Geſtalt, die blonden Haare in künſtliche Flechten geſchlagen, das weiße Gewand mit Pfirſich- oder Mandel-Blüten mahleriſch bekränzt, und des jungen Buſens reizende Formen von den anſchließenden Falten eines blaßgrünen Ueberwurfs faſt verhüllt, eine zierliche Laute im ſanftgerundetſten, blendendſten Arm haltend. Leicht flogen die niedlichen Finger durch die goldnen Saiten, und nach einem

kurzen Vorſpiel fiel ihre ſüßtönende Stimme ein. Das Lied, welches ſie ſang, war durch ſeine rührende Einfachheit höchſt gefällig, und enthielt den Wettſtreit zwiſchen der rothen und weißen Roſe, welchen eine junge Hirtin endlich zum Vortheil der leztern entſchied. In der lezten Stanze rühmte ſie alle Eigenſchaften, welche ſie beyden Roſen beygelegt hatte, mit einer artigen Wendung von Lauretten, als der Königinn des heutigen Feſts, und beſchloß mit einem kurzen Glückwunſche.

Kaum hatte Serena mit niedergeſchlagenen Augen ſich niedergeſezt, als alle Gäſte in den lebhafteſten Beyfall ausbrachen. „Himmliſch! göttlich!“ klang es durch den ganzen Saal; auch Carlo ſtimmte ſchwärmeriſch bey. „Ach! man ſollte ſie küſſen!“ ſeufzte der ihr nahe ſtehende Wilibald aus tiefer Bruſt, und alle Anweſende, die augenblicklich an den Contraſt zwiſchen Serena und Wilibald

dachten, erhoben faſt unwillkührlich ein ſchal-lendes Gelächter. Serena, welche die hierinn liegende Demüthigung für Wilibald in ihrer innerſten Seele fühlte, rief: „Dem Wirth geziemt es, mich zu lohnen!“ und beugte den ſchönen Hals nach dem faſt anſer Faſſung gebrachten Wilibald hin. Der Leſer denke ſich ſelbſt die Wirkung dieſes, unter dieſen Umſtänden zwiſchen dem ungleichſten Paare gegebenen Kuſſes! Nie war vielleicht das Rührende ſo innig mit dem Lächerlichen verbunden, und dieſe Miſchung brachte daher auch bey den Gäſten, je nachdem ſie feiner oder gröber empfanden, die entgegengeſezteſten Gefühle hervor. Carlo war aufs lebhafteſte von der Genugthuung, die das edle Mädchen ſeinem, nur durch einen Fehlgriff der Natur unglücklichen Freunde gewährte, bewegt; ſein ganzes Herz trat in ſeine Augen, die er ſanftſchwärmend auf der himmli-

schen Sängerinn ruhen ließ. Es entstand eine kleine Pause; alle lobten Serena, und Wibald sah sich endlich, um die für sein Freudenmahl nicht passende Stimmung zu unterbrechen, genöthigt, von Serena auch für seine Gäste ein gleiches Recht zu verlangen, welches diese nach seinem Vorschlage durch einen Abgesandten ausüben sollten. Mit lächerlichem Ernste schritt man zu einer Volkswahl, und wurde endlich darüber einig, daß Carlo, als einem Fremden und des Bräutigams vertrautesten Freunde, diese Ehre zugestanden werden solle; aber ehe man noch die getroffene Wahl proclamiren konnte, war die liebliche Sängerin unter dem Getümmel verschwunden.

In Carlo's Seele, der Serena's Entfernung zwar bemerkt, aber bey der Wahl sich ganz gleichgültig verhalten, und seine Stimme fein genug dem immer noch erbitterten Ba-

ſtani gegeben hatte, wogte es ſtürmiſch auf und ab. Gewiß war auch ſeine Lage höchſt ſonderbar! Von den feurigen Wallungen eines zur Liebe geſchaffnen Weibes, das auf ſeine Sinne den lebhafteſten Eindruck gemacht hatte, freundlich beſtürmt und des vollkommenſten Sieges im Voraus gewiß — und nun auf einmal von einer andern, ihm überirdiſch dünkenden Geſtalt zauberiſch angezogen; bey jener dem Lohn der Liebe ſo nahe — von dieſer kaum den Namen wiſſend — wie konnte er anders, als mit ſich ſelbſt uneins ſeyn? Zwar beſaß er Artigkeit genug, um gegen Lauretten ſeine Empfindungen zu verbergen, und bey ihr noch immer die Rolle des entzückten Liebhabers zu ſpielen; doch gelang es ihm nicht ſo ganz, daß nicht Laurette manchmal ihr Auge prüfend auf ihn gerichtet, und die erkünſtelten Ergießungen ſeines Herzens etwas lauer, als vorher, gefunden hätte, wovon ſie jedoch, ſtolz auf ihre

fliegende Schönheit, den wahren Grund nicht entdecken konnte. Auch Carlo war scharfsichtig genug, sie zu errathen, und an ihr eine gewisse, bis jezt fremde Laune gewahr zu werden. Er ließ sich daher absichtlich ein Glas nach dem andern aufnöthigen, und klagte dann sehr täuschend, daß er, als ein Fremdling, den Feuergeist dieser Weine noch nicht zu besiegen gelernt habe, und eine Anwandlung von Kopfschmerz empfinde.

Schon war Mitternacht längst vorüber, und die halbberauschten Gäste drangen stürmisch auf die eben nicht zum Scherz gestimmte Lawrette ein, um sie in die Brautkammer zu führen, als der angebliche Bräutigam einen Stuhl bestieg, und das ganze Hochzeitfest für einen blinden Lärm, sich selbst aber für einen geschwornen Hagestolz erklärte, auch die werthe Versammlung wegen des gespielten Betrugs, wozu Freund Carlo ihn genöthigt habe, um Verzeihung

bat. Es erfolgte abermals ein unmäßiges Gelächter; alles neckte mit den ausgesuchtesten Spöttereien den lächerlichen Redner, aber alles umarmte ihn auch für den drolligen Einfall und dankte ihm für den fröhlichen Abend. Nach und nach verlor sich die Gesellschaft, theils in einzelnen glücklichen Pärchen, theils in vollzähligern Abtheilungen; auch Lauette fuhr mit einigen Freundinnen nach der Stadt; nur Carlo und Wilibald blieben auf dem Landguthe zurück. Beym lezten Schimmer der schon erblassenden Sterne sezten sich die beyden Freunde unter einen hohen Platanus, Wilibald bedauerte Carlo gutmüthig wegen seines vorgeblichen Kopfschmerzes, konnte sich aber doch nicht enthalten, ihn zuweilen mit bittern Sticheleyen über eine verlorne Gelegenheit aufzuziehen. Carlo wollte an sich wahrgenommen haben, daß er, wenn der Wein anfange ihn zu bemeistern, noch mehr trinken

müsse; eine frische Flasche vom Besten wurde herbeygeschafft, und Carlo suchte Wilibald nach und nach über die schöne Sängerinn auszuforschen. Aber kaum hatte er ihren Namen genannt, als es in Wilibalds Kopfe völlig Tag wurde. „Sieh! sieh!“ — rufte er hitzig aus — ‚hab ich mich doch nicht betrogen, Wankelmüthiger! Die liebliche Kleine hat Dich gefangen — Psyche hat über Cythere gesiegt!“ Mit der gutherzigsten Zudringlichkeit wußte er Carlo sein Geheimniß abzulocken, der ihm endlich gerührt um den Hals fiel. „Ich kann nicht abreisen“ — rief er aus — „mag daraus entstehen, was immer wolle! Ich bleibe bey Dir, Bruder meiner Seele! Hilf mir — rathe mir — wer ist diese Serena?“

Hierüber konnte nun freilich Wilibald nicht sofort Auskunft ertheilen; er hatte nur einige seiner Freunde selbst eingeladen, und diesen nach seiner Gewohnheit überlassen, als

les, was ihnen lieb wär, Freunde, Freundinnen und Geliebten mitzubringen. Doch versprach er, möglichſt genaue Erkundigung einzuziehen, und umarmte Carlo mit unſinniger Freude für den Entſchluß, den Prinzen allein reiſen zu laſſen. Pläne wurden gemacht und verworfen, und da Carlo auf keine Weiſe hoffen konnte, mit des Prinzen Erlaubniß zurückbleiben zu dürfen, ſo kam man endlich überein, daß er kurz vor dem Antritt der Reiſe verſchwinden, und auf Laurettens Landguthe ſich verborgen halten ſolle. Alles gieng, wie wir im Engange gehört haben, glücklich von Statten, und nur erſt, da Carlo durch ſeine Kundſchafter von den geſchehenen Nachforſchungen und der Unruhe ſeines fürſtlichen Freundes Nachricht erhielt, meldete er ihm, unter den feurigſten Dankbarkeits-Verſicherungen und den ſcheinbarſten Entſchuldigungsgründen, ſeinen Entſchluß, aber auch

zugleich die Unmöglichkeit, seinen jetzigen Aufenthalt zu entdecken. Willibald gewann durch eine kleine Gabe einen Franziskaner, das Billet im Hotel des Prinzen zu übergeben.

Zweites Buch.

Da der Prinz Rom verlassen und Carlo den alten treuen Thomas nebst den vollgültigen Wechseln aufgefunden hatte, bezog er unter Wilibalds Vermittlung eine kleine artige Wohnung, und lebte theils daselbst, theils in Laurettens Hause, angeblich als ein deutscher Maler. Seine Verhältnisse gegen Lauretten blieben immer in den Schranken einer vertrauten Freundschaft; aber er suchte jede Gelegenheit zu vermeiden, mit ihr allein zu seyn. Ob dieß in der Folge ihm immer gelang, oder ob er immer stark genug war, ein solches Gelingen zu wünschen, sey an seinen Ort gestellt. Genug Laurette blieb sei-

ne Freundinn, und ſie lebten mit einander in einer Art von geſchwiſterlicher Eintracht. Sein ganzes beſſeres Selbſt hingegen war unaufhörlich mit Serena's Bilde erfüllt; er liebte ſie, wie der Schwärmer eine Heilige anbetet, deren Erſcheinung nur Auserwählte beglückt. Einige Wochen über waren alle Erkundigungen nach ihr fruchtlos. Man kannte wohl ſeit einiger Zeit die Sängerinn Serena, aber niemand wußte ihren Familiennamen oder ihre Wohnung anzugeben. Bey jenem Gaſtmahle waren mehrere junge Künſtler zugegen geweſen, die man ſelbſt nicht aufzufinden wußte; einer von dieſen mußte ohne Zweifel Serena mitgebracht haben. Endlich, ja endlich trat Wilibald eines Morgens mit einem Freudenſprunge in Carlo's Zimmer. „Gefunden! gefunden!“ — rief er dieſem zu — „aber“ — — und bey dieſem Aber ſchüttelte er bedenklich den Kopf. Nach vielen Unterbrechun-

gen erfuhr Carlo, was wir unſern Leſern im Auszuge mittheilen wollen.

Serena war die jüngſte Tochter eines frühzeitig verſtorbenen Muſikmeiſters, Namens Spinaſſi. Er hatte ſeine Gattin Maria immer ſehr unwürdig behandelt, und nebſt zwey Töchtern in der größten Dürftigkeit hinterlaſſen. Die Wittwe ernährte anfänglich ſich und ihre Kinder durch die Arbeit ihrer Hände. Da aber die ältere Tochter, eine feurige Brünette, heranwuchs, wurde die Mutter mit einer Gliederkrankheit befallen, wobey ſie zwar herumgehen, aber wenig oder nichts verdienen konnte. Gianetta mußte nunmehr die Sorge für ihre kranke Mutter und für die jüngere Schweſter übernehmen. Sie erwarb einige Zeit durch weibliche Arbeiten den nothdürftigſten Unterhalt; aber ihre täglich ſich vervollkommenden Reize bewogen einige angeſehene Maler, ſie bey ihren Kunſtwerken zum Modell

zu wünschen. Gianetta entschloß sich dazu nach Ueberwindung einiger Bedenklichkeiten, und da Serena dem reifern Alter sich näherte, geschahen auch wegen dieser ähnliche Anträge. „Ob sie sich dazu verstanden" — so schloß Wilibald seine Erzählung — „habe ich nicht erfahren; aber so viel weiß ich, daß mir — mag es nun seyn, daß ich noch immer zu schweizerisch über die Sache denke! — daß mir, will ich sagen, wenn ich jemals lieben könnte, und von meiner Herzens-Königinn etwas ähnliches erführ, dieser Umstand sehr bedenklich seyn würde!"

Auch Carlo gieng es nicht anders. Seine Freude, von Serena Nachricht zu erhalten, wurde durch diesen Zusatz nicht wenig verbittert. „Es kann nicht seyn! ihr Auge sagte es mir, es ist nicht!" rief er endlich aus, und beschloß, das Zartgefühl des geliebten Mädchens auf die Probe zu stellen. Er traf mit

Wilibald Abrede; dieser gieng zu der Witt we Spinassi, und versprach dreißig Zechinen, wenn Serena einem seiner Freunde zum Modell dienen wollte. Serena war eben ausgegangen; ihre Mutter und Schwester er staunten über das ansehnliche Gebot, und woll ten noch nichts versprechen, baten ihn jedoch, auf den Abend wieder zu kommen. Mit ängst lich klopfendem Herzen schlich Carlo selbst ge gen Abend in die Wohnung der Wittwe, fand den bezeichneten Vorsaal und die Stubenthüre halb offen stehend. Da er ein heftiges Ge spräch vernahm, lauschte er, und hörte ungefähr folgendes:

Serena. Quälen Sie mich nicht länger, liebe Mutter! über etwas, das mir unmöglich ist. Eine innre Stimme zwingt mich, bey meinem Entschluß zu beharren. Lieber will ich sterben, als — o haben Sie Mitleid mit mir!

Gianetta. Schweig, Närrin, mit solchen Bedenklichkeiten! Denke doch nur, welche Summe! So viel habe ich nie erhalten! — Oder glaubst Du etwa, Du bist besser, als ich? glaubst Du, was ich that, sey für Dich entehrend? Wer trug Dich, da Du noch so klein warst, selbst noch ein Kind, auf den Armen? wer wartete und pflegte Dich? Und wer war deine Ernährerinn, da die Mutter nichts mehr verdienen konnte?

Serena. Liebe, liebe Gianetta! Du warst es! Du!

Gianetta. Wer arbeitete, wenn Du lasest oder die Laute lerntest? wer puzte Dich als ein Kind wie eine Puppe heraus? wer verdiente das Geld zu den Kleidern des erwachsenen Mädchens, und zwang dir es auf?

Serena schluchzte laut und konnte nicht antworten.

Gianetta. Und womit verdiente ich

faſt alles? Und wirſt Du nie daran denken, auch das Deinige zu unſrer Erhaltung beyzutragen? Jezt haſt Du Gelegenheit — die Mutter wird Dich begleiten — niemand kann dabey etwas nachtheiliges denken! — Sollte auch die Art des Erwerbs etwas widriges haben, ſo wird er doch durch die Anwendung geadelt. Wollteſt Du Dich ſchämen, für eine Mutter und Schweſter Geld zu verdienen?

Serena. Sterben kann ich für Euch; blutig will ich meine Finger arbeiten, Nächte durchwachen — aber, was Ihr jezt von mir verlangt, kann ich nicht!

Länger konnte Carlo ſich nicht halten; er näherte ſich dem niedrigen, doch artig aufgepuzten Zimmerchen, und warf einen Blick durch die Thürſpalte. Wenn es wahr iſt, daß man aus den äußern Umgebungen eines Menſchen mit Zuverſichtlichkeit auf ſein Inneres ſchließen kann, ſo war der Anblick dieſes Stüb-

chens für seine Bewohnerinnen äußerst vortheilhaft. Alle Geräthschaften, so gering sie auch waren, zeigten von der netteſten Reinlichkeit; Vorhänge und alles Leinenzeug glichen dem frischgefallnen Schnee; einige große Gemälde hiengen an der Wand; die Mutter, eine Funfzigerinn, bey der selbst die Krankheit die Spuren ehemaliger ausgezeichneter Schönheit nicht verwischt hatte, saß im einfachen schwarzen Matronenhabit auf einem bequemen Lehnstuhle, und hatte ein aufgeschlagnes Buch vor sich liegen. Näher am Fenster, unter dem Schatten einiger Blumenstöcke, arbeiteten die beyden schönen Töchter, blos im leichten Mieder und mit aufgeschlagnen Hemdärmeln; neben Gianetta hieng ein Stickrahmen; über Serena ihre Laute. Alles war so friedlich, so heimlich, daß Carlo mit bebendem Finger nur ganz leise anpochte. Serena kam an die Thür, und sah, da sie ihn erblickte, nach kurz

zer Bewillkommung, voll Schaam und Bestürzung in die offenstehende Kammer.

Carlo trat mit einiger Verwirrung ein, brachte der Mutter nebst einem Gruße von Wilibald die Nachricht, daß dieser von seinem heutigen Verlangen abstehe, indem seinem Freunde eben eine andere dringende Arbeit übertragen worden sey, zählte aber auch zugleich dreißig Zechinen auf, zu deren Bezahlung sich jener für verpflichtet halte. Maria und Gianetta sahen einander einige Augenblicke verlegen an; doch da endlich Gianetta, von der ansehnlichen Summe geleckt, der Mutter winkte, und diese nach einigen höflichen Weigerungen das Geld anzunehmen entschlossen schien, stürzte Serena mit Thränen in den langen seidnen Wimpern zu ihren Füßen. „Nicht doch, liebe Mutter!“ rief sie schluchzend, und verbarg ihr glühendes Gesicht in Maria's Schooße. Ihr bis auf die Hüften rei-

chendes blaßgelbes Haar floß in schönen Wellen über die Achsel der Knieenden, der blendendste Nacken wurde sichtbar, das Abendroth warf durch die Blumen einen sanften Schein auf ihr Gewand — so würde Rafael Maria Magdalena gemahlt haben, ehe sie sündigte! Carlo war so überrascht und bezaubert, daß er eine Weile keine Worte fand. „Stehen Sie auf, holdes Kind!“ — sagte er endlich. — „Es war nicht die Absicht unsers gemeinschaftlichen Freundes, einem so fein fühlenden Herzen nur auf einen Augenblick wehe zu thun. — Wie aber“ — fezte er mit etwas furchtsamer Stimme hinzu — „würden Sie Sich wohl weigern, diese Kleinigkeit von einem wohlhabenden jungen Manne anzunehmen, wenn er diese für ihn unbedeutende Summe und vierteljährig eine ähnliche, ohne die mindeste Nebenabsicht und ohne sich je zu nennen, dazu bestimmt hätte, Sie künftighin vor

ähnlichen Anträgen zu ſichern, und zugleich eine ſo edle Familie von aller ängſtlichen Sorge zu befreyen? wollten Sie ihrem unbekannten Freunde dieß Vergnügen nicht gönnen?" Serena verbat auch dieſes, nicht mit Worten, nein! nur mit einem Blick, in welchem wehmüthige Freude und tief empfundener Dank mit holder Schaam und dem Gefühle eignen Werthes ſich vereinigte, und Carlo, den dieſer Blick überzeugte, daß ſie den unbekannten Freund ſogleich errathen hatte, hielt es für unſchicklich, länger in ſie zu dringen. Er ſtrich gleichgültig die aufgezählten Goldſtücke ein, ſuchte ein andres Geſpräch anzuknüpfen, und bat daher um Erlaubniß, die an der Wand hängenden Gemälde zu betrachten. Die Mutter und beyde Töchter, die das Feine ſeines Betragens fühlten, kamen auch ihrer Seits ſeiner Abſicht zu Hülfe. Gianetta führte ihn zu den Gemälden und verwickelte ihn in

eine lebhafte Unterredung; weniger sprach Serena, die sich unterdessen am Fenster mit Aufbindung einiger gelben Nelken beschäftigte. Carlo erkannte auf den ersten Blick in einem dieser Bilder seine angebetete Serena. Sie schien vor einigen Jahren gemahlt, und ihre Züge stellten den sanftverschmolzensten Uebergang von der Kindheit zur Jungfräulichkeit dar. Zu ihren Füssen spielte ein junges Lamm, das von ihr mit einer Guirlande von Feldmohn bekränzt wurde. Diese Gruppe aus der Unschuldswelt war etwas matt und fast durchsichtig gemahlt, sie schien mehr auf die Leinwand gehaucht, als mit dem Pinsel aufgetragen, mehr ein schön gedachter Gedanke, *)

*) Der englische Maler Reynolds rief — wiewohl in einem ganz verschiednen Sinne, als der Ausdruck hier gebraucht ist — vor einem Gemälde von Rubens in der Gallerie zu Düsseldorf entzückt aus: „Andere Gemälde sind gemalt, dieses ist mit Farben gedacht!“

als ein vollendetes Gemälde. Auf dem zweiten Bilde war mit kräftigern Pinsel ein junger Mann mit einem ausdrucksvollen Römergesicht vorgestellt, der auf einer vor ihm stehenden Staffelei Gianetta's Kniestück con amore eben vollendet zu haben schien. Carlo bemerkte gegen Gianetta mit schmeichelhaften Ausdrücken die treffende Aehnlichkeit ihres Gemäldes, und war eben im Begriff, auch Serena ein freundliches Wort zu sagen, als diese mit ihren zauberischen Augen ihm einen Wink gab, der um Verschonung zu flehen schien. Er brach daher nach einigen flüchtigen allgemeinen Bemerkungen über die verschiedne Manier beyder Künstler auf, und erbat sich die Erlaubniß, die angefangne Bekanntschaft fortsetzen und manchmal des Abends wiederkommen zu dürfen, die man ihm mit vieler Höflichkeit ertheilte. Daß er seine Besuche von nun an oftmals wiederholte, daß er und sein

Wilibald von der Wittwe bald als Hausgenossen angesehen wurden, bedarf wohl keiner Erwähnung. Von Tage zu Tage wuchs Serena's Zutrauen zu ihm, und bald waren sie, doch ohne daß es zu einer wörtlichen Erklarung gekommen wäre, völlig mit einander einverstanden. Doch mußte er selbst diese stillschweigende Verbindung nach Serena's Wunsche sowohl vor der Mutter, als vor Bianetta sorgsam verbergen. Nie gestand sie ihm hievon die Ursache ein; allein es war ihrerseits nichts weniger, als weiblicher Eigensinn, im Spiele.

Sie wurde von Kindheit auf von Bianetta, die zugleich über die Mutter eine Art von Obergewalt ausübte, mit der heftigsten Zärtlichkeit geliebt, aber auch oft mit der empfindlichsten Härte behandelt. Wem dieses ein Widerspruch scheint, der gehe hin, das weibliche Herz zu beobachten, und be-

denke, daß zwischen Gianetta und Serena, als Schwestern, oft Vergleichungen angestellt werden mußten. Gianetta war eine erobernde, Serena eine sanftrührende Schönheit; Gianetta war ungemein reizend, aber Serena's Gestalt weit feiner organisirt, und über ihr Gesicht war jene unnennbare Annehmlichkeit verbreitet, die jedes Auge, man weiß nicht, wie und warum? mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zieht. So geschahe es denn, daß oft bey einer solchen Zusammenstellung der ältern Schwester zwar die schmeichelhaftesten Lobsprüche ertheilt, die jüngere aber mit einer Zartheit behandelt wurde, die, je unwillkührlicher sie entstand, desto tiefern Eindruck auf Gianetta machte, und, ohne daß sie es sich selbst bewußt war, eine gewisse Bitterkeit in ihr Herz legte.

Die erste Gelegenheit, wo sie dieses selbst bemerkte, und — wir müssen ihr diese Gerech-

tigkeit wiederfahren laſſen — anfänglich darüber erſchrak, gab ein weitläuftiger Anverwandter, der bey der Wittwe Spinaſſi ſich auf einige Zeit eingemiethet hatte, und, trotz ſeines düſtern, menſchenſcheuen Weſens, eine ſolche Vorliebe für Serena faßte, daß er ihr in müßigen Stunden auf der Laute Unterricht gab, und bey ſeinem Abſchiede das im obigen beſchriebene Gemälde hinterließ. Gianetta, die bereits auf manchem öffentlich ausgeſtellten und bewunderten Gemälde, bald einer Göttinn, bald einer Heiligen zum Urbilde gedient hatte, wurde hierdurch auf das empfindlichſte gekränkt, und raſtete nicht eher, bis ein junger Römiſcher Künſtler, der ſie unſäglich liebte, ein Gegenſtück zu Serena's Bilde lieferte. Aber ſo ſehr auch dieſer feurige Liebhaber alle ſeine Kunſt aufgeboten, und ſo gut er ſeine Sache gemacht zu haben glaubte, da er neben Gianetta's

Bilde auch das seinige in den Tempel seiner Göttinn eingeschwärzt hatte, so war doch Glaunetta gleich anfänglich eben nicht allzudankbar, wurde aber hinterher, da jemand bemerkte, daß Serena's Bild eine weit rührendere Zusammenstellung enthalte, darüber so aufgebracht, daß sie mit dem zärtlich liebenden jungen Römer völlig brach, und, ob sie schon im Herzen ihm gewogen war, auch nachher, da er sie in etwas besänftigt hatte, sich doch ziemlich kalt und gleichgültig gegen ihn benahm. Bey Gelegenheit des von Wilibald angestellten Festes bat er sie um ihre Begleitung, und erhielt ihr Versprechen. Allein, da er diese Zusage mit Entzücken aufnahm, und als einen Beweis ihrer erneuerten Gunst ansah, änderte sie unter einem nichtigen Vorwande ihren Entschluß, und gab ihm die kleine Serena — wie sie sich ausdrückte — zur Begleiterinn mit, welches sie

doch bald, da sie von der Pracht jenes Gastmahls und der allgemeinen Huldigung hörte, welche ihrer Schwester zu Theil worden war, nicht wenig bereute.

Auch jezt, da Carlo, dessen Betragen, Gestalt und Vermögen allerdings die Wünsche eines jeden Mädchens erregen konnten, mit nicht geringer Wärme in die kleine weibliche Republik sich eingedrängt hatte, beobachtete sie mit Argus-Augen alle seine Worte und Blicke, und quälte, so oft er nur im mindesten Serena einen Vorzug zu geben schien, ihre Schwester, ja manchmal selbst ihre Mutter, mit einer unerträglichen Laune. Da Serena gegen Carlo nie darüber klagte, so konnte dieser anfänglich etwas ähnliches nur von fern ahnden, bis ein, dem Anscheine nach sehr geringer Vorfall ihm darüber volles Licht gab. Wilibald, der als Landschaftsmahler die lieblichen Landschaftsdichter seines Vater-

landes*) leidenschaftlich liebte, und einige ihrer Gemälde mit dem Pinsel nachzuahmen gesucht hatte, gab seinem Carlo diese Gedichte zu lesen. Dieser gewann die dichtenden Mahler in kurzem so lieb, daß er bald die mehrsten ihrer Gedichte auswendig wußte. Eines Abends, da er zu Serena kam, fand er diese — und, warum sollten wir es nicht hinzusetzen?— für ihren Carlo! besonders reizend gekleidet. Ein rosenfarbner Gürtel umschlang ihren Busen; ihr langes Haar wehte entfesselt dem Rücken hinunter. Carlo, der, wie wir ihn schon kennen, durch äußere Nebenumstände schnell gerührt wurde, hatte dieß kaum bemerkt, als er, indem seine Hand leicht über die seidnen Locken hinabglitt, mit zärtlicher Entzückung in die Worte ausbrach:

*) Die gleichfühlenden Freunde Matthison und Gatis.

„Wie ſich ihr Haar mit leichtem Niederwallen
In loſe Ringel ſchlingt,
Und, der Natur aus offner Hand entfallen,
Auf ihren Gürtel ſinkt!“ *)

Gianetta, die aus ſeinen Mienen auf den Sinn dieſer Worte ſchloß, und — kurzgelocktes Haar trug, verlangte eine Ueberſetzung, und obſchon Carlo, ein wenig betroffen, nicht eben den getreueſten Dolmetſcher abgab, ſo errieth ſie doch das Ganze, und warf auf Serena einen durchborenden Blick. Hiermit ſchien die Sache abgethan; aber am folgenden Tage fand Carlo den reizenden Magdalenenkopf ſeiner Geliebten in den lockigen Kopf eines Amors verwandelt. Serena hatte ihr ſchönes Haar, als ein Sühnopfer für Carlos Unvorſichtigkeit, der häuslichen Ruhe dargebracht!

*) S. das Gedicht Berenice von Gatis.

Diese kleinen häuslichen Zwistigkeiten abgerechnet, genoß Carlo in dem Hause der Wittwe Spinassi und bey der angenehmen Unterhaltung, die diese drey gebildeten weiblichen Wesen ihm gewährten, die glücklichsten Abende seines Lebens; er wußte nach und nach auf eine fast unmerkliche Art den Wohlstand dieser Familie zu erhöhen; manche nächtliche Stunde floß unter Gesang, oder bey Lesung eines Italiänischen Dichters unbemerkt dahin, und oft gieng Carlo erst bey Sternenlicht wonnetrunken nach Hause. Einst da er in der fröhlichsten Laune seinen Rückweg antrat, drangen zwey Halbvermummte, einer mit einem Dolche, der andere mit einem kurzen Degen bewaffnet, auf ihn ein. „Deutscher! vertheidige dich!" rief der leztere wüthend. Carlo warf seinen Mantel zurück, riß seinen Säbel aus der Scheide und verlangte Erklärung. Davon wollte aber der mit

dem Degen Bewaffnete nichts hören, sondern griff unter gräßlichen Flüchen ihn an, indessen der Dolchritter ihn hinterrücks zu verwunden suchte. Carlo, der einen Irrthum in der Person vermuthete, gieng anfänglich nur vertheidigungsweise zu Werke; aber da seine Gegner ihm immer näher auf den Leib drangen, gerieth auch er in Wuth, hieb fürchterlich um sich herum, und verwundete den von vorn Angreifenden am rechten Arm. Jezt glaubte Carlo, der Streit sey beendigt; aber wie ein Rasender warf jener den Degen in die linke Faust und erneuerte das Gefecht. Schon konnte Carlo sich seiner beyden Gegner kaum noch erwehren, als Wilibald mit einigen seiner gewöhnlichen Zechgesellen die Straße herauf kam. Kaum hatte dieser die Kämpfenden erblickt, als er, so geschwind er laufen konnte, nur mit einem starken Stocke versehen, mitten unter sie stürzte. „Carlo!

Baſtiani! Saluzzo! ſeyd ihr vom Teufel beſeſſen?" rief er aus. Carlo wich zurück; Baſtiani, der Dolchritter, entfloh durch ein Nebengäßchen; Saluzzo hingegen ſtieß Wilibald auf die Seite, und wollte von neuem auf Carlo eindringen. Aber ſeine ſtarke Verblutung verurſachte ihm eine Ohnmacht; Wilibald und ſeine Begleiter fiengen ihn auf. Sie berathſchlagten nunmehr, wo ſie den Verwundeten hinbringen wollten, um nicht den Sbirren in die Hände zu fallen, und Wilibald traf Anſtalt, ihn mit Hülfe ſeiner Freunde in das nahgelegene Haus der Wittwe Spinaſſi zu ſchaffen. Alle Gegenvorſtellungen Carlos waren fruchtlos. „Dort iſt er am beſten aufgehoben" — ſagte Wilibald — „faß an, Herzens-Carlo!"

Einer von Wilibalds Geſellſchaftern lief voran, und pochte leiſe an die Hausthür; ſie wurde geöffnet. Gianetta und Sere-

na, schon in Nachtkleidern, traten heraus. Serena wurde blaß, da sie den Verwundeten erblickte, aber Gianetta sank wie leblos zur Erde. Saluzzo war kein anderer, als ihr Geliebter! Gianetta's anscheinliche Kälte hatte seine Eifersucht rege gemacht; er beobachtete täglich ihr Haus, und hielt sich bald für überzeugt, daß der Deutsche sein begünstigter Nebenbuhler sey. Bastiani, der Carlo's Sieg bey Wilibalds Gastmahle noch immer nicht verschmerzen konnte, sondern gegen Carlo den bittersten Groll nährte, hatte Saluzzo noch mehr in seinem Irrthume bestärkt, seine Eifersucht zur wüthenden Rachbegier angefacht, und ihm seinen Beystand versprochen. Aber freylich war der zürnende Antiquar besser geschickt zu einem Pilgrim nach Virgils Grabe, als zum Schildknappen gegen einen muthigen und geübten Fechter.

Wilibald und Carlo brachten nun sowohl den Verwundeten, als Gianetta, auf ein Bette, suchten die Wittwe und Serena so gut als möglich zu beruhigen, und entschlossen sich, den übrigen Theil der Nacht hindurch bey den Kranken zu wachen. Unterdessen hatten Wilibalds Freunde einen Wundarzt herbeygeschafft, der die Wunde nicht für gefährlich ansah, wenn der Kranke sich ruhig verhielt. Nach einigen Stunden erholte sich Gianetta, und wüthete, da sie Saluzzo erblickte, gegen die Heiligen und sich selbst. Carlo und Wilibald trösteten sie, hüteten sich aber wohl, ihr und den übrigen Weibern den eigentlichen Vorgang der Geschichte zu erzählen und den Thäter zu nennen. Gleiche Vorsicht riethen sie auch am Morgen heimlich Saluzzo an, dem sie kürzlich alles erklärten, und mit der Nachricht von Gianetta's lebhafter Theilnahme

nicht wenig erquickten. Bald wurde er auch selbst von der Wahrheit dieses, für ihn höchst erfreulichen Umstands auf das festeste überzeugt. Unzähligemal kniete Gianetta an seinem Bette, bat ihn mit Thränen um Verzeihung ihres bisherigen Betragens, that die feurigsten Gelübde für seine Genesung, und versprach ihm, sobald er es verlangen würde, ihre Hand.

Dieß alles trug unglaublich zu seiner Wiederherstellung bey; bald konnte er wieder ausgehen, und nichts hinderte ihn, Gianetta an die Erfüllung ihres, ihm so theuern Versprechens zu erinnern, als der Gedanke, daß seine Kunst zwar ihn, aber nicht eine Familie ernähren könne. Carlo, der von allem durch Serena genau unterrichtet ward, veranstaltete in seiner Wohnung eine Zusammenkunft, wozu er nur die Wittwe mit ihren Töchtern, Wilibald und Saluzzo ein

lud. Hier wurde beym frohen Herumgehen der Becher die ganze Geſchichte des Kampfes getreu erzählt, und unvermuthet hielt Wilibald, im ernſthafteſten Tone eines Freywerbers, bey der Wittwe für ſeinen Freund Saluzzo um Gianetta an. Alle ſtuzten — Saluzzo zog Wilibald auf die Seite, und wollte heimlich mit ihm ſprechen. „Laß ihn in Ruhe!“ antwortete Carlo ſtatt Wilibalds laut. „Glaubſt Du, daß Serena's Schweſter“ — hier ſchlug Serena verlegen die Augen nieder — „ſo arm ſey? oder grauſt Du Dir nicht, mit ihr und einer Mitgift von tauſend Zechinen eine Wirthſchaft anzufangen? — Hier ſind ſie richtig abgezählt“ — fuhr er fort, indem er Gianetta ein niedliches Käſtchen überreichte — „und nun ſag' noch ein Wort, und ich will nicht Carlo heißen, wenn Du dieß ſchöne Römermädchen je wieder umarmen ſollſt!“ —

Alle, nur Wilibald ausgenommen, konnten diese Großmuth kaum begreifen; für so reich hatte niemand von ihnen Carlo gehalten. Gianetta und Saluzzo standen wie im Traume, und Serena wußte nicht, wo sie die himmlischen Augen hinwenden sollte. „Nun" — fieng Wilibald nach einer Pause an — „soll ich reden, oder nicht?" Maria drückte Carlo gerührt die Hand, Saluzzo und Gianetta fielen ihm um den Hals, und konnten mit ihren Dankſagungen nicht fertig werden. „Kein Wort mehr davon" — entgegnete Carlo — „nehmt mich unter euch auf, und in acht Tagen sey euer Hochzeittag!" Niemand hatte etwas dagegen, und Carlo traf, mit Laurettens Einverſtändniß, Anſtalt, daß die Hochzeit auf ihrem Landguthe in einem Zirkel der vertrauteſten Freunde gefeiert werden ſollte. Gianetta ſchien auf einmal von aller üblen

Laune auf immer befreyt, und flog mehr, als sie gieng. Serena's Betragen gegen Carlo hingegen wurde täglich schüchterner und zurückhaltender. So oft sie ihn ansah, wurden ihre Wangen röther; ihr Auge kam fast nie von dem Boden; ihre Gefühle schienen inniger, stiller, sanfter, als je, und doch herrschte wieder eine gewisse Unruhe in ihrem ganzen Wesen. Sie vermied es, ihn allein zu sehen, und nur am Morgen des Hochzeittages gelang es ihm, sie in dem einsamen Lustwäldchen des Gartens allein zu überraschen.

„Serena! liebes, holdes Geschöpf!"— sagte er zu ihr im schmelzendsten Tone der Liebe — „glaube nicht, daß Dein Betragen gegen mich mir auffallend und unerwartet ist. Du weißt es längst, wie ich Dich liebe — darf ich mit Deiner Mutter reden?"

„Ich bin Dein"— rief Serena mit

hervorstürzenden Thränen, und flog feurig an seine Brust — „aber laß mich, mich allein mit meiner Mutter reden. Ich habe es geschworen — ich bin Dein, aber — nenne mich, wie Du willst — aber nie im Sinne der Kirche Deine Gattin!"

Wie auffallend diese Erklärung in Carlo's Augen scheinen mußte, läßt sich leicht begreifen. Er drang in sie mit dem zärtlichsten Ungestüm, und foderte die Abänderung ihres Entschlusses. „Laß mir meinen Willen" lispelte sie, indem ihr Auge sanft flehte — „und hier" — sie zog einen Brief aus dem Busen — „lies diesen Brief! Deine Serena darf vor Dir keine Geheimnisse haben. Auf den Nachmittag sehen wir uns wieder!" — „Von wem?" rief Carlo hastig aus. „Von dem Mahler meines Bildes!" antwortete sie, wischte sich die Thränen aus den Augen und entschlüpfte lächelnd aus Carlo's Armen.

Carlo ſezte ſich auf eine Raſenbank, und las mit nicht geringer Ungeduld folgende Zeilen:

„Für Serena.

An ihrem funfzehnten Geburtstage von ihr zu erbrechen.

Meine guten Engel rufen mich ab — ich muß Dich verlaſſen, holde Schülerinn! Du einzige, die meinem Herzen noch theuer iſt!

Jezt wirſt Du den Sinn meiner Worte nur ahnden, nicht verſtehen; aber es werden Stunden kommen, wo Du das Vermächtniß Deines Freundes mit Thränen leſen wirſt. O möcht' ich mich irren! möchteſt Du immer die frohe, kindliche Serena bleiben, die Du jezt biſt! Nur als Kinder ſind wir glücklich — nur als Kinder frey von verderbli-

chen Leidenschaften — nur als Kinder den Himmlischen angenehm!

Ich kenne Dein Herz, das Du jezt selbst noch nicht verstehest. Mit diesem Herzen wirst Du nie glücklich werden unter den Menschen. — Ach Serena! traue nie einem Manne, und liebst Du je — ich fürchte, dieß wird nur zu bald geschehen — so ahnde immer eine Natter unter den Rosen. Glaube es mir, Serena! — Männer wissen Weiberherzen nicht zu würdigen — selbst der zärtlichste Liebhaber wird ein Tiram — wird ein Mörder! —

Liebe denn den holden Verräther, wenn Dein Herz Dich dazu zwingt; aber hüte Dich, je seine Sclavinn zu werden. Erkaltete Liebe wird Dich kränken, aber in den Armen der Freundschaft, am Busen der Natur wirst Du Trost finden. Nur wenn Du mit unauflöslichen Banden an einen Mann gefesselt

biſt, der den hohen Werth Deines Herzens nicht kennt, nur wenn die Geſetze der Kirche Dich hindern, Deine Ketten zu zerſprengen, nur dann wird Dein Herz mit endloſen Qualen gefoltert werden, bis es bricht!

Leb wohl, Serena! — wahrſcheinlich ſeh' ich Dich nie wieder! — traue nie einem Manne! — leb wohl!"

Dies war der Inhalt des Briefes. Unten ſtand von Serena mit Bleyſtift geſchrieben und von Thränen halb verwiſcht: „Du haſt wahr geredet, Unglücksprophet! Ich lieb' ihn unendlich — aber auch er iſt ein Verräther!" Carlo erkannte die Schriftzüge; es war die nämliche Hand, von der die Aufſchrift des Lorbeerkranzes herrührte.

Gegen Abend wurde Gianetta mit Saluzzo getraut. Serena wollte der Ceremonie nicht beywohnen; ſie hieng ſich

an Carlo's Arm und führte ihn in den Garten.

„Hast Du den Brief gelesen?" — fragte sie ihn sehr ernst — „und verstehest Du nun mein Herz? weißt Du es, wie der Entschluß in meiner Seele sich ausbildete, den Du sonderbar und unbegreiflich nanntest?"

Carlo suchte aufs neue durch die zärtlichsten Vorstellungen sie von ihrem Vorsatze abzubringen, schilderte mit der wärmsten Beredsamkeit den Verfasser des Briefs als einen finstern, menschenfeindlichen Unglücksstifter, und that die feurigsten Schwüre ewiger Liebe. Serena ließ ihn ausreden; dann lehnte sie ihr schönes Gesicht an seine Brust, und erwiederte im festesten Tone: „Ich habe Dich angehört! nun höre auch mich. Mein Entschluß steht so fest, daß ich eher sterben, eher Deine Liebe aufgeben, als davon abgehen würde. Der Brief enthält Wahrheit —

ich habe als Kind die Thränen meiner Mutter gesehen, und oft, ohne damals der Thränen Ursprung zu kennen, an ihrem Busen mit ihr geweint! — Carlo! was verlangst Du denn von mir? Daß ich Dich lieben, daß ich Dir allein ewig angehören soll? Ist Dir dieß genug, so schwöre ich Dir bey Madonna und allen Heiligen, ewig, ewig Dein zu seyn, und keiner der Himmlischen soll je auf mein Flehen hören, jeder — selbst in der Stunde des Todes — sein Angesicht von mir wenden, wenn ich je meineidig werde! Bist Du nun zufrieden?"

Carlo bediente sich noch einmal aller Künste der Ueberredung, die sein liebendes Herz ihm an die Hand gab. „Wie?" — antwortete Serena — „kann die Kirche Dir mehr geben, als ich Dir zugestehe? oder kannst Du Flüchtiger Deinem Herzen gebieten, wie es künftig schlagen soll? — Ich sah Dich zuerst

an Laurettens Seite. Wie glücklich fühltest Du Dich da! wie vergaßest Du alles um und neben Dir bey ihren feurigen Blicken! Wie schienst Du nur darum zu athmen, um sie anzubeten! Aber wie schnell wandte sich Dein Herz von ihr ab! Fast in dem Augenblick, da Du die verlaßne Elissa mit hinreißender Beredsamkeit vertheidigt, da Du über ihren Treulosen das Verdammungsurtheil ausgesprochen hattest, trat die kleine Sängerinn auf, und — glaubst Du wohl, daß Deine Augen Dich nicht verriethen? glaubst Du wohl, daß der Eindruck mir entgieng, den ich auf Dein veränderliches Herz gemacht hatte? — Wie Du nachher mit Lauretten standest, weiß ich nicht; eben so wenig kenne ich Deine übrigen Verhältnisse; ich kenne nur Dich! Deine Liebe kann einen reizendern Gegenstand finden; Deine Lage kann sich ändern; eine Gattin kann Dir zur Last werden! Und

glaubst Du wohl, daß ich bey meiner Art zu denken je glücklich an Deiner Seite seyn könnte, wenn Du durch Priesterhand an mich gefesselt wärest? Ich will nur Deine Liebe; kann ich je diese verlieren, so werde ich nur das verlaßne Mädchen Serena, aber nie die verachtete, verspottete Gattin seyn! — Carlo! willst Du mit diesem Herzen Deine Serena?"

„Serena! wunderbares, unbegreifliches Mädchen!" stammelte Carlo, und drückte ihr den Verlobungskuß auf die von Thränen versilberten blauen Augen. Zum erstenmal sträubte sie sich nicht; ihre Arme umschlangen ihn; ihre warmen Lippen erwiederten seine Küsse. Sie drückte seine Hand zärtlich an ihre Brust, und hüpfte mit ihm nach dem Landhause zurück.

Von nun an schien Serena ganz verändert; eine ganz ungewohnte, allen auffal-

lende Heiterkeit leuchtete aus ihren schönen Augen, und belebte ihr ganzes Wesen; eine Gebürgslast schien von diesem jungen, so eigen empfindenden Herzen gewälzt zu seyn; sie schien nur für die Freude und Liebe zu leben! Bey dem Hochzeitmahl ihrer Schwester trug sie zum erstenmal auf der mehr als sonst entblößten Brust Carlo's prächtiggefaßtes Bildniß, das er ihr einst heimlich geschenkt, und nie wieder bey ihr gesehen hatte. Sie kränzte sich, gleich einer jungen Bachantinn, mit Rosen und Weinblättern, ergriff unaufgefodert die Laute, und sang mit der süßesten Stimme Lieder beglückter Liebe.

Carlo war entzückt über ihr ganzes Thun und Treiben; er gab sich das Ansehen, keine Aenderung an ihr gewahr zu werden, und wurde von ihr, seines Ernsts wegen, tüchtig ausgescholten. Da Gianetta in die Brautkammer geführt wurde, und Sere-

na zur Laute eine Art von Hymenäus sang, flüsterte Carlo der geliebten Sängerinn zu: „Wenn wird Serena's Brautlied gesungen?" — Mit freundlichen Augen sah sie ihn an, und wiederholte dann, ohne sich im Spiel stören zu lassen, mit sonderbarem Muthwillen: „Wenn?" — Ehe sie mit ihrer Mutter nach dem Schlafzimmer gieng, flüsterte sie im Vorbeygehen Carlo zu: „Ich denke, wir sehen uns noch!" und entschlüpfte, ohne seine Antwort zu erwarten. Carlo begab sich süßträumend auf sein Zimmer, sah durch das Fenster in die reizende Mondscheinlandschaft hinaus, und phantasirte auf seiner Flöte. Endlich warf er sich schwärmerisch auf sein Lager und entschlummerte. Als er gegen Morgen erwachte, saß Serena im niedlichsten Nachtkleide auf dem Bett, küßte ihm feurig die Augen, rief: „Guten Morgen, süßer Schläfer!" und entfloh. Er sah ihr durchs

Fenster nach; sie schlich auf den Zehen in den andern Flügel, wo die Mutter wohnte.

So vergiengen einige Tage, ohne daß sich etwas Neues ereignete. Gianetta und Saluzzo trafen ihre häusliche Einrichtung. Serena hatte unterdessen durch Gianetta, bey der jezt alles zu erlangen, und die überhaupt über gewisse Puncte nicht eben schwierig war, bey ihrer Mutter es so weit zu bringen gewußt, daß diese sie gewähren ließ. Auf einmal hieß es, die Mutter würde zu Gianetta ziehen. „Für mich ist nicht Platz dort!" — sagte Serena flüchtig zu Carlo — „ich dächte, Du kaufteſt ein Landguth." Carlo schloß mit Lauretten über das ihrige einen Handel, und ließ einige Zimmer für Serena bereiten. Sie fuhr oft mit ihm hinaus, und sagte einmal im Schlafcabinet eben so leicht und einsylbig, wie immer, wenn von etwas ähnlichem die Rede war: „Platz

genug für zwey Betten!" — Da alles fertig war, zog Carlo hinaus. Gegen Abend kam Serena mit Gianetta zu Fuß; sie nahmen am Wäldchen von einander Abschied; Serena, nur in Leinwand gekleidet und mit umgehängter Laute, trat unversehens in Carlo's Zimmer und sagte: „Da bin ich!"

Die glücklichen Liebenden fanden sich bald in ihre neue Lage; alle Träume der Seligkeit, die je ein Sterblicher träumte, giengen in Erfüllung. Nie strebte ein Mädchen mehr, ihren Freund zu entzücken; nie erfüllte ein Weib sorgfältiger die Pflichten der Häuslichkeit. Fast nie wich Serena von Carlo's Seite, und war eben so entfernt, ihn in seinen Beschäftigungen, die größtentheils im Studium der schönen Künste bestanden, zu unterbrechen, als in jedem Augenblick der Muße bereit, ihm durch freundlichen Umgang, durch schmeichlerische Liebkosungen, ja selbst durch

ihr Aeußeres, über das sie jezt noch weit sorgfältiger, als sonst, wachte, jedes Glück der Zärtlichkeit genießen zu lassen. Bald begleitete sie ihn, männlich gekleidet, auf seinen kleinen Reisen in die umliegende Gegend; bald machte sie bey den Besuchen Wilibalds und anderer Bekannten die muntere Wirthin. Bald las sie ihm aus Arioſt, Taſſo und Petrarca, bald er ihr aus W. G. und S., den unerreichbaren Dichtern seines Vaterlands, vor, welche leztere sie, da sie ihre Sprache bald begriffen hatte, mit wahrer Unersättlichkeit verschlang. Bald dichtete sie für ihn ein Lied, bald sang sie eins, das er gedichtet hatte, zu ihrer Laute. Sie galt überall für Carlo's Gattin, ob sie gleich selbſt das Gegentheil nie sorgsam verheimlichte.

So vergieng ungefähr ein halbes Jahr, als Gianetta, nach der Kirchrechnung freilich etwas zu früh, von einem gesunden Kna-

den glücklich entbunden wurde. Auch Serena wurde nach und nach von einer sonderbaren Schwermuth ergriffen, die sie jedoch vor Carlo sorgfältig zu verbergen suchte, und die dieser nicht zu bemerken schien, weil er sich die Ursache davon leicht erklären konnte. Endlich gebar Serena, nach einer etwas gefährlichen Niederkunft, ein schönes, doch schwächliches Mädchen, welches sie bald mit der glühendsten Leidenschaft liebte. Doch alle mütterlichen Sorgen waren fruchtlos; das Kind starb ein Vierteljahr nach seiner Geburt. Serena, die oft an seinem Krankenlager Ströme von Thränen vergossen hatte, brachte die Nachricht von seinem Tode Carlo selbst und ohne zu weinen; mit heldenmäßiger Standhaftigkeit rang sie mit ihrem unermeßlichen Schmerz, und kämpfte ihn unter sich. Doch geschah dieß nicht ohne Nachtheil für ihre Gesundheit; ihre Blütenzeit schien zu entflie-

hen; ihre Wange glich der Lilie, vom Strahl der Abendsonne geröthet. Carlo, dem der Gang ihrer Gefühle nicht fremd war, suchte sie auf jede nur mögliche Art zu erheitern; aus Dankbarkeit dafür stellte sie sich ruhig, doch blieb in ihrem Herzen eine unausfüllbare Leere zurück; ihre kleine Angelica fehlte ihr überall. Es gab Augenblicke, wo sie die Einsamkeit suchte; dann schlich sie sich in das Zimmer, wo jene gestorben war, und ihre Thränen flossen unaufhaltsam. Ungeachtet aller Anstrengung konnte sie ihren vorigen Frohsinn nicht wieder erlangen, konnte für Carlo nicht ganz das seyn, was sie ihm vorher war, und sie fühlte es, daß es so war! Carlo verdoppelte seine Aufmerksamkeit, allen ihren Wünschen zuvorzukommen, alles Unangenehme von ihr zu entfernen; aber es gelang ihm nur selten, sie ohne Zwang lächeln zu sehen, und sein eigner leichter, heitrer

Sinn wurde dadurch, ohne daß er es wollte, oftmals verstimmt. Hierzu kam noch der verdrüßliche Zufall, daß er seit einiger Zeit wider die Gewohnheit weder Briefe noch frische Wechsel aus seinem Vaterlande erhalten hatte, endlich aber zwar neue Anweisungen, zugleich aber auch den Befehl des Herzogs empfieng, baldigst zurückzukommen. Daß ihm dieser Befehl, besonders bey seiner jetzigen Lage, äußerst unangenehm seyn mußte, läßt sich leicht denken; er reiste einigemal allein zu Wildbald, um sich mit ihm zu berathschlagen. Serena bemerkte seine Unruhe, und machte ihn auf die sanfteste Weise darauf aufmerksam. Er wollte ihr die Veranlassung sagen und die Briefe zeigen. Sie mochte nichts davon hören. „Das ist Männersache" — sagte sie — „ich glaube Dir, auch ohne zu sehen!"

Eines Morgens schrieb er an die Gräfinn

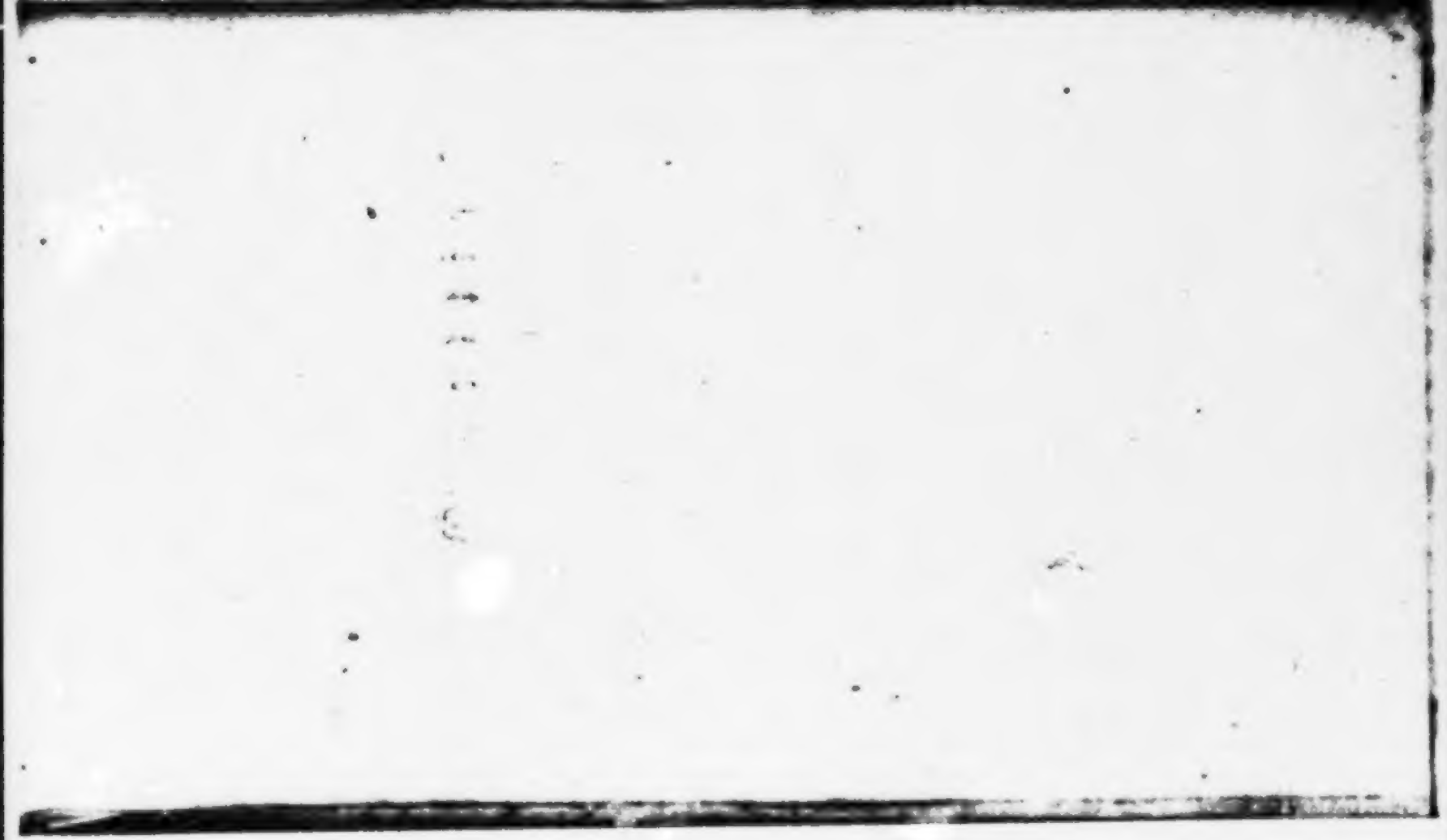
von H***** einen weitläuftigen Brief, um durch sie eine Aenderung des herzoglichen Befehls zu bewirken. Serena saß einige Zeit stumm auf dem Sofa; dann gieng sie schnell in das Nebenzimmer, phantasirte eine Weile melancholisch auf der Laute, und sang dann das Lied Alcestens an Admet. Lächelnd kam sie wieder zurück. Carlo sagte ihr, daß er nach Rom wolle, um den Brief dem ******schen Gesandten selbst zu übergeben, und wünschte, daß sie ihn begleiten möchte. Sie schlug es für dasmal unter einem unbedeutenden Vorwande aus, und bat ihn, lieber desto eher zurück zu kommen. Er eilte, so viel er konnte, traf jedoch erst gegen Abend wieder ein. Niemand kam ihm entgegen. Da er in sein Zimmer trat, fand er — statt Serena's ihr Bild mit dem Lamme, das bis jezt noch eingepackt gelegen hatte, und auf seinem Schreibetisch folgende Zeilen:

„Sey ohne Sorgen, Geliebter, um Serena! Die Zeit, welche ich prophetiſch vorausſah, iſt gekommen, früher zwar, als ich dachte — aber ſey es! kommen mußte ſie doch! — Nicht Du — ich ſelbſt, oder der ernſte Wille des Schickſals tragen die Schuld. Serena kann Carlo nicht mehr glücklich machen, und Carlo iſt für die Freude geſchaffen! — Liebteſt Du mich je, ſo ſtelle keine Nachforſchungen nach mir an, die ohnedieß vergeblich ſeyn würden. Wo Du auch ſeyn wirſt, wird Serena Dich umſchweben. Ihre Liebe iſt ewig, wie ihre Seele!“

Carlo war ganz zu Boden geſchmettert; Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen; er rief wie ein Wahnſinniger: „Serena' meine Serena!“ — Dann erkundigte er ſich bey Serena's Mädchen und bey den Bedienten; ſie wußten keine Auskunft zu geben. Er jagte zu Gianetta; er ſuchte ſie bey Willbald

und allen ihren vorigen Gespiel'innen; nirgends war sie gewesen. Verzweiflung und die tiefste Schwermuth erfüllte seine ganze Seele. „Sie kann nicht ohne mich leben!“ rief er unzähligemal aus, und versank dann wieder in ein stundenlanges Schweigen. Tage und Wochen vergiengen; sie kam nicht. Er zog sich von aller menschlichen Gesellschaft zurück; die finsterste Melancholie lag auf seinem Gesichte; selbst Willibalds freundschaftliche Theilnahme vermochte nur selten, seinen Schmerz zu ändern. Dann ergriff er zärtlich Serena's Abschiedsbrief, las ihn wiederholt durch, und rief: „Sie liebte mich grenzenlos! sie wird wiederkommen!“

Drittes Buch.



Wilibald ſann einige Zeit, welchen Funken er in Carlo's Seele werfen wollte, um ihn zu erwecken. Dann brachte er verſchiedne dringende Geſchäfte in Richtigkeit, und trat unverſehens halb reiſefertig bey Carlo ein. Carlo warf ihm gleichgültig einen Brief der Gräfinn von H***** auf den Tiſch, nach welchem ihm, unter den zärtlichſten Vorwürfen, noch auf ein Jahr Urlaub ertheilt wurde. „Hm! hm!“ — ſagte Wilibald — „das hab' ich mir vorgeſtellt. Sonach könnteſt Du mich wohl begleiten.“ — „Wohin?“ rufte jener verwundert. — „Haſt Du den Veſuv geſehen, Carlo? Ich will wie-

der einmal hin zu dem Fürchterlich-Prächtigen!"

In Carlo's Seele fiel es wie ein Blitz, daß Serena oft mit der wärmsten Begeisterung von einer nach dem Feuerberge vorzunehmenden Reise gesprochen hatte; er hielt es erst für sehr möglich, dann für wahrscheinlich, endlich für ausgemacht, daß er sie auf diesem Wege irgendwo antreffen werde, und sein Entschluß, Wilibalds Gefährte zu seyn, gedieh schnell zur Reife. Er traf eilig die nöthigen Anstalten, übertrug dem treuen Thomas die Verwaltung des Landgutes, und trat, nur von einem Diener begleitet, die Reise mit Wilibald an. Bald auf einem leichten Fuhrwerke, bald auf Mauleseln, bald auch zu Fuße, je nachdem es die Beschaffenheit des Bodens erfoderte, durchwanderten die beyden Freunde mit hohem Genusse die so mannichfaltig reizenden Gegenden von Albano bis

Neapel, besuchten, die Werke der heiligen Dichter in der Hand, alle von ihnen gefeyerten Orte, sahen Herculanum und Pompeji, durchwadeten das fürchterliche Aschen-Thal Atrio del Cavallo, wo keine Pflanze Wurzel faßt, kein lebendiges Wesen sich regt, und erklimmten endlich die Oberfläche des mit unterirdischen Donnern angefüllten Berges. Hier, wie zwischen Himmel und Hölle gelagert, zur Rechten die prächtigen Thürme Neapels, und den Golfo, mit Schiffen bedeckt, und die fernen Vorgebürge und Inseln — die blühenden Küsten von Pausilippo, Bajä und Puozzolo und die grünen Gefilde von Pompejä, Portici und Stabiä ringsherum — und die Fläche des unermeßlichen Meeres vor ihren Augen ausgebreitet; zur Linken den Schlund des Vulcans, dessen feuerfarbne Schwefelwände durch schwärzliche Rauchwolken grell hervorleuchteten, erneuten sie den

Schwur ewiger Freundſchaft, und Wilibald ſchleuderte einen gewichtigen Stein in den ungeheuren Crater, der mit fürchterlichem Gepraſſel und einem langen, dumpfen Donnerhall der Natur verkündigte, daß hier, in den lebloſen Regionen des Schreckens, zwey fühlende Weſen ſich mit Liebe umfiengen.

Da Carlo durch den Anblick ſo verſchiedner Erſcheinungen, welche die Einbildungskraft bald in die Blütenthäler Elyſiums, bald in des Tartarus Schauergefilde verſetzten, von ſeinem nagendſten Schmerz einigermaßen abgezogen worden war, ſo entſchloß ſich Wilibald, der hiermit die Hauptabſicht ſeiner Reiſe erreicht hatte, nach Rom zurückzukehren, gab aber ſeinem Freunde den Rath, noch mehrere Gegenden des Königreichs Neapel zu beſuchen. Carlo, der die Hoffnung, ſeine Serena zu finden, noch nicht aufgab, fand dieſes ſehr wohlgethan, und ſie trennten ſich

von einander unter dem Versprechen eines öf-tern Briefwechsels. Nie wurde darinnen Se-rena's Name genannt; aber oft sah Carlo sie, gleich dem Schatten einer Verklärten, un-ter den fernen Bäumen wandeln; er streckte die Arme nach ihr aus, und seine getäuschte Phantasie verlor sich dann in wehmüthige Träume seines entflohenen Glücks.

Schon hatte Carlo, zwar ohne be-stimmten Plan, doch ohne auch etwas Merk-würdiges zu übersehen, einen großen Theil des Königreichs durchreist, und war halb und halb Willens, auch nach Sicilien überzu-schiffen, als er an der Gränze der Provinz * * * * * * von dem blinden Prinzen Cyn-thio hörte. Dieser Prinz von der erhaben-sten Geburt verlebte auf seiner prächtigen, mit allen Schätzen der Natur und Kunst ausge-schmückten Villa, mit einer kleinen, auserle-senen Hofstaat seine Tage, und an seinem Hof-

lager war jeder, der auf Geſchmack und Gefühl für das Schöne Anſpruch machen konnte, willkommen. Carlo, dem ſchon Wilibald von dieſem Prinzen erzählt hatte, beſchloß wider ſeine Gewohnheit, ſich an dieſem Hofe vorſtellen zu laſſen. Er meldete dieß vorläufig ſeinem Freunde, der ihm mit der erſten Gefälligkeit einen Brief an einen gewiſſen, in dortiger Nähe wohnenden Girolamo überſandte.

Je mehr Carlo dem Aufenthalte des Prinzen ſich nahte, deſto mehr ſchien ihm die Gegend, wie durch den Ruf eines Zauberers, in einen wilden und phantaſtiſch-reizenden Garten umgeſchaffen zu ſeyn. Dunkle Eichenhaine wechſelten mit lieblichen Fruchtwäldern ab, in welchen blühende Mandelbäume zwiſchen Pomeranzenäſten, mit heſperidiſchen Aepfeln über und über beladen, zugleich den Anblick des Herbſts und des Frühlings ge-

währten. Hier wanden ſich üppige Weinreben um hohe Ulmen, und bildeten mit ihren herabhängenden Ranken lebendige Kränze, dort breiteten ſich die ſchirmähnlichen Zweige der italiäniſchen Fichte über Wieſen voll Blumen aus, die anderer Orten nur einzeln unter ſorgſamer Pflege wachſen. Aber nicht ſelten ſtieß man auch auf einen den Einſturz drohenden, verwitterten Porticus; nicht ſelten wich der Wanderer von einem ſchwarzen mit Lava bedeckten Abgrunde ſcheu zurück, oder ein Waſſerfall rauſchte hinter ihm donnernd über furchtbare Steinklippen herab. Niedliche, bunt übertünchte Bauerhäuſer ſtanden in dieſem Gemiſch, ſchattigte Lauben und Jagdhütten luden zur Ruhe ein, ſilberhelle Bäche ſchlängelten ſich durch Moos und niedriges Geſträuch, glänzende Schwäne gaukelten auf ſchilfbekränzten Teichen. Die Natur ſchien ringsherum ein Paradieß geſchaffen, und die

Kunſt mit kluger Auswahl die Stellen bezeichnet zu haben, wo man es bewundern ſollte. Auch über die Bewohner der Landſchaft war ein ganz eigener Geiſt, ein ganz eigenes Leben verbreitet. Alle Bäuerinnen waren mit mehrerm Geſchmack und reizender gekleidet, als in den benachbarten Gegenden, und ſelbſt die Kleidung der Männer beſtand in freundlichern Farben. Nie hatte Carlo in Italien ſo buntgefleckte Heerden, nie ein ſo vielfältiges Gemiſch von Federvieh aller Art und aller Länder geſehen. Alles zeigte von Wohlſtand und Fröhlichkeit, und kein Wandersmann gieng über die Straße, kein Knecht arbeitete im Felde, ohne zu ſingen.

Auf Carlo's Gemüth machten die arcadiſchen, von glücklichen Menſchen bewohnten Gefilde den wohlthätigſten Eindruck; er fühlte ſich wunderbar gerührt; ſeine Schwer-

muth verwandelte sich nach und nach in sanfte, wohlbehägliche Empfindung, und er wurde sogar nicht verstimmt, als ein Ungewitter sich erhob, und ihn nebst seinem Diener, ehe sie eine nahgelegene artige Meierey erreichen konnten, ziemlich durchnäßte. Da er in den Bauerhof trat, fand er unter dem Vordache eine junge, muntere Bäuerinn, die mit mütterlichem Lächeln auf ihr säugendes Kind herabsah, und sobald sie Carlo erblickte, „den lieben Herrn", wie sie mit dem wohlklingendsten Accent ihn nannte, trotz des Unwillens des kleinen Schreihalses, der sich nicht gern stören ließ, in das Stübchen nöthigte. Während sie ihm, ob er es schon verbat, eine Schaale Milch zur Kühlung holte, fielen seine Augen auf ein Jesuskind, das mit unbeschreiblicher Kindesanmuth gemahlt war. Er erkundigte sich bey seiner freundlichen Wirthinn, wie sie dazu

komme, und erhielt zur Antwort, der Wirth Girolamo habe es ihren erwachsenern Kindern, die er gern um sich leiden möge, geschenkt. Durch den Namen aufmerksam gemacht, befragte er sich weiter, und konnte bald nicht zweifeln, daß dieser Girolamo der nämliche sey, an den er einen Brief von Wilibald abzugeben hatte.

So trat er denn, von der Bäuerinn auf den rechten Weg gewiesen, seine Wanderschaft wieder an, und freute sich im voraus, diesen Girolamo kennen zu lernen, welchen er nach allem, was er von ihm gehört, für keinen alltäglichen Menschen hielt. Der Weg führte durch ein liebliches Gehölz von Silberpappeln und Babylonischen Weiden, an dessen Ausgange er eine romantische Wildniß erblickte, die von einem drohend herabhängenden Felsen begränzt wurde. Gerade unter dem Felsensturz stand eine geräumige Einsie-

beley, über deren falbes Dach der von dem Gestein herabrankende Epheu eine dichte, schauerliche Laube bildete. Vor dem Eingange saßen auf einem umgefallnen Baumstamme ein rothwangiger stämmiger Knabe und ein zärteres, netter gekleidetes Mädchen, beyde dem Anscheine nach von einem Alter, die mit Muscheln und bunten Steinen in kindlicher Unschuld spielten. Er trat freundlich zu den Kindern, und fragte nach Girolamo. Der Knabe lief in die Hütte. Ein langer, bleicher Mann, in einer Art von Mönchsgewand, trat langsam heraus, und fragte finster nach seinem Begehr. Carlo übergab Wilibalds Brief. Der Eremit nahm ihn schweigend, und warf einen prüfenden Blick auf den Ueberbringer. „Sezt Euch dort unter den Ahorn" — sagte er dann zu Carlo und seinem Begleiter — „dort habt Ihr Schatten. Ich komme

schon wieder heraus.“ Damit nahm er die Kinder, die ihn schmeichelnd baten, noch fortspielen zu dürfen, mürrisch bey der Hand, führte sie in das Haus, und machte die Thür hinter sich zu. Carlo fand diese Aufnahme sehr unter seiner Erwartung. Er glaubte bis jezt die Erfahrung gemacht zu haben, daß Menschen, welche an der Kindesnatur sich ergözten, auch im übrigen sanft und gefällig wären. Hier sah er das Gegentheil, schüttelte unwillig den Kopf, und sezte sich unter den Ahorn.

Eben war er beschäftigt, sich von Girolamo's Denkungs- und Empfindungs-Art ein Bild zu entwerfen, als er in der Klauſe ein Geschrey und darauf ein dumpfes Geräusch hörte, welches jedoch bald wieder stille ward. Girolamo kam nach einer Weile wieder heraus, weilte einige Augenblicke mit seinen großen schwarzen Augen starr auf Carlo's

Geſicht, und rief dann, indem er ihn mit einer Art von Schauer umarmte, aber auch bald wieder von ſich drückte: „Sey mir gegrüßt, Wilibalde Freund! — aber willkommen heißen kann ich Dich nicht.“ — „Komm unter mein Dach,“ — ſezte er nach einer Pauſe hinzu, während welcher Carlo vor Verwunderung nicht reden konnte — „einen Labetrunk werd' ich Dir nicht verſagen, aber beherbergen kann ich Dich nicht!“

Carlo, deſſen Unwille über dieſen ſonderbaren Empfang faſt zum Ausbruch gekommen wäre, wollte alles verbitten; aber ohne auf ſeine Entſchuldigungen zu hören, ergriff Girolamo ihn und ſeinen Bedienten bey der Hand, und zog ſie mit ziemlichem Ungeſtüm in die Hütte. War das Betragen des Wirths auffallend, ſo war es gewiß das Innere ſeiner Wohnung nicht minder. Sie beſtand aus zwey Abtheilungen,

waren aber die Fremden nur die eine zu sehen bekamen. Der ganze Hintergrund war mit einem großen schwarzen Vorhange bedeckt. Auf der rechten, mit maigrüner Farbe bestrichenen Wand hiengen lauter Abbildungen von Kindern, die bald gruppirt, bald einzeln, bald als Genien, bald als Engel, mit nicht geringer Kunst gemahlt waren. Die linke, grell feuerfarb übertünchte Seite hingegen enthielt die schrecklichverstelltesten Menschenfratzen aller Art, die nur je die überspannteste Phantasie eines menschenfeindlichen Malers auszubrüten vermag. Die zerstörendsten Leidenschaften, die ein menschliches Antlitz zur Teufelslarve verzerren können, waren hier, wie durch ein Vergrößerungsglas, mit sehr kühnem Pinsel ausgedrückt; ein Dritte würde mit seinem Shakespeare ausgerufen haben: „Die Hölle ist leer, und alle Teufel sind hier!“ Endlich an der Thürwand

war auf verſchiedenen Regalen ein Chaos von Büchern, getrockneten Kräutern, Verſteinerungen, chemiſchen Inſtrumenten, ausgeſtopften Thieren, Modellen, Wachsfiguren, Erzſtufen und Knochen aufgehäuft, die nur eben, wie Girolamo eins oder das andere gefunden, verfertigt und gebraucht haben mochte, in der wildeſten Unordnung und von Staube bedeckt über und unter einander lagen. Carlo, der trotz ſeiner eignen, zu Zeiten nicht wenig ſonderbaren Launen dennoch kaum begreifen konnte, wie ein Menſch, ohne wahnſinnig zu ſeyn oder zu werden, in einer ſolchen Zerſtörung leben könne, ſezte ſich auf Girolamo's Wink nieder, und ſah ſich, um dieſen vielleicht zu einer Erklärung zu bringen, verwunderungsvoll um. Girolamo aber ſchien nicht im mindeſten darauf zu achten, gieng geſchäftig bald heraus, bald herein, und ſezte endlich, faſt nach Verfluß

einer Viertelſtunde, während welcher er ſich um ſeine Gäſte eben nicht ſonderlich bekümmerte, eine Flaſche mit Wein, eine mit Waſſer und drey Gläſer auf den Tiſch.

„Trinkt denn" — ſagte er endlich, das lange Schweigen unterbrechend — „was euch beliebt! Trinkt ihr Wein, ſo thut ihr gut; trinkt ihr Waſſer, ſo thut ihr beſſer. Laßt euch aber deshalb nicht abhalten, eurer Neigung zu folgen; nur verweilt euch nicht zu lange, damit ihr vor Nacht noch ein Unterkommen findet!" Lächelnd miſchte Carlo für ſich und ſeinen Gefährten Wein und Waſſer unter einander, und brachte dieſem, dem er einen Wink gab, ohne dem Anſcheine nach auf ſeinen ſonderbaren Wirth im mindeſten zu achten, Wilibalds Geſundheit zu.

„Möge es ihm gehen, ſo gut er ſelbſt will!" — ſagte Girolamo ernſt, ſchenkte ſich ein Glas voll Wein und nippte einige

Tropfen — „er iſt gut, und hat nur einen einzigen Fehler!“

„Und welchen?“ — erwiederte Carlo, um ein Geſpräch anzuknüpfen — „ich weiß von keinem. Aber wär' es auch, doch ſollteſt Du es nicht ſagen. Denn Du biſt ſein Freund.“

Girolamo. Freundſchaft muß nicht blind ſeyn; und das eben iſt Willibalds Fehler, daß er blind iſt.

Carlo. Blind? wie verſtehſt Du das?

Girolamo. Blind, ſage ich Dir, ſtockblind! weil er mit und unter euch lebt. Hier, neben mir, oder auf ſeinen Alpen, oder ſonſt in einer einſamen Wüſte ſollt' er ſich eine Hütte bauen!

Carlo. Alſo verwirfſt Du allen geſelligen Umgang?

Girolamo. Ich verwerfe ihn nicht, ich liebe ihn nicht. Er iſt gut, wie der Wein;

aber die Einsamkeit ist besser, wie das Wasser!

Carlo. Der Wein erwärmt, aber das Wasser läßt kalt.

Girolamo. Der Wein macht trunken, aber das Wasser erquickt und macht leichtes Blut.

Carlo. Laß uns nicht mit Worten spielen, Girolamo! Sage mir, was wäre ohne geselligen Umgang das Leben des Sterblichen?

„Und was ist es mit ihm?“ — antwortete Girolamo, indem er aufstand und das Haupt auf die Brust sinken ließ — „Warum mußtest Du mich das fragen? Leben — Leben! was ist es? — Ein boshafter Traum, wo Du Dich abängstest, nach dem fern lockenden, im Sonnenstrahl vor Dir ausgebreiteten Eilande des Glücks zu gelangen, und nie landest! das Schmachten des Tantalus, den

fruchtbeladene Zweige umrauschen, kühlende Wellen umspielen! das Auf- und Ab-Zittern des Insects, Mensch genannt, an der Nadel der Hoffnung!"

Carlo. Du siehst durch ein gefärbtes Glas, guter Girolamo! Wie? nur ein Folterplatz wäre diese paradiesische Erde? und selbst des Unglücklichen holde Trösterinn, die Hoffnung auf eine vergeltende Zukunft, eine Betrügerinn?

Girolamo. Deine Antwort liegt schon in dem Worte: Hoffnung, selbst. — O diese Hoffnungen! — Da erscheint Dir alles im glühenden Morgenroth, da lächelt Dich alles an, wie die Braut den Geliebten; aber, kömmst Du näher, so war es der Wiederschein einer Feuersbrunst, so grinzt die lockende Gestalt Dich an, gleich dem Leichnam, den heilige Einfalt in köstliche Gewänder hüllte; selbst

das lieblichſte Ideal Deiner kühnſten Phantaſie wird zur eckelhaften Mumie!

Carlo. Ich höre Dich mit Erſtaunen. Was mußt Du erlitten haben, Armer! daß —

Girolamo. Spare Dein Mitleid für einen, der es zu ſchätzen weiß! Willſt Du wiſſen, wie ich über das Leben denke, ſo höre! Alle Weſen reifen nach und nach zu höherer Vollkommenheit. Aber ſowohl der Abgrund, aus welchem dieſe Stufenleiter emporſteigt, als der Wolkengipfel, worinnen ihre Spitze ſich birgt, iſt mit Dunkelheit umfloſſen. Ihre unteren Sproſſen laſſen ſich vielleicht errathen, aber die oberen verlieren ſich in einen undurchdringlichen Nebel.

Carlo. Erkläre Dich deutlicher!

Girolamo. Ich gebe Dir nichts, als meine Gedanken, meine Vermuthungen. — Sieh, dieſer Kieſel entſtand vielleicht nach Jahrhunderten aus einem Haufen Erde.

Wieder nach Jahrhunderten entſteht aus dem Steine Moos und Blume; aus der Blume, vielleicht nach einem noch längern Zeitraume und nach noch mehrern, faſt unmerklichen Verwandlungen, deren auffallendſten unter dem Namen der Sinnpflanzen bekannt ſind, ein belebtes Geſchöpf. So ward vielleicht aus der Roſe, deren Farbe und Duft ein längſt vergeßnes Menſchengeſchlecht entzückte, dieſe Nachtigall, auf deren Töne wir bezaubert lauſchen, und die zarte, empfindungsreiche Seele dieſer gefiederten Sängerinn ſinnt vielleicht, wenn unſre Beſtimmung uns längſt dieſem Sterne entrückt hat, in dem Kopfe einer Sappho oder Corinna für die Erdbewohner auf melodiſche Lieder. So weit wären wir denn! Und nun, ſieh das Leben des Menſchen in dieſem Zimmer! In unſerm Frühlinge gleichen wir" — hier zeigte er auf die grüne Wand — „gleichen wir dieſen; in un-

ferm Zimmer sind wir alle, einer mehr, der andere weniger, aber im Ganzen alle, was Du auf dem feuerrothen Grunde siehst — und hinter uns ist ein schwarzer Vorhang ausgebreitet, den noch nie einer lüftete! — Doch ich gerathe zu weit; was soll es euch nützen?" Hiermit brach er, als glaubt' er, zu viel gesagt zu haben, ab und eilte aus dem Zimmer. Aber eben so hastig trat er wieder ein. „Seyd Ihr fertig?" — rief er — „unser Gespräch stört einen neben an liegenden Kranken!"

Carlo stand auf. „Lebe wohl, Wilibalds Freund!" — sagte Girolamo — „lebe wohl, Wilibalds Freund! anders mag ich Dich nicht nennen. Mit Gelegenheit magst Du mich wieder besuchen. Eilet jezt, ehe es gänzlich Nacht wird, in die nächste Herberge oder auf das Schloß. Der Prinz, dem ich diese Ruhestätte verdanke,

wird euch gaſtfrey aufnehmen. Denn" — dieß ſezte er mit einer ſonderbaren Grimaſſe hinzu — „er iſt zwiefach blind und ein Menſchenfreund!"

Eben trat der Mond hinter eine Wolke, und ſein lezter Schimmer warf auf Girolamo's Geſicht ein ſo bleiches Licht, daß er mehr eine geiſtige Erſcheinung, als ein lebendiges Weſen ſchien. Carlo gieng nachdenkend auf dem angewieſenen Pfade fort, und verlor ſich in ein dichtes Gebüſch, aus welchem er keinen Ausgang fand. Doch bald bemerkte er in der Ferne einige hin- und herwehende Windlichter, nach welchen er ſeine Richtung nahm. Eine Flöte klagte in den ſanfteſten Tönen, und wurde ſo meiſterlich geblaſen, daß er, ſelbſt ein Virtuos auf dieſem Inſtrument, ſich nicht erinnerte, je etwas ähnliches gehört zu haben. Er ließ ſich von ſeinem Begleiter die ſeinige reichen, die ſich

immer unter dem nöthigsten Reisegeräthe bes fand, und wiederholte, so oft der unbekannte Flötenspieler eine Pause machte, gleich dem Echo die lezte Passage. Eine Fackel näherte sich ihm von weitem, und bald erschien ein Edelknabe, der ihn benachrichtigte, daß jener Flötenspieler kein andrer, als Prinz Cynthio selbst sey, welcher ihn gehört habe, und zu sich einladen lasse. Carlo freute sich nicht wenig über dieß glückliche Ohngefähr, und der Prinz, den er in einer erleuchteten Boscage fand, nahm ihn mit der liebreichsten Güte auf, und bat ihn, auf dem Schlosse zu übers nachten.

Prinz Cynthio war ein vier und zwanzigjähriger Jüngling, in dessen Bildung Freunde der Antike die auffallendste Aehnlichkeit mit den Zügen rührender Schwermuth wahrnahmen, welche man an den Büsten des schönen Antinous entdeckt; ein leichtes Tuch ver-

hüllte seine Augen, und ein reizendes weibliches Wesen war seine sorgsame Leiterinn. Nach einem kurzen Verweilen kehrte der Prinz mit seinem Gefolge in das Schloß zurück, woselbst Carlo, der sich für einen reisenden Tonkünstler ausgab, zur Tafel gezogen und ihm sodann ein Zimmer angewiesen wurde. Schon bey der Mahlzeit hatte Carlo sein Auge an dem himmlischen Geschöpf, das alle anwesenden Schönen des kleinen Hofstaats verdunkelte, und von dem Prinzen Cousine genannt wurde, nicht sättigen können. Nie glaubte er etwas Geistvolleres, nie einen nach allen Regeln des reinsten Ebenmaßes so reizend geformten Körper gesehen zu haben. Gleich als verschmähte Giulietta — so hieß des Prinzen Cousine — alles Fremdartige, war sie unter allen Damen die einzige, durch deren reiches schwarzes Haar weder Perlen, noch Edelsteine sich wanden. Auch ihr

Gewand beſtand in einfacher fleiſchfarbner Seide, war aber ſo leicht und anſchließend, daß man durch den feinen weißen Schleier, der ſie, wie Wolken eine Göttinn, umfloß, die ſchönſten Umriſſe faſt ſelbſt zu erblicken wähnte. Und ihre Augen — o wer je von dieſen getroffen wurde, dem war es auf einmal deutlich, was die zärtlichſten Dichter je von der Anmuth und Macht des weiblichen Augs ſangen, und Kenner *) ſelbſt im todten Marmor an der Bildſäule der Mediceiſchen Venus bewunderten; der konnte den Blick nie, nie wieder vergeſſen. So ergieng es auch Carlo; ſo wenig er auch ſchlafen konnte — denn alles, was ihm an dieſem Tage begegnet war, ſchien ihm optiſche Täuſchung und die Villa ein Feenſchloß — ſo träumte er doch von dieſen Augen; ſelbſt Serena's Bild zerfloß vor dieſen Sonnen, wie ein Nebel.

*) S. Winkelmanns Geſch. der Kunſt.

Prinz Cynthio, der von allem, was Kunst und Künstler hieß, ein leidenschaftlicher Verehrer war, und, da er so manchen höhern Genuß, welchen der Sinn des Gesichts gewährt, entbehren mußte, desto freyer in den Regionen der Phantasie herumschweifte, hatte an Carlo's Gespräch, das freilich dann und wann von Giulietta's Beyfallsblick noch mehr befeuert wurde, den lebhaftesten Antheil genommen, und ließ ihn gegen Mittag des andern Tages zu sich rufen. Das Cabinet des Prinzen war ziemlich beschränkt, stieß aber unmittelbar an einen sehr geräumigen Concert-Saal, wo die kostbarsten Instrumente aller Art und die Werke der vortrefflichsten Componisten sich zu dem anlockendsten Ganzen vereinigten. Gleich daran schloß sich ein mäßiges Zimmer, welches die Schriften der berühmtesten Gelehrten aller Nationen in den prächtigsten Ausgaben enthielt, und oft nicht blos von Männern,

sondern auch von Damen aus des Prinzen Gefolge besucht wurde.

Giulietta endigte eben am Flügel eine Arie von Salieri, als Carlo in den Saal trat. „Kommen Sie näher" — rief sie, indem sie ihr schönes Gesicht freundlich nach ihm wendete — „mein Cousin wünscht sich Ihrer zu versichern. Wir hoffen, Sie werden unsern Wünschen nicht entgegen seyn!" Hiermit stand sie auf und trat mit ihm zugleich in das Cabinet.

„Sie müssen, wenigstens einige Zeit, bey uns bleiben!" — redete Cynthio ihn an, legte eine Violine aus der Hand, und beurlaubte mit der Hand einige Hofherren. „Ich bin weit entfernt, Ihnen Vorschriften machen zu wollen; aber, verstatten es Ihre Angelegenheiten, so wünsche ich Sie um mich zu haben. — Wollen Sie in meine Dienste treten, so machen Sie selbst die Bedingungen!" Carl

lo, deſſen Selbſtgefühl durch den lezten Zufall ein wenig aufgeregt war, wollte eben mit einer Antwort hervorbrechen, als Giulietta ihn anlächelte, und wie von ohngefähr ſeine Hand mit einem Finger berührte. „Gnädigſter Prinz!“ ſtammelte Carlo unterwürfig; Giulietta's freundlicher Blick hatte ihn entwaffnet.

„Reden Sie aufrichtig“ — erwiederte der Prinz, indem er mit der flachen Hand über die verhüllten Augen ſtrich und einen Seufzer unterdrückte — „mir theilte das Schickſal die Blindheit des Mäoniden zu, ohne mir die tröſtende Gabe des Geſangs zu verleihen.“ — „Einen Schuzgeiſt, der mich durch das Leben leitet,“ — ſezte er dann mit ſanfter Rührung hinzu, und legte ſeine Hand auf Giulietta's Achſel — „hat mir die Vorſicht geſchenkt; wird ſie meiner Sehnſucht den Freund mit dem warmen Herzen verſagen,

wie ich das Ihrige in wenig Stunden erkannte?"

„Nun dann, mein Prinz!" — verſezte Carlo — „habe ich Ihre Erlaubniß, ſo weile ich hier, ſo lange es mir gefällt, und" — hier gab er Giulietta ihren Blick zurück — „ich denke, das wird eine Ewigkeit ſeyn! Von einer Beſoldung kann bey mir nicht die Rede ſeyn, da ich ſelbſt ſo viel beſize, meine Unabhängigkeit zu erhalten." — „Wohl!" — antwortete Cynthio — „ich danke Ihnen für dieß Verſprechen. Sollten Sie etwas bedürfen, ſo wenden Sie ſich an Ihren Freund!"

Hiermit waren denn die Unterhandlungen von beyden Seiten geſchloſſen, und Carlo meldete Wilibald, daß er wohl noch ſo bald nicht nach Rom zurückkommen werde. Er war nun ohne weiteres in den engern Zirkel des Hofſtaats aufgenommen; niemand fragte, woher er ſey? oder woher die Anhänglichkeit

des Prinzen an ihn rühre? Dieß war an diesem Hofe, dessen Seele Giulietta war, und wo Herz und Geist alles, vermoderte Pergamente nichts galten, nicht gewöhnlich. Doch mag es seyn, daß Carlo in der Folge von seiner frühern Geschichte dem Prinzen etwas genaueres entdeckte, als wir bis jezt selbst wissen. Wenigstens läßt das große Vertrauen, womit dieser edle Prinz ihn beehrte, auch seiner Seits auf zutrauensvolle Geständnisse schließen.

Die ersten sechs Wochen, welche Carlo auf der Villa zubrachte, vergiengen unter Concerten und ähnlichen Vergnügungen ohne besonders merkwürdige Vorfälle, außer daß Carlo immer öfter und schöner von Giulietta's geistvollen Augen träumte, und daß Serena's Bild in seiner Seele immer mehr erblaßte. Unterdessen erfuhr er auch nach und nach von den Hofleuten, daß Cynthio, als der

jüngste Prinz seines Hauses, zugleich mit seiner nachher verstorbenen Schwester und mit Giulietta erzogen worden sey. Schon als Knabe habe er gegen seine Cousine die wärmste und lebhafteste Anhänglichkeit gezeigt; doch habe man dieses an dem Hofe seines Vaters nicht gern gesehen, sondern Cynthio zum geistlichen Stande bestimmt, und Giulietta, da jener ungefähr das zwölfte Jahr erreicht, von ihm zu trennen beschlossen. Ehe jedoch dieses geschehen, sey durch einen unglücklichen Ballwurf aus Giulietta's Hand das eine Auge des Prinzen gefährlich beschädigt worden, und hieraus, nach einer unglücklichen Cur, gänzliche Blindheit entstanden. Giulietta sey nach dem ersten traurigen Vorfall einige Zeit nicht aufzufinden gewesen, und Cynthio, der unaufhörlich vergeblich nach ihr gefragt, und gefürchtet, sie möchte hart bestraft werden, sey plötzlich still worden, und habe keinen Verband

annehmen wollen. Endlich ſey ſie unerwartet wieder zum Vorſchein gekommen, und mit einem Strom von Thränen an ſeinem Bette niedergeſunken. Von dieſer Zeit an habe ſich der Prinz auf ihr Zureden alles gefallen laſſen. Seine Leidenſchaft ſey von Tage zu Tage ſo heftig gewachſen, daß man ſich endlich, da eine nähere Verbindung unter dieſen beyden Perſonen, beſonderer Familienverhältniſſe wegen, nicht ſtatt finden ſollen, genöthigt geſehen, Giulietta in ein Kloſter zu bringen. Aber ſobald Cynthio ihre Entfernung bemerkt, ſey er wieder ſtumm und traurig worden, und nicht eher von ſeinem gefährlichen Tiefſinn zurückgekommen, bis man, auf den Rath erfahrner Aerzte, Giulietta wieder zu ihm gebracht. Von dieſer Zeit an ſey ſie, die auch ihrerſeits immer die zärtlichſten ſchweſterlichen Geſinnungen gegen ihn geäuſſert, und ſich für verpflichtet gehalten habe, ſein Unglück, das

ſie unvorſichtigerweiſe veranlaßt, zu lindern, nie wieder von ihm getrennt worden, und man habe dem Prinzen, nachdem Giulietta das Verſprechen von ſich gegeben, ſich nie zu vermählen, nach ſeinem Wunſche erlaubt, ſeine Tage auf der Villa in ihrer Geſellſchaft zu verleben. Giulietta's ſchöpferiſcher Geiſt habe ſodenn den gröſsten Theil der ſchönen Anlagen in der umliegenden Gegend erfunden und ausgeführt, und der Prinz laſſe durch ſie alle ſeinen Unterthanen beſtimmte Wohlthaten vertheilen, ein Amt, das ſie jederzeit mit Entzücken und dem ihr eignen Seelenadel verwalte.

So wie dieſe Erzählung Carlo mit dem innigſten Mitleid für Cynthio erfüllte, ſo wurde auch der Prinz nach und nach immer enger an Carlo gefeſſelt, und brachte oft ganze Tage allein mit ihm und Giulietta zu. Bald war er von Carlo's Begeiſtrung für Muſik und Dichtkunſt, welche ſo ganz mit ſei-

nen eignen innerſten Gefühlen übereinſtimmte, und aus ſeiner Seele geſchöpft ſchien, ſo hingeriſſen, daß er gar nicht mehr ohne ihn leben konnte. Aber dieſe öftern Zuſammenkünfte, wobey der edle Blinde Giulietta's und Carlo's Blicke freilich nicht beobachten konnte, ſchürten auch in dieſer Herzen, ohne daß ſie es ſich ſelbſt geſtanden, noch mehr eine Flamme an, die ohnedieß ſchon unglückverkündend glimmte, und — die Ruhe aller zu vernichten drohte.

Carlo wurde zum erſtenmal auf ſein Herz aufmerkſam, als Cynthio an einem ſchönen Morgen, da er wegen einer Unpäßlichkeit das Zimmer hüten mußte, Giulietta bat, in Carlo's Begleitung die Morgenluft zu genießen. Cynthio's Worte durchzuckten Giulietta wie ein Blitz aus wolkenleerem Himmel; ihr ganzes Geſicht glühte; ſie konnte ihr Auge nicht vom Boden erheben. Ends

lich befahl sie mit nicht ganz unterdrückter Heftigkeit, ihre Isabelle und für Carlo den Spanier vorzuführen, und jagte, sobald sie sich aufgesezt hatte, so schnell davon, daß Carlo, der spater aufgestiegen war, troz der Trefflichkeit seines Rosses, lange Zeit nur von fern die weißen Federn ihres Caskets in der Luft flattern sah, und sie nicht eher einholte, bis die Isabelle ermüdet war. Schweigend ritten sie einige Zeit neben einander; Carlo's Blick ruhte dann und wann auf der schönen Amazone, aber so oft sie ihr Auge gegen ihn erhob, gerieth er in einige Verwirrung. Nach und nach knüpften sie ein gleichgültiges Gespräch an, das unvermerkt wärmer und zutraulicher wurde. Schon schien alle Verlegenheit aus ihren Herzen verbannt, liebevolle Blicke begegneten sich, als sie unvermuthet den Meierhof gewahr wurden, in welchem Carlo bey seiner Ankunft sich gegen den

Gewitterſturm geſchüzt hatte. Plözlich ſchien Giulietta zu erſchrecken, wandte die Iſabelle, ſprengte, ohne weiter ein Wort zu ſprechen, nach dem Schloſſe zurück, riß ſich, da ihr Carlo beym Abſteigen die Hand bot, ſtürmiſch los, eilte auf ihr Zimmer, und kam den ganzen Tag nicht wieder zum Vorſchein.

Am folgenden Morgen traf er ſie wieder bey Cynthio. Sie war im Ganzen die vorige zärtliche Freundinn; doch kam es ihm vor, als ſey ſie wärmer gegen den Prinzen, als gewöhnlich. Ja, er bemerkte ſogar, daß ſie ihm einmal wie verſtohlen die Hand küßte, und eine Thräne abtrocknete. Die kommenden Tage fand ſie Carlo mit Cynthio nie allein; ſie erkünſtelte gegen ihn, wie immer, wenn fremde Zeugen zugegen waren, eine höfliche Gleichgültigkeit; doch drückte ſie ihm einigemal heimlich die Hand, und eilte denn an den Flügel, um ein ſtürmiſches Allegro oder eine

komische Arie aus der neuesten Opera buffa zu spielen. Nach und nach schienen die vollzähligern Morgengesellschaften dem Prinzen lästig zu werden; Giulietta und Carlo kamen wieder allein; sie war bald höchst zärtlich, bald auffallend streng gegen ihn. Beyder Gemüther wogten, wie die Wellen vor einem drohenden Meeressturm, ungewiß hin und her; beyde fühlten die Schwäche ihres Herzens und die Macht der Leidenschaft.

So vergiengen noch einige Wochen, als eines Abends, da Carlo auf sein Zimmer gieng, ein Edelknabe ihm im Namen des Prinzen ein Buch überbrachte, mit der Bedeutung, er solle die eingezeichnete Stelle lesen. Carlo trat ahndend in sein Cabinet, nahm das Zeichen flüchtig heraus, und fand nichts, was besondern Bezug haben konnte. Endlich wendete er das Papier um, und las

in flüchtigen Zügen, als hätte man eine Feder probirt, den Anfang eines Verses:

„Um Mitternacht im Lorbeerwäldchen!"

Indem er nachsinnend an das geöffnete Fenster trat, stieß er mit dem Fuße an einen zusammengerollten Zettel. Er hob ihn auf. Es war die Musik zu einem bekannten Liedchen von Metastasio *), die — so viel er sich erinnern konnte — Serena einst componirte und ihm schakernd vorspielte, so oft er sie aufs neue bat, sich mit ihm trauen zu lassen. Er wußte gewiß, daß er diese Melodie nie unter seinen Papieren gehabt. Wie

*) E la fede degli amanti
Come l' Araba fenice,
Che vi sia ciascun lo dice,
Dove sia nessun lo sa.

D. i. Die Treue der Liebhaber gleicht dem Arabischen Phönix. Jedermann sagt, daß es einen giebt, allein niemand weiß seinen Aufenthalt.

kam sie jetzt hierher? und stand sie vielleicht mit der Einladung ins Lorbeerwäldchen in Verbindung? Welche sonderbare Unbegreiflichkeiten! welches ganz eigne Zusammentreffen der Umstände! — Er war lange unentschlüssig, ob er gehen sollte; sein Herz schlug ungestüm; Hoffnung und Freude, Angst und Furcht kämpften in seiner Brust.

„Komme es auch, wie es wolle!" rief er endlich mit gewaltsam unterdrückter Unruhe aus, versah sich mit seinen Terzerolen, und schlich sich, in einen dunkeln Mantel gehüllt und den Hut tief in die Augen gedrückt, an den bezeichneten Ort. Das erste, was ihm im Lorbeerwäldchen begegnete, war eine majestätische, weiße Gestalt, die sich ihm langsam näherte, einen Dolch in die Höhe hielt und drohend: Carlo! rief. Aber indem dieser sein Terzerol hervorzog, um sich im Nothfall zu vertheidigen, war die furchtbare Er-

ſcheinung vor ſeinen Augen verſchwunden. Carlo hatte ſchon faſt das ganze Gebüſch durchſucht, ohne etwas aufzufinden, als er vom entgegengeſetzten Ende deſſelben eine andre, ganz und gar ſchwarz verſchleierte Geſtalt auf ſich zuwanken ſah. Er blieb feſten Fußes ſtehen; immer näher kam das ſchwarze Weſen. Bald ließ ihm die mondhelle Nacht beſtimmtere Umriſſe entdecken; die ſchlanke Geſtalt flog auf ihn zu; er fühlte ſich mit ſanfter Heftigkeit an einen heißen, weiblichen Buſen gedrückt. „Carlo!“ flüſterte die ſüßeſte Stimme, die nur Giulietta angehören konnte — „kannſt Du mich verdammen?“ — „Giulietta!“ ſtammelte er — dieſer Name ſchien ihm der ſüßeſte Laut in der ganzen Natur! Er umſchlang ſie mit heißem Entzücken, ſeine verwegnen Lippen ſchweiften trunken umher — als ganz in der Nähe eine Laute erklang, und ein ihm bekanntes Adagio an ſein Ohr ſchlug. — „Je

ſus! Maria! wir ſind nicht allein!" ſchrie die zitternde Giulietta, entriß ſich ſeiner Umarmung, und floh durch einen Nebenweg des Gehölzes.

Carlo ſtand einen Augenblick wie in den Boden gewurzelt; dann folgte er Giulietta mit den Augen, ſah ſie verſchwinden, und ſchlich ſich nach einigem Verzug vorſichtig auf ſein Zimmer. Sein Kopf war von wunderbaren, ſich widerſtreitenden Gedanken und Entſchlüſſen erfüllt, kein Schlummer kam in ſeine Augen, der warnende Lautenton klang unaufhörlich in ſeiner Seele wieder. Am Morgen erkundigte er ſich unter der Hand, wer im Schloſſe die Laute ſpiele; niemand wußte etwas Beſtimmtes. Die Edelknaben, hieß es, ſpielten faſt jedes Inſtrument.

Mit erzwungener Ruhe beſuchte er gegen Mittag den Prinzen, den er ſehr bekümmert fand, weil Giulietta dieſen Morgen

ſich nicht wohl befinde. Carlo glaubte hierinnen von Giulietta's Seite eine Regung weiblichen Zartgefühls zu entdecken. Er hielt es für ſeine Pflicht, den von ihr gegebenen Wink zu benutzen, und erbat ſich von Cynthio, um ihn nicht zu Giulietta begleiten zu müſſen, und der Prinzeſſinn vor der Hand ein Erröthen zu erſparen, die Erlaubniß, den Einſiedler Girolamo heute zu beſuchen. Cynthio machte ihm ſanfte Vorwürfe über ſeine Gleichgültigkeit bey Giulietta's Krankheit, gab ihm einige eben enthaltene ſeltne Pflanzen und kryptogamiſche Moosarten für Girolamo mit, und bat ihn, noch vor Abend wieder einzutreffen.

Ohne auf die Reize der ſchönen Landſchaft dießmal zu achten, von düſtern Melancholieen ergriffen, wandelte Carlo auf Girolamo's Hütte zu, und fand ſie offen. Girolamo war nicht zugegen. Die Neugier

vermochte ihn, ſich im Hauſe umzuſehen; er verſuchte an der Thür des andern Zimmers. Nach einem ſtarken Druck wider das Schloß ſprang ſie auf. Er blickte hinein und — ſank, wie vom Donner gerührt, zu Boden. Serena, eine blutende Wunde in der Bruſt und im Sarge, ſtand vor ſeinen Augen!

Viertes Buch.

„Was hast Du gesehen, Unglücklicher?“ — rief Girolamo drohend Carlo zu, als dieser von ihm gerüttelt im andern Zimmer die Augen aufschlug — „wer gab Dir das Recht, Gastfreundschaft und Zufall zu mißbrauchen, und in fremde Geheimnisse Dich einzudrängen?“

„Hinweg von mir, Blutiger!“ antwortete Carlo, indem er mit Sammlung aller seiner Kräfte Girolamo zurückschleuderte — „mein Leben an das Deinige! Du hast die Liebe und die Unschuld gemordet!“

Girolamo (zum erstenmal mit sanfterer Stimme.) Fasse Dich, lieber Carlo! Schwei-

se Blutschulden liegen auf mir, aber nicht die, deren Du mich anklagst. Mich drückt ein Geheimniß, das ich noch nie einem Sterblichen anvertraute. Dir bin ich es schuldig, um Dich von Deinem Irrthume zu überzeugen!

Carlo. Nur eins sage mir, fürchterlicher Mann! Habe ich recht gesehen, oder täuschte mich ein schreckliches Gespenst? Lebt Serena, oder ist sie ermordet?

Girolamo (wieder heftig.) Serena? was träumst Du? Serena kannte ich nie — hast Du sie mir aufzuheben gegeben?

Carlo. Wie, Verruchter? Du kanntest sie nicht, und doch umfangen diese Mauern —?

Girolamo. Und wenn ich sie kannte, ziemt es Dir, ihrentwegen Rechenschaft von mir zu fordern?

Carlo wollte mit Gewalt in das andre Zimmer. Girolamo aber schloß die Thür

ab, und ergriff ihn so hart, daß er nicht von der Stelle konnte. „Halt, Carlo!“ — redete er ihn dann an — „darf der Gast es wagen, in der friedlichen Hütte seines Wirthes gleich einem Räuber Gewaltthätigkeiten auszuüben? oder hältst Du es für edel, gesezt auch, daß es Dir gelänge, einem Unglücklichen ein Geständniß abzupressen, das ihn sein ganzes Leben hindurch unstät und flüchtig machte?“

Carlo fühlte das Beschämende dieser Vorwürfe, und suchte sich zu sammeln. „Seh' Dich“ — fuhr Girolamo fort, da er Carlo's innern Kampf bemerkte, und suchte unter seinen Papieren einige zusammengerollte Blätter hervor — „erzählen kann ich Dirs nicht, was wie eine Gebürgslast auf meiner Brust liegt; mein Herz würde dabey in Schmerz und Thränen aufgelöst werden; aber lies dieses, was ich einst für Willibald aufschrieb

— der Gutmüthige nennt sich ja Deinen Patroklus, Dich seinen Achill — lies es, und verdamme dann einen Elenden, über den schon von seiner Geburt an feindselige Gestirne walteten.“ Mit diesen Worten überreichte er Carlo die Schrift, ergriff einige Garnergerathschaften, und verließ finster die Hütte. Carlo nahm hastig die Blätter und las:

Girolamo's Bekenntnisse.

Schwarze Gewitterwolken thürmen sich auf, Flammen kreuzen sich über des Mörders Haupt. Aber mit Seegen entladen sich die drohenden Wetter, keiner der zückenden Blitze trifft den gemasteten Sünder. Laß mich denn abbüßen, Richter und Rächer im Mitternachtsdunkel! laß mich durch langwierige Marter den Fluch wenden, den schon im Augenblick meines Werdens das düstre Verhängniß über mich aussprach!

Grauenvolles Nachtstück meines Lebens! — ich schaudre, wenn ich hinter mich zurückblicke. — —

Wer löst mir das Räthsel, warum ich geboren ward? — Ueberall Finsterniß! nirgends ein leuchtender Strahl!

Der erste Athemzug weihte zum Mörder furchtbar mich ein. Neben den Sarg meiner Mutter setzte man meine Wiege. Nie sah mich mein Vater, ohne zu weinen; viel zu theuer hatt' er den Sohn des Unglücks erkauft!

Noch hatt' ich das dritte Jahr nicht vollendet, als eine Seuche ihn wegraffte. Die Erbschaft war beträchtlich; in ganz B..... war er der künstlichste Goldarbeiter gewesen. Sein Bruder Pietro, mit dem er nie einig gelebt, ward mir und meinem ältern Bruder Guido zum Vormund bestellt.

Weiche Zähmung überfiel mich bey der

Erinnerung an dich, zärtlicher, duldsamer Guido! Verachtung und Haß waren das Loos unsrer Kindheit, und doch weil' ich so gern bey dem Gedanken an jene Tage der Unschuld. Ach, mit dir ward die ganze Summe der Glückseligkeit zu Grabe getragen, die mir auf dieser Erde bestimmt war! Nie, selbst in den Armen der Liebe nicht, empfand ich jene reine Zufriedenheit.

Wir arme Verwaiste wurden überall vernachläßigt und unterdrückt. Oft saßen wir, von den Kindern des Oheims aller Spielwerke beraubt, in einem Winkel des Gartens, und hielten uns zärtlich umarmt. Oft schlummerte ich dort an der Brust meines Guido, oft stillte er weinend das Blut meiner Wunden, welche die boshaften Knaben Pietro's mir ungestraft schlugen.

Neun Jahre hatte Guido, immer siech und schwächlich, verlebt. Dann starb er, von

allen, nur von mir nicht verlassen, in einer entlegnen Kammer. Ich war trostlos; aber in die Thränen über seinen Tod mischten sich Thränen ohnmächtigen Grimms. Die Tage schuldloser Kindheit waren für mich dahin; dieser frühe, für mich unersetzliche Verlust erhob mich über mein Alter; an dem ärmlichen Strohlager, wo Guido ohne Warnung verschieden war, fühlt' ich zuerst, wie grausam man mir behandelte — ein dunkler Rachgedanke fuhr durch meine Seele!

Ich klagte nie mehr; ich ertrug jede Bosheit, jede Härte mit dumpfem Trotz und Schweigen — nur selten konnt' ich weinen, nur dann, wenn ich mich einsam im Garten befand. Dann glaubt' ich oft Guido's schönes blasses Gesicht, mit lichten Strahlen und Engelsflügeln umgeben, durch der Laube dunkle Blätter hervorblicken zu sehen; — selbst in spätern

Jahren täuschte mich nicht selten diese Erscheinung.

Pietro, ein Mann von düstrer, abschreckender Gestalt, war ein Gürtler. Doch arbeitete er nicht für den Verkauf, sondern lebte, wie es hieß, von dem Ertrag seines Hauses. Er verschloß sich tagelang, oder las in alten, mit wunderbaren Charakteren verzierten Büchern. Mir und seinen Kindern ertheilte ein Weltgeistlicher Unterricht, und bald wimmelten in meinem Gehirn die abentheuerlichsten Wundergesichte aus den Legenden der Heiligen.

Ich sollte die Kunst meines Vaters erlernen; seine Werkstatt war noch unverkauft. Mein Vormund ließ mir von Benvenuto, einem seiner geheimnißvollen Freunde, im Zeichnen Unterricht geben. Dieser Benvenuto, ein sanfter, vor sich grübelnder Alter, lebte mit zwey Töchtern fast von aller mensch-

lichen Gesellschaft entfernt. Die ältere, Madalena, von sehr traurigem und verschloßnen Gemüth, war sein Liebling. Weniger ward, ihres Leichtsinns wegen, die jüngere, Franzeska, von ihm geachtet. Ich fühlte gegen beyde, obschon sie einige Jahr älter waren, die lebhafteste Zuneigung.

Ich that nicht gewöhnliche Vorschritte in der Kunst. Mein Lehrer faßte für mich, meines stillen Ernsts wegen, besondre Vorliebe. Er gab mir zuweilen bedeutungsvolle Winke, als hätt' er insgeheim große Dinge mit mir vor. Um mich hierauf vorzubereiten, weihte er mich in die Mysterien seines Glaubens ein.

Nach diesem sind jedem Sterblichen zwey unter sich feindselige Schutzgeister zugeordnet, eine Mittelgattung zwischen Mensch und Engel. Der weiße Geist — so behauptete Benvenuto — treibt den Menschen zum Guten, und

freut sich seiner Vollkommenheit; der schwarze befördert das Böse, und freut sich seines Verderbens. Man muß den Geist des Lichts sich gewogen machen, den Geist der Finsterniß aber zwingen. Zu diesen und ähnlichen Zwecken, zu Erlangung ewiger Jugend, des Steins der Weisen u. s. w. dient die weiße Magie. Auch mit der schwarzen muß man bekannt seyn, sich aber durch den Geist des Abgrunds, der unaufhörlich dazu reizt, ja nicht zu ihrer Ausübung verleiten lassen. Widersteht man diesen gefährlichen Lockungen nicht, so ist man auf ewig ein Kind des Verderbens. — Um endlich Meister des Geisterreichs zu werden, muß man von Jugend auf sich kalt gegen Rang, Reichthum und Weiber erhalten. —

Zugleich empfahl mir der gutmeinende Alte die Lesung einiger Bücher, die er mir als einen grosen Schatz geheimnißvoll anvertraute. Ich las sie, wiederholte das Lesen auf

sein Geheiß mehreremal; allein, trotz aller Anstrengung, wollte das verheißne innre Licht nicht anbrechen. Nur die Begier, womit ich mich der Zeichen- und Maler-Kunst ergab, war die Veranlassung, daß ich meinen Kopf mit den Unbegreiflichkeiten dieser Bücher nicht völlig verwirrte. Ich, hatte auch über Maddalena ein ähnliches Schicksal gewaltet! —

Winke mi nicht so drohend, bleicher Schatten! Vergieb dem Reuvollen, Maddelena! — Konnt' ich entfliehen, da mein schwarzes Verhängniß mich faßte? — —

Bey Maddalena hatten die erlauschten Lehren ihres Vaters den tiefsten Eindruck gemacht. Oft bemerkt' ich, daß sie in seiner Abwesenheit verschiedne Bücher seiner Bibliothek mit Beängstigung las. Sie achtete nicht auf den Spott, womit die muthwillige Franzeska sie verfolgte. Einst bat mich diese, auf den Abend wiederzukommen. Der Vater war aus-

gegangen. Sie läßt mich durch das Schlüsselloch sehen. Maddalena, mit dem Rücken gegen uns gekehrt, steht in einem auf Pergament feuerfarb gemahlten Zauberkreis. Drey geweihte Kerzen brennen vor ihr. Sie spricht mit dumpfer, zitternder Stimme eine Beschwörung aus einer alten, schwarz eingebundnen Handschrift her. Franzeska wirft mir lächelnd einen langen, schwarzen Flor über und heißt mich eintreten. Mich gewahr werden und zu Boden sinken, ist bey Maddalena das Werk eines Augenblicks!

Ich sprang hinzu; Franzeska stürzte herein; Maddalena lag starr und ohne Leben. Franzeska verbarg den schwarzen Mantel; Benvenuto wurde geholt. — „Was hast Du gemacht, Unglückliche!“ rief er mit Entsetzen, und rauste sich das Haar, als er die Zaubergeräthe gewahr ward. Ein Wundarzt wurde herbeygeschafft. Es floß nur weniges,

ſchwarzes Blut. Maddalena lag einige Tage von fürchterlichen Erſcheinungen gepeinigt, und ſtarb, ohne wieder zur Beſinnung zu gelangen, in der dritten Mitternacht.

Meine erſte Mordthat! — —

Benvenuto ſah Maddalena's Raſerey und Tod für die Wirkung eines von ihr gerufnen boſen Damons an. Unzähligemal war ich im Begriff, ihm die Wahrheit zu geſtehen; aber Franzeſka hielt mich mit Thränen davon ab. Das traurige Geheimniß, welches wir zu bewahren hatten, und das Grauen, welches uns ergriff, wenn wir an Maddalena dachten, gab unſerm Umgange eine bängliche Innigkeit. Der Band unſrer Herzen ſchien durch die gemeinſchaftliche Schuld an ihrem Tode furchtbar beſtätigt.

Ich hatte das funfzehnte Jahr erreicht, und ſollte zu einem Goldſchmidt in die Lehre kommen. Einſt erſchien bey meinem Vormund

ein ärmlich gekleideter Mann, der sich für einen Rothgießer ausgab. Er grüßte Pietro in einer unverständlichen Sprache, und wurde von ihm mit Verehrung und Unterwürfigkeit aufgenommen. Gegen Abend versammelten sich alle geheime Freunde meines Oheims, unter diesen Benvenuto. Sie verschlossen sich in eine Hinterstube. Meine aufgeregte Phantasie ließ mich nicht schlafen; ich belauschte sie.

Um einen Heerd voll glühender Kohlen standen Retorten und andre Gefäße von sonderbarer Gestalt. So viel ich von dem Gespräch, nicht ohne innern Schauder, vernahm, hieß der Fremde Chrysostomo, und wurde von den Anwesenden mit großer Ehrfurcht der Sohn vom Morgen genannt. Seiner Versichrung nach, war die Kunst, Metalle zu zeitigen und zu veredeln, die geringste seiner Wissenschaften, nur die Schwelle im Tempel der Weisheit.

Um dieß zu erweisen, zieht er aus seinem Busen eine kleine rothe Büchse, scharrt daraus einige schwarze Körner zusammen, und schüttet diese in einen Schmelztiegel, in welchem eine schimmernde Masse unaufhörlich braust und Blasen wirft. Augenblicklich beruhigt sich die Masse; er deckt eine Stürze darüber, und heißt seinen Jüngern, sieben Minuten in Geduld zu sieben. Pietro zählt an der Uhr die Minuten; man hört zischen Athem. Noch ehe sieben Minuten verflossen sind, springt mit einem gellenden Ton sich die Stürze des Tiegels zerschmettert in die Höhe. Pietro und seine Freunde zittern. Aber mit majestätischem Ernst ruft Chrysostomo: „ihr Kleingläubigen!“ hebt das Gefäß vom Feuer, und zeigt ihnen die darinn fließende Masse, welche sie mit Entzücken für das reinste Gold erkennen.

Mehrere der Gesellschaft sanken vor ihm auf die Kniee; andere küßten mit der tiefsten

Ehrerbietung seine Hände; alle bestürmten ihn, von dem schwarzen Pulver ihnen mitzutheilen.

Aber zornig verwieß er ihnen ihre Thorheit und Unersättlichkeit, und drohte, augenblicklich aus ihrer Mitte zu verschwinden. „Ists euch nicht genug" — rief er heftig — „an Klarheit und Licht? Kennt ihr so wenig den Werth der Ur-Stoffe, daß dieser verächtliche Staub euch reizen kann?"

Die Zuhörer bebten und schwiegen mit knechtischer Furcht.

„Ich habe Geduld mit eurer Schwäche" — hub er in gemäßigtem Ton wieder an — „euer Verlangen soll erfüllt werden, doch nicht sogleich. Ihr seht" — hier zeigte er ihnen den leeren Boden der Büchse — „daß der Vorrath, dessen ich mich nur zum dringendsten Bedürfniß bediene, zu Ende ist. Doch bald soll er sieben- und neunfältig ersezt seyn! Nur ist es nöthig" —

Er hielt inne, und alle Anwesende drangen mit ehrfurchtsvollem Ungestüm in ihn, zu sagen, was er bedürfe.

„Zu Fertigung dieses Pulvers brauch' ich gewachsnes, nicht alchymisches Gold. Das erste mit mir herum zu tragen, ist mir auf meinen Reisen zu lästig. Kann ich doch tingiren, so oft ich will! Bringt also etwas von gewachsnem Golde zusammen, sey es gemünzt oder sonst verarbeitet! Je mehr ich davon erhalte, je grösser ist euer Gewinn. Ich verlange von dem Ertrag für mich nur wenige Körner."

Pietro und die andern Goldköche versprachen, so viel, als möglich, herbeyzuschaffen.

„Auch ist es nöthig" — setzte er dann hinzu — „daß ihr mir zum Gehülfen bey der Arbeit einen wohlgestalteten und noch unschuldigen Jüngling zugesellt!"

Man berathſchlagte, wer dazu am ſchicklichſten ſey. Pietro ſchlug einen ſeiner Söhne vor.

„Wohl!“ antwortete Chryſoſtomo — „ich ſelbſt habe einen Deiner Knaben dazu erſehen. Der dieſen Mittag die unterſte Stelle Deines Tiſches einnahm, iſt zum großen Werke erleſen. Die niedrigen ſollen erhöhet werden!“

Den Sohn des Morgens verließ hier ſeine Allwiſſenheit. Der unterſte an Pietro's Tiſche war ich geweſen.

Mein Oheim belehrte ihn, und ſuchte mich von der zugedachten Ehre zu entfernen. Aber Chryſoſtomo ſtand von ſeinem Verlangen nicht ab. „Sey er Dein Sohn oder Neffe! Die Niedrigen ſollen erhöhet werden!“ — —

Kaum war ich des andern Tages angekleidet, als mich mein Vormund mit dem mir beſtimmten Amte bekannt machte, und mit krie-

chender Güte mir verschlug, einige von meinem Vater hinterlaßne goldne Ketten auf hohen Gewinn mit einschmelzen zu lassen. Unbekannt mit dem Werth jener Kostbarkeiten, und voll Verachtung gegen meinen Oheim, willigte ich in alles. Er suchte einige meiner ererbten Kostbarkeiten zusammen. Der größte Theil war nicht mehr vorhanden.

Die Jünger des Geheimnisses kamen gegen Abend im Laboratorium zusammen. Jeder lieferte seinen Beytrag. Alles ward genau abgewogen, um den Antheil am künftigen Gewinn darnach zu berechnen, und sodann in einen Schmelztiegel gelegt. Zu aller Erstaunen warf auch Chrysostomo, nebst verschiednen Metallen und Amuleten, ein schweres, goldnes, abentheuerlich gesormtes Gefaß hinein. Dieß hatte er von einem durchreisenden Portugiesischen Rabbiner, den er unter Aegyptens Pyramiden vor hundert Jahren

kennen gelernt, diesen Morgen erhalten. Doch bestand er darauf, von dem Tingir-Pulver nur eine halbe Unze für sich zu behalten, und verschloß den Kessel mit einem Salomonischen Siegel.

Kaum waren die Kohlen angefacht, als Chrysostomo seinen Jüngern erklärte, daß sie ihn nun mit mir sieben Tage und sieben Nächte allein lassen müßten. Sie selbst wären zu der vorzunehmenden Arbeit zu ungeläutert und unheilig. Umsonst war ihr Flehen; mir graute vor dem Alleinseyn mit diesem furchtbaren Manne.

Plözlich geschahen von außen heftige Schläge; die Thür stürzte herein; wir wurden sämmtlich von den Sbirren in Verhaft genommen.

Bey der Untersuchung ergab sich, daß Chrysostomo, andrer Schändlichkeiten nicht zu gedenken, ein abgefeimter Betrüger, seine

Schüler betrogne Thoren waren. Mein ganzes Vermögen hatte Pietro verschwendet; sein Haus reichte zur Bezahlung der Schulden nicht hin. Die im Tiegel gefundenen Kostbarkeiten, unter welchen man die Portugiesische Vase für unächt erkannte, wurden, statt ein Raub Chrysostomo's, eine Beute der Richter. Chrysostomo kam auf die Galeeren; meinen Oheim, Benvenuto und die übrigen überlieferte man als Geisterbanner der heiligen Inquisition; mich entließ man, nach zweyjährigem, unschuldig erduldeten Gefängniß, als einen Bettler.

Wohin sollt' ich mich nun wenden? — Daß Pietro's Frau im Elend verstorben sey, sagte mir ein Gerichtsdiener. Mein erster Gedanke war Franzeska. Oft hatt' ich ihr Bild auf die dunkle Mauer meines Kerkers gezeichnet. — Aber wo sollt' ich sie finden? und was mochte unterdessen ihr Schick-

sal gewesen seyn? — Mit vieler Mühe erfuhr ich, daß sie bey einer bejahrten Verwandtinn sich aufhalte. Ich schämte mich meiner zerlumpten Kleidung. In einer einsamen Klosterkirche verbarg ich mich, bis es dunkelte. Ich betete inbrünstig: „Guido! lieber, frommer Guido! wär' ich mit dir gestorben!" Das Flämmchen der heiligen Lampe zitterte auf, ein scharfer Wind glitt über die Saiteninstrumente des Chors, ich sah Guido hinter der Einfassung des Altarblattes mir freundlich winken.

Da man die Thüren verschloß, wandelte ich nach dem bezeichneten Gäßchen. Ich hoffte Franzeska zu entdecken, oder dort in der Nähe einen Winkel zum Nachtlager zu finden.

Die Nacht brach herein. Ich fühlte mich rückwärts umarmt. Es war meine Franzeska. — in glänzender Kleidung.

Sie trat zurück. Ihre Umarmung war der Ausbruch einer erwachenden Leidenschaft; jezt schämte sie sich des Bettlers.

Ich starrte sie an; sie konnte die Augen nicht aufschlagen. Bald blieb mir kein Zweifel, die Base war eine Kupplerinn, Franzeska eine gemeine Dirne!

Zum erstenmal zweifelte ich an der Tugend, und grollte mit dem Himmel. Selbst im Kerker war ich glücklich; ich dachte mit Liebe an Franzeska. Jezt mußt' ich sie verachten.

Ich machte ihr Vorwürfe; sie lachte. Ich gedachte unsrer frühern Jahre; sie ward verdrießlich. Ich rief drohend: „Maddalena!" sie zitterte und drückte mir ein Goldstück in die Hand. Ich warf es vor ihre Füße und eilte aus der Stadt.

Den nagenden Durst zu stillen, brach ich einige Früchte von tief herabhangenden Zwei-

gen. Der Eigenthümer verfolgte mich mit Steinen; sein angehezter Hund verwundete mich an der Ferse.

Ich hinkte noch eine Strecke fort, und schlief in einem Gebüsch, bis die Sonne mich weckte. Mein Fuß war geschwollen. Doch schleppte ich mich eine Miglie fort, und bettelte in einer Herberge. Ein alter Bauer erbarmte sich meines Elends. Zufälligerweise ward eben eine Mauer angestrichen; ich bettelte einige Farben, und mahlte das sehr ausgezeichnete Gesicht meines Wohlthäters auf ein Bret. Er war außer sich, holte mir eine Salbe und Kleidungsstücke, und gab mich dem Wirth in die Pflege. Gegen Abend kamen mehrere Landleute. Ich mußte sie mahlen, und verdiente nach und nach eine für mich beträchtliche Summe.

In einem Marktflecken kaufte ich Pinsel und Farben, bot dann überall meine Dienste an,

und war sehr glücklich im Treffen. Bald konnt' ich es wagen, nach T..... zu gehen. Ein bejahrter Mahler nahm mit zum Einkaufen.

Er hatte eine einzige Tochter, die er abgöttisch liebte, ein Wunder der Schönheit und Sittsamkeit. Sie hieß Rafaela. So unschuldig und so voll Geists, so kindlich und so voll glühender Liebe, so zart empfindend und so voll heroischen Muthes — ich sah, so lange ich lebte, nur eine, die ihr ähnlich war! Entzückt über ein gelungenes Meisterstück, hatte die Natur es noch einmal wiederholt! — —

Warum bin ich ausgeschlossen aus dem Kreise der Glücklichen? warum ruht auf mir der Fluch des Mörders? warum darf ich nie wieder lieben?

Könnten zahllose Thränen die Blutflecken abwaschen, könnte Reue versöhnen — und du hättest mich wieder eingeführt in die blühenden Gefilde der Unschuld und Seelenruhe, du

wärest an meine Seite getreten, Serena! ein himmlischer Genius — —

Wohin verirre ich mich? — Nieder, nieder auf deine Kniee, ruchloser Sünder! daß dich nicht die Rache ereile auf einem solchen Gedanken! — —

Rafaela's Vater — — —

So weit hatte Carlo mit der größten Ungeduld gelesen, als Girolamo erschrocken eintrat, und einen Eilboten vom Prinzen Cynthio hereinführte. Der Leibarzt desselben schrieb an Carlo:

„Kommen Sie schleunigst zurück! Prinzessinn Giulietta liegt im Fieber, und scheint in Gefahr zu seyn. Sie verlangt Sie zu sehen. Ihre erhitzte Phantasie spiegelt ihr vor, Sie wären ermordet. Die Nachricht, daß Sie verreist sind, scheint ihr ein Vorwand, die Wahrheit zu verbergen. Sie sollen eilen — so befiehlt mir der Prinz, Ihnen zu schrei-

ben — wenn Cynthio und Giulietta Ihnen theuer wären!"

„Allmächtiger Gott!" — rief Carlo, am ganzen Leibe zitternd — „Giulietta in Gefahr!" steckte die noch übrigen Blätter, ohne Girolamo zu befragen, zu sich, und warf sich in größter Hast auf den für ihn mitgesendeten Wagen.

Giulietta's Krankheit war keineswegs, wie Carlo sich anfangs einbildete, ein Vorwand weiblicher Scham. Da sie bey der nächtlichen Zusammenkunft im Lorbeerwäldchen, von dem Ton der Laute erschreckt, durch einen Seitengang floh, trat ihr die nämliche fürchterliche Gestalt, welche Carlo erschienen war, in den Weg und rief, den Dolch zückend: „Carlo!" aus. Mit wankenden Knieen konnte sie kaum ihre Zimmer erreichen, und sank sogleich auf den Sofa. Da sie, nach einer kurz anhaltenden Ohnmacht gegen Mor-

gen wieder erwachte, fiel ihr der Dolch und der drohende Zuruf wieder ein, und sie war eben im Begriff, eine Unbesonnenheit zu begehen, als eins ihrer Mädchen hereinkam und, durch das blasse Gesicht ihrer Gebieterinn nicht wenig beängstigt, sie fast mit Gewalt zu Bette brachte. Einige Zeit hatte sie sich zu beruhigen gewußt; da aber der Prinz ohne Carlo zu ihr kam, und auf ihr Befragen, unter mancherley Entschuldigungen, von besserm Befinden des Girolamo erzählte, wurde Carlo's Entfernung bey ihr zur Gewißheit, und ihre durch den Schreck heftig erschütterte Seele konnte dem Ausbruche der Krankheit nicht länger widerstehen. —

Cornelio gieng mit Carlo, nach einiger Vorbereitung der Kranken auf seine Erscheinung, in ihr Zimmer. Carlo, dem das Gefährliche seiner Lage nicht unbekannt war, trat schwankend ihrem Bette näher. Sobald

Giulietta ihn erblickte, zuckten alle Muskeln ihres Gesichts; ihre Augen überliefen mit einer sterbenden Blässe, die sich jedoch bald in das blässeste Weiß wieder verwandelte. Dann sagte sie, indem sie alle ihre Kräfte aufbot, mit einer Stimme, die nur Carlo ganz verständlich war, und in der die Größe ihrer Liebe auf das deutlichste hervorzeugte: „Es ist gut, Carlo! daß Sie kommen! Wunderbar, daß ein Traum mich so erschrecken konnte!“

Giulietta war von nun an weniger heftig; doch blieb die Krankheit noch einige Wochen bedenklich, und zog sich auch nachher, der großen Erschöpfung wegen, sehr in die Länge. So lange der Arzt über Giulietta's Zustand noch Zweifel übrig ließ, war der Prinz und sein ganzer Hofstaat in der größten Unruhe. Selbst die Unterthanen des Prinzen kamen scharenweise nach der

Villa, ſich nach ihrem Befinden ängſtlich zu erkundigen. Cynthio verließ den Vorſaal nur ſelten, und Carlo, den er täglich mit größerer Wärme umfieng, durfte nicht von ſeiner Seite. Bey dieſen Abhaltungen konnte dieſer nie dazu kommen, die Fortſetzung von Girolamo's Geſchichte zu leſen. Wenigſtens entſchuldigte er ſich damit gegen ſich ſelbſt, ob er gleich, die Wahrheit zu geſtehen, vor jenen Blättern, ſo oft er ſie von ohngefähr erblickte, unwillkührlich erſchrak. Bis zu Serena's Erwähnung hatte er geleſen, und jetzt, da er täglich und ſtündlich um die angebetete Giulietta war, wurde er ſo oft ein Verbrecher an Serena's Liebe.

Wie ſehr eine ſchöne und heimlich geliebte Kranke intereſſirt, weiß jeder, der je in einer ähnlichen Lage war, aus Erfahrung. Bricht dann noch bey der reizenden Kranken von Zeit zu Zeit, trotz des heimlichen

Kampfs, die feurigſte Leidenſchaft aus — o! welches männliche Herz wäre ſtark oder fühllos genug, dieſes ohne die heftigſte Gegenliebe zu bemerken? Einſt hatte der Prinz, der auf alles dachte, ſeine Couſine, wär' es auch nur auf Augenblicke, zu erheitern und zu erfreuen, ihr eines Morgens zwey ganz vorzüglich ſchöne Roſen an einem Stengel geſchickt. Giulietta trug ſie an der blendenden, leicht verhüllten Bruſt, als Carlo eintrat, und die beſondere Schönheit der Zwillingsblumen bemerkte. Schüchtern ſah Giulietta ſich um, und da eben ihre Mädchen und Frauen in einer entfernten Ecke des Gemachs beſchäftigt waren, flüſterte ſie Carlo leiſe zu: „Ich darf ſie nicht mit Dir theilen!“ und legte die Roſen gleichgültig auf den Nebentiſch. — Was mußte Carlo hierbey fühlen! — und war nicht Beſorgniß für ihn der erſte Grund ihrer Krankheit?

Da Giulietta wieder hergeſtellt war, und das Zimmer verlaſſen durfte, verlangte der Prinz von Carlo einen Plan, die Wiedergenesene mit einem Feſte zu überraſchen. Carlo that mancherley Vorſchläge; aber das meiſte war bey andern feierlichen Gelegenheiten ſchon gebraucht worden. Endlich ſchlug er ein, von den Hofleuten aufzuführendes kleines Schauſpiel vor, wozu er den Plan vorlegte. Eine freundliche Gegend des Parks war ſo gelegen, daß mit geringer Veränderung ein grünendes Theater daraus geſchaffen werden konnte. Carlo ließ alles auf das Geſchmackvolliſte zu ſeinem Zweck einrichten, und an einem heitern Sommerabende, da Giulietta mit Cynthio ſpazieren gieng, wurde ſie mit einer rauſchenden Symphonie überraſcht. Verſchiedene Raſenſitze waren für ſie und für die zum Schauſpiel nicht gehörigen Hofleute beſtimmt; der Sitz

für das fürſtliche Paar zeichnete ſich nur dadurch von den übrigen aus, daß die niedrige Rückwand mit einem dichten Roſengewebe, das eine lebendige Tapete bildete, umgeben war.

Der Gang des Stücks, deſſen Hauptfabel Carlo aus der Wahrheit entlehnt hatte, beſtand ohngefähr in folgendem. Da der Vorhang ſich hob, erſchienen verſchiedene Chöre junger Landleute, Jäger und Hirten, welche ſich unter einigen Linden mit fröhlichen Tänzen vergnügten, und zu einer ländlichen Muſik von Waldhörnern und andern blaſenden Inſtrumenten ein munteres Lied ſangen. Ein ankommendes Bauermädchen brachte die Nachricht von der Krankheit ihrer geliebten Wohlthäterinn. Der Tanz hörte auf; die Muſik verſtummte; alle Schauſpieler zeigten in mancherley Stellungen und Grup-

pringen ihre Bestürzung. Ein ehrwürdiger Greis verschob den schon angesezten Hochzeitstag seiner Tochter auf ungewisse Zeit hinaus. Die Liebenden giengen auf verschiedenen Seiten traurig von einander; alles zerstreute sich in der grösten Beängstigung. Im zweiten Act war ein offener Platz eines dem Prinzen gehörigen romantischen Dörfchens vorgestellt. Die Braut erwartete sehnsuchtsvoll ihren Geliebten, der, um Erkundigung einzuziehen, nach dem Schlosse gegangen war. Er flog mit der freudigsten Eil, und schon von fern den Hut schwenkend herzu, und brachte die Botschaft von der Prinzessinn Genesung. Aber ehe er noch von seinem Mädchen zur Belohnung für diese frohe Nachricht einen Kuß rauben konnte, war diese schon entschlüpft, um ihren Vater und alle Dorfbewohner herzuzurufen. Aus allen Häusern stürzten Männer und Weiber, Greise

und Kinder. Der Brautvater legte die Hände der Liebenden in einander. Einige holten Blumen, womit sie sich in der Eil schmückten, andere Musik herbey, und das Ganze schloß mit einem fröhlichen Chor und rauschenden Ballet.— Diese einfachen, frey und leicht an einander gereihten Scenen, waren, je nachdem es der Gegenstand erlaubte, mit zweckmäßig componirten Gesängen vermischt, und thaten, besonders da die Geschichte des ländlichen Brautpaars dem ganzen Hofe bekannt war, die erwünschteste Wirkung. Giulietta dankte dem Prinzen mit Rührung, und fragte sodann nach dem Dichter. Der Prinz rufte Carlo herzu, der eben vom Theater kam. Auch diesem dankte sie mit wenigen, vorsichtig gewählten Worten; aber ihre Augen sagten ihm im ersten unbewachten Augenblicke das Uebrige.

Giulietta war einige Wochen hindurch wegen eines aus der Hauptstadt angekommenen Besuchs, über dessen langen Aufenthalt sie etwas verdrüßlich schien, selten allein; nur dann und wann traf einer ihrer Blicke insgeheim auf Carlo, dessen Leidenschaft für sie fast den höchsten Gipfel erreicht hatte. Nach einigen Wochen überreichte ihm Cynthio zum Beweis seiner Freundschaft und der Erkenntlichkeit für die seiner Cousine gemachte Freude ein goldenes, mit Brillianten besetztes Souvenir. Carlo wollte ihm danken. „Nicht mir" — antwortete der Prinz — „sondern derjenigen, die mich nur zum Dolmetscher ihres dankbaren Gefühls machte, und die Sie bey einem Druck an der obern Feder entdecken werden!" Carlo drückte auf die Feder; ein emaillirtes Oval hob sich; er erblickte Giulietta in ganz schwarzer Kleidung. Sie hob mit der Rech-

ten den Schleier auf — so hatte er sie beym Mondstrahl im Lorbeerwaldchen gesehen!

Der Prinz brachte mit einer leichten Wendung das Gespräch auf einen andern Gegenstand, und entriß dadurch Carlo einer Verlegenheit. Dieser hatte den Ausruf des lebhaftesten Entzückens kaum mit Gewalt unterdrückt, steckte schnell das Souvenir zu sich, und ergriff die erste Gelegenheit, auf sein Zimmer zu gehen.

„Sie ist mein!" — rief er aus, indem er das Bild schwärmerisch von neuem betrachtete. — „Ich liebe dich grenzenlos, Giulietta!"

„Und Serena —?" lispelte es hinter ihm. Er warf das Souvenir erbrochen auf den Tisch und durchsuchte alles. Niemand war zu entdecken. Da er das Souvenir wie

der aufnahm, fiel ihm auf der linken Seite desselben, die er bis jezt noch nicht besehen hatte, ein Medaillon in die Augen. Es war eine höchstgetreue Copie in Miniatur von Serena's Bilde mit dem Lamme!

Fünftes Buch.

Carlo zitterte; ihm dünkte dieß alles ein Wunder. Leiſe zu ſich ſelbſt ſprach er die Worte aus Serena's Abſchiedsbriefe: „Wo Du auch ſeyn wirſt, wird Serena Dich umſchweben!“ — Der Gedanke an Serena, an ihre unendliche Liebe und Güte, an alle ihre Trefflichkeit, erwachte mit Allgewalt in ſeiner Seele; der Anblick ihres Verluſtes in Girolamo's Hütte ſtellte ſich ihm dar, und erfüllte ihn aufs neue mit Schmerzen und Entſetzen. Er machte ſich Vorwürfe, Girolamo noch immer nicht zur Rechenſchaft gezogen zu haben, griff nach der

Fortsetzung

von Girolamo's Bekenntnissen, suchte darinn vergeblich nach Serena's Namen, und las:

„Rafaela's Vater" — so weit war Carlo gekommen — „hatte seine Jugend dürftig verlebt, und den Entschluß gefaßt, sein geliebtes Kind keinem seiner Kunstverwandten zu verheirathen. Ein junger Procurator, Bellini, liebte Rafaela gränzenlos, und ihr Vater hoffte, auch sie hege gegen ihn zärtliche Zuneigung. Wahrscheinlich hätte sie diesem auch ihre Hand gegeben, hätte ihr Vater mich nicht in sein Haus genommen.

Rafaela schien mir ein höheres Wesen, zu dem ich meine Blicke nicht erheben dürfe; aber nach und nach durch ihre himmlische Güte beherzter gemacht, wagt' ich es, sie heimlich zu lieben. Bald bemerkt' ich, daß ich wieder geliebt wurde. Unsre Leidenschaft wuchs

mit jedem Tage; wir lebten in dem glücklichsten Taumel, und, trotz der Vorwürfe, die ich mir im Stillen machte, kam es endlich dahin, daß wir unser Geheimniß nicht länger verbergen konnten.

Sie warf sich zu ihres Vaters Füßen, und gestand unser Vergehn. Seine lieblichsten Hoffnungen waren mit einmal gescheitert — nach einigen Ausbrüchen seines Zorns gab er uns seinen Segen. Doch hatte die Vernichtung seines Lieblingsplans und der Spott, womit seine Bekannten diese nothwendig gewordne Heirath verfolgten, auf seine Gesundheit so tiefen Eindruk gemacht, daß er unaufhörlich kränkelte, und, noch ehe meine Gattinn entbunden ward, verschied.

Rafaela, die sich als die Ursache seines Todes ansah, und ehe seiner, fast abgöttischen, väterlichen Liebe mit Thränen gedachte, versank in die tiefste Schwermuth. Dessen ungeachtet

lief ihre Niederkunft glücklich ab; ich nannte den Knaben Guido.

Bellini, der geschworen hatte, sich nie zu verheirathen, suchte meine Bekanntschaft; ich war zu stolz, als seine Annäherung nicht zu erwiedern. Nach einigen Jahren kam Rafaela mit Zwillingen nieder, die nur wenige Stunden überlebten.

Rafaela's Körper ward bey dieser Niederkunft außerordentlich angegriffen; dieß hatte auch auf ihre Seele die nachtheiligsten Folgen. Ihre Melancholie brach mit erneuter Kraft aus und gieng zuweilen in Wahnsinn über. Sie glaubte den Geist ihres Vaters drohend zu erblicken, nannte sich seine Mörderinn und flehte die Heiligen um den Tod.

Ich suchte sie zu zerstreuen, und führte sie öfters in das Theater. Einst machte eine vergötterte Operntänzerinn auf meine Sinne einen unaussprechlichen Eindruck; dunkle Er-

innerungen traten im Roſenlichte vor meine Augen; ich gieng wiederholt, theils mit, theils ohne Rafaela, in das Schauſpielhaus.

Die feurigſte Leidenſchaft bemächtigte ſich meiner; ich verdammte mich ſelbſt, aber ich wurde täglich kaltſinniger gegen mein kränkelndes Weib, und ſuchte die Bekanntſchaft der ſchönen Tänzerinn.

Endlich gelang es mir, bey ihr Zutritt zu finden. Meine Phantaſie hatte mich nicht getäuſcht. Es war das Mädchen meiner erſten Liebe, war Franzeſka!

Auch bey ihr ſchien die Leidenſchaft früherer Jahre zu erwachen; die Reichlichkeit meines Einkommens, vielleicht auch meine blühende Geſtalt, bewogen ſie, mich mit den Künſten der feinſten Buhlerei zu beſtürmen.

Ich war bezaubert; ſie beobachtete gegen mich die anſtändigſte Strenge und erkünſtelte die rührendſte Herzensunſchuld. Oft weinte ſie

über die Höhe ihres Schicksals, das auf ei nige Zeit zu Fehltritten sie genöthiget habe. Ich glaubte ihren wollüstigen, weinenden Au gen alles, und ward so unempfindlich gegen Rafaela, daß ich nur selten nach Hause kam, und selbst, da mein kleiner Guido — es war ein Engel von Gestalt und Geist — an einer Kinderkrankheit starb, bey Rafaela's Thränen ungerührt blieb.

Franzeska spiegelte mir vor, wie glücklich wir seyn könnten, wär ich noch ungebunden. Das nämliche mochte auch Bellini empfinden, wenn er mein armes, verlaßnes Weib in Thränen fand. Nach und nach machte mich Franzeska auf seinen Umgang mit meiner Gattinn aufmerksam; so wenig ich Rafaela mehr liebte, so entstand doch in meiner Brust wüthende Eifersucht.

Unser häusliches Leben ward eine Hölle. So oft ich Rafaela sah, macht' ich ihr die

bitterſten Verwürfe. Sie antwortete nur durch Thränen. Auch dieß ſah ich Verblendeter für einen Beweis ihrer Schuld an; und da ich einſt unvermuthet eintretend ſie weinend an Bellini's Bruſt erblickte, rannte ich in einem Anfall von Raſerei zu Franzeſka.

Sie ſpöttelt über meine Blindheit, mahlt mir das Glück, das wir ohne dieß Hinderniß genießen könnten, mit den lebendigſten Farben, drückt mich zum erſtenmal an ihre zauberiſche, ſchleierloſe Bruſt und — — giebt mir ein Giftpulver für Raſaela!

Ich ſchaudre; aber bald von ihrem Spott zur glühendſten Rache entflammt, bald von ihren Liebkoſungen zum Gipfel der wüthendſten Leidenſchaft getrieben, ſehe ich in Raſaela's Tod den Anfang meines Glücks. Ich ſchütte nach der Mahlzeit das Pulver in eine Flaſche, aus welcher Raſaela gewöhnlich trinkt. Sie tritt nach einiger Zeit leichenblaß

in mein Zimmer. „Du willst frey seyn“ — sagt sie ohne Accent — „du hältst mich für treulos — das Leben ist mir unerträglich! — Mein Vater sah es vorher — Geh' und sey glücklich!“ Mit diesen Worten zieht sie einen Dolch hervor, und stößt ihn, ehe ich es hindern kann, in ihr Herz.

Ich war außer mir; ich warf mich neben ihr nieder; keine Spur des Lebens war zu entdecken. Ich verschloß in dumpfen Schweigen das Cabinet, raffte einiges Geld zusammen, eilte zu Franzeska, riß hastig die Thür ihres Schlafzimmers auf, und fand sie — in den Armen eines jungen Theaterdieners!

Mit der Ueberzeugung von ihrer Schändlichkeit trat mein Verbrechen in Riesengröße vor meine Seele. Von Fieberfrost geschüttelt sah ich der Buhlerinn wild unter die Augen, und rief graßlich: „Rafaela!“ ihr zu! Dann

ſtürzt' ich von ihr fort und noch einmal in meine Wohnung.

Ich ſank aufs neue über das unſchuldige Schlachtopfer meiner Wuth. Selbſt des Todes kalter Hauch hatte das Himmliſche ihrer Miene nicht entſtellt. Ich küßte ihre bleichen Hände; ich küßte den Dolch und die Wunde. Ein fürchterliches Grauen überfiel mich; ihr Auge ſchien mir zu drohen!

Meine Gewiſſensangſt trieb mich fort; Bellini begegnete mir auf der Treppe. Meine Zähne ſchlugen fürchterlich zuſammen; ich konnte nicht reden; ich ſtierte ihn fürchterlich an.

Kaum war ich einige Meilen von der Stadt entfernt, als er mich einholte. „Gieb Rechenſchaft, Elender!" rief er wüthend, und flog mit bloßem Degen auf mich zu. Ich focht mit der Hitze eines Verzweifelten, und Bellini ſtürzte in meinen Degen. —

So ward ich ein dreyfacher Mörder, noch eh' ich das dreißigste Jahr zurückgelegt hatte!

Ich durchirrte landflüchtig ganz Ober-Italien und die Schweiz. Ueberall folgte mir Verachtung, Härte und Grausamkeit auf dem Fuße.

Einsmals kehrt' ich mit wunden Füßen bey einem Waldbruder ein. Sein Aufenthalt war eben so fürchterlich-sonderbar, als sein Aeußeres schrecklich. Aus einer ungeheuern Felswand, deren Gipfel mit dunkelm Tannengestripp wild bewachsen ist, hatte einer seiner Vorfahren, blos mit Beystand seines Dieners, ein ganzes Kloster ausgehauen. *) Kirche,

*) Diese Einsiedelei liegt im Canton Freiburg, ungefähr eine Stunde von der Stadt gleiches Namens. Der Waldbruder soll mit seinem Diener fünf und zwanzig Jahr über der Arbeit zugebracht haben. Die Felsenwand, aus welcher alles gehauen ist, hat dreyhundert Fuß Höhe. Der Thurm ist siebzig Fuß hoch, und der Gang achtzig Fuß lang, woraus sich das Verhältniß

Thurm, Kreuzgang, Sacriſtey und einige Zellen, alles iſt aus einem einzigen Felſenſtücke gearbeitet. Kaum ſcheint es möglich, daß Menſchenhände dieſes gebildet haben. Jeden Eintretenden ergreift die Furcht, in dieſem ſtarren Steinhaufen durch einen Zauber mit verſteinert zu werden. Das Reich des Lebens ſcheint hier zu enden, und am ſchroffen Abhange rauſchen dumpf und traurig ſchwarze Wellen vorbey.

Der Einſiedler ſprach wenig und in verworrenen Tönen. Jeder ſeiner Laute war ein Ausbruch unterdrückter Verzweiflung. Nur Lumpen deckten ſeine Blöße; ſtarr und verwildert war ſein Bart; ſein Bette ein Sarg.

Es ward finſter, ohne daß der Clausner Anſtalt machte, die Zelle zu erleuchten.

des übrigen leicht beurtheilen laßt. Der dabey vorüberfließende Fluß iſt die Saone.

A. d. H.

Wir saßen stumm gegen einander auf zwey Steinblöcken; jeder schien in der Dunkelheit mit seinem Gewissen Rechnung zu halten.

„Ich bin verloren!“ rief endlich der Alte aus hohler Brust. „Ich bin verloren!“ antwortete ich. Dieser gräßliche Wiederhall traf in seine Seele.

„Wir sind allein!“ — sagte er — „schwarze Mitternacht umhüllt uns; niemand hört uns, als die Geister, denen wir angehören. Erzähl mir deine Geschichte, Sohn des Verderbens!“

Kaum hatt' ich angefangen, als wir uns erkannten. Es war mein alter Lehrer Benvenuto.

Ich erzählte ihm den Gang meiner Schicksale, doch ohne des Antheils zu erwähnen, den Franzeska daran hatte. Er schien einigemal in Begriff, nach ihr zu fragen. Aber er

unterbrach sich, und sagte: „Es ist gut; fahr nur fort, Girolamo!“

Daß Maddalena's Tod Folge des Schreckens gewesen, konnt' ich ihn nicht überzeugen. Vielmehr gerieth er in den heftigsten Zorn, schalt mich einen Lügner, und drohte mir mit Steinwürfen.

Da ich ihn wieder besänftigt, theilte er mir auch einiges von seiner Geschichte mit.

Er hatte lange in einem fürchterlichen Kerker geschmachtet. Die Furcht vor dem Scheiterhaufen, vielleicht auch ein Gedanke an seine ehedem vernachläßigte Tochter, hatte den Wunsch nach Befreyung in ihm erweckt. Monate lang hatte er mit unsäglicher Geduld eine Wand des Gefängnisses durchhöhlt. Ein großer, unbeweglicher Schlußstein vereitelte alle seine Bemühungen.

Endlich, nach fruchtlosem Fasten und Gebet zu den Heiligen, rufte er, seinem Glauben

nach immer getreu, im Anfall der Verzweiflung seinen schwarzen Geist um Beystand an. Er rüttelt noch einmal an dem Steine — plözlich rollt dieser mit einem dumpfen Geräusch zu seinen Füßen; seine Augen werden von einem hellen Scheine geblendet. —

Die Aussicht zur Flucht war zu lockend, als daß er einen Augenblick gezaudert hätte. Aber kaum war er in Sicherheit, als die Erinn'rung, daß er seine Freiheit vom Geiste des Abgrunds mit seiner Seele erkauft habe, ihn mit Entsetzen erfüllte.

Dieser marternde Gedanke trieb ihn rastlos umher; unzähligemal war er im Begriff, seiner Qual ein Ende zu machen.

Endlich traf er in dieser Clause den vorigen Bewohner im Sterben, und beschloß, da dieser Aufenthalt mit seinem Innern furchtbar übereinstimmte, dessen Nachfolger zu werden. —

Wir lebten als Unglücksgefährten geraume Zeit miteinander. Oft mahlte er mit fürchterlichen Farben den Aufenthalt, welcher uns erwarte; oft weinte er über seine Seele; oft aber ergab er sich auch seinem Schicksal und einer so sonderbaften Verzweiflung, daß er den Strafen der Verdammniß Hohn sprach.

In hellern Augenblicken beschäftigte er sich noch immer mit geheimen Wissenschaften, und theilte mir nicht selten Entdeckungen aus dem Stein- und Pflanzen-Reiche mit, die ich mit Erstaunen unleugbar fand.

An einem heitern Sommertage, dessen Annehmlichkeit selbst über unsern freudelosen Aufenthalt Leben und Wärme verbreitete, fragte er, sehr sanft gestimmt, nach Franzeska. Ich gestand ihm, was ich von ihr wußte, mit einiger Milderung. Sein Gesicht verzog sich wunderbar; dumpf schweigend hörte er bis zu Ende. „Sie ist mit mir verdammt!“

— rief er dann gräßlich. — „Ihr Vater iſt auch Vater ihrer Verdammniß. Maddalena und Franzeſka ſind durch ihren Vater ewig verloren!“

„Hörteſt Du das Gelächter dort unten?“ ſezte er zitternd hinzu. Ich hatte nichts gehört.

Er ſaß zwey Stunden, ohne ein Wort zu ſagen, und ſah ſtarr vor ſich nieder.

Gegen Abend gieng er, um Waſſer zu ſchöpfen, wie gewöhnlich aus der Zelle. Er kam nicht wieder. Ich ſuchte ihn, da es nachtete, mit einer Fackel, und fand ihn an einem Felſen zerſchmettert.

Auch an dieſem Selbſtmord war meine Unvorſichtigkeit Schuld. Die Erinn'rung aller Verbrechen, aller Leiden erwachte; die Einſamkeit in der Clauſe ward mir fürchterlich. Die Geiſter meiner Gemordeten verfolgten

mich; selbst mein Bruder und mein Sohn Guido erschienen mir drohend.

Ich sah kein Ende meiner Qualen, als den Tod. An einem rauhen Morgen macht' ich mich auf den Weg, erkletterte einen steilen Felsen, in den donnernden Strom mich zu stürzen. Ein junger Mann riß mich bey den Haaren zurück; er hatte, unbemerkt von mir, in der Nähe gezeichnet. — Sein Name war Wilibald.

Mein Retter nahm mich mit sich; zum erstenmal ruhte mein erstarrtes Herz wieder an einer fühlenden Brust. Trost und Hoffnung, ja selbst die Liebe zur Kunst, kehrten allgemach in meine Seele zurück. Dann trieb mich Sehnsucht nach dem Vaterlande wieder nach Italien.

Ich reiste als Pilgrim nach Rom, um beym Jubiläum vom Vater der Gläubigen Vergebung zu empfangen. Vielleicht hätte

mich der Ablaß beruhigt, hätt' ich nicht in dem Hause einer weitläuftigen Verwandtinn meines Vaters, bey welcher ich wohnte, ihre jüngere Tochter täglich vor Augen gehabt.

Ein glückverkündendes Gestirn gieng sie auf in der Nacht meines Schicksals — — darf ein Mörder glücklich seyn — ?

Ihre himmlische Bildung erweckte das Andenken an Rafaela so lebendig in meiner Seele, ihre Unschuld zog mich so unwiderstehlich an sich, daß ich — — — "

So weit und nicht weiter reichten die Blätter, welche Carlo bey Girolamo zu sich gesteckt hatte. Unbefriedigt legte er sie aus der Hand, gieng unruhig auf und ab, und ward zur Tafel gerufen. Giulietta erschien, war es nun zufällig, oder absichtlich, diesen und einige folgende Tage in der nämlichen schwarzen Kleidung, in welcher sie auf dem Souvenir vorgestellt war.

Von Ohngefähr kam die Unterredung wieder auf das Gesellschaftsfest, und Cynthio sprach von dem Vergnügen, das er bey dem Schauspiele, freilich nur vermittelst des Gehörs und seiner Einbildungskraft, empfunden habe. Die Prinzessinn ergriff seine hingeworfnen Worte, und erbat sich die Erlaubniß zur Wiedervergeltung. Zugleich drückte sie Carlo unter dem Tafeltuche die Hand, und gab zu erkennen, daß sie sich auf seinen Beystand verlasse. Mit ziemlicher Geschwindigkeit wurde auf dem Schlosse selbst ein niedliches Theater errichtet; Giulietta wählte eine Oper, vertheilte die Rollen, und lud endlich, da alles einstudirt war, den Prinzen zu der Vorstellung ein.

Sie selbst hatte, da ihr Gesang außerordentlich reizend war, die Rolle der Diana übernommen, und Carlo, dessen männlich schöne Stimme dennoch für einen Opersänger

nicht Ausbildung genug hätte, mit scharfsichtiger Beurtheilung und kluger Behutsamkeit, nur eine untergeordnete Rolle, wobey er jedoch immer in Diana's Nähe war, zugetheilt. Wer Giulietta's Schönheit bis jezt nur bewundert hatte, der wurde von dieser Göttinn der Jagd, die mit der süßesten Stimme alle Reize der wohl ausgedachtesten idealischen Kleidung vereinigte, zur Entzückung und Anbetung hingerissen. Nach der höchsten Freiheit Italiänischer Sitten, weniger bekleidet, als von Silberflor und grünem Atlas leicht und schwelgerisch umflossen, im halb herabwallenden, halb hochaufgebundenen, nächtlichen Haar einen leuchtenden Halb-Mond von Brillianten, das schimmernde Jagdgewand bis über das Knie aufgeschürzt — ha! wer hatte diese Diana gesehen, ohne von ihrer Gottheit ergriffen zu werden?

Der erste Act gieng glücklich vorüber,

aber zu Anfang des zweiten geriethen durch Unvorsichtigkeit eines Bedienten einige Coulissen in Brand; leuchtende Feuerfunken sprühten umher — Feuer! Feuer! tönte es durch den ganzen Theatersaal. Giulietta, von einigen Funken versengt, bebte und erblaßte; Carlo nahm sie auf seine Arme, und trug sie wonnezitternd in den Garten. Ihr schönes Knie ruhte an seinem Herzen; ihre hieße Achsel berührte seine Wange; ihre runden, weichen Arme umschlangen seinen Nacken; ihre gesenkte Stellung öffnete ihm die Fülle eines Busens, der nur für den Druck und Kuß der Liebe geschaffen schien — und mit bezaubernder Stimme lispelte die schöne Göttinn ihm sanftschwärmend: „Süßer Endymion!“ zu. — Zürnend über die Kürze des Weges übergab er die geliebte Last einigen Kammerfrauen; der Prinz hatte seine Loge verlassen, und ließ sich voller Bangigkeit nach dem

Ausgange des Theaters führen. Carlo eilte nach dem Schauplatz zurück, um den Brand löschen zu helfen; aber auf der Theatertreppe glitt es ihm wie ein sanfter, geistiger Hauch über die Wange, und eine liebliche Stimme rief: „Carlo! Carlo!“ — Auch dießmal war sein Suchen vergeblich. „Wo Du bist, wird Serena Dich umschweben!“ murmelte er leise vor sich; Serena's Tod ward bey ihm fast zur Gewißheit. Zwar traf die warnende Stimme tief in seine innerste Seele; aber bald ward er durch die Erinnerung an genossene Ekstasen und durch Giulietta's immer feuriger werdende Blicke wieder in den vorigen Taumel versezt. Seine Pflicht gegen Serena, seine Verbindlichkeit gegen Cynthio, diesen zärtlichen, ihm ganz vertrauenden Freund, war vergessen; er sah Tag und Nacht nur Diana-Giulietta, fühlte ihren Arm, der ihn zärtlich umschlang, fühlte

das Wallen ihrer Bruſt an ſeiner Wange, fühlte ihren Kuß auf ſeinen Lippen.

Um dieſe Zeit erhielt er unverhofft durch Wilibald Briefe aus ſeinem Vaterlande. Die Gräfinn von H***** ſchrieb an ihn:

„Theurer Carlo! —

und mit Thränen der Wehmuth und der Freude ſetze ich hinzu:

Geliebter Sohn!

Endlich darf ich Dich ſo nennen; endlich Dir das Geheimniß Deiner Geburt, das Du bis jezt nur ahneteſt, enthüllen; aber — ich muß auch hinzuſetzen — Du haſt keinen Vater mehr. — Um Dir dieß zu erklären, und zugleich mich bey Dir zu rechtfertigen, muß ich Dir die Geſchichte meiner Jugend erzählen. Mein Vater war, wie Dir bekannt iſt, der Miniſter Graf von H*****. Bis in mein funfzehntes Jahr wurde ich ſehr ein-

gezogen gehalten, dann aber, weil man eine blendende Schönheit in mir zu entdecken glaubte, in die groſſe Welt eingeführt. Bald versammelte ſich um mich eine Schaar der unterwürfigſten Verehrer. Sowohl der Reichthum, als der hohe Rang meines Vaters hatten keinen geringen Theil hieran; ich aber ſah es blos als den Triumph meiner perſönlichen Reize und der mir verliehenen Geiſteskrafte an, und freute mich insgeheim nicht wenig, die glänzendſten Sterne des Hofs zu verdunkeln. Unter meinen Anbetern muß ich eines gewiſſen L***, der Hauptmann bey der Garde und von Geburt ein Corſe war, und des Cammerherrn von Z**** beſonders gedenken. Gegen erſtern fühlt' ich die zärtlichſte Zuneigung, der leztere aber wurde von meinem Vater begünſtigt. Der Cammerherr von Z. wußte — ich habe nie erfahren, ob im Einverſtandniß mit meinem Vater — ſeinen

Nebenbuhler [illegible], seiner nachher bewies
seine [illegible] mehr angemessne Weise zu
entfernen. [illegible] Corse wurde eines
Abends von ein[illegible] dazu erkauften Lastträger mit
Stockschlägen überfallen. Die übrigen Offi-
ciere weigerten sich, länger mit ihm zu die-
nen; er mußte seinen Abschied nehmen, und
— soll kürzlich am lezten Tag Polens
unter Cosciusko gefallen seyn. Nunmehr
war der edelmüthige Cammerherr der ein-
zige, der sich auf meine Hand Rechnung ma-
chen konnte. Der damals regierende Herzog
glich der untergehenden Sonne; alles drängte
sich mit der vorsichtigsten Behutsamkeit um
den damaligen Erbprinzen C***. Die-
ser Prinz konnte mit Recht auf den Namen
einer männlichen Schönheit Anspruch machen;
sein Verstand war durch Reisen gebildet; mit
aller Geschliffenheit der Sitten verband er,
wenigstens dem Anscheine nach, das edelste

Herz. Auch ich wurde von der Feinheit seines Betragens außerordentlich eingenommen; die Aufmerksamkeit, welche er mir schenkte, gab meinem Vater, wo möglich, ein noch größeres Ansehen, und selbst der Cammerherr wurde dadurch bedeutender. Ich selbst, in meiner damaligen Unbefangenheit, freute mich nicht wenig über die Auszeichnung, die er mir bewieß, und wurde nicht eher aufmerksam, bis der Prinz bey einer Redoute nach einem stürmischen Walzer mich ergriff und, ohne auf meine Weigerung zu hören, in ein Nebenzimmer führen wollte. Ich riß mich los; er schien dadurch beleidigt; mein Vater gab mir am andern Morgen finstre Blicke: desto freundlicher aber schien mein bestimmter Bräutigam. Bald wurde ich durch des Prinzen zwar äußerst artiges, doch bescheidenes Betragen völlig beruhigt, und würde jene Begebenheit ganz gewiß blos für die Folge einer

augenblicklichen Aufwallung angesehen haben, hätte ich nicht manchmal bemerkt, daß die Blicke des Prinzen feurig auf mir verweilten.

Um diese Zeit starb der Herzog; der Prinz trat die Regierung an. Vieles wurde verändert, nur mein Vater und der Cammerherr von Z. blieben nicht nur auf ihrem Posten, sondern erhielten auch oft Beweise der herzoglichen Gnade. Endlich wurde mein Hochzeittag angesezt; ich liebte meinen Bräutigam nicht, aber ich war eine willenlose Maschine in den Händen meines Vaters. Meine Vermählung wurde auf Befehl des Herzogs auf einem seiner Lustschlösser gefeyert. Nach aufgehobener Abendtafel ward ich in das Brautgemach geführt, das mit fürstlicher Pracht bereitet war; mein Bräutigam löschte die Kerzen aus, und wollte, wie er sagte, noch einmal nachsehen, ob der Aya

gerste Vorsaal verschlossen sey. Er kam bald wieder, und — da ich erwachte, lag ich in den Armen des Herzogs! Meine Empfindungen darüber bin ich nicht fähig zu schildern. Der Herzog suchte mich zu beruhigen; er berief sich auf seine grenzenlose Liebe, zeigte mir meinen angeblichen Gemahl in dem nachtheiligsten Lichte, und bat auf seinen Knieen um Verzeihung und um meine Liebe. Ich war auf das heftigste entrüstet; ich schwankte unter tausend widerstreitenden Bewegungen. Endlich verließ mich der Herzog durch einen geheimen Gang. Ich beobachtete eine Zeitlang über das Geschehene das tiefste Stillschweigen, erklärte meinem Gemahl, daß ich nie seinen Namen führen würde, und vergalt seine niedrigen Schmeicheleyen und Artigkeiten mit verachtenden Blicken. Sobald ich wieder bey Hofe erschien, betrug sich der Herzog äußerst achtungsvoll

gegen mich. Mein Gemahl hatte ein ansehnliches Ritterguth zum Hochzeitgeschenke erhalten; er und mein Vater hatten mich an den Herzog verhandelt. So oft es geschehen konnte, gab mir der Herzog die feurigsten Versicherungen seiner unauslöschlichen, zärtlichsten Zuneigung, und ich — hingerissen von den Reizen seiner Gestalt und seines Umgangs, geblendet von dem Glanze, womit er mich zu umgeben wußte, und von Verachtung gegen meinen Gemahl angetrieben, willigte endlich ein, seine Geliebte zu seyn. Deine Geburt war die Folge dieser Verbindung. Noch im Wochenbette stellte nur der Herzog in Gegenwart meines Vaters und des Cammerherrn von Z. einen Revers zu, worinnen Dir die Aufnahme in die Familie meines Vaters und das Jahrgeld, welches Du bis jezt empfangen hast, unter der Bedingung zugesichert waren, daß Du, sobald es die Umstän-

de erlaubten, außer Landes gebracht und erzogen werden solltest. —

Kurze Zeit nach Deiner Geburt vermählte sich der Herzog mit der eben so schönen, als tugendhaften ****schen Prinzessinn A..... Sobald dieses bekannt wurde, hob ich allen Umgang mit ihm auf, und zog auf das Lustschloß, wo ich seit jener Zeit blos in Gesellschaft der Musen meine Tage ruhig verlebt habe. Wir sahen uns länger, als zehn Jahr, nie, und dann immer in Gegenwart der Herzoginn, von welcher ich auf die edelste Art behandelt wurde. Der Cammerherr von Z., der nach und nach in die verdiente Verachtung herabsank, ist vor einigen Jahren auf seinen Landgüthern verstorben.

Auch der Herzog ist seit dem ..... nicht mehr unter den Lebendigen, und hat in seinem Testamente Dir, als seinem natürli-

chen Sohne, unter dem Namen des Grafen Carls von H*****, die Herrſchaften M..... und R..... erblich zugeſichert. Der nunmehrige Herzog hat mir aufgetragen, Dir zu ſchreiben, die Bekümmerniß, die Du ihm in Rom verurſacht, ſey verziehen, und der Herzog werde gegen den Grafen H***** immer der nämliche bleiben, welcher der Erbprinz gegen Carlo geweſen ſey. Nur auf Dich komme es an, ob Du an den Hof Deines Bruders zurückkehren oder Deine Revenüen auswärts ziehen wolleſt.

O möcht' ich Dich hold, möcht ich Dich wenigſtens noch ehe ich ſterbe, einmal an dieß mütterliche Herz drücken!"

Carlo legte den Brief mit einer Empfindung aus der Hand, die wohl jedem Erdenſohne in ſeiner Lage natürlich geweſen wäre. Nicht der Gedanke, Sohn eines er-

habenen und selbst im Auslande verehrten Fürsten zu seyn, allein — obgleich auch dieser von Carlo, so richtig er übrigens über den wahren Werth der Dinge urtheilte, nicht ganz fremd war — sondern vorzüglich das Gefühl seiner nunmehrigen völligen Unabhängigkeit, erhoben seine Seele. Hiezu gesellten sich auch sanftere Empfindungen. Er war ja nun vermögend, Giulietta ein ihrem Stande angemessenes Glück anzubieten; er durfte es wagen, bey dem Prinzen und ihren Verwandten, die er noch nicht kannte, um ihre Hand zu werben. Zwar der Prinz — aber die Verhältnisse konnten ja fast die nämlichen bleiben. Denn wer wollte es ihm wehren, an Cynthio's Hofe seine Gelder zu verzehren? Zwar Serena — aber sie war ja höchst wahrscheinlich längst todt. Woher sonst jene Lautentöne? jene Stimmen eines unsichtbaren Wesens? jene ihm unerklärlichen Wun-

der? Sie selbst hatte ja gewollt, daß er glücklich seyn solle; wie konnte er ihren Schatten besser versöhnen und ihr Andenken zärtlicher ehren, als wenn er ihren Willen befolgte? — Ein geheimer Schauer regte sich zwar noch immer in seinem Innern, so oft der Gedanke an Serena sich seiner bemächtigte; aber dafür suchte er auch, diese Erinnerungen mit Gewalt zu verdrängen, und weilte desto geflissentlicher bey den Zauberbildern, die ihm seine Phantasie in Giulietta's Besitz vormahlte. Muthiger wagte er es jetzt, ihre feurigen Blicke zu erwiedern; fester haftete sein Auge auf ihrer edlen Gestalt, und er unterfieng sich sogar dann und wann, sie leise seine Giulietta zu nennen.

Unter die ländlichen Feste, welche alljährlich auf Cynthio's Villa gegeben wurden, gehörte auch ein romantischer Jahrmarkt, wobey Phantasie und frohe Laune ihr freyestes

Spiel hatten. Auch dießmal traf man Anſtalt dazu. Auf einem offnen Platze wurden Zelte aufgeſchlagen und Buden errichtet. Den benachbarten Landleuten war, um das Schauſpiel zu vervollkommnen, erlaubt, ſich dabey einzufinden. Banden von Muſikern zogen herum. Bären und Hunde zeigten ihre Künſte. Marktſchreyer ſtanden aus. Juden ſchacherten. Zigeuner wahrſagten. Wandernde Sänger ſchrieen Balladen ab. Alles, theils maskirt, theils mit freyem Geſicht, trieb ſich bunt und kraus durch einander; alles hieng ſeinen bald glücklichen, bald unglücklichen Einfällen nach. Der Prinz ſaß in ſeinem Zelte, hörte dem frohen Getümmel zu, und bedauerte, daß er nicht thätigern Antheil daran nehmen konnte. Giulietta, die bey ſolchen Vergnügungen niemals die lezte war, ſprach ihn in der Tracht einer Bettlerinn *) um ein Al-

*) Wie reizend und verführerisch die Italiänischen

moſen an. Er gab ihr einen zärtlichen Kuß auf die Wange, welcher Carlo, der als ein Obſthändler gekleidet in der Nähe ſtand, tief in die Seele ſchnitt. Giulietta ergriff Carlo's Hand. — „Soll ich auch bey Dir betteln, ſchöner Gärtner?“ ziſchelte ſie ihm leiſe ins Ohr. Ihr Blick war ein Feuerſtrahl. Sie verlor ſich ſchnell im Gedränge. Carlo folgte ihr von weitem; Fiebergluth durchſtrömte ſeine Adern.

Da ſie durch das Gewühl hindurch waren, blieb Giulietta an einem dichten, einſam liegenden Gebüſch einen Augenblick ſtehen; Carlo ereilte ſie und küßte ſie mit wüthender Heftigkeit. Sie entriß ſich ſeiner Umarmung und floh in ein ſeitwärts gelegenes Gartenhäuschen. Carlo ſchleuderte ſein Fruchtkörb-

Schönen in dieſer Maske erſcheinen, ſo bekanntlich den meiſten Leſern aus der Beſchreibung des Römiſchen Carnavals oder ſonſt bekannt.

gen von sich, daß die goldnen Aepfel weit umherrollten, und verjagte seine schöne Beute. Von glühenden Malven umblüht, von dunkelm Epheublatt dicht umschattet, ruhte Giulietta auf dem Sitze von Moos; ihr Busen hob sich ungestüm, ihre Wange glühte, ihre kleine Hand deckte schaamhaft die blitzenden schwarzen Augen. Carlo küßte, alles um sich vergessend, an ihre Brust; Lippen brannten auf Lippen, Busen wallte an Busen, Blicke kämpften und starben in Glut, alle ihre Sinnen verirrten sich und —

„Die Mutter! die Mutter!" rief eine kindliche Stimme freudig aus.

„Carlo!" tönte es sanft von der andern Seite.

Die Liebenden sprangen erschrocken auf. „Gute Mutter!" rief das kleine Mädchen, welches Carlo vor Girolamo's Hütte erblickt hatte, hüpfte auf Giulietta zu, und

küßte ihre Hände. Ein schöner schlanker Jüngling flog Carlo in die Arme, warf sein falsches, braunes Haar ab — es war Serena! —

Ehe der Verfasser zum Schluß der Geschichte eilen kann, sieht er, um nicht der Gunst derjenigen, die seiner Erzählung bis jetzt Gehör schenkten, verlustig zu werden, sich genöthigt, ihnen die natürlichen Wunder zu erklären, welche in den Abentheuern seines Helden hie und da vorzukommen scheinen. Daß Girolamo's Geliebte, Rafaela, mit Serena die auffallendste Aehnlichkeit gehabt, daß dieser die zärtlichste Zuneigung für die aufblühende Serena gefaßt und ihr Bild mit dem Laume gemahlt hatte, werden die Leser vielleicht schon gemuthmaßt haben. Eben so wenig ist es ihnen wahrscheinlich entgangen, daß Girolamo, ob er schon die für Serena in seinem Herzen entstehende Leidenschaft be-

kämpft und, Serena zu fliehen, sich entschlossen hatte, dennoch lange Zeit den Gedanken nicht ertragen konnte, sie einst im Besitz eines Glücklichern zu wissen, und — daß die Gestalt, welche Carlo für Serena's Leichnam hielt, nichts als eine in Wachs bossirte Figur Rafaela's war, die der schwermüthige Künstler zur Erinnerung seines Verbrechens im Nebenzimmer aufgestellt hatte.

Aber um die übrigen Räthsel zu lösen, müssen wir auf einen Augenblick zu dem Zeitpuncte zurückkehren, da die heiß liebende Serena sich von Carlo trennte. Die Grundsätze, die sie von Girolamo unvermerkt eingesogen hatte, verbunden mit der zarten Stimmung ihrer Seele, machten sie glauben, daß Carls in ihrem Besitze sich nicht mehr glücklich fühle; seine öftern Reisen nach Rom, und die Unruhe, die sie an ihm wahrnahm, erregten in ihr die Besorgniß, daß sein leicht

hingerissnes Herz an einen andern Gegenstand gefesselt sey. Weit entfernt aber, seiner Neigung sich zu widersetzen, zu stolz, um seine Liebe erflehen, und zu zärtlich ihn liebend, um nicht seinem Glück das ihrige aufopfern zu wollen, hatte sie schon seit einiger Zeit den Entschluß gefaßt, ihn zu verlassen, wenn auch ihr Herz darüber zu Grunde gieng. Da er an jenem Morgen sehr eifrig und, wie es ihr vorkam, mit großer Theilnahme schrieb, konnte sie sich aus besorgter Zärtlichkeit nicht enthalten, ihm über die Achsel zu blicken. Sie las die Worte: „Theuerste Gräfinn!" erinnerte sich, daß man die Schwester der ***ischen Gesandtinn, eine gebohrne Gräfinn M..., für die schönste Ausländerinn in ganz Rom hielt, erklärte sich hieraus Carlo's Geschäft beym Gesandten, und — ihr Entschluß kam zur Reife. Da Carlo abgereiß war, warf sie sich in ihre männliche Kleidung, ver-

griff ihre Laute, und steckte einiges Geld zu sich, das sie von ihm manchmal zu ihrem Putze erhalten hatte. Sie gieng noch einmal auf sein Zimmer. Alle Scenen glücklicher Vergangenheit kamen über sie. Sie verbarg ihr weinendes Gesicht in den Kissen des Sofa's; sie wünschte, daß Carlo sich ihrer manchmal sanft erinnern möchte. An seinem Schreibtische schrieb sie ihren Abschiedsbrief; das Bild wurde aufgehängt; sie sah sich noch einmal wehmüthig im Zimmer um, küßte noch einmal die Stelle des Sofa's, wo Carlo's Gesicht manchmal schlummernd ruhte — dann verschloß sie die Thür und eilte in den Garten. Niemanden fiel dieß auf Die Bedienten glaubten, sie gehe Carlo, ihrer Gewohnheit nach, eine Strecke entgegen.

In der Dunkelheit einer freundlichen Nacht wandelte sie auf ein nahgelegenes Dorf, und so immer weiter. Wo sie einkehrte, gab sie

ſich für einen reiſenden Sänger aus, und ſang zu ihrer Laute rührende Lieder. Ueberall war der ſchöne, traurige Knabe willkommen. Einſt da ſie von einigen Dorfmädchen gebeten wurde, ein bekanntes Volksliedchen zu ſingen, das ſie von Girolamo gelernt hatte, wurde ſein Andenken in ihrer Seele lebendig. Er hatte ſo viel zu ihrer Bildung beygetragen, hatte ſo warmen Antheil an ihr genommen, hatte ihr Schickſal ſo treffend vorausgeſagt. Zu wem konnte ſie, da es erfüllt war, ſicherer ihre Zuflucht nehmen, als zu ihm; von wem konnte ſie herzlicheres Mitgefühl erwarten, als von ihm, der ſelbſt ſo unglücklich war? Noch in Carlo's Hauſe hatte ſie von Willibald gelegentlich gehört, daß Girolamo im Königreich Neapel beym Prinzen Cynthio ſich aufhalten ſolle; der Vorſatz, in jene Gegenden ihren Weg zu nehmen, war ſchnell gefaßt. Sie fand Girolamo, erzählte ihm ihre Ge-

ſchichte mit der größten Schonung für Carln, und ließ ſich von ihm zu der nämlichen Bäuerinn bringen, bey welcher Carlo durch Zufall nachher einkehrte. Die Bäuerinn zeichnete ſich durch vorzügliche Bildung und Gutherzigkeit vor andern Weibern ihres Standes ſo ſehr aus, daß ſie deshalb zur Säugamme eines Kindes erwählt worden war, welches Cynthio mit Giulietta erzeugt hatte. Sie waren beyde ohne Wiſſen des Hofs mit einander verheirathet, und ihr Kind, eben daſſelbe, welches Carlo vor Girolamo's Einſiedeley bey dem Knaben geſehen hatte, wurde, um das Geheimniß zu bewahren, mit den Kindern der Bäuerinn auferzogen; nur der Arzt, Girolamo und die Bäuerinn nebſt ihrem Manne wußten um die Bewandniß der Sache. Giulietta hatte einigemal in geringer Kleidung ihre Tochter heimlich beſucht, ſich dabey allen Lieb-

kosungen mütterlicher Zärtlichkeit überlassen, und der Kleinen selbst den süßen Mutternamen gelehrt.

Serena, die, als eine fremde Verwandtinn, der Bäuerinn in der Wirthschaft an die Hand gieng, besuchte oft mit den Kindern der Prinzessinn und der Bäuerinn Girolamo, dessen Herz in schwärmerischer Rückerinnerung an die beyden Guido's, auf das wärmste an Kindern hieng, und der überdieß von Cynthio den Auftrag hatte, über seine kleine Tochter einstweilen die Oberaufsicht zu führen. Da Carlo das erstemal bey Girolamo eintraf, war Serena eben in der Hütte. Als sie von Carlo's Gegenwart hörte, war sie so überrascht, daß sie, nach einem Ausrufe des Schreckens ohnmächtig zu Boden sank. Girolamo brachte sie in das Seitenzimmer. Sie erholte sich langsam, aber so oft sie

Carlo's Stimme vernahm, zitterte sie. Deshalb suchte Girolamo seine Gäste baldigst zu entfernen.

Nach und nach gewöhnte sie sich an den Gedanken, Carlo wieder zu sehen; sie glaubte, ihn verkannt zu haben; die Liebe zu ihm besiegte ihren Stolz; sie beschloß, ihn auf der Villa aufzusuchen. Girolamo widerrieth ihr einen voreiligen Schritt, und gab den Rath, Carlo's Denkungsart vorher zu prüfen, ehe sie sich entdeckte. Serena sah die Klugheit dieses Vorschlags ein, nahm den Namen Gianetta an, färbte ihre Augenbraunen und verbarg ihr Haar; Girolamo wußte es dahin zu bringen, daß sie als eine mutterlose Verwandtinn der Bäuerinn unter die Mädchen der Prinzessinn aufgenommen wurde. Von nun an beobachtete Serena alle Schritte Carlo's mit den Augen der Liebe; sie entdeckte, so behut-

kam auch Giulietta und Carlo sich öffentlich benahmen, gar bald ihre gegenseitige Leidenschaft. Alle Schmerzen beleidigter Liebe, alle Qualen der Eifersucht erwachten in ihrer Seele. Der Prinzessinn fiel das immer stille, in sich verschlossene Mädchen auf, sie unterhielt sich einigemal mit ihr, und glaubte in ihr ein völlig argloses Geschöpf zu entdecken. Sie fand nichts an ihr zu tadeln, als ihre Blödigkeit, war ihr jedoch sehr gewogen, und erlaubte ihr öfters, die Bäuerinn, als ihre angebliche Muhme, zu besuchen. So oft dieß geschah, gieng Serena nie Girolamo's Hütte vorüber; sie erzählte ihm das Vorgefallene, und fragte ihn um Rath.

Da Giulietta die nächtliche Zusammenkunft im Lorbeerwäldchen beschlossen hatte, und, zu schaamhaft, dem Geliebten selbst einen Wink zu geben, einen geheimen Boten der Liebe suchte, glaubte sie kein unschuldigeres

Geschöpf dazu finden zu können, als Serena. Sie gab ihr das Buch. Aber Serena hütete sich wohl, den Auftrag selbst zu bestellen, sondern übertrug ihn, nachdem sie den Zettel gelesen und seinen Sinn errathen hatte, mit großer Vorsicht und anscheinender Gleichgültigkeit einem Pagen. Dann warf sie durch Carlo's offenstehende Fenster das Notenblatt, erbat sich die Erlaubniß zu einem Besuch bey der Bäuerinn, und gieng zu Girolamo. Dieser beschloß, sie der Zusammenkunft nicht allein beywohnen zu lassen, und Carlo zu warnen. Er war die furchtbare Gestalt mit dem Dolche, und hielt in der Dämmerung, wegen der ähnlichen dunkeln Kleidung, die fliehende Giulietta von fern abermals für Carlo. Auch war er mit den Schlupfwinkeln des Gehölzes genauer, als Carlo, bekannt; deshalb konnte dieser ihn nicht leichtlich entdecken.

Als Giulietta's Bildniß auf dem Souvenir angebracht werden sollte, erhielt Girolamo, dem sie schon ehemals gesessen hatte, den Auftrag dazu. Er copirte ihr Gesicht nach dem ersten Gemälde, und Giulietta gab blos Stellung und Kleidung an. Zugleich verlangte der Prinz auf die Rückseite ein passendes Medaillon, überließ aber die völlig gleichgültige Wahl desselben der Phantasie des Künstlers. Dieser wählte, was wir gehört haben, und Serena, die auf die Wirkung dieser Erinnerung höchst begierig war, verbarg sich in einem Nebencabinet, rief Carlo die wenigen Worte zu, und entwischte durch eine Tapetenthür, ehe er sie gewahr werden konnte. Bey Aufführung der Oper ließ sie ihn nicht aus den Augen, und fuhr, da er Giulietta in Sicherheit gebracht hatte, ihm auf der dunkeln Treppe mit einem feinen türkischen Tuche über das Gesicht,

weiche sanfte Berührung der erschrockne Carlo für den Hauch eines geistigen Wesens hielt.

Bey Gelegenheit des Jahrmarkts hatte sich Serena als Jüngling verkleidet, und folgte Carlo beständig von weitem nach. Die Bäuerinn hatte mit ihren Kindern sich aus Neugier dabey eingefunden. Auf dem Rückwege schlug sie einen kürzer führenden Fußsteig ein, der nahe am Gartenhäuschen vorbeylief. Die Kinder suchten die aus Carlo's Korbe gefallenen Orangen auf, kamen so der Laube immer näher, und Giulietta's Tochter erkannte das Gesicht ihrer Mutter. —

Da Serena ihren Geliebten in Gefahr sah, an ihrer so zärtlichen, so unauslöschlichen Liebe eine Untreue zu begehen, blieb sie ihrer selbst nicht mächtig. Sie stürzte hervor, und breitete ihre Arme gegen ihn aus.

„Kannst Du den Verräther noch lie-

ben?" ſtammelte er. Serena konnte nichts antworten, als: Mein! mein auf ewig! Nun trennt uns nichts mehr!"

Giulietta, theils durch den Vorzug, den Carlo ihrer Nebenbuhlerinn gab, beſchämt, theils durch ihre kleine Tochter an ihre Pflicht gegen den edlen Cynthio erinnert, übergab das Kind der ſich nähernden Pflegemutter, und eilte nach dem Zelte des Prinzen zurück.

Carlo entdeckte dieſem am andern Tage das Geheimniß ſeiner Geburt, und machte ihm zugleich bekannt, daß der Tod des Herzogs ihn nöthige, ſich in ſein Vaterland zurück zu wenden. Er wurde von Cynthio mit den zärtlichſten Klagen, von Giulietta mit Thränen entlaſſen. Auf dem Wege kehrte er mit Serena bey Girolamo ein, eilte dann nach Rom zu ſeinem Wilibald, beſuchte Saluzzo, Gianetta und

die fast sechzigjährige Marka, und ließ sich in ihrer Gegenwart mit Serena trauen. Vor der Abreise machte er noch Wilibald ein Geschenk mit seinem Landgute, der jedoch die Schenkung Gianetta beym nächsten Wochenbett einband, und reiste dann mit der holden Serena zu seiner Mutter und nach seinen Besitzungen im deutschen Vaterlande.

Kurze Zeit nachher wurde Italien von den siegreichen Neufränkischen Truppen erobert und eines beträchtlichen Theils seiner Kunstschätze beraubt. So viel die bis jezt erhaltenen doch wegen der Kriegsunruhen sehr mangelhaften Nachrichten besagen, soll Cynthio, noch ehe er das dreißigste Jahr erreicht, in Giulietta's Armen gestorben seyn, und diese — jezt in Paris eine der ausgezeichnetesten Rollen spielen.

Jena,

gedruckt bey Frommann und Wesselhöft.

Vom Verleger dieses Romans
ist verlegt und in allen Buchhandlungen
zu haben.

Peter und Maria, Scenen aus Schlesiens Geschichte mit einer Titelvignette von Pengel. 8.
1 Thlr.

Rochlitz, Fr. Charaktere interessanter Menschen in moral. Erzählungen dargestellt. 2 Thle. 8.
3 Thlr.

desselben Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit in Erzählungen und praktischen Aufsätzen. 4 Thle. 8.
4 Thlr. 16 gr.

Ex Lib. C. G. v. Maassen

8° Maassen 1199 G.2 ... Kind

Malven.

Von

Friedrich Kind.

Erstes Bändchen.

Züllichau und Freystadt,
in der Darnmannischen Buchhandlung.
1805.

6906 847 x.

8° Maasse... 1199 (1.2 . Kind

Meiner

schwesterlichen Freundinn,

Auguste Kind, geb. Heun

in Leipzig,

mit der innigsten Achtung und Liebe

zugeeignet.

Meine Freunde wiſſen es, und meine Leſer werden es wenigſtens künftig vermuthen, daß ich die holden Kinder Florens faſt leidenſchaftlich liebe. Vor einigen Jahren bearbeitete ich zu meinem Vergnügen ein Gartenbeet, und freute mich der ſorglich aufgezogenen Pflanzen. Auch Malven, einfach und gefüllt, vom hellſten Gelb und zarteſtem Roſenfarb bis zum ſchönſten Braun, vom lieblichſten Weiß bis beinahe zum dunkelſten Schwarz, befanden ſich unter ihnen.

Viel zu frühzeitig für mich, verkündete der Herbst meinen Blumen den Untergang; nur die Malven ſtanden noch luſtig und friſch über ihren ins Grab ſinkenden Schweſtern, und ihr kräftiges Leben verleitete mich zu einer Probe.

Ich entriß ſie dem mütterlichen Boden, ſezte ſie ein und brachte ſie unter Dach und Fach. Der Winter war günſtig, und bis zum April hatte ich im kühlen Zimmer eine Laube von blühenden Malven. —

Möge dieſe kleine Geſchichte meinen Leſern den Titel dieſer Aufſätze und meine beſcheidnen Wünſche dabei erklären! Verbreiten auch die Malven nicht ſüße Düfte, wie ihre reicher begabten Schweſtern, ſo

ergözt doch ihre Farbe das Auge und ihre Geſtalt erinnert wenigſtens an die Blumenköniginn Roſe. — Nur mit dieſen Hoffnungen habe ich die folgenden Erzählungen aus meinen handſchriftlichen Heften, einige kleinere Aufſätze und Gedichte aber aus verſchiedenen Zeitſchriften, worinn ſie zuerſt erſchienen, ausgehoben. Ich wünſche, daß Kenner und Dilettanten ſie jezt — geſammelt und, ſo viel möglich, der kränklichen Blätter entledigt — des Verſuchs, ſie zu überwintern und bis zum Lenze aufzubewahren, nicht unwürdig finden mögen. —

Daß ich unter meine Malven einige Paſſions-Blumen und rothe und ſchwarze Roſen gemiſcht habe, die mich ein freund-

licher Blumist zu diesem Behuf aus seinem reizend blühenden Garten wählen ließ — deshalb rechne ich, nicht auf Entschuldigung, sondern auf den Dank meiner Leser.

Dresden, im Februar 1805.

Friedrich Kind.

I.

Die Treibhaus-Blumen.

Erzählung.

Ne sit ancillae tibi amor pudori.

Hor.

Der Kammer- und Jagd-Junker Bodo von Artheim war mit der Baroneſſe Juliane von Brand auf dem lezten Caſino als Braut und Bräutigam vorgeſtellt worden. Beide beſaßen ein anſehnliches Vermögen; beide konnten über ihr Herz und ihre Hand ſelbſt verfügen; beide gehörten zu den Gebildetſten ihres Standes. Er war der Schönſte und Feurigſte im Jagdgefolge des Fürſten; ſie die Blühendſte und Geiſtvollſte in den Kreiſen des Adels.

Die reizende Juliane war ein Kind des Winters; faſt zu Ende des Januars fiel

ihr Geburtstag. Bodo, der ſchon längſt keine Gelegenheit verſäumte, die Geliebte angenehm zu überraſchen und von ſeiner aufmerkſamen Liebe zu überzeugen, hatte ihr bei ähnlichen Feſttagen immer koſtbare Geſchenke verehrt, war aber nie ſo glücklich geweſen, ihren Geſchmack zu treffen. So glaubte er wenigſtens! Denn ſo entzückt ſie ſich auch gewöhnlich ſtellte, ſo beredt und zärtlich ſie ihm dankte, ſo wenig ſie es erwarten konnte, das Liebesgeſchenk recht bald an ſich zu ſehen; ſo geſchwind erkaltete doch dieſe Wärme, und die Herzensgabe ward bald entfernt und vergeſſen.

Bodo war dießmal in einiger Verlegenheit, wie er einer ähnlichen, ihn heimlich kränkenden Erfahrung entgehen ſolle, ohne gleichwohl bei Julianen Zweifel an ſeiner Liebe zu erregen.

„Ist sie doch selbst eine Rose des Winters" — dachte er endlich — „sollten schöne Frühblumen sie nicht erfreuen? Gewiß trägt sie meine Gabe wenigstens einmal an der schönen Brust, und wenn dann auch die Blumen verblühen und bei Seite gelegt werden, so tröstet mich die [illegible] Hinfälligkeit der Natur, und ich kann Julianen nicht im Stillen der Veränderlichkeit und Gleichgültigkeit anklagen."

Dieser Einfall schien ihm glücklich. Er hatte gehört, daß bei dem Gärtner Fabian Kohl fast am Ende der äußersten Vorstadt immer die schönsten und seltensten Blumenstöcke zu kaufen wären, und er gieng am Nachmittage vor dem Geburtsfeste in Begleitung seines Reitknechts zu ihm hinaus.

Der Garten, in welchen er trat, war ziemlich beschränkt, das Wohnhaus und selbst das Gewächshaus niedrig und klein;

gleichwol hatte das Gerücht von dem alten ehrlichen Gärtner nicht zu viel versprochen. In zierlicher Reihe standen die zartesten und duftendsten Kinder des Frühlings, ungeachtet des harten Winters, in völligem Flor; feines Moos bedeckte den Boden, dem sie entsproßt waren, und geschmackvolle Gefäße von Porcellain und Fayance schienen bestimmt, die irdenen Blumentöpfe in sich aufzunehmen. Man sah wohl, daß Fabian seinen Handel verstand und an Vornehme zu verkaufen gewohnt war.

Kaum hatte der Kammerjunker ihm zu erkennen gegeben, daß er Blumen zum Geburtstagsangebinde für seine Braut wünsche, als der heitere, schlaue Alte es sich angelegen sein ließ, ihm die Wahl zu erleichtern. Kunst- und welterfahren wußte Fabian jeder Blume, die er vorschlug — es versteht sich, daß die Wohlfeileren dieses Glücks nicht thei-

haftig wurden — eine artige, ſinnvolle Deutung beizulegen, und bald war ein halbes Dutzend der ſchönſten in- und ausländiſchen Blütenſtöcke mit den dazu gehörigen Vaſen ausgeſucht. Der Alte entfernte ſich, um aus ſeinem Stübchen einige Materialien zu deſto ſicherer Verwahrung und Einpackung ſeiner leicht vergänglichen und zerbrechlichen Waaren herbeizuholen.

Er kehrte in wenig Augenblicken zurück, und — mit ihm ſeine Tochter. „Laß er mich die ſchönen Blumen noch einmal ſehen, Vater! Nur einer Braut kann ich ſie gönnen" — rief eine liebliche Stimme vor der Thür des Treibhauſes; Arlheim ſah auf; ein roſenwangiges, hoch aufgeſchoßtes Mädchen grüßte ihn mit Bübdigkeit und faſt etwas bäuriſch, lief dann zu den auf die Seite geſezten Blumenſtöcken, kniete zu ihnen nieder und ſagte, ohne ſich weiter um ihn zu

bekümmern, mit faſt wehmüthigem Tone: „Alſo — dieſe gehen fort?“

Dem Kammerjunker gefiel dieſe Unſchuld und Natur; ja bei näherer Betrachtung auch die Unſchuldige, Natürliche ſelbſt. Das Mädchen war nur in grobe Leinwand gekleidet; aber man mußte geſtehen, daß ihr dabei das buntgeſtreifte Kopftuch und die reinliche, grünwollne Schürze gar nicht übel ſtand. Auch hat ja, wie man verſichern will, ein ſchönes, großes blaues Auge, eine zarte, blühende Wange, eine Stirn, auf der die Unſchuld, und ein Mund, auf dem die Liebe wohnt, die ganz eigne Gerechtſame, daß ſie ſelbſt durch ein Bettlergewand nicht entſtellt werden dürfen; Schönheit — ſingen die Dichter, und ſo muß es wohl wahr ſeyn — iſt auch ohne Krone eine geborne Königinn!

Auch Bodo empfand etwas von diesem geheimen Zauber. Sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem Mädchen. Die Tochter des Gärtners schien ihm — um in der Manier seines Standes ihn empfinden und denken zu lassen — in der That nicht wenig interessant.

Er trat der reizenden Unschuldigen lächelnd näher. „Es thut dir wol leid, mein Kind!“ — redete er sie freundlich an — „daß du dich von diesen Blumen trennen sollst?“

Sie betrachtete ihn vom Scheitel bis zur Sohle mit einem einzigen, schnellen Blick, als wollte sie erforschen, ob sie ihm trauen dürfe. „Ach ja“ — antwortete sie dann etwas furchtsam — „Sie sind freilich zum Verkauf bei uns da, aber, wenn man sie so keimen und von Tage zu Tage wachsen, endlich gar Blüten treiben sieht, da ge-

meint man ſie am Ende ordentlich lieb, wie Geſchwiſter. — Doch für eine gnädige Fräulein Braut kann wol nichts auf der Welt zu ſchön ſeyn; damit tröſt' ich mich!"

„So, mein Kind? Du mußt dir eine recht liebliche Vorſtellung von einer Braut machen!"

„Je nun — Ihre Braut wird ja wol eben ſo hübſch ſeyn, als —" ſie ſtockte und das hohe Feuerroth ihrer Wange verrieth nicht undeutlich, daß ſie den Bräutigam hatte nennen wollen.

Artheim fühlte ſich immer mehr dem Mädchen gewogen, und fragte, indem er ihre Hand ſanft berührte: „Wie alt biſt du denn, du artiges Mädchen?"

„Auf Walpurgis werde ich funfzehn!"

„Und biſt ſchon ſo groß und ſo hübſch und verſtändig? —"

Noch ehe er völlig ausgeredet hatte, drängte ſich Vater Fabian zwiſchen die Sprechenden, und ſchob die Tochter ziemlich unſanft auf die Seite. „Friſch an die Arbeit, Dore!“ — rief er ihr eifernd zu — „Die Stöcke werden in dieſe Aeſche geſezt, und der Korb mit Moos tüchtig ausgeſüttert. Hier iſt Baſt! Die Roſenknospe und den Pastor fido und den Narcissus poëticus — ſo heißt die weiße Narziſſe mit dem rothen Rande, das habe ich Ihnen zu ſagen vergeſſen *)“ — wandte er ſich zu Artheim — „magſt du noch ein wenig anbinden! — Kommen Sie, gnädiger Herr! das Mädel verplaudert mir ſonſt die Zeit. Ich zeige Ihnen noch mancherlei ſeltne, fremde

*) Es iſt doch recht hübſch, daß dieſe Blume ſo heißt. Aber das möcht' ich wiſſen, ob der Erfinder des Namens dabei an Ovids Verwandlungen dachte, oder ob ſein Gefühl ihm ſagte, daß dieſe Blume höchſt romantiſch iſt?

Gewächse, und drehe dabei die Grenadiermützen!"

Dorchen machte sich, schnell gehorchend und ohne gegen Bodo wieder die Augen aufzuschlagen, an die Arbeit, und der Kammerjunker mußte gern oder ungern dem Alten folgen. Dieser prieß ihm mit vielem Fleiß seine Seltenheiten, und bereitete zu gleicher Zeit von gölltem Papier für die Blumen eine Art Kapseln oder Schirme, die er Grenadiermützen nannte. Bodo hörte auf ihn nur halb und halb, und schielte immer verstohlen nach der verschüchterten Schöne.

Doch Dorchen hatte bald an Bodos Heinrich einen Gehülfen und Tröster gefunden. Dieser, als Nacheiferer seines Herrn, viel zu artig, um ein hübsches Kind, das noch dazu seines Standes war, allein in der Erde wühlen und mit den Töpfen hantieren zu lassen, leistete ihr allen möglichen

Beiſtand, und ermangelte nicht, ſeinen Dienſten durch gefällige Worte einen noch höhern Werth beizulegen. Bodo bemerkte gar wohl, daß Dorchens Geſicht ſich wieder erheiterte, daß ſie bald beredter ziſchelte, als ſie vorher laut geſprochen hatte, daß ſie endlich gar lachte. Nur als der geübte Reitknecht durch ihre Freundlichkeit ſich verleiten ließ, ſie, obwohl ſehr ſanft und mit Anſtand, in die blühenden Backen zu kneipen, ſtieß ſie ihn ſo muthig und kräftig zurück, daß der zutäppiſche Liebhaber faſt das Gleichgewicht verloren hätte.

Endlich hatte Fabian ſeine botaniſch-blumiſtiſche Vorleſung beſchloſſen und die Bewaffnung der die Winterluft ſcheuenden Grenadiere zu Stande gebracht. Das Mädchen brachte den eingepackten und mit Moos reichlich ausgelegten Henkelkorb, und erhielt von dem Alten ein beifälliges Gutachten.

Man zog die Papierdüten über die Blumen, und Dorchen wurde gar nicht fertig, ihre Lieblinge immer noch sorgfältiger zu verwahren. Den Kammerjunker in Gegenwart des Vaters wieder anzublicken, konnte sie unmöglich übers Herz bringen, sondern benahm sich beim Abschiede gegen ihn mit der größten Bildigkeit; aber dem Reitknechte empfahl sie, fast mit mütterlicher Besorgniß, ihre Blumen, und Bodo vernahm noch vor der Hausthür, daß sie die „wohlschlafende Nacht" seines Dieners mit einem recht höflichen: „Leben Sie wohl, Musje!" erwiderte.

Heinrich hatte den lastenden Blumenkorb glücklich in die Wohnung seines Herrn gebracht, und die Stöcke wurden einstweilen,

nach der Vorschrift ihres Erziehers, in ein nicht geheiztes Zimmer gesezt, das jedoch aus der Nebenstube einige Wärme erhielt. Hätte Baroneſſe Juliane der zärtlichen Zuneigung ihres Verlobten nur im mindeſten mißtrauen können, in dieſem Blumenzimmer hätte ſie ihn belauſchen müſſen, um von ſeiner Liebe und Treue auf das feſteſte überzeugt zu werden. Denn ſo hoch auch der Staub auf dem in dieſem Zimmer ſtehenden Flügel lag; ſo wenig Bodo ſonſt gewohnt war, ſich bei Abend und zumal in ungeheizten Zimmern mit Muſik zu beſchäftigen; ſo kam er doch heute faſt alle Stunden, öffnete den Flügel, zündete die Armleuchter an, und — beſah dann die für die Geliebte beſtimmten Blumen.

In ſelbſt in der Nacht hatte er keine Ruhe, ſondern wurde wahrſcheinlich von böſen Träumen verfolgt. Wenigſtens erzählte

Heimlich am andern Morgen dem artigen Dorfchen — das ſchmucke, rothwangige Mädchen, das noch dazu die Erbin eines Häuschens und Gärtchens war, ſtach dem ſlimmen Pfuſchen nicht wenig in die Augen, und er konnte nicht unterlaſſen, auf dem Rückwege von der Baroneſſe in voller Staats-Livree bei Dorchens Markte ſtande vorüberzugehen —: Sein Herr habe doch Recht über ſogar im Schlafe von den Blumen geredt. Er habe immer im Traume gerufen: „Verwünſchter Kerl! mußt du die Roſe mit Händen angreifen!“

Doch wer wollte auf das Geplauder der Domeſtiken achten? Nähern wir uns lieber dem Putztiſche der reizenden erſt vor einer Stunde erwachten Baroneſſe!

Schon verbreitete das noch vor dem Aufſtehen erhaltene Blumen-Opfer die angenehmſten Düfte um ſie her; ſchon lag Aris

heims rosenfarbnes, goldgerändertes Glück wünschungsbriefchen, drei: viermal gelesen, auf der Toilette; schon erwartete sie ihn reizendsten, leichtesten Morgenanzuge, eine Cythere von der Hand leichtfertiger Grazien geschmückt, seine versprochne Ankunft, und kaum vermochte der eben anwesende Schneider, der erste Modeschneider in der Residenz, trotz der mitgebrachten vortrefflichen Zeuge, trotz der Beschreibung des allerneuesten Schnitts, ihr die bangen Augenblicke der Sehnsucht in etwas zu verkürzen.

Endlich, endlich wurde Bodo gemeldet; aber — Juliane stand eben vor dem Spiegel und der Schneider nahm das Maas. Sollte sie den Künstler in der Begeisterung stören? sollte sie den schwer zu erlangenden Meister des Geschmacks in seinem wichtigen Geschäft unterbrechen? Ach, unter so nahen Bekannten nimmt man es nicht so genau,

und ein Kammer- und Jagdjunker darf ja wol ſeiner Verlobten unter allen Umſtänden ſich nähern!

„Nur herein, lieber Arlheim!“ — rufte die Baroneſſe, ohne ſich umzuwenden. Der Glückliche flog herein, und das Bild der Geliebten lächelte in voller Glorie der Schönheit ihm aus dem Spiegel entgegen.

„Tauſend Dank, Beſter!“ — liſpelte die Zärtliche im Tone der Nachtigall — „Alſo bis hieher!“ ſagte ſie dann zu dem Schneider, und bezeichnete mit der Hand, wie weit das Kleid um die Bruſt offen bleiben ſolle.

„Bis hieher!“ — ergegnete der Ehrenmann und zog gleichergeſtalt die ſchöne Demarcations-Linie mit dem aufgehobenen Zeigefinger — „Danke unterthänigſt. Es iſt gut!“ — Mit tiefer Reverenz trat er auf die Seite und packte zuſammen.

„Nun mein beſter, liebſter Freund!“ — fieng Philomele-Juliane wieder an, und legte die Hand auf Bodo's Schulter — „ſind Sie endlich da? Ach, wie ſehnſuchtsvoll habe ich alle Augenblicke gezählt! und wie ſoll, wie kann ich Ihnen genug danken für dieſe freundliche Ueberraſchung, für dieſe ſchöne, ſinnvolle Gabe —?“

„Könnte wol eine Blume zu ſchön ſeyn“ — antwortete Bodo ſchmeichelnd, und ſtrich, ein Lächeln hervorrufend, mit der flachen Hand über die etwas gerunzelte Stirn — „für eine Braut? für eine Geliebte, wie meine reizende Juliane?“

Der ſich zu Gnaden empfehlende Schneidermeiſter empfahl ſich eben zur rechten Zeit, um von der zierlichſt geſchlungenen Umarmung keinen Augenzeugen abgeben zu müſſen. In Zuſicherungen der Liebe verloren, ſezten ſich die Liebenden auf den Sofa, und Bodo

gieng erſt, wiewol ohne über die Flügel der Zeit ſich allzu bitter zu beſchweren, nach einer vollen Stunde, um — einen Freund auf der Wach-Parade zu ſprechen.

In den nächſtfolgenden Tagen machte Bodo, wie ſchon vorher eingeführt worden war, bei ſeiner Verlobten faſt täglich einen kurzen Beſuch und verbrachte zu Hauſe — ſonderbar genug! — ſeine müſſigen Stunden mit Leſung der Geſchichte Margots in Thümmels Reiſen. Warum gerade dieſer Gegenſtand für ihn jezt ſo viel Anziehendes hatte, läßt ſich um ſo ſchwerer errathen, weil er ſich ſelbſt überredete, eben eine neue Probe von Juliannens Zärtlichkeit erhalten zu haben. Denn obſchon einige Bälle die ſchicklichſte Gelegenheit darboten, ſo wurde doch keine der Geburtstagsblumen abgeſchnit-

ten und getragen. — „Sie will nicht, daß ſie ſo ſchnell verblühen.“ — ſagte Bodo vergnügt zu ſich ſelbſt. — „O gewiß, ich bin geliebt, und die Zweifel, die manchmal in mir aufſteigen — — ach, warum ſuch' ich denn alles gefliſſentlich auf, was mich beunruhigen kann?“

So dachte Arlheim faſt eine Woche hindurch, das heißt, eben ſo lange, als er noch die Blumenſtöcke gewahr ward. Als dieſe aber auf einmal aus Julianens Zimmer verſchwanden; als Sie ſelbſt gelegentlich über die Betrügerei der Gärtner klagte, welche die Blumen durch allzugroße Hitze heraustrieben, daß ſie dann natürlich ſchnell verwelken mußten; als er endlich gar die Vermißten durch ein unglückliches Ungefähr im Bedientenſtübchen bemerkte, die augenſcheinlich blos aus Mangel an Waſſer verdorrt waren; da ſtellten ſich in einſamen

Augenblicken seine bis jezt nur mit Gewalt verbannten Grillen wieder ein, und eine sehr unangenehme Empfindung, vermischt mit einer zwar fremdartigen, aber gar nicht unangenehmen Erinnerung, drängte sich in sein Herz.

„Wie zärtlich besorgt war das gute, natürliche, unschuldige Dorchen um die Blumen" — dieses Gedankens konnte er sich nicht entledigen — „um die Blumen, die doch nur zum Verkauf gezogen waren; wie sorgsam empfahl sie ihre Lieblinge dem — verwünschten, zutäppischen Heinrich! — Und Juliane, die diese Blumen aus meinen Händen empfieng — aus meinen Händen! — die so feurig mir dafür dankte, der ich es sagte, sie solle die Blumen pflegen wie meine Liebe in ihrem Herzen, der es täglich nur einen Augenblick, nur einen Befehl an ihr Mädchen, gekostet hätte —

nein, ſo lächerlich Sie meine Vorwürfe finden würde, ſo gern ich ſelbſt Sie entſchuldigen möchte — nein! nein! ich fühle es anders!"

Ohne daß er es wollte, ſtahl ſich nun von Zeit zu Zeit Dorchens Bild neben das Bild Julianens, und er war ſo unruhig, ſo mit ſich ſelbſt uneins, daß ſogar ſeine Beſuche bei der Baroneſſe kürzer und ſeltner wurden. Juliane beſchwerte ſich zwar darüber; aber ſie ließ auch ſeine ziemlich leeren Entſchuldigungen immer ohne weitere Unterſuchung gelten, und ſagte ſogar einmal wie im Scherz: ſie werde ihn ja nun bald auf immer, mithin gewiß lange genug, haben! — So wenig aber jezt dieſe und ähnliche Neckereien bei ihm einen guten Eindruck zurückließen; ſo feſt er ſich mitunter überzeugte, daß für einen Höfling das Herz zu viel bei ihm gelte; ſo wenig wagte

er es doch, Julianen oder sonst Jemanden in sein Inneres blicken zu lassen, ja er suchte vielmehr seine Gefühle vor sich selbst zu verbergen, sich selbst in Hinsicht auf den wahren Zustand seines Herzens zu täuschen.

„Diese peinliche Ungewißheit, diese unerträgliche Lauheit darf nicht länger dauren!“ — sagte er endlich sehr rasch und entschlossen eines Morgens, da eben kein Markttag, folglich — doch daran hatte Bodo wol nicht gedacht! — Dorchen vermuthlich zu Hause war — „Die verwünschten Blumen haben am Ende das ganze Unheil zwischen mir und Julianen gestiftet, und noch habe ich nicht einmal untersucht, ob Juliagens Entschuldigung nicht gegründet ist. Daß der alte Schlaukopf, trotz des hübschen, ehrlichen Gesichtchens seiner Tochter, nur auf seinen Vortheil denkt — ist doch gewiß gar nicht unwahrscheinlich. Und,

worum ſollte er auch Bedenken tragen, die Blumen zu übertreiben, wenn er nur ſein Geld dafür einſtreichen kann? — Warte, warte, alter Fabian Kohl! wir müſſen das unterſuchen, ob dir Juliane, oder ob ich Julianen unrecht gethan habe!“

Innig erfreut über dieſen verſtändigen Entſchluß befahl er, augenblicklich zu ſatteln.

„Ich reite doch mit?“ fragte Heinrich.

„Nein! nur den neuen Braunen vorgeführt! Ich mache nur einen kleinen Morgenritt und komme in einigen Stunden wieder!“

Bei Schön-Dorchen hatte Heinrichs Geplauder von der Schlafrednerei ſeines Herrn einen ganz andern Eindruck gemacht, als der ſpaßhafte und hiebei nicht ganz uneigennützige Purſche gewollt hatte. Sie ſollte den Kam-

merjunker ein wenig auslachen; aber sie brachte es höchstens zu einem für Bodo gar nicht unvortheilhaften Lächeln; denn — sie blieb, so anspruchlos und unschuldig sie auch war, doch immer ein Mädchen!

Zwar hatte sie bei Arlheims erstem Erscheinen nur einen wohlgebildeten, vornehmen Herrn in ihm erblickt, dem aber doch — das war nicht zu läugnen! — das goldne Jagdkuppel mit dem blitzenden Hirschfänger und die feine grüne Uniform auch ganz prächtig ließ; zwar hatte sie anfänglich sich kaum getraut, seine Anrede zu beantworten, hatte sein ganzes Benehmen höchstens für eine freundliche Herablassung angesehen. Als aber die Nacht hereinbrach und Dorchen bei der düster brennenden Lampe am Spinnrädchen saß; als der alte Vater schon zu Bett und die nicht jüngere Base in dem geräumigen Großvaterstuhl unweit des Ofens eingenickt war; da brachte die Fee Langeweile den

heutigen glücklichen Blumenverkauf mit allen kleinen Nebenumständen, gleich einem schönen Traume, vor Dorchens Augen, und das gute Kind wiederholte nachdenkend die ganze kurze, doch für sie sehr schmeichelhafte Unterredung.

„Der Herr Jagdjunker" — dachte sie so vor sich" — war doch gar nicht, wie andere Edelleute; es lag doch nicht der mindeste Stolz, nicht das mindeste Vornehmthun oder Falsch, freundliche in seinem ganzen Wesen; wär' ich ein vornehmes Fräulein gewesen, wahr und wahrhaftig, er hätte nicht artiger und liebreicher seyn können!" —

„Aber seine Braut möchte ich kennen" — fuhr sie in ihren Abend-Betrachtungen fort — „gewiß, die muß recht sehr schön seyn — und recht geliebt! Denn — daß er recht gut gegen sie, recht zärtlich ist, daran läßt sich nun gar nicht zweifeln! Wenn ich nur denke, wie er so gutmeinend seine weichen Finger auf mei-

ne Hand legte — und das war doch nur ich! — wie er mir so ganz sonderbar unter die Augen sah — wahrhaftig, so angesehen hat mich noch kein Mensch! — wie es ihm ordentlich leid that, daß der Vater mich so hart anfuhr, wie er immer so verstohlen herübarblickte — — o es war doch recht einfältig und unschicklich von mir, daß ich ihn nicht wenigstens einmal, nicht ein einzigesmal, wieder ansah, daß ich so mit dem Bedienten plauderte, daß ich nicht wenigstens beim Abschiede —

„Hinunter ist der Sonnenschein!“ stimmte in diesem Augenblicke die Frau Base, deren spitze Nase so eben mit dem Stuhl in eine unangenehme Berührung gerathen war, zum Zeichen des Aufbrechens an, und Dorchen, obschon das Untersinken der Sonne wenigstens schon seit fünf Stunden ihr nichts Neues mehr seyn konnte, fuhr gleich-

wol dießmal durch und durch zuſammen; ſo tief war das arme Mädchen in ihre Gedanken verſenkt geweſen!

Doch dieß Commando zum Aufbruch ſchnitt auch zugleich die Reihe ihrer Gedankenbilder völlig ab, und ſie ſchlief, ſo viel wir wiſſen, wenigſtens weit ruhiger, als nach Heinrichs Berichten der liebende Kammerjunker; ja, wir können nach ſichern Nachrichten ſogar verſichern, daß ſie ſelbſt am folgenden Morgen nur ein einzigesmal, und zwar in dem kurzen Augenblick, da ſie vor dem Ausgehen ſich im Spiegel begukte, an den geſtrigen Tag zurück dachte, und auf dem Markte nur dann erſt — aber auch da mit einiger Bänglichkeit — ſich wieder daran erinnerte, als Heinrich, der Treſſenger ſchmückte, mit zierlicher Flüchtigkeit ſeinen ergebenſten guten Morgen anbrachte.

Daß ſie ihm freundlich dankte, verſteht

ſich von ſelbſt; daß er die Hälfte dieſer Freundlichkeit Dorchens Hoffnung, durch ihn etwas von ſeinem Herrn zu erfahren, zu verdanken gehabt habe, läßt ſich weder geradezu bejahen, noch verneinen; daß Dorchen aber nach ſeiner Erzählung etwas ſtiller und beinah einſylbig worden iſt, kann durchaus nicht geläugnet werden.

„Verwünſchter Kerl! mußt du die Roſe mit Händen angreifen!“ — wiederholte ſie, vor ſich nachſinnend, ſobald der Reitknecht ſich entfernt hatte, und ſo wie Heinrich — denn der mußte ja doch gemeint ſeyn — durch die eben nicht empfehlende Benennung aus dem Munde ſeines Herrn um einige Stufen bei ihr ſank, ſo ſtieg der Herr wenigſtens um eben ſo viele; denn — daß keine wirkliche Roſe, daß ſie ſelbſt unter dem Bilde der Roſe verſtanden worden war, das hatte Schön-Dorchen, durch mäd-

chenhafte Eitelkeit schlau gemacht, augenblicklich errathen. „Die Rosen waren ja über und über eingepackt" — dachte sie lächelnd — „und vorher — das weiß ich gewiß — ist der Heinrich keiner zu nahe gekommen. — Hm! wer würde auch von so etwas in der Nacht träumen? — Daß aber der Herr Jagdjunker herüberschielte, als der Heinrich mir ins Gesicht fuhr, daß er die Stirn in recht verdrießliche Falten zog, das weiß ich auch wieder gewiß. O der liebe Herr war doch recht um meine Ehre besorgt, und wahrhaftig ich muß mich schämen, daß ich es nur zu einer solchen Vertraulichkeit kommen ließ — was wird Er nur von mir denken? Wahrhaftig ich könnte Ihm nicht wieder unter die Augen treten, oder ich müßte mich todt schämen!" —

Einige Tage noch kamen diese Gedanken von Zeit zu Zeit wieder in Dorchens

Seele, und sie konnte und konnte sich die begangene Unschicklichkeit nicht vergeben; aber nach und nach sprachen sie seltner und immer seltner bei ihr ein, und höchst wahrscheinlicher Weise wäre alles bald gänzlich vergessen worden, hätte nicht Bodo selbst sich unvermuthet wieder eingefunden.

Kurz, wie der Jagdjunker zu dem Reitknecht gesagt hatte, war allerdings der Spazierritt. Denn ob er sich gleich vorgenommen hatte, erst um die Schläge zu reiten und nur auf dem Rückwege bei Fabian einzusprechen; so hatte doch der schöne Engländer, vermuthlich blos aus Unachtsamkeit des Reiters, den Weg gerade zu dem Thore hinaus genommen, wo der Gärtner wohnte, und Arlheim hielt, ohne es selbst recht zu wissen, gerade vor der bewußten Haus

thür. Was war zu thun? Blos glücklich durch die runden, nur wenig aufgesprungenen Scheiben, sprang dann vom Pferde und band es an den Fensterladen.

Man denke sich jezt Dorchens Erschrecken, da sie, durch das Getrappel aufmerksam gemacht, gleichergestalt [illegible] sterchen sah und den Herrn Jagdjunker gewahr ward; man denke sich ihre Verlegenheit! Der Vater war im Gemüschhause; die Base war ausgegangen und sie selbst — eben im Begriffe, sich die Haare zu flechten.

Es ist gewiß ein schönes Ueberbleibsel altdeutscher Zucht und Sitte, *) daß die

*) Es scheint in ältern Zeiten ein Vorrecht reiner Jungfrauen gewesen zu seyn, an ihrem Brautage — und da vermuthlich zum ersten Mal — in blosen Haaren zu erscheinen. Wenigstens findet man noch jezt in manchen, besonders reichsstädtischen, Taufzeugnissen, daß des N. N. Mutter als Braut in freien, fliegenden Haaren zur Kirche gegangen.

Mädchen aus den untern Ständen ſich weit ungerner in bloſen, zumal in fliegenden, Haaren von männlichen Augen überraſchen laſſen, als die vornehmern Frauenzimmer in dem leichteſten Nachtgewand. Dorchens goldgelbe Locken, waren ſie gleich ſo ſchön, als nur irgend ein Gärtnermädchen im heiligen Römiſchen Reiche welche zeigen kann, hatte außer dem Vater gewiß noch kein Männerauge geſehen, und jezt — jezt klopfte der reizende Dodo an die einzige Ausgangsthür.

Mit unbeſchreiblicher Angſt, die ihr keine Beſinnung verſtattete, rannte ſie, ohne herein zu rufen, im Stübchen umher, konnte, ungeachtet alles Suchens, nirgends eine Art von Kopfbedeckung finden, und fuhr in dem Augenblicke, als Ariheim öffnete, wie ein geſcheuchtes Reh, hinter den grünen, coloſſaliſchen Ofen, wo ſie ſich noch zu meh-

rer Sicherheit mit dem gleichfalls nicht zwerghaften Großvaterſtuhle, ſo viel es deſſen Schwerfälligkeit erlaubte, verſchanzte.

„Iſt niemand zu Hauſe?“ — fragte Bodo, ob er ſchon die Fliehende ein wenig bemerkt hatte. Keine Antwort! — Aber er konnte die ſchöne Ueberraſchung ſich nicht ganz verſagen. „Ah — ſagte er, ſich um„drehend — da iſt ja wol Dorchen?“

„Ach gnädiger Herr!“ — ſtammelte das arme Mädchen hinter ihrer Bruſtwehr in halb weinerlichem Ton hervor, drückte ſich immer feſter in den Winkel, und zog endlich die Schürze über den Kopf — „ich bitte, ich bitte Sie recht ſehr — mein Vater iſt im Treibhauſe — und ich — habe die „Haube noch nicht aufgeſezt.“

„Seyn Sie unbeſorgt, liebes Kind!“ — erwiderte Bodo mit Gefühl — „ich gehe ja ſchon!“ —

Er gieng in der That augenblicklich, und so wie diese Schonung, ja selbst in diesem Augenblicke das feinere Sie an der Stelle des vorigen vertraulichern Du's, auf Dorchen einen zwar dunkeln, aber auch unverlöschlichen Eindruck zurückließ; so konnte auch Bodé diese Scene der reinsten, kindlichsten Unschuld und Verlegenheit nie wieder vergessen. Vielmehr erschien sie ihm bald im auffallendsten Gegensatze mit der Schneiderscene an Julianens Toilette, und das zitternde, schaamhaft erglühende, vor Angst fast weinende Gärtnersmädchen mit den schönen blonden, dem hochrothen Kopfbande entschlüpften Flechten, schwebte ihm späterhin wenigstens eben so oft vor, als ihm die Baronesse, bald in schwarzer, bald in blonder, bald in brauner Perücke, in Aufsätzen à la Ninon, à la Sappho, à la Psyche, rauschend entgegenflog. —

Bodo wandelte, da er die liebliche Blonde verlaſſen hatte, in tiefem Nachdenken nach dem Treibhauſe. Er hatte ſich vorgenommen, den alten Fabian zur Rede zu ſtellen, oder wenigſtens deſſen Schuld durch ſchlaue Fragen herauszulocken; ſtatt deſſen wurde er aber ſelbſt ein wenig betroffen, als der Alte ihm zurief: „Willkommen, gnädiger Herr! Nun, nicht wahr, meine Blumen halten ſich wacker?“

Der gnädige Herr antwortete mit einem kurzen, etwas mürriſchen: Ja, ſo viel er wiſſe! — berichtete aber bald dem ehrlichen Fabian mit zunehmender Freundlichkeit, daß Er ſelbſt, ohne zu wiſſen, wie? ſeit kurzer Zeit ein — erſtaunlicher Blumenliebhaber worden ſey, und daher für ſich etwas ausſuchen, auch von Zeit zu Zeit wiederkommen wolle.

Das war nun Fabian Kohl herzlich zufrieden; man wurde bald wieder Handels einig, und Bodo ließ die Blumen durch einen Gartenarbeiter nach Hause schaffen. Denn — daß er den Heinrich darnach herausschicken könne, mochte ihm wol nicht beifallen. —

So lange auch Bodo unter mancherlei sehr unnöthigen Fragen und Erkundigungen noch zögerte, so ließ sich doch Dorchen dießmal nicht wieder erblicken; als er aber aufstieg, erschien sie erröthend auf einige Augenblicke am Fenster — Ob es wol Zufall dabei war, daß sie heute ihren Sonntags-Kopfputz ergriffen und mit dem schönsten ihrer Bänder umwunden hatte? —

Der Jagdjunker zeigte sich nun in der That als ein sorgsamer Blumenfreund, und

ohschen die für sich selbst eingekauften Stücke mit dem Angebinde für die Baronesse gröſtentheils von gleicher Gattung waren, so hielten sie sich doch vortrefflich. Natürlich ward dadurch der, Julianen insgeheim gemachte, Vorwurf so gut, als erwiesen, und nach und nach hatte sich die unter den Verliebten schon vorher eingetretne Lauigkeit sogar in Kälte verwandelt. Dagegen schalt Heinrich das Gärtnermädchen gar bald schnippisch/und vornehmthuig; der Jagdjunker stellte sich zuweilen, um einzukaufen, bey dem alten Fabian ein, und man will sogar behaupten, daß sich nicht selten gegen Abend auf dem Gärtnermarkt und in der zu Fabians Garten führenden Allee ein langer Grünmantel herumgetrieben habe.

Wie dem auch sey, so ist doch gewiß, daß Bodo's Zerstreuung und Tiefsinn, so oft er Julianen besuchte, täglich auffallender

ward, und ihr selbst so wenig, als ihren Anverwandten, länger entgehen konnte. Man nahm daher zu einem gemeinschaftlichen Freunde, zu einem von den sehr gewöhnlichen Menschen seine Zuflucht, die, größtentheils nicht ohne eigenliebige Absichten, überall so gern Vermittler zum Frieden abgeben.

Bodo stuzte über die sogenannte gutgemeinte Warnung und wurde etwas empfindlich, erklärte aber zugleich nicht ohne Heftigkeit, daß er sein, als Mann von Ehre gegebenes Wort auch als solcher halten werde, daß er nie aufgehört habe, die Verbindung mit Julianen zu wünschen, und daß er zu jeder Zeit, deren Bestimmung einzig und allein von ihr selbst abhänge, ihr seine Hand zu geben bereit sey.

Der geschäftige Unterhändler stuzte ein wenig, umarmte jedoch den Kammerjunker

mit verſtellter Freude und flog mit dieſer Antwort zu Julianens Familie.

Gern hätte Arlheim ihn zurückgerufen; denn ſchon — und leider jezt erſt — fiel es ihm ein, wie ſehr er ſich übereilt habe.

„Ja, ich werde, ich muß Sie heirathen“ — ſagte er tiefſinnig und ſtüzte die heiße Stirn mit der Hand — „aber bei Gott! Sie weiß nicht, was Liebe iſt; Sie liebt mich nicht, wie ich Sie lieben könnte; Sie liebt mich nicht, wie“ — kaum wagte er dieß auszudenken, — „wie mich an ihrer Stelle eine Andre, wie das reizende Dorchen mich lieben würde!“

Er gieng unruhig auf und ab, und trat an das Fenſter. Dieſe waren durchgängig mit Blumenäſchen beſezt, und Blumen dienten jezt am allerwenigſten dazu, ihn zu beruhigen.

„So soll ich dich denn aufgeben, du holdes Kind der Natur?“ — fuhr er in seinem Selbstgespräch fort — „du, die ohne es zu wissen, mit ganzem, glühenden Herzen an mir hängt? So soll ich dich fliehen, du, die ohne es zu wissen, so schön, so über alles liebenswürdig ist?“

„Sie aufgeben? sie fliehen? und warum das?“ — flüsterte jezt ein böser Dämon ihm zu, und bald hatte sich in seiner Seele ein Gedanke ausgebildet, den eingesogne Begriffe seines Standes und seine ganz eigne Lage allenfalls in etwas entschuldigen, aber nichts in der Welt rechtfertigen kann.

Das der Baronesse gegebne Versprechen unerfüllt zu lassen, sie und ihre ganze Sippschaft so empfindlich zu beleidigen, war gar kein Gedanke; aber zweifeln konnte er ja doch auch nicht, daß er Dorchen auf das zärtlichste liebe. Bei alle dem, und selbst

wenn Juliane ihm ſein Verſprechen zurückgäb, heirathen, nein! heirathen konnt' er das Gärtnermädchen ja doch nicht! Himmel! was würde der Hof, wo er in Gunſt ſtand, was ſeine reiche adelſtolze Familie, was die ganze feine Welt von ihm urtheilen? Wem könnte er das gute, aber wenig gebildete, Mädchen vorſtellen, ohne beſchämt zu werden? und müſt' er nicht vor ſich ſelbſt erröthen, ein Mädchen zur Gattinn zu wählen, bei welcher ſogar ſein Bedienter einen Nebenbuhler abgegeben hatte? —

„Heirathen könnt' ich ſie ja doch nicht!" — das war der Ausſchlag ſeines Nachdenkens — „aber was hat die Liebe mit der bürgerlichen Verfaſſung zu ſchaffen? Meine Hand reiche ich Julianen; aber kann ich dafür, wenn mein Herz einer Andern angehört? Iſt dies nicht immer das Loos unſers Standes, und findet man es nicht

ſogar lächerlich, wenn Mann und Frau noch nach den Flitterwochen ernſtlich in einander verliebt ſind? — Wird nur der äuſſere Anſtand nicht vernachläſſigt — und ſo weit werde ich mich nie vergeſſen — ſo verſtattet man ja allgemein gar gern eine Nebengeliebte! — Nebengeliebte? das gute, unſchuldige Dorchen? Pfui! — und was ſoll am Ende aus ihr werden? — — Ach, wer wird ſo weit in die Zukunft hinausdenken? Leben und Lieben iſt eins, und nur die Gegenwart iſt unſer; leben wir denn für die Gegenwart — für die Zukunft mögen die Götter ſorgen!" —

Auf dieſe Art ſuchte Bodo ſein widerſprechendes beſſeres Gefühl durch Sophiſtereien zu betäuben und dem kalten Verſtande zu unterjochen. Da dieß jedoch nicht vollſtändig gelingen wollte, beſchloß er gar weislich, durchaus über dieſe Sache nicht mehr

nachzudenken, sondern alles gehen zu lassen, wie es wolle.

Noch an dem nämlichen Tage führte ihn der tückische Zufall an Dorchens Marktstande vorüber, und da ihre blitzenden Augen schon von fern ihm freundlich zuwinkten, konnte er unmöglich, ohne sie zu sprechen, vorübergehen.

„Wie theuer diese gefüllte fleischfarbne Hyazinthe und hier das dunkelblaue Sammet-Aurikel, mein liebes Dorchen?" — fragte er lachend, und der Kauf ward sogleich unter der Nebenbedingung abgeschlossen, daß Dorchen selbst ihm die Blumen überbringen solle. „Es hat Zeit damit, bis auf den Abend, schönes Kind!" — meinte Bodo beim Weggehen — „Kommen Sie nur, wenn Sie nach Hause gehen. Ich werde dann zuverlässig in meiner Wohnung seyn!"

Das niedliche Dorchen war gewohnt, ihre Gartenwaaren den Abkäufern zuweilen ins Haus zu tragen, und ob ſich ſchon dies mal in ihrem Herzen etwas ſonſt nie Gefühltes dagegen ſträubte, ſo überwand ſie doch alle Bedenklichkeiten, und ſtellte ſich zur abgeredten Zeit pünktlich ein.

Der Jagdjunker, welcher, heimlich vor ſich ſelbſt erröthend und doch einer unſeligen Leidenſchaft nachgebend, nicht nur den Heinrich, ſondern auch den Jäger abſichtlich auswärts geſchickt hatte, lauſchte mit innerer Beklemmung bei einbrechender Dämmerung ſchon längſt hinter den Fenſtervorhängen. Da ſchritt das liebliche Mädchen, Hyacinthen und Aurikel in jedem Arm, nett und furchtſam durch die abendlichen Schatten daher, hob die großen himmelblauen Augen halbverſtohlen zu ſeinen Fenſtern hinauf, und ſchlug ſie dann mit holder Schaam auf das die ſchön

ſten, jungfräulichſten Formen züchtig verhüllende braunſeidne Halstuch nieder.

Bodo, ergriffen von Entzücken und Glut, öffnete ihr eilig die Thür, legte freundlich ſeinen Arm um ihre Achſel, und wagte es jezt, da die artige Blumenträgerinn es nicht wehren konnte, zum erſten Male, ihre blühende Wange zu küſſen.

Das Mädchen erſchrak, ließ ſich aber doch bald wieder beruhigen. Der ſchöne Jagdjunker ſprach zu ihr mit ſo hinreißender Wärme, mit ſo entzückender Freundlichkeit, daß ſie ſogar ſeiner Bitte nicht widerſtand, ſich auf einige Augenblicke zu ſetzen. Nun erinnerte er ſich denn auch, daß es dieſen Abend ſehr nebelig und kalt ſey, daß er Vorwürfe verdiene, ſeine Freundinn bei ſo rauher Abendluft noch bemüht zu haben, und nöthigte ihr, um dieſen Fehler einigers

manglein zu verbessern, ein Glas Sekt und einige Confituren auf.

Dorchen, die so etwas nie gekostet hatte und halb noch ein Kind war, nippte zwar erst nur ganz sittsamlich, ließ sich aber doch nach und nach die süßen Tropfen trefflich schmecken. Bald saß Bodo an ihrer Seite; bald ward die Unterredung unbefangener und vertraulicher; bald ergriff er nur auf Augenblicke ihre Hand oder schlang seinen Arm um ihren schlanken Leib; bald umfaßte er sie länger und inniger, drückte sie an seine Brust; endlich küßte er sie feurig auf die glühenden Lippen, und Dorchen überließ sich, zitternd zwar, doch von einem nie gefühlten Feuer zum Widerstreben kraftlos gemacht, seinen zärtlichen Liebkosungen.

Doch plötzlich ertönte eine warnende Stimme in ihrem Innern, und sie ermannte sich. — „O lassen Sie mich, guter Bodo!“ —

ſtammelte ſie mit hervorbrechenden Thränen, und machte ſich mit faſt männlicher Stärke von ihm los — „um Gottes willen laſſen Sie mich! Bodo! lieber Bodo! könnten Sie mein Zutrauen mißbrauchen? wären auch Sie nicht beſſer, als die Andern?“

Bodo war zuweilen leichtſinnig und konnte von heftiger Leidenſchaft zu den freiern Grundſätzen ſeiner Genoſſen hingeriſſen werden; aber er war kein Böſewicht. Er fühlte ſich durch den Vorwurf des ſich losringenden Mädchens tief erſchüttert; er ſtand beſchämt und erblickte ſich als einen Verbrecher; ſein Gewiſſen ſagte es ihm, daß es ſchändlich ſey, dieſe aufblühende Roſe zu brechen, dieſe ihm kindlich Vertrauende zu überliſten und elend zu machen.

„Sie ſollen es nie bereuen, daß Sie mich einer ſchlechten Handlung nicht für fähig hielten!“ — antwortete er mit männlicher

Entſchloſſenheit — „Gehen Sie jezt — oder bleiben Sie auch. Ich konnte mich auf Augenblicke vergeſſen; aber von nun an ſind Sie mir heilig, wie eine Schweſter!“

Bodo war aufgeſtanden und gieng unruhig einigemal auf und ab. Beide ſchwiegen; Dorchen verbarg ihr Geſicht, trocknete ſich die Augen, und blickte ihn dann wieder, wie um Vergebung bittend, mit inniger Zärtlichkeit an.

„Seyn Sie nicht bös auf mich?“ — lispelte ſie ſanft.

„Ich auf Dich?“— erwiderte er gerührt — auf Dich, reine, unſchuldige Seele?“

Wiederum eine Pauſe.

„Kommen Sie nun, liebes Dorchen!“— fieng Bodo endlich wiederum an — „es iſt völlig dunkel worden; ich begleite Sie nach Hauſe.“

Er warf ſeinen Mantel um und ergriff ihren Arm. Es wollte nicht gelingen, auf dem Wege die ehemalige unſchuldige Vertraulichkeit ganz wieder herzuſtellen; aber beim Abſchiede, der einige Schritte von Dorchens Wohnung erfolgte, küßte ihr Bodo die Hand, und dieſer Handkuß, der erſte in ihrem ganzen Leben, und noch dazu von einem ſo ſchönen, durch Geburt und Rang weit über ſie erhabnen, von ihr geliebten Manne, drang dem armen Mädchen bis in die innerſte Seele.

Arlheims Empfindungen hatten ſich ſeit einer Stunde ſehr verändert. Der eben ſo ernſtliche, als zärtliche Widerſtand der holden Unſchuldigen ſtellte ſie ihm jezt noch weit edler, noch weit liebenswürdiger dar; aber ſein leichtſinniger Vorſatz erſchien ihm

auch in einem deſto haſſenswürdigern, verächtlichern Lichte. Noch konnte und mochte er nicht über ſich ſelbſt nachdenken; aber, als ein ächter Verliebter, näherte er ſich, um die Reizende noch einmal zu ſehen, ihrem Hauſe, und blickte durch die Ritzen der Fenſterladen.

Von der Magie des erſten Handkuſſes ſüß berauſcht, und eben deshalb zur fröhlichſten Stimmung erhoben, war Dorchen in das Stübchen getreten; aber der Bewillkommungsgruß, der ſie erwartete, war nicht wenig dazu geeignet, ihre Freude zu trüben.

Vater Fabian, dem Dorchen weit über die geſezte Zeit ausgeblieben war, fragte gar barſch und mürriſch, wo ſie ſo lange geweſen? Dorchen antwortete der Wahrheit gemäß, ſie habe zu dem Herrn Kammerjunker Blumen hingetragen.

„Zu dem Kammerjunker? und dort haſt du bis in die tiefe Nacht geſteckt? Das ſollſt

du mir nicht zum zweiten Male verſuchen, Dore!" — antwortete der Alte noch weit aufgebrachter, und berührte zu gleicher Zeit beide Wangen der Erſchrocknen ſo unſanft mit ſeiner harten Hand, daß der lauſchende Liebhaber von dieſer grauſamen Behandlung ſeiner Dulcinea nicht bloß durch die Augen, ſondern ſogar durch den Sinn des Gehörs überzeugt ward.

Wollte jedoch Bodo das Ungewitter nicht wahrſcheinlich noch verſtärken, ſo mußte er natürlich bloß einen ſtummen Beobachter dieſer tragiſchen Scene abgeben. Dorchen ſchluchzte: „Er iſt auch gar zu hart, Vater!" — aber da ſie durch ein rauhes: „Schweig, unbeſonnenes Ding!" ab; und zur Ruhe verwieſen ward, da die gutmeinende Baſe ihr heimlich winkte, den Zorn des Vaters ja nicht zu reizen; ſetzte ſie ſich ſtill in einen

Winkel und nahm blos zu Thränen ihre Zuflucht.

Bodo konnte von ihr nichts mehr hören und ſehen, und begab ſich nach Hauſe. Doch ſo grell auch dieſer Auftritt mit ſeinen Gefühlen für das Mädchen abſtach; ſo vermehrte ſich doch ſogar ſelbſt durch den ſtrengen Gehorſam der Tochter, und durch den Gedanken, daß Er ſelbſt Dorchen dieſe Behandlung zugezogen habe, ſeine Zuneigung zu ihr, und er wünſchte nichts mehr, als ſie deshalb recht bald um Vergebung bitten zu können.

Doch weit angelegentlicher, als er ſelbſt es wagte, ſorgte der Zufall für ſeine Liebe, und ſehr gleichgültig ſcheinende Umſtände ſchienen ſich abſichtlich zu vereinigen, um ihm die Erfüllung ſeiner geheimſten, aber feurigſten Wünſche gleichſam aufzudringen.

Der alte Fabian traf nach einigen Tagen mit Bodo's Reitknecht zuſammen. „Hör' Er, Freund!“ — ſagte der Alte — „daß mir das nicht wieder geſchieht, oder es wird nicht gut! Mein Mädel iſt vorgeſtern Abends bei ihm geweſen, und ſie hat ein paar tüchtige Ohrfeigen dafür gekriegt.“

„Ich weiß nicht, was er will“ — verſetzte Heinrich — „ich habe Jungfer Dorchen ſeit vier Wochen mit keinem Auge geſehen!“

„Mein Mädel lügt nicht, wie Er, und Er thät gut, es ſich auch abzugewöhnen. Richte er ſich nach dem, was ich ihm geſagt habe, und damit Punctum!“ — ſo erwiderte Fabian, und gieng trotzig ſeiner Wege.

Heinrich konnte ſich anfänglich nicht recht in die Sache finden; aber bald beſann er ſich, daß ihn ſein Herr vor einigen Tagen

wegen einer Geringfügigkeit den ganzen Abend verſchickt habe. Dies und überhaupt Bodo's ſeit kurzem ſo ſtarke Neigung zur Blumenzucht gab ihm genugſame Erläuterung. Es verdroß ihn gewiſſermaaßen, daß Dorchen ſeiner ernſtlichen Bewerbung kein Gehör gegeben habe, und ſich nun von ſeinem Herrn bei der Naſe herumführen laſſe, und er wußte ſich dafür nicht anders zu rächen, als daß er die ganze, halb nur errathne, Geſchichte, wiewol unter dem Siegel des Geheimniſſes, den Domeſtiken der Baroneſſe mittheilte.

Juliane vernahm natürlich ſchon am folgenden Morgen aus dem Munde der getreuen Joſe, daß die blutjunge und recht naſeweiſe Jungfer Kohl eine ganze Nacht bei Ariheim zugebracht habe; dieſer frechen Aufführung halber ſey ſie denn auch von ihrem Vater be maaßen abgeprügelt worden, daß die ganze

Nachbarſchaft in der Meinung, es ſey Feuer, ſich ums Haus verſammelt habe.

Vielleicht wär die Baroneſſe, hätte ſich dies etwa ein Jahr nach ihrer Verheirathung zugetragen, ziemlich gleichgültig bei dieſer Nachricht geblieben; allein jezt wurde ihr Stolz durch den Sieg einer gemeinen Dirne über ihre eignen Reize nicht wenig empört, und ſie konnte es nicht erwarten, bis Bodo nach ſeiner Gewohnheit einmal zuſprechen würde, ſondern bat ihn in einem ziemlich lakoniſchen Billet um einen kurzen Beſuch.

So wenig aufgelegt dieſer jezt dazu war, ſo mußte er ſich doch einfinden. Juliane machte ihm die bitterſten Vorwürfe, ließ ſich in der Hitze ſogar zu den entehrendſten Beſchuldigungen gegen ihn und zu Schimpfworten gegen das arme Dorchen herab, und, da der jezt außerordentlich reizbare Arthein nach und nach gleichfalls ſeinen Gleichmuth

verlor, so kam es zuletzt zu einem förmlichen Bruche.

Man sandte sich gegenseitig Geschenke, Briefe und Gemälde zurück, und Bodo erfuhr nach wenig Tagen, daß Juliane dem vorherigen Friedensstifter zwischen ihm und ihr, der schon vor ihm um sie geworben, das Jawort ertheilt habe; daß aber auch durch sie und ihre Leute das Gerücht von seinem Abenteuer mit dem schönen Gärtnermädchen und der darauf erfolgten Züchtigung, mit den boshaftesten Zusätzen verziert, in der ganzen Residenz verbreitet worden sey.

Tiefer Unwille über diese niedrige Verläumdung und ein nicht unangenehmes Gefühl über seine wieder erlangte Freiheit vereinigte sich jetzt in ihm mit der Ueberzeugung, daß das gute Dorchen durch seine Schuld an ihrer Ehre leide, und daß er deshalb zu einer Vergütung verpflichtet sey;

aber freilich war ihm alles noch zu neu, freilich schienen ihm sein Stand und die Vorurtheile der Welt, ja selbst die Gewißheit von Dorchens mangelhafter Erziehung, noch viel zu unübersteigliche Hindernisse, als daß er zu irgend einem festen Entschlusse hätte gelangen können.

Doch mitten in dieser Unruhe erschien ihm, wie ein leitender Schutzgeist, sein ältester und redlichster Freund, und schon bei der ersten Umarmung war es beschlossen, diesem sich ganz mitzutheilen.

Hermann — so hieß Bodo's Jugendfreund — war der Sohn des ehemaligen Verwalters auf Bodo's Ritterguthe, und hatte die Rechte studirt. Als einem Manne von ausgezeichneten Talenten und ausdauerndem Fleiße, hatten sich ihm, kurz nach Beendigung seiner academischen Laufbahn, die günstigsten Aussichten gezeigt; aber fast

zu gleicher Zeit war er von der Liebenswürdigkeit eines schönen, aber armen Mädchens — einer Pfarrstochter, so viel Bode gehört hatte — gefesselt, und durch eine Verheirathung mit ihr aller ihn erwartenden Vortheile beraubt worden. So war es denn gekommen, daß er einige Jahre in einem kleinen Städtchen unter ziemlich drückenden Verhältnissen gelebt hatte; doch ganz vor kurzem war Bodo's Gerichts-Director gestorben, und Bodo hatte bei Besetzung dieser sehr einträglichen Stelle natürlich vor allen andern auf seinen Jugendgespielen Rücksicht genommen. Jezt war dieser gekommen, um seinem Freunde und künftigen Gerichtsherrn persönlich dafür zu danken.

Kaum waren die ersten Fragen zweier, nach langer Zeit sich wiedersehender Freunde beantwortet, als Bodo seinem Herrmann, zu dem er wegen seines fast ähnlichen Schick-

fals in der Liebe doppeltes Zutrauen gefaßt hatte, zum Vertrauten ſeines Herzens-Geheimniſſes machte. Er erzählte ihm von dem tiefen Eindruck, den beinahe vom erſten Anblicke an ein ſchönes und unſchuldiges Mädchen, aber aus dem niedrigſten Stande, in ihm zurückgelaſſen habe; er ſezte ihm die mit der Baroneſſe ſtatt gefundenen Verhältniſſe bis zur Trennung aus einander; er war aufrichtig genug, ſeine Schuld in Hinſicht auf Dorchen zu bekennen, und erwähnte ſowohl des Nachtheils, den der gute Ruf des Mädchens durch ihn erleiden könne, als der geringen geiſtigen Ausbildung, die ihn von einer ernſtlichen Verbindung mit ihr abhalte. — „Meine übrige Lage in Hinſicht auf meine Hofſtelle und auf eignes Vermögen" — ſo ſchloß er ſeine Erzählung — „iſt dir zur Gnüge bekannt; rathe mir

nun als ehrlicher Mann und als aufrichtiger Freund, was ich thun soll?“

„Zu dem Bruch mit der Baroneſſe“ — verſezte Hermann mit der innigſten Theilnahme — „wünſche ich Ihnen Glück. Tief würde es mich geſchmerzt haben, Ihre künftige Zufriedenheit nicht feſter gegründet zu ſehen, als bei den Meiſten Ihres Standes! — Aber glauben Sie deshalb nicht, daß ich, ob ich ſchon ſelbſt alle bürgerlichen Vortheile aus den Augen geſezt habe, um durch Liebe glücklich zu werden, Ihnen unbedingt zu einer Verbindung mit dem Mädchen rathen werde. Zwar, wenn es wahr iſt, daß die Ehre der Armen durch Sie untergraben worden, wenn das ſchuldloſe Mädchen ſich künftig vielleicht nirgends zeigen darf, ohne daß man mit Fingern auf ſie zeiget; ſo wiſſen Sie als Mann von geläuterten Begriffen ſelbſt, daß Sie zu jeder

möglichen Entſchädigung verpflichtet ſind. — Ob dieß aber durch Ihre Hand, oder durch die Hand eines andern braven Mannes, den das Mädchen leiden könnte, geſchehen müſſe, darüber enthalte ich mich vor der Hand alles Urtheils. Denn ſollte ſie vielleicht nicht fähig ſeyn, dem höhern Kreiſe, in den ſie verſezt werden müßte, ſich anzubilden; ſollte ſie nicht Verſtand, Talent, Feuer — kurz nicht Gehalt genug haben, um einem gebildeten Manne in der Länge gnügen zu können; ſo wäre das ihr dargebrachte Opfer auf einer Seite zu groß, auf der andern nur dem Scheine nach genugthuend. Ob alſo das Glück meines Freundes und des Mädchens durch eine Verbindung zu gründen ſey, darüber enthalte ich mich alles Urtheils, bis ich das Mädchen geſehen!"

„Du haſt, ohne es zu wollen, das Urtheil geſprochen;" — antwortete Arlheim —

„das Mädchen ist die Unschuld und Liebe selbst; aber es fehlt ihr auch nicht an natürlichem Verstande, ja selbst nicht an jener hinreißenden Schalkhaftigkeit, die eine schöne Gestalt, wie der Dorn die Rose, nur noch liebenswürdiger und begehrenswerther macht. Mein bisheriger Umgang mit ihr und die Zartheit ihres Benehmens dabei hat mich völlig überzeugt, daß sie die Fähigkeit, sich in jeden, selbst in den höchsten Stand, zu finden, in reichem Maaße besitzt; sie ist ein köstlicher, nur noch ungeschliffner, Diamant! — Doch du wirst nur den Liebhaber in mir zu hören glauben; aber du sollst sie selbst sehen, sollst ein Zeuge seyn, daß ich thue, wozu die Pflicht und mein Herz mich auffodert! Komm, lieber Herrmann!“

Rasch nahm Bodo den Arm seines Freundes, um ihn nach Fabians Garten zu führen. Da sie nahe am äußersten Thor wa-

ren und Dorchens Wohnung schon von ferne erblickten, fragte Hermann mit einiger Verwunderung: „Also in dieser Gegend wohnt Ihre Schöne?“

Bodo zeigte auf das Haus.

„In diesem Hause wohnt sie? Eben hieher sollte mein erster Gang gerichtet seyn, wenn ich von Ihnen gekommen wär.“

„Hier wohnt das gute Dorchen!“

„Dorchen? und wer ist ihr Vater? Das haben Sie mir noch nicht gesagt.“

„Der Gärtner Fabian Kohl.“

Hermann faßte Bodo's Hand, und sah ihm bedeutend und zärtlich in die Augen.

„Nun kann ich Ihnen gar nicht rathen, lieber Bodo! Nun gar nicht!“ — sagte er ernst — „nun mag ich Sie jezt nicht einmal begleiten. Gehen Sie denn und thun Sie, was das Herz Ihnen heißt. Heute

Abend besuche ich Sie wieder; dann lassen Sie mich Ihren Entschluß wissen!“

Hermann entfernte sich, ohne auf Bodo's Nachrufen zu hören. Dieser sah ihn, nichts begreifend, eine Weile nach, und gieng, nachsinnend über das räthselhafte Benehmen seines Freundes, zum alten Fabian.

Er traf nur Dorchen und die alte Base in der Stube, beide beschäftigt, aus Primeln, Veilchen und Krokus — denn der Frühling spendete nun freiwillig der freien Erde, was die Kunst vorher nur mit Mühe den Treibhausbeeten abgetrotzt hatte — kleine Sträußer zum morgenden Verkauf zu binden.

Das schöne Dorchen schien fast bei dieser niedlichen Arbeit noch einmal so reizend, als sonst, und der Gedanke an den

Handkuß übergoß ihr Geſicht beim Eintreten des männlich ſchönen Bodo's mit einer Glorie, die ſelbſt der ſich ſogleich damit verbindende Gedanke an die Ohrfeigen nicht ganz verwiſchen konnte. Sie hätte ſelbſt in dieſem Augenblicke gar gern um den erſtern noch einmal die letztern ertragen; ſie bewillkommte Bodo aufs freundlichſte, bot ihm das ſchönſte ihrer Sträuschen dar, und lispelte ihm, ſobald es unbemerkt von der etwas ſchwerhörigen Baſe geſchehen konnte, mit dem ſanfteſten Tone die Worte zu: „Ich darf keine Blumen wieder zu Ihnen bringen. Der Vater hat mirs verboten, und wenn Sie wüßten, was die Nachbarn von mir ſprechen — ach, ich mag es Ihnen nicht ſagen!“

Bodo's Herz klopfte laut. Er drückte ſanft ihre Hand an ſeine Bruſt, und eine innre Stimme rief ihm zu: Sie muß

mein werden! Ich kann ohne das Mädchen nicht leben!

Ganz nun mit sich selbst einverstanden, suchte er den Vater im Garten auf.

Fabian oculirte eben ein Bäumchen, und rief schon von weitem ihm entgegen: „Es ist mir recht lieb, daß Sie mich wieder einmal besuchen; ich wollte Ihnen ohnedies gern etwas sagen.“

„Ich ihm auch, Vater Kohl!“

„Nun, so hören Sie erst das meinige! — Sehen Sie, gnädiger Herr, ich halte wirklich große Stücken auf Sie — und da muß ich Ihnen denn frei bekennen: Es ist nicht recht, daß Sie so was leiden.“

„Was denn, lieber Alter?“

„Mein Mädel ist lezthin fast den ganzen Abend bei Ihnen gewesen; Sie sind zwar ein junger vornehmer Herr, aber, wie die ganze Stadt sagt, doch auch ein braver,

ehrlicher Mann, der auf Zucht und Ordnung hält — Sie müssen mir das nicht übel nehmen, wenn ich nicht höflicher rede, als ich's verstehe — ja, und mein Mädel ist auch brav, aber ein junges, einfältiges, unerfahrenes Ding; der Musje Heinrich ist mir immer dem Mädel nachgeschlichen — — Kurz und gut, das Zusammenkriechen will sich nicht schicken, und Sie sollten da strengeres Commando halten in Ihrem Hause!"

„Ja, es war wol nicht ganz recht, Fabian! aber lasse Ers gut seyn! Ich will das wieder gut machen; ich komme jezt blos in der Absicht, um mir seine väterliche Einwilligung zu erbitten."

Fabian horchte hoch auf, schob die Mütze von einem Ohre zum andern, hielt in seiner Beschäftigung inne, und staunte Bodo verwundert an. — „Ist das Ernst?" fragte er langsam.

„Voller, wahrer Ernſt. Ich würde es für unrecht halten, bei ſo etwas zu ſcherzen.“

„Hm! —“ erwiderte der Alte, indem er bedächtig das Haupt wiegte — „die Sache wäre zu überlegen. Das Mädel iſt jung und feurig, und das Mannsvolk fängt nach gerade an, ihr nachzulaufen — arm iſt ſie auch; denn ich habe noch Schulden auf meinem Grundſtück — übrigens denke ich zwar nicht eben hoch mit ihr hinaus, aber doch bei all dem — hinter dem Zaune ſind meine Kinder doch auch nicht gefunden, und wir haben gar eine hübſche Verwandtſchaft. Ich habe ſo immer gedacht, mir einen jungen hübſchen Purſchen heranzuziehen, der mich im Alter mit durchſchleppte und künftig mein Krämchen übernähm — da hätten denn die Leutchen ſchon Brod — inzwiſchen, wenn Sie dem Heinrich ein gut Atteſtat geben könnten, daß er ein redlicher Menſch

ſey, und kein Spieler und kein Säufer und dergleichen — wenn Er etwa ein kleines Kapitälchen ſich erſpart hätte, oder Sie Selbſt wollten die Gnade haben, ihn mit einer Kleinigkeit zu unterſtützen, oder ihm wol gar ſo ein hübſches faules Aemtchen bei Hofe zuzuſchanzen, daß er mir dabei noch beiſtehen könnte —"

„Was ſpricht Er mir denn immer von dem Heinrich? Ich ſelbſt will ja das Mädchen!"

„Herr! — Herr Kammerjunker!" — rief der alte Gärtner, wie aus den Wolken gefallen und höchſt erbittert — „Alſo bei Ihnen iſt meine Dore gewesen? Ha! das hätt' ich wiſſen ſollen! — Herr! ich bin nur ein niedriger Mann, aber mein Haar iſt mit Ehren grau worden; mein Bischen Hab' und Gut iſt im Schweiß meines Angeſichts erworben, an mir und meinen Kindern haf-

tet kein Flecken — und ehe ich zugeben wollte, daß meine Dore um ſchnöden Gut und Geld wilden ſo eine — ſo eine Mamſell in langen Kleidern werden ſollte, ehe wollte ich" — Fabian ergriff hier das junge Pfirſchſtämmchen, bei dem er ſtand, und war in der blinden Wut nahe daran, es umzubrechen — „ehe wollte ich, daß das Mädel, ob ſie gleich das Neſthäkchen iſt und ich ihr oft nur gar zu ſehr durch die Finger ſehe, hier vor meinen Augen im Sarge läg!"

„Beruhige er ſich doch, lieber Vater! Meine Abſichten ſind die redlichſten von der Welt. Ich will ſeine Tochter heirathen!"

„Wie können Sie das nur ſagen? So etwas können Sie wol dem einfältigen Mädel weiß machen — was könntet ihr Herren nicht? — aber nicht dem alten Fabian!

Zudem — haben Sie nicht ſchon eine Braut?“

„Ich habe dieſe vernachläſſigt, aufgegeben, aus Liebe zu ſeinem Dorchen. Meine ehemalige Braut iſt bereits mit einem Andern verehlicht.“

„Iſt das wahr?“ — fragte der Alte mit Verwunderung, aber auch mit mehreter Achtung — „Wahrhaftig, Sie ſehen mir ſo offen und ehrlich in die Augen, wie ein junger Bauerpurſche, und ich kann es nicht glauben, daß Sie ſich mit einem alten Manne, der Sie nie beleidigt hat, nur einen Spaß machen wollten. Es iſt viel, ſehr viel von Ihnen — eine ſo reiche, vornehme Braut um ein armes Gärtnermädel! — aber bei alle dem — wahrhaftig, ich bedaure Sie und das Mädel, aber ich ſehe doch keine Möglichkeit, daß ich Ihnen mein Kind geben kann. Sie müßten ja von Stund an den

Hof meiden, und meine Dore — die würde ſich ſchön ausnehmen als eine gnädige Kammerjunkers-Madam!"

„Das wird ſich finden! Sie oder keine Andre ſoll mein Weib werden! Ich liebe das Mädchen von ganzem Herzen; ich glaube auch, daß ſie mir nicht abgeneigt iſt" —

„Ha! was das Abgeneigtſeyn anlangt" — ſagte der Alte in luſtiger Laune — „warte, warte, Bilymädel! jezt geht mir ein Licht auf — ja, wahrhaftig, das will ich Ihnen wol glauben! Hat doch die Baſe ſchon lange darüber geſcholten, daß die Dore gleich ans Fenſter läuft, ſobald ein Grünrock vorbeiſchackt — und ein groſſes Glück wär es ſchon für mein Kind, und man weiß freilich nicht allemal, was der liebe Gott mit einem hübſchen Mädel im Sinne hat, und es iſt die Pflicht der Aeltern, ſo etwas

nicht von ſich zu weiſen — — Aber ich alter Narr! was ſchwatze ich nur da? wie kann ich im Ernſt an ſo etwas glauben?"

„Es iſt mein Ernſt, Vater! Hier hat er meine Hand; es iſt die Hand eines ehrlichen Mannes!"

„Herr Kammerjunker! ich weiß nicht mehr, was ich ſagen ſoll, und wenn ich Sie ſo anſehe und an das Mädel dabei denke, wahrhaftig ich möchte lieber weinen! Ich ſehe es, Sie meinen es ehrlich und gut — und das Mädel iſt auch ſo — aber dennoch iſt mir noch alles zu rund. Ich bin wol ein alter Mann und habe in meiner Jugend bei einem fürſtlichen Kunſtgärtner gelernt und ſo manches in der Welt erfahren, aber — Sie dürfen mir das nicht übel deuten, denn es ſoll Ihnen eigentlich gar nicht gelten — mit den Vornehmen ſeh'

ich mich immer noch ver; bei denen kann ich mich selten zurecht finden."

„Wie soll ich es denn aber anfangen, um Ihn zu überzeugen?"

„Wissen Sie was, gnädiger Herr! mir fällt was ein. Ich habe da einen Schwiegersohn, und erwarte ihn alle Tage. Der versteht sich auf so etwas besser, als unser eins, und wenn mir der zu der Heirath räth" —

„Er hat noch eine Tochter, Fabian?"

„Ja, sehen Sie nur! Meine Schwester, die eine Priesterswittwe ist, nahm nach dem Tod meiner Frau das älteste Mädchen zu sich, und hat sie im Christenthum und zu allem Guten erzogen. In die hatte sich nun ein ehrlicher, aber gestudirter junger Mann verliebt, und hat sie auch geheirathet. Die guten Leutchen haben sich lange Zeit ärmlich und spärlich genug behel-

ſen müſſen, aber nun hats keine Noth weiter. Denn der Eidam hat mir kürzlich geſchrieben, daß er eine reichliche Verſorgung gekriegt habe, und noch in dieſer Woche herauskommen werde, um ſich bei dem Herrn, der ſie ihm zugeſchanzt, perſönlich zu melden" —

„Wie heißt der junge Mann?" — fragte Ariheim angenehm bekommen.

„Er heißt Hermann!" — verſetzte der Alte.

„Hermann! Hermann!" wiederholte Ariheim in froher Ueberraſchung, ſchloß den Alten, der ihn ſchier für halbtoll hielt, feurig in ſeine Arme, rannte dann zu Dorchen, rief ihr zu: „Gieb mir auch ein Sträuschen für deinen Schwager!" riß ihr eins aus der Hand, küßte ſie auf die Wange, und war, ehe ſich noch Dorchen beſinnen konnte, auf und davon.

Bode eilte wie im Fluge nach Hauſe, und die Stunden, bis Hermann nach ſeinem Verſprechen ſich wieder einfand, dünkten ihm eine Ewigkeit.

„Willſt du mein Bruder werden, wie du längſt mein Freund warſt?“ — rief er ihm entgegen und bot ihm die Hand.

Hermann trat ein wenig zurück, ohne einzuſchlagen. „Sie wiſſen alſo alles?“ — fragte er mit tiefem Ernſt — „wiſſen es, daß ich Dorchens Schwager bin?“

„Freilich, freilich, du Guter!“

„Und Sie haben nicht auf Ueberredung, nicht in einer flüchtigen Aufwallung, ſondern beſonnen, nach der Stimme Ihres Herzens, als ein freier, denkender Mann, als ein Mann von Ehre, feſt und unabänderlich beſchloſſen, das zwar niedrige, aber unſchuldige und makelloſe Mädchen zu Ihrer Gattinn zu wählen?“

„Das habe ich. Mich treffe die Verachtung jedes Redlichen, wenn ich je wanke!“

„Herr von Artheim! jezt iſt es noch Zeit, zurückzutreten; aber dieſer Augenblick iſt entſcheidend. Sie ſind mein Freund, mein Wohlthäter, mein und meiner Familie Versorger, aber, ſobald Sie auf dieſem Ihren Entſchluſſe beharren, ſo müſſen Sie von nun an nicht blos Ihren dankbaren Freund in mir erblicken, ſondern auch den Beſchüzer meiner Schwägerinn und — das verhüte Gott! — im ſchrecklichſten Fall ihren Rächer!“

„Du wirſt, du ſollſt ewig mein guter, treuer, theilnehmender Bruder ſeyn — Bruder auf Du und Du!“ — antwortete Artheim, ihn feurig umarmend.

„Auf Du und Du, wie in den Tagen unſrer Jugend, aber nun, wie Männer,

in Leben und Tod!" — versetzte Hermann und erwiderte seine Umarmung. —

So war denn der Bund geschlossen, und die beiden Freunde blieben den ganzen Abend, ja selbst die Nacht über, bei einander. Sie überlegten gemeinschaftlich, wie für Dorchens feinere Ausbildung am besten gesorgt, wie ihre Verbindung mit Arlheim, die nach beiderseitiger Meinung noch einige Jahre verschoben werden sollte, mit möglichster Vermeidung alles Auffallenden, mit möglichster Schonung seiner bisherigen Verhältnisse eingeleitet und zu der fröhlichsten Vollziehung gebracht werden könne.

Am folgenden Morgen eilten sie vereinigt zu Fabian, und die Freude des Empfangs war von allen Seiten sehr groß. Dorchen zeigte auch bei dieser Gelegenheit so viel kindliches Gefühl, so viel Zärtlichkeit gegen Schwester und Schwager, so viel unwill-

kührliche, bezaubernde Hinneigung gegen Bodo, daß dieser dem Rath seines Freundes, ihr von seinen Absichten vor der Hand gar nichts merken zu lassen und blos im Verhältnisse eines theilnehmenden Freundes zu bleiben, nur mit höchster Anstrengung und Ueberwindung befolgen konnte. Hermann zog bei der ersten Gelegenheit seinen Schwiegervater auf die Seite, und da dieser das größte Zutrauen in ihn sezte, so war sehr bald alles Erforderliche in Ordnung gebracht.

Noch vor Hermanns Abreise wußte Dorchen, daß sie ihre Schwester, sobald diese an dem Ort ihrer künftigen Bestimmung, einem Städtchen unweit des Arheimischen Guths, angelangt seyn würde, besuchen und sich einige Zeit bei ihr aufhalten solle. Sie freute sich darauf mit kindlicher Innigkeit, und nur der tief im Herzen verschlossne

Gedanke, daß ſie dann Bodo nicht mehr ſehen werde, ſtörte zuweilen ihr Glück.

Erröthend, doch nichts weniger, als ungern, gab ſie es zu, daß ihr Freund ſie noch kurz vor der Abreiſe als Veilchenbinderinn mahlen ließ, und beim Abſchiede von ihm vergoß ſie unzählige, nicht ganz zu verhehlende, Thränen. —

Auch der alte Fabian wurde bald darauf nach Bodo's Guthe gelockt, und ließ ſich, aus Liebe zu ſeinen Kindern, endlich bereden, ſeine Beſitzung in der Reſidenz aufzugeben und die Aufſicht über den ſehr weitläuftgen Garten des Artheimiſchen Ritterguths zu übernehmen. Der Reitknecht Heinrich erhielt ſeinen Abſchied, und Bodo bat in der Abſicht, eine Reiſe ins Ausland zu unternehmen, um ſeine Entlaſſung, die ihm denn auch auf das ehrenvollſte, mit der Anwartſchaft auf die Oberforſtmeiſterſtelle

desjenigen Kreises, in welchem sein Guth lag, ertheilt wurde.

Dorchens ältere Schwester, Namens Sophie, gehörte zu den edlen weiblichen Wesen, die, auch bei sehr geringer Anleitung, das Vortreffliche erreichen, und ihre Tante war eine sehr brave und verständige Hausmutter. Da nun Sophie auch durch einen frühzeitigen Umgang mit Hermann nicht nur Gelegenheit, sondern auch den stärksten Antrieb zu einer höhern Ausbildung erlangt hatte, und von der Natur mit Klugheit und Scharfsinn reichlich ausgestattet war; so konnte es nicht fehlen, daß sie bei Ausführung des von ihrem Manne und Bodo entworfenen Planes die geschickteste Gehülfin abgeben mußte. Beide Ehegatten machten es sich zur heiligsten Pflicht, Schwester Dorchen in eine

würdige Gattinn des edlen Bodo umzubilden, und der glücklichſte Erfolg krönte ihre Bemühungen.

Dorchen erhielt, theils durch einen geſchickten Geiſtlichen des Orts, theils durch Hermann und Sophien ſelbſt, in allem für ein edles Weib Wiſſenswerthen den vollſtändigſten Unterricht, und kaum hatte ſie mit ziemlicher Anſtrengung die erſten Schwierigkeiten beſiegt, als ſie bald ſehr bemerkbare Fortſchritte that. Ein neues Licht ſchien ſich für ſie über die Welt zu verbreiten, und ihr feuriges Herz umfaßte alles Gute, Große und Schöne mit der glühendſten Empfindung.

Bald war ſie ſo weit gebracht, daß ſie ſelbſt wieder die ganz an ihr hängenden Kinder Sophiens unterrichten konnte; bald wurde ſie von den Angeſehenſten des Städtchens ihren Töchtern als Muſter der Nachahmung angewieſen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei dieſer nach und nach ſteigenden Veredlung ihres Geiſtes auch das Aeußere nicht überſehen wurde. Bodo hatte, ihr unwiſſend, zu ihrem Unterhalt ein viel Anſehnlichers ausgeſezt, als die wirthſchaftliche Sophie für ſie auszugeben vermochte; gleichwol erhielt ſie, angeblich von Hermann und Sophien oder der Tante, immer mehr und ſchönere Kleider. Niemand würde in ihr mehr die Blumenverkäuferinn erkannt haben, ob ſie gleich auch als dieſe jedes Herz zu feſſeln vermocht hätte.

Doch je mehr ſich ihr Anſtand verſchönerte, je mehr ihre Gefühle ſich verfeinerten, deſto zärtlicher wurden zwar ihre Erinnerungen an den ſo lange vermißten Bodo, aber deſto ſcheuer und zurückhaltender auch die Briefe, die ſie auf Hermanns Veranlaſſung von Zeit zu Zeit an ihn ſchrieb. Her-

mannen und Sophien konnte der Grund hievon nicht entgehen; ſie freuten ſich innig darüber, und konnten ſie oft nur dadurch zum Schreiben an ihn bringen, daß ſie ihr irgend ein Geſchenk, als wirklich von Bodo geſchickt, überreichten. Nun mußte ſie ihrem Freunde für ſein Andenken doch danken; nun wurde nach langer und ſtrenger Wahl endlich ein Brief fertig, und nun ſchwebte auch Dorchen Tage und Wochen lang in ſchönen, nur mit Mühe zu verbergenden, aber ach! wie ſie glaubte, für ſie ganz trügeriſchen Träumen.

Der reiſende Oberforſtmeiſter, der das Ideal weiblicher Unſchuld und Liebenswürdigkeit nur in Dorchens Bilde erblickte, konnte endlich ſeine, durch die Briefe der Heißgeliebten immer verſtärkte Sehnſucht nicht

länger bekämpfen. Er meldete seinem Freunde die bald bevorstehende Zurückkunft, und bestimmte zuletzt auch den Tag, an welchem er bei ihm eintreffen wollte. Hermann ritt ihm entgegen, und konnte den Ungeduldigen nicht zurückhalten, Dorchen noch heute zu sehen.

Sie schlichen sich beide durch den an Hermanns Wohnung gränzenden Garten; Dorchen, weit schöner, als selbst Bodo sie sich gedacht hatte, saß im weißen Gewande der Unschuld in einer Laube; zwei kleine Mädchen Sophiens lehnten sich an ihre Knie und reichten ihr schmeichelnd Kornblumen zu, um Kränze daraus zu binden.

„Meine geliebte Freundinn!“ — rief Bodo in süßer Ueberraschung und breitete die Arme nach ihr aus.

Sie fuhr zusammen. „Großer Gott, Bodo!“ — schrie sie heftig erschrocken;

die Kinder hüpften zu dem rückkehrenden Vater; Dorchen sprang durch den andern Ausgang der Laube, lief in das Haus und warf sich zitternd und weinend in Sophiens Arme.

So ward sie von Bodo und Hermann noch gefunden, als diese eintraten, und nur nach und nach konnte sie sich von dem freudigen Erschrecken erholen. Den ganzen Tag über sprach sie nur wenig, und oft, wenn ihr Auge auf Bodo traf, mußte sie sich abwenden.

Bodo verließ sie mit stillem Entzücken, und lud Hermannen mit seiner ganzen Familie auf übermorgen zu sich ein, weil an diesem Tage das froheste Fest seines Lebens gefeiert werden solle. — „Sie kommen doch auch, liebes Kind?" — sagte er sanft bittend zu Dorchen; aber sie konnte vor Wehmut nicht antworten.

Am folgenden Abende langten Geſchenke an, die Bodo von der Reiſe mitgebracht haben ſollte — für Dorchen ein feiner Schleier, ein koſtbares weißes Kleid und ein Halsband und Armbänder von Brillianten, die leztern mit Bodo's Portrait.

„Das müſſen wir alle morgen tragen!“ — ſagte Sophie — „Bodo könnte ſich ſonſt für beleidigt halten.“

„Gott! was denkſt du?“ — erwiderte Dorchen glühend, obſchon ſie den hohen Werth der Edelſteine nicht ganz kannte — „Gott! nein, das gebühret mir nicht; das darf ich nicht annehmen, und noch weniger tragen!“

Sophie ſtellte ihr aufs neue die unerläßliche Nothwendigkeit davon vor, und geſtand zulezt offenherzig, daß ſie alles, was ſie erlernt habe und beſitze, dem, mit zärtlicher Großmuth für ſie ſorgenden Bodo zu

verdanken habe. Dorchen erhob, wie aus einem Traume erwachend, die schönen Augen langsam gen Himmel. — „Hätt' ich das nicht errathen sollen?" — stammelte sie mit gerungenen Händen — „wie war es möglich, daß ihr von dem Eurigen so ein Ansehnliches auf mich wenden konntet? — Ach, wie soll ich es ertragen, dem Guten, Edlen wieder unter die Augen zu treten? Muß ich nicht versinken vor Schaam über diese unverdiente Güte?"

Dorchen konnte die ganze Nacht hindurch kein Auge zuthun. Still und ohne Widerspruch kleidete sie sich am Morgen an, wie Sophie es anordnete; die schönen Haare wurden auch diesmal fast ganz durch den Schleier verborgen. — „Ich will dir ja gern folgen, Schwester!" — sagte Dorchen — „wenn du glaubst, daß es Ihn

erfreut; aber ich wollte, es wäre schon Nacht."

Sophie konnte, so viel sie sich auch Mühe gab, einen lächelnden Zug um den Mund nicht ganz unterdrücken; zwei prächtige Equipagen kamen angefahren, und Alt und Jung wurde eingepackt.

Alle Bedienten und Unterthanen Bodo's standen in festlichen Kleidern bereit, als Hermann und die Seinigen anlangten; alle Zimmer des Schlosses waren aufgeschmückt; aber von fremder Gesellschaft war nichts zu erblicken. Bodo in der glänzenden Oberforstmeister-Uniform empfieng zuerst Dorchen, dann auch die übrigen, mit zärtlicher Herzlichkeit; Dorchen konnte vor Beklemmung kaum athmen.

„Es freut mich unendlich" — fieng Bodo endlich, zu ihr gewandt, an — „daß Sie meine Geſchenke nicht verſchmäht haben; nur dieſer Schleier verbirgt zu viel ſchönes, als daß ich ihn nicht hinwegwünſchen ſollte."

„Ich lebe ſeit geſtern" — erwiderte Dorchen mit himmelvollen Blicken — „wie in einem immerwährenden Zauber. Ich will alles gern, was meinem Wohlthäter angenehm ſeyn kann."

Eine Seitenthür öffnete ſich, und der alte Fabian, feſtlich, doch einfach gekleidet, trät mit einem bedeckten Körbchen herein.

„Du biſt ja fürſtlich geſchmückt, meine Tochter!" — ſagte der tiefgerührte Greis im ehrwürdigen Silberhaar — Solche Geſchenke kann dein Vater dir freilich nicht geben; aber du biſt und bleibſt doch immer die gute Tochter des alten Gärtner Fa-

diens, und da bringe ich dir etwas, das wol noch kostbarer ist, als diese Juweelen."

Bodo hob das Tuch. Auf einer Unterlage der schönsten Blumen lag ein frischer Mirtenkranz.

„Darf ich den Schleier mit diesem Kranze vertauschen?"

„Bodo! — um Gottes willen —!"

„Liebes, holdes Mädchen, das ich von dem ersten Augenblick an liebte, willst du meine Braut, meine Gattinn seyn?"

Nieder zu Bodo's Füßen stürzte Dorchen; er nahm den bräutlichen Kranz, und schmückte ihre Locken damit. Dann hob er sie auf, und drückte sie feurig an seine Brust.

„Willst du mir folgen?" — fragte er aufs neue zärtlich — und die Hauptthüren des Saals öffneten sich, und Altar und Pfarrer standen bereit.

„Wohin du willst, Bodo!“ — schluchzte Dorchen. — „Willig bin ich deine Magd, doch auch freudigen Muthes dein Weib!“ —

Mehrere Tage hindurch schwebte Dorchen wie in einem Feentraume, und konnte alles, was ihr begegnete, kaum für Wirklichkeit halten. Die feurigste Dankbarkeit, die innigste Zärtlichkeit, die treueste Liebe machten Bodo zu dem Glücklichsten auf Erden, und der fast tägliche Umgang mit Hermann und dessen Familie ließ ihn gar gern der Feste des Hofs und der rauschenden Freuden der Residenz vergessen. Noch da die Oberforstmeisterinn von Artheim als die reizendste Mutter blühender Kinder, als die mütterliche Wohlthäterinn aller Unterthanen, in der ganzen Gegend gekannt, verehrt und fast angebetet ward, zog sie in jedem Winter die auserlesensten Blumen. Wenn sie dann blühten, führte sie ihren

Bodo davor hin, ſchlang die Arme um ſeinen Hals, und ſagte mit dem innigſten Gefühl: „Solche Blumen haben meinem edlen Bodo eine Gemahlinn geraubt, die weit reizender, vornehmer und geiſtvoller, als das arme Gärtnermädchen, war; aber ſie haben dir auch ein Weib zugeführt, die in dir und deinen Kindern die ganze Fülle der Seligkeit findet!“

II.

Die Bilder der Ahnen.

Erzählung.

Die Dämmerung war beinahe zur völligen Dunkelheit geworden, als Ferdinands Wagen noch langsam durch den Wald fuhr. Der Postillion stimmte die oft gehörten Klagen über die fast unfahrbaren Straßen des Landes an, und Ferdinand hatte bei der allmähligen Bewegung seines Fuhrwerks Muße genug, sich den Betrachtungen und Gefühlen zu überlassen, welche seine Reise und ihr Zweck in ihm rege machten. Er hatte, nach der Sitte der jungen Leute seines Standes, einige Universitäten besucht, und war vor kurzem von einer Reise durch die merkwürdigsten Länder Europa's in sein Vaterland zurückgekehrt, um die Erbschaft seines indessen gestorbenen Vaters in Empfang zu nehmen.

Ferdinand war der einzige Sohn seines Vaters und der letzte Zweig des alten Pans

nerschen Stammes; um so mehr drang seine Mutter darauf, daß er, den Geburt und Reichthum zu den glänzendsten Verbindungen berechtigten, ihr eine willkommene Schwiegertochter, und der Welt einen Erben seines Namens und seiner Güter schenken möchte. Angelegentlicher, als Alle andre, nannte sie Klotilden von Hainthal, wenn sie mit ihrem Sohn über die Wahl seiner künftigen Gemahlin sprach. Anfangs nannte sie ihren Namen unter Mehrern der Vorzüglichsten, welche sie der Aufmerksamkeit ihres Sohnes werth hielt; bald aber nannte sie selten neben ihr noch eine Andre, und endlich erklärte sie ziemlich bestimmt, ihre Zufriedenheit beruhe auf dieser Verbindung, und sie erwarte, daß Ferdinand ihre für ihn getroffene Wahl billigen werde.

Ferdinand schien indessen nur ungern an eine ernste Verbindung zu denken, und die

oft und angelegentlich wiederholten Erinnerungen seiner Mutter waren eben nicht geeignet, ihm die entfernte Klotilde liebenswürdig zu machen. Doch entschloß er sich endlich zu einer Reise in die Residenz, wo die ihm bestimmte Braut sich des Karnevals wegen mit ihrem Vater aufhielt. Hier wollte er sie, den Bitten seiner Mutter gemäß, wenigstens kennen lernen, und, wie er im Geheimen hoffte, Gelegenheit finden, dieser Verbindung etwas anders, als Eigensinn, wie die Mutter seine Weigerung nannte, entgegen zu setzen.

Allein auf dieser Reise in seinem Wagen, und um sich die Stille des nächtlichen Waldes, träumte er sich zurück in die vergangene Zeit der ersten jugendlichen Jahre, in welche die fliehende Kindheit noch den Widerschein ihrer lieblichen Farben wirft. Es dünkte ihn, als könne er in keiner Zukunft das wie-

derfinden, was ihn aus jenen Zeiten so wunderbar freundlich anlächelte, und je lieblicher ihn die Vergangenheit an sich zog, desto widriger war ihm der Blick in die Zukunft, die er sich selbst gegen seine Neigung bereiten sollte.

Die Langsamkeit, mit welcher auf dem unebenen Boden sein Fuhrwerk sich bewegte, brachte ihn für seine Wünsche viel zu schnell dem Ziele seiner Reise näher, und die weißen Meilensäulen, deren er immer mehr hinter sich ließ, schienen ihm, wie weiße Gespenster, Unglück verkündigend bei seinem Wagen vorbei zu wandeln.

Schon tröstete der Postillion, daß die Hälfte des Weges nun bald erreicht sey, und daß die Straße dann, von dem lezten Lustschlosse des Fürsten an, in sehr gutem Stand sey; aber Ferdinand befahl seinem Jäger, im nächsten Dorfe, wo er die Nacht zubringen würde,

halten zu laſſen, und die Pferde zurück zu ſchicken.

Der Weg nach dem Wirthshauſe des Dorfes zog ſich an einigen Gärten hin. Einzelne Töne von muſikaliſchen Inſtrumenten ließen Ferdinanden ein lärmendes Feſt der Dorfbewohner erwarten, deſſen Zuſchauer er nicht ungern zu ſeyn pflegte, und von deſſen Gewühl er ſich eine willkommne Zerſtreuung ſeines Mismuthes verſprach. Bald aber bemerkte er in den Tönen nicht die, den Wirthshäuſern gewöhnlichen Melodien, und die hell erleuchteten Fenſter eines artigen Landhauſes, aus welchem die Töne hervordrangen, ließen ihm keinen Zweifel, daß ſich hier eine Geſellſchaft aus gebildeteren Ständen, als man gewöhnlich auf Dörfern in der rauhen Jahreszeit findet, mit der Ausführung muſikaliſcher Werke vergnügte.

Endlich hielt der Wagen vor dem kleinen, ziemlich verfallenen Wirthshauſe. Ferdinand,

der ſich hier wenig Unterhaltung und viel Unbequemlichkeit verſprach, fragte nach dem Beſitzer des Dorfs; aber dieſer hatte ſein Schloß auf einem benachbarten Gute, und Ferdinand mußte ſich entſchließen, mit dem beſten Platz, welchen ihm der Wirth anweiſen konnte, vorlieb zu nehmen.

Sich zu zerſtreuen, entſchloß er ſich zu einem Spaziergang durch das Dorf. Es zog ihn nach der Gegend, in welcher er vorhin die Muſik gehört hatte, und in kurzer Zeit hallten ihm die Töne wieder einladend entgegen. Er näherte ſich langſam, und trat unter die Fenſter des Gartenhauſes.

In der offnen Thüre deſſelben ſaß ein kleines Mädchen, und ſpielte mit ihrem kläffenden Favoriten. Ferdinand, den dieſes fremdartige Accompagnement ſtörte, fragte das Kind, wer in dieſem Hauſe wohne? — „Hier?“ — antwortete die Kleine freundlich, — „ei, hier

wohnt der Vater; kommen Sie nur mit!" und damit hüpfte sie die Treppe hinauf.

Ferdinand zögerte etwas, der schnellen Einladung zu folgen; bald aber kam der Hauswirth selbst die Treppe herab. — „Unsre Musik hat sie wahrscheinlich hieher gelockt," — redete er den Fremden freundlich an — „Sie sind hier in der Pfarrwohnung, und mir herzlich willkommen!"

„Meine Nachbarn und ich haben ein wöchentliches musikalisches Kränzchen errichtet," — fuhr er fort, indem er Ferdinanden die Treppe hinaufführte — „und heute trifft mich die Reihe. Ist Ihnen gefällig, an der Musik Theil zu nehmen, oder zuzuhören, so nehmen Sie hier bei uns Platz; oder wenn Sie durch bessere Musik, als Sie von Dilettanten erwarten können, verwöhnt sind, so finden Sie hier im Nebenzimmer bei meiner Frau noch eine kleine Gesellschaft, die neben unsern

Tonübungen ihre Redeübungen treibt." — Hiermit öffnete er eine Seitenthüre, machte dem Fremden eine kleine Verbeugung, und setzte sich auf seinen Sessel an das Notenpult. Ferdinand wollte einige Entschuldigungen vorbringen, aber die Gesellschaft fieng ohne langes Stimmen die unterbrochene Musik von neuem an, die artige junge Wirthinn bat ihn ebenfalls, nach seinem Gefallen entweder bei ihrem Manne, oder bei ihrer Gesellschaft Platz zu nehmen, und Ferdinand trat nach einigen Höflichkeitsbezeigungen in ihr Zimmer.

Um das Sofa schloß sich ein Halbkreis von Stühlen, von welchen, bei Ferdinands Eintritt, eine Gesellschaft von Frauen, und einigen wenigen Männern, sich, wie es schien, etwas unwillig über die Unterbrechung, erhob. In der Mitte saß auf einem niedrigen Sessel mit dem Rücken gegen die Thür ein junges lebhaftes Mädchen, die bei dem allgemeinen Auf-

ſtande das Geſicht nach der Thüre wendete, und bei dem Anblick des Fremden etwas verlegen und erröthend aufſtand. Ferdinand bat dringend, die Unterhaltung nicht zu unterbrechen; man ſezte ſich wieder, und die Wirthinn wies dem Fremden den Ehrenplatz auf dem Sofa neben ein paar bejahrten Damen an; ihren eignen Stuhl ſetzte ſie neben den Fremden.

„Sie werden bei uns um die Muſik kommen," — ſagte ſie, indem ſie die Thüre zu dem Muſikzimmer zudrückte. Ich höre zwar ſelbſt ſehr gern Muſik, nur kann ich mit meinem Mann den Enthuſiasmus für bloße Quartett- und Quintett-Muſik nicht theilen. Vielen meiner Freundinnen geht es eben ſo; wir haben daher, wenn unſre Männer bei ihren Notenpulten ſizen, unſre Converſation für uns, welche aber unſern Nachbarn Virtuoſen oft zu laut wird. Heute gebe ich meinen lange verſprochenen Geſpenſterthee, wo jeder ein Geſpenſtergeſchicht-

chen oder etwas ähnliches erzählen muß, und Sie sehn, mein Auditorium ist um ein gut Theil zahlreicher, als das musikalische.

„Erlauben Sie mir, es zu vermehren!" — erwiderte Ferdinand. — „Zwar bin ich nicht so geschickt im Auflösen des Wunderbaren wie Hennings oder Wagener . . . ."

„Da kämen Sie auch bei uns übel an," — fiel ihm eine niedliche Brünette ins Wort; — „es ist hier ausgemacht, daß keine Erklärung versucht werden darf, wär sie auch noch so wahrscheinlich. Das Erklären nimmt einem die ganze Freude an der Erzählung."

„Desto besser —" sagte Ferdinand — „aber ohne Zweifel störte ich eben eine interessante Erzählung; darf ich bitten . ."

Die schlanke Blonde, die vorhin von dem Sessel aufgestanden war, erröthete wieder; die kleine muntere Wirthinn aber faßte sie schäkernd am Arme, und führte sie mitten in den

Kreis. — „Mache nur keine Umstände, Kindchen," — sprach sie — „setze dich auf deinen Sessel und erzähle dein Geschichtchen aus. Der Herr da muß hernach auch etwas zum Besten geben!"

„Nun wenn Sie das versprechen —" sagte die Blonde, und Ferdinand verbeugte sich bejahend. Sie sezte sich auf den angewiesenen Platz des Erzählers, und begann: „Eine meiner Freundinnen, — sie hieß Juliane — brachte mit ihren Aeltern und Geschwistern regelmäßig alle Sommer auf einem Landgute ihres Vaters zu. Es lag in einer romantischen Gegend, in der Ferne von Gebirgen eingeschlossen, zwischen hohen Eichenwäldern und angenehmen Lusthainen.

Das Schloß selbst war uralt, und von einer unzähligen Menge Vorfahren auf Julianens Vater vererbt worden. Daher entschloß sich dieser auch nicht leicht, etwas

verändern zu laſſen, und erhielt vielmehr, nach dem Beiſpiel ſeiner Vorältern, alles auf das genaueſte in dem Zuſtande, wie es ihm von ſeinem Vorgänger hinterlaſſen worden war.

Unter die Alterthümer des Schloſſes, die in vorzüglichem Werth bei ihm ſtanden, gehörte beſonders der Familienſaal, ein düſtres hohes gothiſches Gewölb, an deſſen ſchwarzen Wänden die Ahnen ſeines Geſchlechtes in alten, lebensgroßen Bildern zu ſehen waren. In dieſem Familienſaal wurde, nach einer, ebenfalls von den Altvätern hergebrachten Gewohnheit, täglich geſpeiſet, und Juliane hat mir oft geklagt, daß ſie nie ohne die entſetzlichſte Bangigkeit beſonders der Abendmahlzeit in dieſem Saale habe beiwohnen können, und daß ſie oft eine kleine Krankheit vorgegeben habe, um nur dieſen fürchterlichen Saal nicht betreten zu müſſen.

Unter den Bildern nämlich war Eins, vielleicht nicht einmal ein Familienbild, sondern ein fremdes weibliches Portrait, von welchem Julianens Vater selbst nicht angeben konnte, wessen Bild es vorstellte, und wie es in diesen Saal unter die Reihe seiner Ahnen gekommen war, dem er aber doch, vielleicht weil es diese Stelle lange eingenommen hatte, einen Plaz unter den Bildern seiner Vorfahren gönnte.

Dieses Bild konnte Juliane nie ohne einen unwiderstehlichen Schauder betrachten, und wie sie mir erzählt hat, so fühlte sie dieses geheime ahndungsvolle Grauen vor diesem Bilde schon in den frühesten Jahren ihrer Kindheit, ohne daß sie einen bestimmten Grund davon anzugeben wußte. Ihr Vater nannte dieses Gefühl eine kindische Furcht, und zwang sie zuweilen, allein in diesem Saal ein Geschäft zu verrichten.

Allein je älter Juliane wurde, deſto größer wurde nur ihr Grauen vor dem wunderbaren Bilde, und ſie bat ihren Vater oft mit Thränen, ſie nicht allein in dieſem Saale zu laſſen. Das Bild, ſagte ſie, blicke ſie mit leuchtenden Augen an, nicht finſter und ſchrecklich, aber mit einer ſo wunderbar freundlichen Wehmuth, als wolle es ſie zu ſich ziehen und die Lippen öffnen, ſie zu rufen; es werde ſie auch gewiß noch tödten."

Der Vater gab endlich ſelbſt die Hoffnung auf, Julianens Furcht zu überwinden, und einmal, als ſie bei der Abendmahlzeit vom Schauder einen heftigen Zufall bekam, weil ſie geſehn haben wollte, wie das Bild die Lippen bewegte, machte der Arzt es dem Vater zur Pflicht, ſeine Tochter vor ähnlichen Veranlaſſungen zum Schreck zu ſichern. Das furchtbare Bild ward alſo aus dem Saale weggenommen, und in ein einſames

unbewohntes Zimmer im obern Stock über der Thüre aufgehängt.

Zwei Jahre lebte nun Juliane sehr vergnügt, und sie blühte zu aller Verwunderung auf, wie eine schöne verspätete Blume; denn die immerwährende Furcht hatte ihr Ansehn zuvor bleich und entstellt gemacht, das Bild mit allen seinen Schrecken war verschwunden, und Juliane . . . .

„Sag es nur heraus, kleine Unschuld" — sagte die muntre Wirthinn, als die Erzählerinn stockte — „Juliane fand Bewunderer ihrer aufblühenden Schönheit, nicht wahr?"

„Nun ja" — fuhr jene etwas erröthend fort, — „sie war Braut und ihr Verlobter besuchte sie wenig Tage vor der Hochzeit. Da führte sie ihn in dem ganzen Schlosse herum, und zeigte ihm die Aussicht auf die fernen grauen Gebirge aus dem obern Stock.

Ohne es ſelbſt zu bemerken, befand ſie ſich in dem Zimmer, über deſſen Thüre jenes unglückliche Bild hieng. Ein Fremder, dem das einſame Portrait auffallen mochte, fragte Julianen, wen es vorſtellen ſollte. Aufblicken, das furchtbare Gemälde erkennen, und mit einem durchdringenden Schrei nach der Thüre ſtürzen, war bei Julianen das Werk eines Augenblickes; aber — wurde das Bild durch die Heftigkeit, mit welcher ſie die Thüre ergriff, erſchüttert, oder war der Moment eben erſchienen, in welchem es ſeine gefürchtete Macht gegen Julianen bewähren ſollte, genug im Augenblicke, da die Unglückliche durch die geöffnete Thüre ihrem Schickſal entfliehen will, ſtürzt das Bild herab, und Juliane, vom Schreck und der Laſt des ſchweren Rahmens zu Boden geworfen, lag in einer Betäubung, von der ſie nie wieder erwachte!“

Eine lange Pauſe, nur von den lange zurückgehaltenen Ausrufungen des Erſtaunens und der Theilnahme an der unglücklichen Braut unterbrochen, bezeichnete die Wirkung, welche dieſe Erzählung in den Gemüthern der Zuhörer hervorgebracht hatte; nur Ferdinand ſchien weniger erſtaunt, als die andern. Endlich unterbrach eine der alten Damen in Ferdinands Nachbarſchaft die Stille.

„Dieſe Erzählung" — ſagte ſie, — „iſt buchſtäblich wahr; ich kenne ſelbſt die Familie, welcher dieſes Bild die Tochter geraubt hat." „Auch das Bild habe ich geſehn. Es iſt, wie Sie, meine Liebe, richtig bemerkt haben, aber von ſo einer, wie ſoll ich ſagen, — geheimnißvollen Gutmüthigkeit, daß ich ſelbſt ſeinen Anblick nie habe lange ertragen können, wiewol es einem durch den wehmüthig-freundlichen Blick

von dem Sie auch sprachen, immer wieder an sich zieht, und mit den Augen zu winken scheint."

„Ich bin überhaupt den Portraits nicht gut," — setzte die Wirthinn hinzu, und schauderte etwas dabei, — „ich möchte auch keins in meinem Wohnzimmer haben. Man sagt, sie erblassen, wenn das Original stirbt, und je treffender sie sind, destomehr kommen sie mir vor, wie die angeputzten Wachsfiguren, die ich nie ohne Abscheu habe sehen können."

„Deswegen" — sagte die Erzählerin — „ziehe ich auch die in Handlung gesetzten Portraits den gewöhnlichen Abbildungen der Gesichter vor. Jene sind in ihrer Handlung von dem, der sie ansieht, vollkommen abgesondert, und blicken nicht, wie diese, mit ihren starren Todtenaugen aus ihrem Rahmen in die lebendige Welt heraus. Solche

Bilder ſcheinen mir eben ſo ſehr die der Kunſt anſtändige Täuſchung zu überſchreiten, als die gemalten Statuen.“

„Allerdings,“ — erwiderte Ferdinand, — „und ein fürchterlicher Eindruck eines ſolchen Bildes in meiner frühern Jugend, deſſen Schrecken ich nie vergeſſen werde, zwingt mich, Ihnen vollkommen Recht zu geben.“

„O, erzählen Sie!“ — rief die Blondine, die noch auf ihrem Erzählerſitz ſaß. — „Sie ſind ohnedies durch ihr Verſprechen gehalten, meinen Platz einzunehmen.“

Mit einer leichten Wendung ſprang ſie auf, und nöthigte ſcherzend Ferdinanden, ſeinen Sitz mit dem ihrigen zu vertauſchen.

„Meine Geſchichte,“ — ſagte Ferdinand, — „würde mit der, welche Sie eben erzählten, zu viel Aehnlichkeit haben; erlauben Sie mir daher . . . .“

„Das thut nichts," — fiel die Wirthinn ihm ein, — „an solchen Dingen hört man sich nicht satt, und so ungern ich dergleichen fatale Bilder ansehe, so höre ich doch gern von ihnen erzählen, wie sie aus ihren Rahmen herausschreiten, oder winken."

„Im Ernst," — fuhr Ferdinand fort, der sein Versprechen gern wieder zurück gehabt hätte, — „meine Geschichte ist wirklich fast zu grausend für einen so schönen Abend. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich selbst jezt, nach einigen Jahren, ihrer nicht ohne Schauder erinnern kann."

„O desto besser, desto besser," — riefen die meisten Stimmen, — „nun machen Sie uns erst recht neugierig, und da es Ihnen selbst begegnet ist, so erfahren wir doch einmal etwas ganz unbezweifelt gewisses!"

„Mir selbst eigentlich nicht," — versezte Ferdinand etwas einlenkend — „aber einem

meiner Freunde, deſſen Wort mir ſo ſicher und gewiß iſt, als meine eigne Erfahrung.“

Die Bitten wurden wiederholt, und Ferdinand begann:

„Mein Freund, deſſen ich eben erwähnte, erzählte mir bei einem freundſchaftlichen Streit über Erſcheinungen und Vorbedeutungen folgendes: Ich ward, ſprach er, von einem meiner akademiſchen Freunde eingeladen, die Univerſitäts-Ferien mit ihm auf dem Landſitze ſeiner Aeltern zuzubringen. Der Frühling, der nach einem langen traurigen Winter ſpät, aber deſto lebendiger und kräftiger erſchien, begünſtigte unſer Vorhaben, und wir kamen in den ſchönſten Tagen des Aprils munter und froh wie die ſingenden Vögel im Walde auf dem Schloſſe an.

Mein Freund, mit dem ich auf der Akademie unzertrennlich zu leben gewohnt war, hatte es ſchon durch ſeine Briefe ſo

eingerichtet, daß wir auch hier ungetrennt blieben. Wir bezogen einige neben einander gelegene Zimmer des weitläuftigen Schloſſes, welche uns die Ausſicht auf den Garten, und über denſelben hinaus in eine freundliche, von Wäldern und Weinbergen in der Ferne begränzte Gegend gewährten. Nach wenig Tagen war ich ſo eingewohnt und mit Jedem vertraut, daß zwiſchen mir und dem Sohn vom Hauſe weder von der Familie, noch von der Dienerſchaft, ein Unterſchied gemacht wurde. Die jüngern Geſchwiſter meines Freundes ließen es ſich nicht nehmen, wenigſtens die Nacht in meinem Schlafzimmer, wie bei ihrem Bruder, zuzubringen, und ſeine Schweſter, ein liebes Mädchen von zwölf Jahren, ſchön und lieblich wie eine weiße Roſenknoſpe, nannte mich ihren Bruder, und behauptete ihr ſchweſterliches Recht, mich mit jedem ihrer

Lieblingsplätze bekannt zu machen, und mich bei der Tafel und in meiner kleinen häuslichen Einrichtung mit dem Nöthigen selbst zu versehen. Unvergeßlich bleibt mir ihre zarte Sorgfalt, unvergeßlicher selbst, als die Schrecken, welche dieses Schloß auf ewig an meine Erinnerung knüpfen.

Schon am ersten Tage hatte ich an der Wand eines Saales, durch welchen der Weg zu meinen Zimmern führte, ein großes, in die Mauer befestigtes Bild bemerkt; aber zu sehr mit den neuen, mich von allen Seiten anziehenden Gegenständen beschäftigt, achtete ich wenig darauf. Erst als die beiden jüngern Brüder meines Freundes sich mit so kindlicher Anhänglichkeit an mich anschlossen, und ich sie, die mich fast nie verließen, auch Abends in unser gemeinschaftliches Schlafzimmer begleitete, erregte ihre auffallende Furcht, wenn wir durch die

sen Saal giengen, meine Aufmerksamkeit. Jeder schmeichelte sich an mich, um von mir auf den Arm genommen zu werden, und wer nur an meiner Hand blieb, verbarg wenigstens sein Gesicht darinn, um auch nicht den mattesten Schein von diesem Bilde mit seinen Augen aufzufangen.

Ich wußte, daß sich fast alle Kinder vor kolossalen oder doch in Lebensgröße dargestellten Figuren fürchten, und suchte den beiden Knaben Muth einzusprechen; gleichwol konnte ich bei näherer Betrachtung dieses Bildes selbst eines unwillkührlichen Grauens mich nicht enthalten. Es stellte einen alten Ritter vor, in unbekannter, den fernsten Jahrhunderten eigner Tracht. Ein weiter grauer Mantel fiel ihm von der Schulter herab bis über die Knie; der eine Fuß schritt vorwärts, als wollte er aus seinem Rahmen heraustreten. Sein Gesicht war von einer

Univ.-Bibl. München

erſtarrenden Kraft. Solche Mienen hatte ich noch bei keinem Lebenden geſehn. Es war ein fürchterliches Gemiſch von Todes-Starrheit und den Reſten einer, ſelbſt der Hand des Todes unbeſiegbaren, ſchmerzlichen, wilden Leidenſchaft, als hätte dem Maler ein wiederkehrender Bewohner des Grabes zu dieſem entſetzlichen Gemälde die gräßlichen Züge geliehen.

Ich wurde von einem ähnlichen Grauen, wie die Kinder, befallen, ſo oft ich es betrachten wollte; meinem Freunde war der Anblick unangenehm, doch eben nicht ſchrecklich; nur ſeine Schweſter konnte die ſchreckliche Geſtalt lächelnd betrachten, und ſagte, wenn ich mein Entſetzen äußerte, mitleidig: er iſt wol nicht böſe, aber gewiß ſehr unglücklich!

Mein Freund erzählte mir, es ſey das Bild des Stammvaters ſeines Geſchlechtes,

auf welches sein Vater sehr viel halte. Wahrscheinlich sey es in den ältesten Zeiten schon hier aufgestellt, und es lasse sich nicht wol herausnehmen, ohne das gleichförmige alte Ansehn dieses ehemaligen Rittersaales zu entstellen. —

Die Zeit unsrer Ferien entfloh indessen unvermerkt unter ländlichen Freuden, und der lezte Tag unsers schönen Aufenthaltes erschien. Der alte Graf, dem es nicht entgieng, wie ungern wir den liebenswürdigen Kreis seiner Familie, und die anmuthigen Umgebungen seines Landsitzes verließen, hatte den Tag vor unsrer angesezten Abreise mit einer bewundernswerthen Sorgfalt zu einer ununterbrochenen Reihe kleiner ländlicher Feste gemacht. Eins folgte dem andern ohne allen Schein einer Veranstaltung, wie durch innere Nothwendigkeit herbeigeführt, und nur die leuchtenden Augen meiner kleinen schwesterlis

chen Freundinn, wenn sie die Zufriedenheit ihres Vaters bemerkte, und die liebreiche Freundlichkeit, mit welcher dieser Emilien — so nannte sich die kleine Grazie — anblickte, wenn ihn seine eignen Pläne zuweilen durch ihre unerwartete Anordnung überraschten, ließen mich zuweilen das Einverständniß von Vater und Tochter, und zugleich den wichtigen Antheil errathen, welchen diese an der Harmonie hatte, die in den Festen dieses Tages, so wie in den ganzen Einrichtungen auf dem Schlosse herrschte.

Der Abend kam, die Gesellschaft zerstreute sich noch in dem Garten, aber meine liebenswürdige Begleiterinn wich nicht von meiner Seite. Die beiden Kinder hüpften munter vor uns her, verfolgten die summenden Maikäfer und schüttelten sie von den blühenden Zweigen. Der Thau erhob sich

im Scheine des Monds und lag wie silberner Flor auf Blumen und Gras. Emilie hieng wie eine liebende Schwester an meinem Arm, und führte mich noch, wie zum Abschied, in jede Laube und zu jedem Sitz, den ich allein oder an ihrer Seite zu besuchen gewohnt gewesen war.

Endlich als wir vor der Thüre zu der Gartenseite des Schlosses standen, mußte ich ihr das Versprechen wiederholen, welches ihr Vater schon von mir genommen hatte, einige Wochen des nächsten Herbstes wieder auf diesem Schlosse zuzubringen. „Der Herbst" — sprach sie — „ist so schön, wie der Frühling; man muß ihn nur verstehn, was er mit seinen bunten Blättern will, und den Sinn für die Natur in sich rein erhalten!" — Wie gern versprach ich, jede andre Einladung abzulehnen, und ihren Bruder wieder zu ihr zu begleiten. Sie gieng

in ihr Schlafzimmer, und ich brachte meine kleinen Halbbrüder wie gewöhnlich zur Ruhe. Sie schwärmten die Treppe hinauf, und durch die Reihe der schwach beleuchteten Zimmer; nicht einmal das furchtbare Bild störte heute zu meinem Erstaunen ihre Munterkeit.

Mir selbst war noch der Kopf und die Brust zu voll von dem heutigen Tage und der ganzen schönen Zeit, die ich auf des Grafen Schlosse verlebt hatte. Alle Bilder dieser frohen Vergangenheit drängten sich in meiner Erinnerung, und meine, damals noch sehr jugendliche Fantasie ward zu sehr davon bewegt, als daß ich mich nach dem Beispiel meines Freundes schon der Ruhe hätte überlassen können. Die zarte, sich so kindlich unbefangen hingebende Emilie schwebte mir, wie ein schönes Geisterbild, vor den Augen; ich blickte noch zu meinem Fenster heraus in die Gegend, die ich so oft und eben

jezt zum leztenmale mit ihr durchwandelt hatte, und jede Stelle erschien mir hell in dem weißen Lichte des Monds.

Die Nachtigallen sangen in den Büschen, die unsre Lieblingssitze blühend umwölbten, und der Fluß, auf dem wir oft, mit Blütenzweigen bekränzt, unter frohen Gesängen schifften, wallte in silbernem Lichte.

Verschwunden, dachte ich, in diese Erinnerungen verloren, verschwinden ist vielleicht mit den Blüten des Frühlings dieser schöne, holde Schimmer der arglosen, ruhig vertrauenden Kindlichkeit, und es hat sich, wie um die ausgeblühete, reifende Frucht eine harte verhüllende Schale um ihr jezt sich so liebevoll hingebendes Herz gezogen, wenn der Herbst mich wieder zu ihr führt!

Unmuthig trat ich von dem Fenster, und gieng, von diesen Gedanken bewegt, durch die nahen Zimmer. Auf einmal stand ich

vor dem Bilde des Stammvaters, das, von dem Mondſtrahl allein auf ſeltſame Weiſe beleuchtet, wie ein gräßliches Geſpenſt vor mir ſchwebte. Es ſchien in dem wunderbaren Lichte wie verkörpert und aus dem dunkeln Grund hervortretend. Die Starrheit in ſeinen Zügen ſchien in die tiefſte Wehmuth aufgelöſet, und nur durch den kalten, übermenſchlichen Ernſt des Auges ſchien der Mund auf dem Uebergang zum klagenden Schmerz zu erſtarren.

Meine Kniee ſanken zuſammen, und mit ſchwankenden Schritten eilte ich in mein Zimmer zurück an das noch offene Fenſter, um mich in der friſchen Luft des Abends und beim Anblick der freundlichen Gegend von dieſem grauenvollen Anblick zu erholen. Ich blickte in einen breiten Gang von uralten Linden, der ſich unmittelbar vor meinem Fenſter durch den ganzen langen Garten nach

den Ruinen eines alten Thurms hinzog, und der gewöhnliche Platz für unsre ländlichen Vergnügungen und gesellschaftlichen Spiele gewesen war. Die wunderbare Gestalt des Bildes löste sich mir schon in ein täuschendes Fantom, gebildet von meiner erregten Fantasie, auf, als es mir vorkam, als bewege sich eine dichte Thauwolke von den Ruinen durch den Lindengang her.

Neugierig heftete ich meine Blicke darauf; der sonderbare Nebelball zog mir näher, aber verborgen durch die belaubten Aeste der hohen Linden.

Plözlich erblick' ich an einer lichtern Stelle des Ganges die entsezliche Gestalt, von welcher das Bild die furchtbaren Züge trug. In den mir wohlbekannten grauen Mantel gehüllt, schritt sie langsam, fast zögernd nach dem Schlosse zu. Kein Laut bezeichnete ihren Tritt auf dem steinichten Boden. So

ſchritt ſie, ohne aufzublicken, bei meinem Fenſter vorüber, nach einer Nebenthüre, welche zu der vordern Seite des Schloſſes führte.

Außer mir vor Entſetzen warf ich mich in mein Bett, zufrieden, daß an jeder Seite deſſelben eines der beiden Kinder ſchlief. Sie lächelten, als ſie mein ſchnelles Herzukommen erweckte, ſchliefen aber ſogleich wieder ein. Die Unruhe verſcheuchte mir den Schlaf, und ſchon wandte ich mich, um zu meiner Zerſtreuung eins der Kinder zu wecken; aber — wer ſpricht mein Entſetzen aus, als ich vor dem einen Bette des Kindes die ſchreckliche Geſtalt ſtehen ſah.

Starr vor Grauſen und Schreck, vermochte ich mich nicht zu bewegen, nicht einmal das Auge vor dem entſetzlichen Anblick zu ſchließen. Ich ſah, wie die Geſtalt ſich niederbeugte, und die Stirne des Kindes mit

einem leisen Kuß berührte. Dann beugte sie sich über mich hinweg, und küßte auch des zweiten Knaben Stirne.

Hier verließ mich die Besinnung, und als ich am andern Morgen von den Kindern selbst liebkosend geweckt ward, war ich beinahe versucht, den ganzen Vorfall für einen lebhaften Traum zu halten. —

Die Stunde der Abreise rückte indessen heran, und wir frühstückten noch zum letztenmale zusammen in der blühenden Laube von türkischem Holunder. „Nehmen Sie sich besser auf der Reise in Acht" — sagte unter andern der alte Graf zu mir, — „Sie waren gestern Abend noch ziemlich spät in etwas leichter Kleidung in dem Garten. Es war mir bange, Sie möchten sich ein Fieber zuziehen. Die jungen Herren halten ihre Gesundheit für unverwüstlich, aber nehmen Sie den Rath eines Freundes an!"

„In der That" — erwiderte ich ihm, — „möchte ich glauben, ein böses Fieber habe mich diese Nacht geängſtet; denn ſo fürchterliche Fantaſien haben mich noch nie erſchreckt, als dieſe Nacht, und ich begreife nun, wie lebhafte Träume oft zu wunderlichen Einbildungen und Erzählungen von Erſcheinungen Veranlaſſung gegeben haben.

„Wie das?" — fragte der Graf etwas unruhig. Ich erzählte die Erſcheinung der vorigen Nacht. Der Graf ſchien zu meinem Erſtaunen nicht verwundert, aber im Innerſten tief bewegt.

„Beide Kinder küßte der Geiſt?" — fragte er mit bebender Stimme, und als ich es bejahte, rief er mit dem Ton des tiefſten Schmerzes: „O Gott, dann ſterben auch dieſe Beide!"

Die Geſellſchaft hatte bis jezt aufmerkſam, und ohne durch einen Laut die Erzäh-

lung zu unterbrechen, Ferdinanden zugehört. Bei diesen Worten aber schauderten die Meisten, und die Blondine, welche vorher erzählt hatte, stieß einen lauten Schrei aus.

„Urtheilen Sie," — fuhr Ferdinand fort, — „wie diese unerwartete Wendung meinen Freund, in dessen Person ich zeither erzählt habe, überraschen mußte! Die Erscheinung hatte seine Sinne fürchterlich bewegt, aber dieser schmerzhafte Ton des Vaters durchschnitt sein Herz und erschütterte seine ganze Natur mit dem Grauen der Geisterwelt und ihrer verborgenen Schrecken. Es war also kein Traum, kein Fantom der aufgeregten Fantasie! Ein unbezweifelter geheimer Schreckensbote der fremden Welt war bei ihm vorübergewandelt, hatte an seinem Lager gestanden und den Tod auf die blühenden Wangen der Kinder an seiner Seite geküßt!

Vergebens bat er den alten Grafen um einige Enthüllung dieſer wundervollen Begebenheit; vergebens drang der Sohn in den Vater, ihm ein Geheimniß zu entdecken, welches wahrſcheinlich ein Eigenthum der Familie ſey. „Du biſt noch zu jung" — antwortete ihm der Vater, — „und ſolche fürchterliche Dinge, als du ſelbſt unter dieſem Geheimniſſe vermutheſt, erfährſt du zu jeder Zeit zu früh für deine Ruhe!"

Mein Freund bemerkte erſt jezt, als man ihn zur Abreiſe rief, daß der Graf die Kinder und Emilien während der Erzählung entfernt hatte. Er nahm jezt innigſt bewegt von den zurückkommenden Kindern, die ſich gar nicht von ihm trennen wollten, und von dem alten Grafen Abſchied. Emilie winkte ihm aus ihrem Fenſter das Lebewol zu, und nach drei Tagen erhielt der junge Graf die Nachricht von dem Tode beider

Kinder. Sie hatten beide in Einer Nacht ihr Leben geendet. —

„Sie sehen," — sezte Ferdinand etwas muntrer hinzu, um die Gesellschaft, welche ihm zu bewegt schien, von dem grauenvollen Inhalt seiner Erzählung nach und nach abzulenken, — „Sie sehen, daß mein Mährchen so weit von der, Ihnen mit Recht anstößigen natürlichen Erklärung des Wunderbaren in ihm entfernt ist, daß es nicht einmal die volle Bekanntschaft mit seinen Wundern zuläßt, welches man doch mit Recht von einer jeden Erzählung verlangt. Ich habe aber nie etwas mehr erfahren können, und da der alte Graf gestorben ist, ohne seinem Sohn das Geheimniß des Bildes zu enthüllen, so sehe ich keine Möglichkeit, jemals anders, als durch willkührliche Dichtung, die gewiß nicht uninteressante Geschichte dieses Bildes aufzufinden."

„Dieſes ſcheint auch eben nicht nöthig" — ſagte ein junger Mann. „Dieſe Geſchichte iſt ſo, wie die vorher erzählte, in der That zu Ende, und giebt gerade die Befriedigung, welche eine Erzählung dieſer Art geben ſoll."

„Ich würde Ihrer Meinung nicht beiſtimmen," — antwortete Ferdinand, — „wenn ich den wunderbaren Zuſammenhang jenes Bildes mit dem nächtlichen Kindertödter, oder der Furcht Julianens vor dem Bilde mit ihrem Tod durch daſſelbe, zu enthüllen wüßte. So aber bin ich Ihnen für Ihre Zufriedenheit verbunden, und begnüge mich wol ſelbſt in Ermangelung des Ganzen mit dem Fragment."

„Was würden Sie aber für die Fantaſie gewinnen," — fragte Jener, — „wenn Ihnen dieſer Zuſammenhang klar würde?"

„Offenbar viel," — erwiderte Ferdinand. „Denn die Fantaſie verlangt eben ſo Vollkommenheit ihrer Bildungen, wie der Verſtand in ſeinem Gebiete Uebereinſtimmung der Begriffe fordert."

Die Wirthinn, welche die Streitigkeiten der Gelehrten nicht liebte, ſchlug ſich auf Ferdinands Seite, und ſagte: „Wir Weiber ſind einmal neugierig; halten Sie es uns alſo wenigſtens zu gut, wenn wir bedauern, daß das Ende fehlt. Es kommt mir gerade vor, als ob ich die lezten Scenen von Mozart's Don Juan ohne die vorhergehenden ſehen ſollte. Damit würden Sie auch nicht zufrieden ſeyn, ſo vortrefflich auch die lezten Scenen an und für ſich ſind." —

Der junge Mann ſchwieg, vielleicht weniger überzeugt, als gefällig gegen die artige Wirthinn. Die Geſellſchaft ſchwazte noch das und jenes. Viele machten Anſtalt zum Auf-

bruch, und Ferdinand, der seit seiner Erzählung sich vergebens überall nach der Blondine umgesehn hatte, stand schon vor der Thüre, als ein ziemlich bejahrter Mann, den er im Musikzimmer gesehn zu haben sich erinnerte, ihn anredete.

„War nicht" — fragte er, — „der Name Ihres Freundes, dessen Geschichte Sie uns erzählten, Graf Panner?"

„So hieß er" — antwortete Ferdinand betroffen. — „Woher errathen Sie — — ist Ihnen die Familie bekannt?"

„Sie haben reine Wahrheit erzählt," — erwiderte der Unbekannte, — „wo hält sich der Graf auf?"

„Er reiset gegenwärtig," — versezte Ferdinand, — „aber ich erstaune . . .

„Korrespondiren Sie mit ihm?" — fragte der Unbekannte weiter.

„Ja!“ — erwiderte Ferdinand, — „aber ich begreife nicht . . .

„So sagen Sie ihm,“ — fuhr der Alte fort, — „daß Emilie seiner noch gedenkt, und daß er kommen soll, wenn ihm an der Enthüllung des Geheimnisses liegt, das seine Familie selbst sehr nahe betrifft“

Mit den lezten Worten stieg der Alte in seinen Wagen, und war Ferdinanden aus dem Gesicht, ehe dieser sich von seinem Erstaunen erholen konnte.

Vergebens sah Ferdinand nach einem Menschen sich um, den er nach dem Namen des Unbekannten fragen konnte. Alle Gäste hatten sich schon zu Fuß oder zu Wagen entfernt, und schon machte er den Plan, der Unschicklichkeit Trotz zu bieten, und sich bei dem Pfarrer, der ihn so freundlich aufgenommen hatte, selbst zu erkundigen, als eben die Thüre des Gartenhauses verschlossen

ward. Er mußte unmuthig den Weg in sein kleines Wirthshaus zurückzufinden versuchen, und seine Nachforschungen bis zu einem Morgenbesuch verschieben. —

Emiliens Bild war durch die schreckliche Begebenheit in der Nacht vor dem Abschiede verdunkelt worden, und die Zerstreuungen bei Ferdinands bald darauf erfolgenden Reisen waren nicht geeignet gewesen, es aus seinem Dunkel hervorzurufen. Jezt wurden diese Erinnerungen durch jene Erzählung und durch die unerwartete Anrede des Alten aus ihrem Schlummer geweckt, und mit ihnen erwachte die Liebe zu Emilien, aber lebendiger und glühender, als bei ihrem ersten stillen Entstehen. Er glaubte, in der schönen Blonden Emiliens ausgebildete Züge wieder zu erkennen. Jemehr er ihre Gestalt, ihren Blick, den Ton ihrer Rede und die Grazie aller ihrer Bewegungen sich zurückrufte, desto

auffallender ward ihm dieſe Aehnlichkeit. Der Ausruf des Schreckens, als er des alten Grafen Deutung der Erſcheinung auf den Tod der Kinder erzählte, ihr ſchnelles Verſchwinden nach jener Erzählung, ſelbſt ihre Bekanntſchaft mit ſeiner Familie, — denn die ſchöne Blonde hatte, ohne es zu wiſſen, in Julianens Geſchichte die Geſchichte von Ferdinands Schweſter erzählt, — machten ihm ſeine Vermuthung zur Gewißheit.

Die Nacht verſtrich unter Entwürfen, Plänen und Zweifeln; und kaum konnte Ferdinand den Morgen erwarten, welcher ihm dieſes Dunkel aufhellen ſollte. Er traf den Pfarrer ſchon unter ſeinen Muſikalien, und fand bald Gelegenheit, durch eine ungezwungene Wendung des Geſprächs ſich nach einigen Perſonen unter den geſtrigen Zuhörern und Zuhörerinnen zu erkundigen.

Aber leider fand Ferdinand wenig befriedigende Antwort auf ſeine Fragen nach der ſchönen Blonden und dem räthſelhaften Unbekannten. Denn der Pfarrer war in ſeine Muſik ſo vertieft geweſen, daß er viele ſeiner Gäſte kaum bemerkt hatte, und es war Ferdinanden nicht möglich, ſelbſt durch die genauſte Beſchreibung der Kleider und andern Eigenthümlichkeiten ihm begreiflich zu machen, von weſſen Namen er eigentlich unterrichtet ſeyn wollte. „Schade," — ſagte endlich der Paſtor, — „daß meine Frau ausgegangen iſt, die könnte Ihnen am beſten Aufſchluß geben. Ihrer Beſchreibung nach ſcheint mir zwar die blonde Dame das Fräulein von Hainthal geweſen zu ſeyn, doch . . .

„Fräulein von Hainthal?" — unterbrach ihn Ferdinand etwas raſch, faßte ſich aber ſogleich wieder.

„So glaube ich," — sagte der Pastor. — „Kennen Sie das Fräulein?"

„Ihre Familie," — antwortete Ferdinand, — „ich vermuthete nur aus einiger Familienähnlichkeit, es könne vielleicht die junge Gräfinn Wartburg gewesen seyn, deren Bruder dem Fräulein etwas gleicht."

„Es wäre auch möglich," — erwiderte der Pastor. — „Sie haben also den unglücklichen Graf Wartburg gekannt?"

„Unglücklich?" — fragte Ferdinand sich verwundernd.

„Sie wissen also nichts von dem traurigen Vorfalle," — fuhr der Pastor fort, — „der vor kurzem auf dem Schlosse Wartburg sich zugetragen hat? Der junge Graf, der auf seinen Reisen manche vortreffliche Gartenanlagen gesehn haben mochte, wollte die schöne Gegend um sein Schloß durch einige neue Anlagen verschönern. Bei diesem Plane

ſchienen ihm die Ruinen eines alten Thurmes im Wege zu ſeyn, und er gab Befehl, ſie abzubrechen. Sein Gärtner machte ihm vergebens Vorſtellungen, daß dieſe Ruinen, von dem einen Flügel des Schloſſes aus betrachtet, den ſchönſten Schluß der Perſpektive eines uralten majeſtätiſchen Lindengangs gebildeten, und übrigens die Anlegung der neuen Partie nur noch romantiſcher machen würden. Ein alter, im Dienſt ſeiner Vorfahren ergrauter Diener bat ihn mit Thränen, die ehrwürdigen Reſte früher Jahrhunderte zu ſchonen, und man ſprach ſogar, es habe ſich eine alte Sage in der Gegend erhalten, daß an dieſe Ruinen die Dauer des Wartburgiſchen Geſchlechtes durch einen alten Zauber geknüpft ſey.

Der Graf achtete, als ein hell denkender Kopf, dieſe Reden nicht, und vielleicht befeſtigten ſie mehr ſeinen Entſchluß, ſtatt ihn

wankend zu machen. Die Werkleute kamen; das mit ungeheuren Felsstücken verbundene Mauerwerk widerstand lange den vereinigten Kräften der Werkzeuge und selbst des Pulvers; die Erbauer schienen für die Ewigkeit gearbeitet zu haben.

Endlich überwand die zerstörende Gewalt. Ein Felsenstück riß sich los, und stürzte durch eine, unter Schutt und Gesträuch lange verborgen gewesene Oeffnung in eine tiefe Höhle hinab. Man entdeckte bei den Strahlen des hineinfallenden Taglichtes ein weites, unterirdisches, auf starken Pfeilern ruhendes Gewölbe, und eilte, den jungen Grafen vor aller weitern Nachforschung davon zu benachrichtigen.

Er kam, und begierig, den unterirdischen Aufenthalt kennen zu lernen, ließ er sich mit zwei von seinen Dienern hinab. Sie fanden bald verrostete Ketten, in Steine

befeſtigt, die deutlichen Zeichen der ehmaligen Beſtimmung dieſes Gewölbes. Auf der einen Seite erblickten ſie einen menſchlichen Körper in der weiblichen Kleidung der früheſten Vorzeit, der, wie es ſchien, der Zerſtörung wunderbar widerſtanden hatte. Neben ihm hingeworfen lag ein zerfallenes menſchliches Gerippe. Die beiden Diener erzählen, der junge Graf habe bei dem Anblick jenes Körpers mit dem Ton des höchſten Entſetzens ausgerufen: „Heiliger Gott, das iſt ſie, deren Bild meine Braut tödtete!“ Dabei ſey er ſinnlos neben dem Körper zu Boden geſtürzt, worauf der Leichnam von der Erſchütterung ſogleich in Staub zerfallen ſey.

Der Graf ward ohnmächtig aus dieſer ſchrecklichen Gruft gebracht, kam aber durch die Bemühung der Aerzte zwar ins Leben, aber nie zur Beſinnung zurück. Wahrſchein-

lich hat die lang verschlossene Luft dieses Gewölbes den Zufall bewirkt, und der Graf ist wirklich wenig Tage darauf im Wahnsinn gestorben. Sonderbar ist es, daß durch seinen Tod das Erlöschen seines Geschlechts mit der Zerstörung jener alten Ruinen zusammentrifft; denn es ist wirklich kein männlicher Zweig dieser alten Familie mehr vorhanden, und die geheimen Erbverträge, die noch von Kaiser Otto bestätigt und versiegelt im Geschlechtsarchive liegen, und ein Familiengeheimniß bisher nur durch mündliche Tradition von Vater auf Sohn vererbt worden sind, werden nun müssen eröffnet werden. Auch ist es gegründet, daß ein Bild die Braut des jungen Grafen vor ungefähr einem halben Jahre getödtet hat."

„Ich habe gestern diesen Unglücksfall von der jungen blonden Dame erzählen hören" — fiel Ferdinand ein.

„So iſt es wol möglich, daß es Gräfinn Emilie ſelbſt geweſen iſt," — erwiderte der Pfarrer. — „Sie war die vertrauteſte Freundinn jener unglücklichen Braut."

„Lebt die Gräfinn nicht auf dem Schloſſe Wartburg?" — fragte Ferdinand.

„Sie lebt," — antwortete der Pfarrer, — „ſeit dem Unglück ihres Bruders bei einer Verwandtinn ihrer Mutter auf dem nahen Schloſſe Lilienfeld. Ihr väterliches Schloß ſteht wegen Ungewißheit der Erben unter Adminiſtration."

Ferdinand wußte genug, um ſeine Reiſe nach der Reſidenz aufzugeben. Er dankte dem Paſtor für ſeine Nachrichten, und fuhr ſogleich nach dem Schloſſe, auf welchem Emilie wohnte.

Es war noch heller Tag, als Ferdinand auf dem Schloſſe ankam. Den ganzen Weg über hatte ihm die ſchöne Geſtalt, die er

gestern zu spät erkannt hatte, vor den Augen geschwebt. Er rufte sich jedes ihrer Worte zurück, ihren Ton, ihre Bewegungen; und was der ruhigen Erinnerung nicht erschien, das bildete ihm die Fantasie mit den zarten Formen des ersten jugendlichen Gefühls und mit den glühenden Farben der neu erwachten Liebe. Er machte Emilien schon stille Vorwürfe, daß sie ihn gestern nicht, so wie er sie, wiedererkannt habe; und um zu versuchen, ob sein Aeußeres ihr wirklich ganz fremd worden sey, ließ er sich ohne Namen als einen Fremden, der in Familienangelegenheiten mit ihr zu sprechen habe, ansagen.

In unruhiger Erwartung stand er in dem Zimmer, in welches man ihn geführt hatte, und unter den Bildern, mit welchen es geschmückt war, erkannte er bald die schönen Züge, die ihn seit gestern von neuem

bezauberten. Noch ſtand er in entzückter Betrachtung, da öffneten ſich die Thüren, und Emilie trat herein. Sie erkannte Ferdinanden ſogleich, und mit dem ſüßeſten Ton hieß ſie den Freund ihrer Kindheit willkommen.

Ferdinand war vor Erſtaunen faſt unfähig, ihren freundlichen Empfang zu erwidern. Es war nicht die reizende Blonde von geſtern, nicht eine dem Bilde ſeiner Fantaſie ähnliche Geſtalt, die ihm jezt entgegentrat. Es war Emilie ſelbſt in einer ſeiner Fantaſie unerreichbar geweſenen Schönheit. Er erkannte jeden Zug des ehemals ſo ſchön aufblühenden Kindes wieder, aber in der Vollendung, welche die Natur ihren Lieblingen in den ſeltnen Momenten ertheilt, wo ſie ihre zum Himmel der Ideale ſtrebende Tochter beſingen und den um den Tod der Ideen trauernden Geiſt durch ſichtbare Er-

kurt ihrer ewigen Bilder verſöhnen zu wollen ſchien. Ferdinand war lange wie geblendet; er wagte es nicht, von ſeiner Liebe zu ſprechen, und noch weniger, der Bilder und der andern Wunder des Schloſſes zu erwähnen. Emilie ſprach von den glücklichen Tagen ihrer Kindheit, und erwähnte nur im Vorübergehn des unglücklichen Todes ihres Bruders.

So war der Abend heranackommen, als die ſchöne Blonde mit dem Unbekannten von geſtern hereintrat. Emilie ſtellte beide Ferdinanden als den Baron Hainthal und ſeine Tochter Klotilde vor. Sie erkannten beide den Fremden von geſtern; Klotilde ſcherzte über ſein Incognito, und Ferdinand befand ſich durch eine kurze Reihe unerwarteter und doch ſehr natürlicher Zufälle auf einmal zwiſchen ſeiner beſtimmten Braut, ſeiner wiedergefundenen Geliebten und dem

räthselhaften Unbekannten, der ihm die Aufschlüsse über die wunderbaren Bilder versprochen hatte.

Bald ward noch die Gesellschaft durch die Eigenthümerinn des Schlosses vermehrt, in welcher Ferdinand ebenfalls eine seiner Nachbarinnen bei dem gestrigen Thee erkannte. Man berührte, um Emilien zu schonen, nichts von den Gegenständen, welche Ferdinanden am meisten am Herzen lagen; aber nach aufgehobener Abendtafel näherte sich ihm der Baron.

„Ich zweifle nicht," — sprach er, — „daß Sie sehr einige Aufklärung über die wunderbaren Begebenheiten wünschen, von welchen Sie nach Ihrer gestrigen Erzählung selbst ein Zeuge gewesen sind. Ich erkannte Sie sogleich, und wußte, daß die angebliche Erzählung Ihres Freundes Ihre eigne Geschichte war. Zwar kann ich Ihnen nicht

mehr entdecken, als mir ſelbſt bekannt worden iſt; indeſſen wird dieſes hinlänglich ſeyn, Sie auf die Begebenheiten der vorigen Tage im Voraus aufmerkſam zu machen, und vielleicht Emilien, welche ich wie meine Tochter liebe, und deren Ihre Erzählung ſo theilnehmend erwähnte, vor Sorgen und Kummer zu bewahren."

„Emilien vor Kummer zu bewahren," — fiel Ferdinand ſchnell ein, — „ſprechen Sie, was ſoll ich thun?"

„Wir ſind hier nicht ungeſtört" — antwortete der Baron. — „Morgen früh ſuche ich Sie in Ihrem Zimmer auf, und theile Ihnen mit, was ich weiß."

Ferdinand bat um eine Unterredung in der Nacht, aber der Baron blieb unbeweglich. „Es iſt mir nicht darum zu thun," — ſprach er, — „Ihre Fantaſie durch ein wundervolles Mährchen zu bewegen, ſondern

über wichtige Angelegenheiten zweier bedeutenden Familien mit Ihnen zu berathschlagen. Darum soll ein heitrer Morgen das Grausende der Begebenheiten, die Sie hören werden, mildern. Erwarten Sie mich, wenn Sie es nicht anders gewohnt sind, bei frühem Morgen. — Ich liebe es, der Sonne früh entgegen zu sehen, darum ist mir auch die Zeit bis zum natürlichen Mittag für meine Geschäfte nie zu kurz vorgekommen" — sezte er, sich halb an die Gesellschaft wendend, lächelnd, als wäre die Rede von gleichgültigen Modegegenständen gewesen, hinzu.

Ferdinand träumte unruhig von dem Gespräch, das ihn erwartete, und der Baron fand ihn am offnen Fenster, als kaum der erste weiße Morgenstral am fernen Horizonte sich erhob.

„Sie wiſſen," — ſprach der Baron, indem er ſich zu Ferdinanden ſezte, — „daß ich mit dem alten Graf Wartburg durch meine Verbindung mit ſeiner Schweſter ſehr nahe verwandt war. Dieſe Verwandtſchaft war nicht ſowol Grund, als vielmehr Folge unſerer vertrauten Freundſchaft. Wir wußten einer um das andern verborgenſte Gedanken, und keiner unternahm etwas, an deſſen Idee der Freund nicht denſelben Antheil gehabt hätte, als er ſelbſt. Nur Ein Geheimniß hatte der Graf vor mir, und ich würde nicht einmal erfahren haben, daß er ein Geheimniß verbarg, hätte mir nicht ein Ungefähr dieſes entdeckt.

Es verbreitete ſich einmal das Gerücht, daß ſich das Geſpenſt am Nonnenſteine — ſo nennen die Bauern den Platz, auf welchem die Ruinen des Ihnen bekannten Thurms ſtanden — ſehn laſſe. Die Verſtändigen

lachten darüber; ich ſelbſt wollte der geſpenſtiſchen Erſcheinung in der nächſten Mitternacht die Maſke abziehen, und jubelte ſchon im Voraus über meinen Triumph. Zu meiner Verwunderung rieth mir der Graf von dieſem Unternehmen ab. Als ich dennoch darauf beſtand, wurden ſeine Vorſtellungen ernſthafter, und endlich beſchwor er mich bei unſrer Freundſchaft, von dieſem Vorhaben abzulaſſen.

Sein Ernſt machte mich aufmerkſam; ich drang mit Fragen in ihn, ich hielt ſogar ſeine Furcht für Wirkung einer noch verborgenen Krankheit, und bat ihn, dienliche Mittel zu brauchen. Endlich ſprach er mißmuthig: Bruder, du kennſt meine Offenheit gegen dich, aber hier liegt ein Geheimniß, das ein heiliges Eigenthum meiner Familie iſt. Niemand darf es erfahren, als mein Sohn, und auch dieſer,

wo möglich, erſt auf meinem Todbette. Frage alſo weiter nicht! —

Ich ſchwieg natürlich, doch ſammelte ich im Stillen alle Sagen, welche ſich unter den Landleuten der Gegend erhalten hatten. Die allgemeinſte und bekannteſte war, daß das Geſpenſt am Nonnenſtein ſich zeige, wenn ein Todesfall in der gräflichen Familie nahe ſey. In der That ſtarb auch nach wenig Tagen der jüngſte Sohn des Grafen. Der Graf ſchien es zu wiſſen; denn gerade dieſes Kind empfahl er der Wärterinn auf das ſorgfältigſte; ſogar ließ er unter dem Schein einer eignen Unbäßlichkeit zwei Aerzte einige Tage auf ſeinem Schloſſe wohnen. Aber gerade die zu große Sorgfalt führte dem Kinde den Tod herbei; denn die Wärterinn, welche es aus Beſorgniß bei einem Spaziergange über einige Steine bei den Ruinen des Thurms tragen wollte, glitt aus, und

verletzte im Fallen das Kind, daß es auf der Stelle todt blieb. Sie erzählte, sie habe das Kind blutig zwischen den Steinen liegen sehen, und sey vor Schreck über dieses Gesicht zu Boden gefallen. Als sie wieder zu sich selbst gekommen, habe das wirkliche Kind auf derselben Stelle in seinem Blute gelegen, wo sie zuvor die Schattengestalt erblickt hätte.

Ich will Sie mit den einzelnen Erzählungen nicht aufhalten, welche eine rohe Fantasie, um jene Erscheinung zu erklären, bei jedem neuen Vorfall solcher Art, mehr erfand, als aus alten Ueberlieferungen aufbewahrte. Nicht viel mehr Befriedigung konnte ich von dem Familienarchiv erwarten; denn die wichtigsten Documente waren in einem besondern eisernen Kasten verwahrt, dessen Schlüssel einzig in den Händen des jedesmaligen Besitzers des Schlosses blieb.

Doch sah ich aus den Stammregistern und ähnlichen Urkunden, daß seit den ältesten Zeiten sich dieses Geschlecht nie in männliche Nebenzweige verbreitet hatte. Mehr konnte ich durch alle meine Nachforschungen nicht entdecken.

Endlich erhielt ich am Todbette meines Freundes einige, wiewol noch nicht vollendete, Aufschlüsse. Sie erinnern sich, daß er, während sein Sohn auf Reisen war, von der Krankheit überfallen wurde, welche ihm so schnell das Leben raubte. Am Tage vor seinem Tode ließ er mich eiligst zu sich rufen. Er entfernte sogleich, als ich kam, alle Umstehenden und wandte sich, sobald wir allein waren, zu mir.

„Ich fühle meinen nahen Tod," — sprach er, — „und ich bin der erste meiner Familie, den der Tod ereilt, ehe er seinem Sohn ein Geheimniß mittheilen konnte,

auf welchem die Erhaltung meines Hauses beruht. Schwöre mir, es niemand zu entdecken, als meinem Sohn. Nur nach diesem Versprechen kann ich den Tod ruhig erwarten.“

Ich gab ihm Freundschaft und Ehrenwort zum Pfande, und er begann: „Mein Geschlecht verliert sich, wie du weißt, in den frühesten Jahrhunderten. Dietmar, der erste, den schriftliche Urkunden nennen, zog mit Kaiser Otto dem Großen nach Italien. Seine Geschichte ist übrigens dunkel. Er hatte einen Feind, Graf Bruno genannt; diesem tödtete er, der alten Sage nach, aus Rachsucht den einzigen Sohn und Erben, und ließ ihn selbst in einem festen Thurme, dessen Ruinen noch auf dem Nonnenstein der Zerstörung Trotz bieten, verschmachten. Das Bild, das du einsam im alten Rittersaale siehst, ist Dietmars Bild. Der alten Familiensage nach haben es die

Todten gemalt, und faſt iſt es unmöglich, daß ein Lebender den Anblick ſo gräßlicher Züge aushalten oder in einem Gemälde aufſtellen könne. Oft haben meine Vorfahren dieſes Schreckensbild übertünchen laſſen; aber in der Nacht durchdrangen die Farben den Ueberzug, und das ſchreckliche Bild ſtand deutlich darauf, wie zuvor. In dieſer Geſtalt, wie ihn das Bild zeigt, geht er noch jezt in der Mitternacht umher, und weiht mit einem Kuſſe die Kinder ſeiner Nachkommen dem Tod. Drey meiner Söhne litten ſeinen fürchterlichen Kuß. Ein Mönch ſoll ihm dieſe Buße für ſeine Unthaten aufgelegt haben. Doch darf er nicht alle Kinder tödten, denn ſo lange die Ruinen jenes alten Thurmes ſtehen und nur ein Stein von ihnen auf dem andern bleibt, ſoll das Geſchlecht der Grafen Wartburg fortleben; aber ſo lange muß auch Dietmars Geiſt ohne Ruhe umherwandeln, und die Sprößlinge ſeines

Geſchlechtes tödten, ohne den Stamm vernichten zu können. Erſt, wenn jene Ruinen der Erde gleich ſind, kann ſein Geſchlecht enden, und mit dieſem Dietmars Strafe: Er erzog zwar bei ſeinem Leben die Tochter ſeines Feindes mit väterlicher Sorgfalt und verheirathete ſie an einen reichen und mächtigen Ritter; aber doch hat ihm der Mönch die harte Buße nicht erlaſſen. Da er nun ſeines Stammes endlichen Untergang vorherſah, und gewiß ſchon damals ſeiner Erlöſung wegen wünſchte, ſo verordnete er einen Nachfolger zu ſeinen Stammgütern nach Erlöſchung ſeines Geſchlechtes, und dieſe Verordnung liegt, vom Kaiſer Otto beſtätigt, noch uneröffnet und niemand bekannt im geheimen Familienarchive." — So weit hatte mir der Graf mit vieler Anſtrengung erzählt, als er zu ruhen verlangte, und bald war er nicht mehr im Stande zu ſprechen. Ich vollzog meinen Auftrag an ſeinen Sohn ..."

„Und doch ließ er...?" — fiel ihm Ferdinand ein.

„Und doch," — wiederholte der Baron. — „Verkennen Sie aber Ihren vortrefflichen Freund nicht! Ich sah ihn oft einsam im alten Rittersaal vor dem schrecklichen Bilde stehen, oft im neuern Familiensaal die lange Reihe seiner Ahnen aus beinah zehn Jahrhunderten überblicken, und dann mit allen Zeichen eines zurückgehaltenen Kampfes zu dem Bilde des Ahnherrn zurückkehren. Abgebrochne Reden, Selbstgespräche, die ich von ungefähr hörte, lassen mich nicht zweifeln, daß er der Heldenmüthige seines Stammes war, der zuerst von Allen den Entschluß faßte, den Geist des Büßenden zu erlösen, und den Fluch von seinem Stamme mit seinem eignen Untergang zu wenden. Vielleicht befestigte ihn darin der nie gestillte Schmerz um den Tod seiner geliebten Braut."

„Das ſieht meinem Allwill gleich!“ — rief Ferdinand innig bewegt.

„Nur vergaß er im jugendlichen Enthuſiasmus des Gefühls ſeine Schweſter“ — ſezte der Baron hinzu.

„Wie das?“ — fragte Ferdinand.

„Das iſt es,“ — erwiderte der Baron, — „warum ich mich an Sie gewendet und Ihnen das Geheimniß enthüllt habe. Ich habe Ihnen geſagt, daß Dietmar die Tochter ſeines Feindes väterlich liebte, und ſie mit reicher Auſſteuer an einen tapfern Ritter verheirathete. Dieſer Ritter war Adelbert von Panner, von welchem die jetzigen Grafen Panner abſtammen.“

„Iſt's möglich“ — rief Ferdinand, — „mein Stammvater?“

„Derſelbe!“ — antwortete der Baron — „und, aller Wahrſcheinlichkeit nach beſtimmte Dietmar dem Pannerſchen Geſchlecht die

Nachfolge nach dem Erlöschen des Seinigen. Eilen Sie also, ihr wahrscheinliches Erbrecht..."

„Nimmermehr," — rief Ferdinand, — „so lange Emilie...

„Das erwartete ich von Ihnen" — unterbrach ihn der Baron. — „Vergessen Sie aber nicht, daß man in Dietmar's Zeiten die Töchter des Hauses bei dergleichen Verordnungen wenig bemerkte. Ihr übereilter Edelmuth würde Emilien schaden; denn die Lehnsvettern möchten nicht so jugendlich gesinnt seyn, als Sie. Als Verwandter, wenn auch von weiblicher Seite, habe ich die nöthigen Vorsichtsregeln schon getroffen, und ich finde es für gut, daß Sie bei der Entsiegelung im Schlosse gegenwärtig sind, sich auf der Stelle als einziger Nachkomme Adelbert's legitimiren, um sogleich die Erbschaft ungehindert in Besitz zu nehmen."

„Und Emilie?“ — fragte Ferdinand.

„Was Sie für dieſe thun werden,“ — verſezte der Baron, — „kann ich allein Ihrem Gefühl überlaſſen. Ich glaube ſie wegen einer anſtändigen Zukunft ſicher zu wiſſen, da ihr Schickſal in den Händen eines Mannes ſeyn wird, der, mit ihr von gleicher Geburt, die Vorzüge des angebornen Standes und ſeine Anſprüche auf Achtung und Lebensgenuß zu würdigen und zu ſchäzen weiß.“

„Und weiter dürfte ich nichts von Emilien hoffen,“ — ſagte Ferdinand, — „als daß ſie mir erlaubte, ihr zurückzugeben, was ſchon jezt ihr rechtmäßiges Eigenthum iſt?“

„Hierüber fragen Sie Emilien,“ — ſagte der Baron, und brach das Geſpräch ab.

Der entzückte Ferdinand eilte zu Emilien. Mit der lieblichſten Unbefangenheit kam ſie ſeinen Gefühlen noch wie vormals ent-

gegen, und nach wenig Minuten tönten die ſüßeſten Worte der Liebe von beider Lippen.

...Einige Tage vergiengen in dem frohen Rauſche, die Bewohner des Schloſſes theilten die Freude der Liebenden, und Ferdinand meldete ſeiner Mutter die von ihm getroffene Wahl.

Schon machte man ſich bereit, nach dem Schloſſe Wartburg abzureiſen, als ein Brief an Ferdinand die Freude etwas ſtörte. Seine Mutter weigerte ſich, in die Verbindung ihres Sohnes mit Emilien zu willigen. Ihr Gemal, ſchrieb ſie, habe ihr ſterbend zur Pflicht gemacht, Ferdinanden mit der Tochter des Barons Hainthal zu verbinden, und ihm zu jeder andern Vermählung die Einwilligung zu verſagen. Ein Familiengeheimniß, das er entdeckt habe, zwinge ihn zu dieſer Forderung, auf welcher das Glück ſeines Sohnes und das Wohl der ganzen Familie beruhe. Sie habe

dem Sterbenden ihr Wort gegeben, und müsse es halten, so betrübt es ihr auch sey, dem Glück und der Liebe ihres Sohnes sich entgegensetzen zu müssen.

Vergebens beschwor sie Ferdinand, vergebens betheuerte er, daß er eher der Lezte seines Stammes seyn, als Emilien lassen würde; sie stimmte in seine Klagen ein, aber ihr Wort blieb unwiderruflich.

Der Baron, der an Ferdinands Unruhe die Störung seines Glücks bald bemerkte, und sein Vertrauen zu sehr besaß, als daß er nicht die Ursache von ihm hätte erfahren sollen, schrieb selbst der Gräfinn, und äußerte sein Befremden über diese sonderbare Verordnung des sterbenden Grafen; aber er konnte nichts von ihr erlangen, als das Versprechen, sich selbst auf dem Schlosse Wartburg einzustellen, um sowol die bestimmte, als die erwählte Braut ihres Sohnes zu

sehen, und vielleicht durch ihre persönliche Gegenwart die sonderbaren Verschlingungen dieser Verhältnisse aufzulösen.

Der Frühling nahte sich schon in wärmeren, mit früher Blumen Duft erfüllten Lüften, und die Vögel sangen aus dem jungen Laube hervor, das wie ein grüner durchsichtiger Flor die Wälder überzog, als Ferdinand, in Gesellschaft Emiliens, des Barons und seiner Tochter, auf dem Schlosse Wartburg ankamen.

Die Vorbereitungen zu dem Hauptgeschäfte erfüllten die ersten Tage, und Ferdinand und Emilie trösteten sich mit der Hoffnung, daß die Gegenwart der Mutter die Hindernisse ihrer Liebe heben, und die Nähe der Liebenden ihre Bedenklichkeiten besiegen werde.

Sie kam nach wenig Tagen selbst, umarmte Emilien auf das zärtlichste, und

nannte ſie ihre geliebte Tochter, von der ſie nur das, einem Sterbenden gegebne, Wort, ihr ſelbſt zum größten Schmerz, trenne.

Dem Baron gelang es endlich, ſie zu überreden, daß ſie den Grund dieſer wunderbaren Verfügung eröffnete, und nach einiger Weigerung begann ſie: „Das Geheimniß, deſſen Entdeckung Sie von mir verlangen, betrifft Ihre eigne Familie. Wenn Sie mich alſo ſelbſt von der Verbindlichkeit, zu ſchweigen, entbinden, ſo kann ich meine Bedenklichkeit wol aufgeben. Ein unglückliches Bild beraubte ſich vor einiger Zeit meiner Tochter. Mein Gemal wollte nach dieſer traurigen Begebenheit dieſes Bild ganz entfernen; er gab Befehl, es unter altes Geräth zu legen, wo es Niemand vor Augen kommen konnte, und um

ihm deſto ſicherer eine ganz verborgne Stelle anzuweiſen, war er ſelbſt bei deſſen Hinwegnahme. Zufällig bemerkte er ein Pergament hinter dem vom Falle etwas beſchädigten Rahmen, und als er es hervorzog, fand er eine ſonderbare alte Schrift. Das Original des Bildes, hieß es darinn, ſey Bertha von Hainthal, und ſie blicke nach ihren Töchtern, ob eine durch ſie den Tod finde und ſie mit Gott verſöhne; dann werde ſie die Stämme Hainthal und Panner in Liebe vereinigt ſehn, und ſich erlöſet ihrer Zweige freuen. Hierauf gründete mein Gemal ſeinen Wunſch, durch dieſe Verbindung den Willen jener Bertha zu erfüllen, welche durch den Tod unſrer Tochter ihm furchtbar genug geworden war, und ich konnte bei dieſen Gründen mein Verſprechen dem Sterbenden nicht verweigern."

„Und weiter beſtimmte nichts den Grafen zu dieſer Forderung?“ — fragte der Baron.

„Gewiß nichts Anders!“ — antwortete die Gräfinn.

„So würden Sie alſo,“ — fuhr der Baron fort, — „im Fall ſich eine ganz andre Deutung jener Schrift fände, die ſo klar wäre, daß der Verſtorbene ſie ſelbſt anerkennen würde, ſeinen Sinn mehr beſeitigen, als ſeine Worte?“

„Gewiß“ — rief die Gräfinn, — „wem könnte mehr an der Aufhebung dieſes unglücklichen Verſprechens liegen, als mir?“

„So wiſſen Sie zuförderſt,“ — erwiderte der Baron, — „daß der Körper dieſer Bertha, deren Bild des Fräuleins Tod verurſachte, hier in Wartburg ruht, und daß wir mit den andern Geheimniſſen dieſes

Schloſſes wahrſcheinlich auch über dieſes Licht erwarten können." —

Mehr wollte der Baron nicht entdecken; dagegen verwies er die Fragenden auf die Nachrichten, welche das geheime Archiv des Hauſes verſprach, und empfahl Ferdinanden die möglichſte Beſchleunigung der Erbſchafts-angelegenheiten.

Des Barons Verlangen gemäß mußten vor allen andern Unterſuchungen jene geheimen Verordnungen eröffnet werden, welche ſich in dem Archiv befinden ſollten. Die Commiſſarien und die anweſenden Lehnsverwandten, welche ſich vielleicht aus den andern Papieren des Archivs eine Aerndte für ihre Wißbegierde verſprachen, wollten zwar manches dagegen einwenden; allein der Baron machte ihnen begreiflich, daß auch die Geheimniſſe des Hauſes ein Eigenthum des unbekannten Erben ſeyen; man dürfe alſo,

ohne verantwortlich zu werden, ſich ihrer nicht vor der Zeit anmaaßen.

Dieſe Gründe wirkten, und man folgte dem Baron in das weite Gewölbe des Familienarchivs. Tief im Hintergrunde ſtand der beinah ſeit einem Jahrtauſend uneröffnete eiſerne Kaſten. Er war mit ſtarken Ketten vielfach umwunden, und an Fußboden und Mauer für ewige Zeit befeſtigt. Mehr, als die feſten Schlöſſer und Ketten, ſicherten aber ſelbſt von außen die großen kaiſerlichen Siegel das Heiligthum. Sie wurden einſtimmig als unverlezt anerkannt und eröffnet; auch die feſten Schlöſſer wichen endlich, und man zog das alte Pergament, von der Zeit unverlezt, hervor. Es enthielt, wie der Baron vermuthet hatte, die beſtätigte Erbfolge des Pannerſchen Hauſes nach dem Erlöſchen des Wartburgſchen, und da Ferdinand, durch den Baron vorbereitet, ſeine

Beglaubigung als wahrer Erbe in Bereitſchaft hatte, ſo ließ man ihn, zwar mißvergnügt, aber nothgedrungen, die Erbſchaft übernehmen. Er verſchloß auf einen Wink des Barons den Kaſten ſogleich mit ſeinem eignen Siegel, bewirthete die Fremden als ſeine Gäſte in ſeinem Eigenthum, und ehe der Abend dämmerte, ſah er ſich mit Emilien, Mathilden, dem Baron und ſeiner Mutter auf dem Schloſſe allein.

„Es wäre nicht unbillig" — ſagte der Baron nach einiger Zeit, — „wenn wir den Abend dieſes Tages, der einen neuen Namen in dieſes Schloß einführt, dem Andenken der Vorfahren widmeten, und am angemeſſenſten geſchähe dieſes wol, wenn wir in den alten Hallen des Archivs die Pergamente läſen, welche wahrſcheinlich beſtimmt ſind, die Verordnung Dietmars als Beilagen zu erläutern."

Alle ſtimmten in dieſen Vorſchlag ein, Emilie und Ferdinand mit bangem und frohem Herzklopfen; denn ſie hofften und fürchteten, die Auflöſung der Geſchichte Bertha's zu finden, welche ſich nach ſo vielen Jahrhunderten noch ſo unbegreiflich zwiſchen ihre Liebe drängte. Die Halle ward erleuchtet; Ferdinand öffnete den eiſernen Kaſten, und der Baron durchſuchte die alten Pargamente.

„Dieſes wird uns Auskunft geben," — rief er, nach einigem Suchen, und zog einige Blätter hervor. Auf dem Blatte, das ſtatt des Titels diente, war ein Ritter gemalt von ſchöner männlicher Geſtalt, in der Tracht des zehnten Jahrhunderts. Die Umſchrift nannte ihn Dietmar, aber kaum war einige entfernte Aehnlichkeit zwiſchen dieſem und dem „wunderbaren Schreckensbilde in dem Ritterſaale zu bemerken.

Der Baron erbat ſich, die alte lateiniſche Schrift ſeinen Zuhörern während des Leſens ſogleich zu überſetzen, und ſie verſtatteten ihm für die ſchnelle Befriedigung ihrer Wißbegierde gern die kleinen Freiheiten im Ausdruck und der Wortſtellung, welche nur eine ſo unvorbereitete Uebertragung in eine andre Sprache entſchuldigen kann.

Er las: „Ich Tutilo, Mönch von St. Gallen, habe mit Vorwiſſen des Herrn Dietmars die folgende Geſchichte niedergeſchrieben, und nichts dazu geſezt oder davon gethan, aus des eignen Herzens Bewegung. Als ich nach Metz berufen war, das Bild der heiligen Jungfrau in Stein zu arbeiten, und mir die gebenedeite Mutter Gottes die Augen öffnete, und die Hände regierte, daß ich ihr himmliſches Angeſicht ſchauen und in dem harten Stein der Gemeine zur Anbetung vorſtellen konnte, da trat Herr Diet-

war zu mir, und begehrte mich in sein Schloß, daß ich ihn malen sollte für seine Enkel. Und als ich ihn malte in den Rittersaal seiner Burg, und am andern Morgen kam, mein Werk zu vollenden, da hatte ein fremder Maler Hand angelegt, und ein andres Angesicht dem Bilde gestellt, das furchtbar anzusehn war, fast wie das Angesicht eines Todten und Gerichteten von Gott. Da grausete mich dafür; ich strich es aber frisch aus und malte das Bild von neuem aus meinem Geiste ab; aber am andern Morgen erkannte ich wiederum die fremde Hand und die nächtliche Arbeit. Da entsezte ich mich noch mehr, und entschloß mich, die Nacht zu wachen, zuvor aber malte ich nochmals des Ritters wahres Angesicht. Und um die Mitternacht nahm ich die Kerze und trat leise damit in den Rittersaal, nach dem Bilde zu sehen. Da sah ich ein Schatten

geſicht vor dem Bilde, wie das Beingerippe eines Kindes, das hielt den Pinſel und malte das erſchreckliche Todenbild, und als ich eintrat, wendete es langſam das Haupt nach mir um, daß ich ſein todtes Angeſicht ſehn konnte. Da entſezte ich mich ſehr, und gieng nicht weiter, ſondern betete in meiner Kammer bis an den Morgen; denn ich wollte die ſtille Arbeit nicht ſtören. Und als ich am andern Morgen daſſelbe fremde Angeſicht des Bildes fand, wie geſtern und ehegeſtern, mochte ich nicht wieder das Werk dieſes Malers auslöſchen, ſondern ich erzählte dem Ritter, was ich geſehn hatte, und zeigte ihm das Bild. Der entſezte ſich darüber, und bekannte mir ſeine Sünden, deren er die Abſolution von mir begehrte. Und als ich drei Tage lang zu allen Heiligen um Erleuchtung gebetet hatte, legte ich ihm auf, er ſolle den Mord an ſeinem

Feinde, den er mir bekannt hatte, in einer Felſenhöhle ſein Lebelang durch ſtrenge Caſteiungen abbüßen; um den Tod des unſchuldigen Kindes willen könne aber ſein Geiſt zur Ruhe nicht eingehn, bis er den Untergang ſeines Geſchlechtes geſehen habe. Denn der Herr werde den Tod jenes Kindes heimſuchen an den Kindern von Dietmars Stamm, und ſie in der unſchuldigen Kindheit ihren Eltern zum Jammer hinwegnehmen, durch Seuchen und Unglück. Er aber, Dietmar, ſolle des Nachts umhergehn, in der Geſtalt, wie ihn die Todenhand des Kindes gemalt, und die Kinder, welche ſeine Miſſethat büßen, mit einem Kuſſe dem Tode weihen, gleichwie er dem Kinde ſeines Feindes gethan. Doch ſolle ſein Stamm nicht vergehen, ſo lange ein Stein des Thurmes auf dem andern bleibe, darinn er ſeinen Feind hatte verſchmachten laſſen. Hierauf gab ich

ihm die Absolution; er aber ließ seinem Sohne Theobald die Herrschaft, und gab die Tochter seines Feindes, welche er zu sich genommen, dem tapfern Ritter Adelbert. Dessen Nachkommen schenkte er auch nach dem Ende seines Geschlechts alle seine Güter, wie solches Kaiser Otto bestätigt hat. Dann begab er sich in eine Felshöhle nahe bei dem Thurme; daselbst liegt auch sein Leib begraben. Denn er starb als ein frommer Klausner und büßete mit viel Casteiung seine Missethat. Als er in dem Sarge lag, sah er dem Bilde gleich in dem Rittersaal; wie er aber in seinem Leben sah, zeigt dieses Pergament, worauf ich sein Angesicht ungestört habe malen können, als er von mir die Absolution empfangen hatte. Solches habe ich nach dessen Tode, wie er von mir begehret, verzeichnet und mit dem kaiserlichen Brief in eine eiserne Truhe legen

und verſchließen laſſen. Gott gebe ſeinem Geiſt eine nahe Erlöſung und ſeinem Leib die Auferſtehung zur Seeligkeit!"

„Die Erlöſung hat er gefunden" ſagte Emilie ſehr bewegt, — „und ſein Bild wird nicht mehr Schrecken verbreiten! Aber die entſezlichen Thaten, welche der Mönch erwähnt, hätte ich nicht von dieſem Geſicht, nicht einmal von den furchtbaren Zügen jenes Bildes erwartet. Sein Feind muß ihm die Seele ſeines Lebens getödtet haben, ſonſt wär er der fürchterlichen Thaten gewiß nicht fähig geweſen!"

„Vielleicht finden wir auch hierüber Aufſchluß," — verſezte der Baron und ſuchte weiter.

„Auch über Bertha bedürfen wir noch Aufſchluß," — ſagte Ferdinand leiſe, und blickte bange auf Emilien und ſeine Mutter.

„Der Abend ist von uns dem Andenken der Vorfahren geweiht," — fuhr der Baron fort, — „Lassen Sie uns jezt vergessen, was uns selbst betrifft, da die fernen Stimmen der Vorzeit zu uns sprechen."

„Gewiß" — sagte Emilie — „hoffte der Unglückliche, der diese Blätter hier verschloß, sehnlich auf die Stunde, wo sie aus ihrer Verborgenheit hervorgehn würden. Lassen Sie uns keines gering achten!"

Der Baron übersah einige Blätter, um sie seinen Zuhörern aus der alten Sprache jener frühen Zeiten zu übersetzen. „Dietmars eigne Bekenntnisse!" — rief er nach einigen Blicken in die alte Urkunde. Dann las er: „Friede und Gruß! Wenn du dieses Blatt aus seiner Finsterniß hervorziehst, so ist mein Geist eingegangen zur Ruhe der Ewigkeit, wie ich zu Gott und allen Heiligen festiglich hoffe. Dir aber zu Frommen

habe ich die Urſach meiner Strafe in Schrift faſſen laſſen, auf daß du erſtlich lerneſt, daß die Rache dem Herrn allein gebührt, und nicht dem Menſchen, welcher derſelben, auch der gerechteſten, das Maaß nicht kennet, und leztlich, auf daß du mich nicht in deinem Herzen richteſt, ſondern vielmehr beklageſt; denn mein Elend war faſt ſo groß, als meine Miſſethat, und mein Geiſt hätte das Böſe nicht gedacht, ſo die Menſchen nicht mein Herz zerriſſen hätten:"

„Wie wahr hat allein Emiliens weiblich zarter Sinn ſeine Züge gedeutet!" — rief Ferdinand.

Der Baron las fort: „Ich Dietmar, den die Leute den Reichen nennen, war ein armer Ritter und beſaß nur eine kleine Burg. Aber als der Kaiſer Otto nach Italien zog, und die ſchöne Adelheid ſich zur Kaiſerinn erwählte, da zog ich mit ihm, und ge-

wann die Liebe des ſchönſten Weibes in Pavia. Ich führte ſie als meine Braut auf meine väterliche Burg, und ſchon war der Tag des Sakramentes nahe, da lieſs mich der Kaiſer zu ſich fordern. Sein Liebling Graf Bruno von Hainthal hatte meine Bertha geſehn . . ."

"Bertha!" riefen faſt alle Stimmen. Der Baron las, ohne ſich ſtören zu laſſen, fort:

„Einſt, als ihm der Kaiſer jeden Lohn für ſeine Dienſte verſprach, forderte er meine Braut. Otto erſchrack, doch hatte er ſein fürſtlich Wort gegeben, nur mußte Bruno ihm geloben, ſie zu ſeinem Weibe zu nehmen. Ich trat vor den Kaiſer und er bot mir reiche Gaben und Land und Ehre, daß ich dem Graf meine Bertha überlaſſen ſollte; aber die Geliebte war mir theurer, als der eitle Lohn. Da ward der Kaiſer zornig,

nahm mir die Braut mit Gewalt, und ließ meine Burg ſchleifen, mich ſelbſt aber in einen tiefen Thurm werfen. Hier fluchte ich ſeiner Gewalt und meinem Geſchick; aber des Nachts in Träumen erſchien mir die liebliche Bertha, und ich tröſtete mich am Tage mit den freundlichen Bildern der Nacht. Endlich ſprach mein Hüter zu mir: Du jammerſt mich, Dietmar. Du büßeſt deine Treu im Kerker, und Bertha hat dich aufgegeben, und wird morgen des Grafen Weib; darum gib des Kaiſers Willen nach, weil es Zeit iſt, und bitte von ihm, was du willſt, für das ſchöne untreue Weib. Dieſe Worte erſtarrten mein Herz, und in der Nacht trat, ſtatt Bertha's freundlicher Geſtalt, der finſtre Geiſt der Rache vor mich, und am Morgen ſprach ich zu meinem Hüter: Geh zum Kaiſer, ich überlaſſe ſeinem Bruno meine Bertha, doch bitte ich zum

Lohn diesen Thurm und so viel Land, daß ich mir eine neue Veste bauen kann. Das mochte den Kaiser erfreuen, denn ihn reute oft der rasche Zorn, nur konnte er den Kaiserschluß nicht wenden. Darum gab er mir den Thurm, worinn ich gefangen gewesen war, und alles Land vier Stunden weit umher. Auch schenkte er mir viel Goldes und Silbers, eine Burg mir zu bauen viel größer, als die, welche er geschleift hatte. Da nahm ich mir ein Weib um meines Stammes willen; denn in meinem Herzen lebte Bertha; auch erbaute ich mir eine Burg und vereinigte sie in geheimen unterirdischen Gängen mit dem Thurm und mit der Burg meines Todfeindes Bruno. Und als ich den Bau vollendet hatte, gieng ich des Nachts durch meinen geheimen Weg in seine Veste, und trat als ein Geist seiner Ahnen vor das Bette des Sohnes und Er-

ben, den ihm ſein Weib gebohren hatte, daß ich ihn tödtete. Und als die Weiber, die bei ihm ſchliefen, ſich fürchteten, beugte ich mich auf des Kindes Stirn, die der Mutter Ebenbild trug, und küßte ſie, aber das Kind tödtete ich im Kuß mit verborgnem Gift. Da erkannten Bruno und Bertha die Rache des Himmels für das an mir verübte Unrecht, und gelobten das nächſte Kind der Kirche; und da es eine Tochter war, ſo verſchonte ich es. Als aber Bertha darauf kein Kind weiter gebahr, da ergrimmte Bruno über den Fall ſeines Geſchlechtes und verſtieß ſein Weib, als reute ihn das Unrecht, wodurch er ſie erworben hatte. Da floh die Unglückliche in ein Kloſter und vertraute ſich dem Himmel; aber ihre Sinne wurden verwirrt und in einer Nacht entfloh ſie aus dem Verſchluß zu dem Thurm, darinn ich um ihrer treuloſen Schönheit wil-

len gelegen hatte, und sie weinte daran, bis ihr das Herz brach; davon heißt der Thurm der Nonnenstein bis zu dieser Stunde. Ich hörte durch die Nacht das Aechzen, und als ich hingieng zu dem Thurm, fand ich sie vom kalten Nachthau erstarrt und todt an den Mauern des Thurms. Da beschloß ich Rache an dem treulosen Mann. Ich stellte ihre Leiche in das tiefe Gewölbe unter dem Thurm, und lauerte dem Grafen in meinem Gange auf, und als ich ihn sah, ergriff ich ihn unbemerkt, und zog ihn fort, bis unter den Thurm, wo die Glieder seines Weibes moderten. Hier ließ ich ihn verderben, und als der Kaiser auch ihm wegen des verstoßenen Weibes zürnte, und mir seine Güter für das alte Unrecht gab, verschüttete ich die Gänge. Aber seine Tochter, Hildegard genannt, nahm ich zu mir, und erzog sie als mein eignes Kind. Als

ſie nun heranwuchs, und von ſchöner Geſtalt ward, liebte ſie den Ritter Adelbert von Panner. Aber in einer Nacht trat der Geiſt ihrer Mutter im Traum zu ihr, und mahnte ſie, daß ſie eine verlobte Braut des Himmels ſey; doch konnte ſie von dem Bräutigam nicht laſſen. Und als ſie der Ritter in der Brautnacht umarmt hatte, trat das Geſicht vernehmlich vor ihr Lager, und ſprach: dieweil du mein Gelübd gebrochen haſt, ſo kann mein Geiſt nicht zur Ruhe eingehn, bis eine deiner Enkelinnen durch mich den Tod findet. Wegen dieſer Rede ließ ich den ehrwürdigen und berühmten Mönch Tutilo von St. Gallen Bertha's Bild abmalen, wie ſie es ſelbſt im Kloſter in ihrem Wahnſinn gemalt hatte, und gab es ihrer Tochter unter der Ausſteuer. Es verbarg aber Tutilo darinn ein Pergament des Inhaltes: ich Bertha blicke nach meinen Töchtern, ob

eine für meine Miſſethat den Tod finde, und mich mit Gott verſöhne; dann werde ich den Stamm Hainthal und Panner in Liebe vereinigt ſehen und mich erlöſet ſeiner Zweige freuen.“

„Das iſt die unglückliche Schrift,“ — rief Ferdinand, — „die mich von meiner Emilie trennen ſollte, und jezt nur feſter mich mit ihr vereinigt. Jene Verbindung ſegnet nun die erlöſte Bertha, und in Emilien und mir vereinigen ſich Dietmars und Bertha's Enkel.“

„Erkennen Sie dieſe Deutung für uns bezweifelt?“ — fragte der Baron die Gräfinn.

Die Gräfinn umarmte ſchweigend Emilien, und legte ihre Hand in die Hand ihres Sohnes.

Freude herrſchte nun überall; ſelbſt Klotilde ſchien ausgelaſſen luſtig, und ihr Ba-

ter drohete ihr einigemal lächelnd, wenn sie zu heftig in den Aeußerungen ihrer Freude wurde. Man nahm am andern Morgen die Siegel des alten Rittersaales ab, um das Schreckensbild mit froherm Gefühl, als sonst, zu betrachten; aber es war wunderbar verbleicht, und die wilden Farben waren zu freundlicheren Massen verschmolzen.

Bald fand sich auch der junge Mann ein, der einst Ferdinanden die Auflösung des Geheimnisses der Bilder hatte wollen streitig machen. Klotilde verbarg nicht, wie wenig gleichgültig er ihr war, und es zeigte sich, daß ihre Fröhlichkeit bei der glücklichen Wendung von Emiliens Liebe nicht reine Theilnahme, sondern Freude über ihr eignes Glück war. Denn der Vater wollte nicht in ihre Liebe willigen, bis die Gräfinn Panner alle Ansprüche auf Klotilden würde aufgegeben haben.

„Sind Sie nun mit der Auffindung des Zuſammenhangs in unſern Geheimniſſen ausgeſöhnt?“ — fragte Ferdinand Klotildens Verlobten.

„Vollkommen!“ — antwortete dieſer, — „doch nicht weniger aus eigenem Intereſſe, als ich vorher dagegen war. Ich will es Ihnen nur geſtehen, daß ich bei dem unglücklichen Tod Ihrer Schweſter zugegen war, und ſchon damals die alte Schrift entdeckte. Ich deutete ſie natürlich eben ſo, wie ſie ſpäter ihr Vater deutete. Allein ich ſchwieg; denn daß ich, bei dieſer Deutung, für meine Liebe zu Klotilden von der Entdeckung dieſer Schrift zu fürchten hatte, bewies der Erfolg.“

„So übel iſt es um die halbe Aufklärung,“ — ſezte Ferdinand lächelnd hinzu.

Froh durchwanderten nun die Liebenden ihre ehemaligen Lieblingsgänge, und der

Frühling, der ihrer Liebe entgegenblühte, übertraf jenen, in welchem ihr erstes Gefühl erwachte, wie die Rose das sich schüchtern erhebende Schneeglöckchen übertrifft.

Sie eilten, ihre Verbindung zu vollziehn, eh die Blumen um sie her verblühten, und als die weißen Glöckchen wieder ihr zartes Haupt nach dem Frühling emporhoben, ruhte ein schöner, blühender Knabe an Emiliens Busen.

Ferdinands Mutter, der Baron, Klotilde mit ihrem Gemal und alle Freunde des Hauses, unter welchen der musikalische Pastor mit seiner kleinen muntern Frau nicht fehlte, waren zu dem frohen Feste versammelt, als der taufende Priester nach dem Namen des Kindes fragte. „Dietmar soll er heißen!“ tönte es, wie verabredet, aus aller Munde. Und als er den Namen empfan-

gen hatte, trug ihn der frohe Vater, begleitet von allen Verwandten und Gästen in den alten Rittersaal vor das Bild des Ahnherrn; aber das Bild war nicht mehr zu sehn, und Farbe und Umriß bis auf die kleinste Spur verschwunden.

3.

III.

Der Korn-Engel.

Sommerbild.

1.

Den Geliebten zu erwarten,
Stahl ſich Röschen ahnungsvoll
Aus dem ſchattigt-ſtillen Garten,
Eh' die Abendglock' erſcholl.
„Sengt gleich Sonnenbrand
Mir Geſicht und Hand,
Ihm verrathen braune Wangen
Sehnendes Verlangen!“

2.

Und ſie wallt auf Wieſenwegen,
Wo die Blume ſchmachtend ſteht,
Wo ſich nirgends Lüftchen regen
Und kein Wipfel Kühlung weht.

Heißer Strahlen Glut
Jagt das rasche Blut,
Nezt die Stirn mit Perlentropfen,
Treibt des Busens Klopfen.

3.

Soll der Armen Kraft ermatten?
Schläft der Weste muntre Schaar?
Reife Saaten bieten Schatten
Mit gebeugten Aehren dar.
Auf dem Fluren-Rain
Lenkt das Kreuz von Stein
Aus des hohen Grases Spitzen
Grün bemoost zum Sitzen.

4.

Freier athmend hebt die Holde
Sonnenhut und Busenflor;
Zart gewebt aus Seid' und Golde
Drängen Flechten sich hervor.

Fließen bis zum Knie.
Liebend träumet ſie;
Sinnig werden Ritterſporen
Dann zum Spiel erkohren.

5.

Und bewegt von leiſem Flüſtern
Wogt das gelbe Halmenmeer.
Friſche Lüftchen buhlen lüſtern
Um die blonden Locken her.
Wunderbar, doch lind,
Bläht ein Schauerwind
Mit verſtohlnem, ſüßen Schwellen
Ihres Schleiers Wellen.

6.

Röschen fühlt ein ſanftes Beben —
Und die Halme theilen ſich.
Langſam aus der Pforte ſchweben
Sommerfalter wunderlich.

Mit gelaßnem Flug
Bilden ſie den Zug;
Bunt geaugt, wie Pfauenſpiegel,
Sind die ſammtnen Flügel.

7.

Aber ſieh! welch neues Wunder
Zeigt ſich ihren Augen dann!
An den Vortrab ſchließt ſich munter,
Blank und nett ein Prunkgeſpann. —
Heimchen, pfirſichgrün,
Goldgeſprengelt, ziehn,
Leicht vom Feuerwurm gelenket,
Der ein Gräschen ſchwenket.

8.

Schimmernd folgt ein Muſchelwagen
Aus dem Kelch vom Scharlachmohn.
Von der warmen Luft getragen
Sizt im Blumen-Phaëton,

Zart, wie Lilj' und Roſ',
Keine Spanne groß,
Azurblumen um das Stirnchen,
Engelſchön ein Dirnchen.

9.

Horch! Sie ruft mit klarer Stimme
Ihrem Wagenlenker: Halt!
Vom Gefolg fliegt Mück' und Imme
An des Wagens Blätter-Spalt,
Hält den gohnen Tritt,
Und mit hehrem Schritt
Schwebt durch der Cyanenſtengel
Blauen Wald der Engel.

10.

Sorglich breiten Raup' und Spinnen
Silberzindel-Decken aus;
Raſch, mit ängſtlichem Beginnen,
Läuft umher die Wieſenmaus.

Die Gebieterinn
Schreitet langsam hin,
Lagert sich in Röschens Schatten
Auf die grünen Matten.

11.

„Musiker! die bange Stille
Unterbrecht mit Klang und Sang!“ —
Eilig nahet Lerch' und Grille,
Zu erheben Sang und Klang.
Schmelzend, wie Magie,
Schwirrt die Melodie.
Aus dem Mund der kleinen Schöne
Fließen Trauertöne.

12.

„Schwester! wende deine Schritte
Nach des Gartens Laubengrün.
Nacht wird auf des Pfades Mitte,
Todesnacht dein Aug' umziehn.

Schweſter! ſieh' den Baum —
In der Zweige Raum
Zielt Gefahr mit ſcharfen Pfeilen,
Röschen zu ereilen!“

13.

Röschen lauſcht mit Furcht und Grauen
Auf den wundervollen Ton;
Kaum vermag ſie, hinzuſchauen — —
Doch der Zauber iſt entflohn!
Sank das Engelein
In den Boden ein?
Sieh! es ſproſſen aus dem Mooſe
Schnell Zipreß' und Roſe.

14.

„Kränzt mich, holde Roſenzweige,
Kränzt mich, Blüten roth und weiß.“ —
Doch — entfärbt zur blaſſen Leiche,
Bricht ſie nur Zipreſſenreis.

Wie sie sich auch bückt,
Was sie emsig pflückt,
Alles, was sie kann erreichen,
Falbt zu Todtenzweigen.

15.

Soll sie fliehen, oder weilen —
Glauben, was die Augen sehn?
In den Arm des Trauten eilen,
Oder zagend rückwärts gehn?
Ach! wie bang und schwül —
Aber lieblich kühl
Springt an liebeheilger Stelle
Aus Granit die Quelle.

16.

„Röschen! wende deine Schritte!“
Schwirrts aus grauem Duft hervor; —
„Nacht umhüllt des Pfades Mitte“ —
Singt ein fernes Geisterchor;
Doch vom dunkeln Wald
Süßer Laut erschallt,

Aus des Hains verſchwiegnen Hallen
Rufen Nachtigallen.

17.

Still! ertönen nicht die Glocken?
Schlug der Liebe Stunde ſchon? —
Röschen folgt, wohin ſie locken,
Achtet nicht des Himmels Drohn.
Düſtre Wolken ziehn,
Hirt' und Schnitter fliehn;
Schwarze Wetterwolken eilen,
Laut die Winde heulen.

18.

Röschens Buſen hebt ſich bänger —
Schwer und dumpf der Donner hallt —
Blitze kreuzen ſich, und länger
Wiederbebt's im Eichenwald.
Drüben weit und breit
Wimmert das Geläut,
Das, wenn ſtrafend Donner dröhnen,
Soll den Zorn verſöhnen.

19.

Regen ſtrömt, gepeitſcht vom Winde;
Dunkelheit umflort das Feld.
Hoch empor hebt eine Linde
Kühn ihr Haupt, vom Blitz erhellt.
Röschen weint und zagt,
Und, von Angſt gejagt,
Flieht ſie nach dem einz'gen Baume
In dem Schreckensraume.

20.

Furchtbar kracht der Sturm im Wipfel —
Wild umſauſt ihr Haar den Baum.
Feuer zuckt vom höchſten Gipfel
Praſſelnd durch der Zweige Raum.
„Brich, du liebend Herz!
Kurz iſt irdſcher Schmerz!“
Tönt es ſilbern durchs Geſchmetter;
Röschen ſenkt die Blätter.

IV.

Das Gottesgericht.

Romanze.

Vorüber iſt die Freude der Jagd,
Es lenken zu Königs Schloſſe
Zurück die Jäger die Roſſe.
Hin ziehn ſie bei goldner Sterne Pracht,
Da ſchimmert's wie Fackelglanz durch die Nacht,
Und fernher vom Winde getragen
Tönt's leiſe wie Seufzer und Klagen.

„Wem tönt der traurige Klageton?“
Der König gebietet zu weilen,
Er befiehlt dem Pagen zu eilen.
„Wer Klage hat, nahe noch heut dem Thron,
Der Tag iſt dem König in Luſt entflohn;
Soll froh ihm der Abend erſcheinen,
Darf keiner der Bürger weinen.“

Und näher wallt eine klagende Schaar,
Und es ſtellt ſich, mit bräutlichem Kranze
Geſchmückt wie zum feſtlichen Tanze,
Mit weinendem Aug' und geldetem Haar
Dem König die ſchönſte der Frauen dar;
Bleich iſt ſie wie Geiſter zu ſehen
Und es dringt zu dem König ihr Flehen.

„O König! räche den blutigen Mord!
Es lenkt zu des Waldes Mitte
Gott ſelbſt dir zur Rache die Tritte.
Schau hin auf den blutigen Todten dort" —
Doch vergebens verſucht ſie der Klage Wort,
Es drängen die heißen Schmerzen
Zurück die Rede zum Herzen.

Da winkt ſie der Träger trauerndem Reih'n,
Und ſie bringen die Bahre getragen,
Und von bangem Seufzen und Klagen
Ertönt von neuem der nächtliche Hain,
Und bei der Fackeln röthlichem Schein
Erblickt der König mit Schrecken
Gehoben die blutigen Decken.

Er kennt des Todten bleiches Geſicht;
Bekannt durch erfochtene Siege
Sind des tapfern Aubry Züge.
Beſiegt ward im Kampfe der Mächtige nicht,
Raubgierig erſchlug ihn ein Böſewicht,
Und von Allen wird Rache geſchworen
Dem Freunde, den Jeder verloren.

„Wer ſie vollbrachte, die ſchändliche That —
Gefoltert von peinlichen Qualen
Soll langſam ſein Leben es zahlen;
Blut ſoll er ärndten von blutiger Saat!“ —
Laut ruft es der König, und ihm naht
Der Ritter von Ardillere,
Zu verkünden die ſchreckliche Mähre:

„Verborgen, o König, in tiefer Nacht,
Von keinem Augen geſehen,
Iſt dieſe Unthat geſchehen;
Doch es waltet gerecht des Himmels Macht
Und der Rache allſehendes Auge wacht,
Sie giebt zu des Mordes Klage
Selbſt dem Munde der Thiere die Sprache.“

„Sieh, dieſes Weib mit dem Kranz im Haar,
Von wildem Schmerze zerriſſen,
Ihr ward der Bräut'gam entriſſen.
Bereit zur Trauung war der Altar,
Verſammelt der frohen Gäſte Schaar —
Ach, nicht zu der Liebe Freuden,
Zum Grabe den Freund zu geleiten!"

„Der Morgen verſtrich, der Mittag kam;
Kaum kann noch die Braut verhehlen
Die Sorgen, die ängſtlich ſie quälen;
Noch fehlt ihr zur Hochzeit der Bräutigam,
Getheilt iſt ihr Herz in Kummer und Scham;
Iſt's ein Unglück, daß er verweilet?
Iſt's Kaltſinn, daß er nicht eilet?"

„Und ſie ſendet Knechte zu Fuß und zu Roß,
Und beſiehlt dem Wächter, zu ſchauen
Vom Thurm in Felder und Auen;
Noch ſieht er nicht nahen den Ritter zum Schloß,
Und heim kehrt der Knechte ſuchender Troß;
Schon beginnt der Abend zu thauen
Und vermehret der Ahnung Grauen."

„Und es tröſten die Freunde, es jammert die Braut;
Da naht mit lautem Gebelle
Des Ritters Dogge der Schwelle.
Und die Harrende, mit der Stimme vertraut,
Begrüßt entzückt den bekannten Laut,
Und eilt mit Schmerz und Verlangen,
Den Säumenden zu empfangen.“

„Da folgt ihr mit wildem Sprunge der Hund;
Er faßt ſie am ſeidnen Gewande,
Nicht achtend der Schläge Schande.
Laut winſelnd will er mit treuem Mund
Ihr thun die Schreckens-Botſchaft kund,
Und mahnt mit ängſtlichem Heulen,
Ihm nach zum Walde zu eilen.“

„Nun eilt er in flüchtigem Laufe voran,
Blickt oft mit forſchendem Blicke,
Ob wir ihm folgen, zurücke.
Nichts hält des Eilenden Schritte an,
Er reißt uns auf nie betretner Bahn,
Durch Moos und Dornen und Hecken,
Zum Ort der blutigen Schrecken.“

„Dann plözlich hemmt er den wilden Lauf,
Und prüft mit wilder Geberde
Die bekannte gefundne Fährte;
Dann wühlt er mit Macht den Boden auf,
Daß hoch in der Bäume Wipfel hinauf
Sich heben Steine und Schollen,
Und weit in die Gegend rollen.“

„Und tiefer gräbt er mit grimmiger Wut;
Wir ſtehen daneben und ſchauen
In ein Grab mit ängſtlichem Grauen.
Da ſcheint uns die Erde geröthet von Blut,
Und bald, entblößt von dem deckenden Schutt,
Zeigt ſich auf dem blutigen Grunde
Ein Leichnam mit tödtlicher Wunde.“

„Und Aubry iſt's, und die jammernde Braut,
Erſchöpft von dem herben Leide,
Sinkt an des Ermordeten Seite.
Verwittwet, noch eh' ſie dem Manne vertraut,
Erhebt ſie vor dir die Klage laut,
Den als Gerechten und Weiſen
Die Lippen des Volkes preiſen.“

Und der König blickt den Ermordeten an:
„Von Räubern ward nicht verübet
Die That, die uns alle betrübet.
Das hat ein verborgner Feind gethan;
Dem Räuber nach Raub begierig nahn,
Dem bleibt nicht das goldne Geschmeide,
Nicht die perlengestickte Seide.“

„Wer nun von der Schuld sein Herz fühlt rein,
Der berühre die blasse Leiche,
Ob ihr Blut anklagend sich zeige.
Denn von des Mordes blutigem Schein
Muß der König die Ritter wissen rein;
Ich selbst will die Prüfung bestehen,
Rein soll man den König sehen.“

Und schnell er hin zu dem Todten tritt,
Und geschlossen bleibet die Wunde;
Dann halten die Ritter die Runde.
Sie nahen dem Todten mit sicherm Tritt,
Und wenden von Schuld gereinigt den Schritt;
Stumm bleibt der blutige Zeuge,
Schon naht der Lezte der Leiche.

Verhüllt bleibt die That im Dunkel der Nacht,
Sie wird von Gott nicht gerochen;
Sein Urtheil wird nicht gesprochen.
Den lezten Ritter trifft kein Verdacht;
Mit Aubry vereint durch der FreundschaftMacht,
Ist's nöthig, daß Ritter Macaire
Die Treue prüfend bewähre?

Voraus schon spricht ihn die Menge frei,
Als er tritt zur Bahre des Todten,
Wie der König den Rittern geboten;
Doch plözlich, mit Wut und wildem Geschrei,
Springt, wie er naht, die Dogge herbei,
Und die grimmigen Klauen packen
Den Ritter an Brust und Nacken.

Zur Rettung eilen die Knappen heran,
Und der Hund mit grimmigem Blicke
Kehrt still zu dem Todten zurücke.
Von neuem will sich der Ritter nahn;
Da blickt er mit blizenden Augen ihn an,
Streckt weit aus dem Rachen die Zunge,
Und hebt sich zu wütendem Sprunge.

Da entsezt sich der Hof, und der König spricht:
„Ward nicht von dem treuen Hunde
Dir zuerst des Mordes Kunde?“
Und die Jungfrau verhüllt das schöne Gesicht:
„O König, Gott selbst bringt die Unthat ans Licht!
Was tief ich verborgen im Stillen,
Muß ich nun gezwungen enthüllen.“

„O hätt' ich verschmähet die falsche Schaam,
Hätt' ich die heimlichen Sorgen
Nicht thöricht im Herzen verborgen,
So nagte mein Herz nicht Kummer und Gram;
So läg nicht erschlagen der Bräutigam,
Dem falschen Freunde zur Beute,
Gemordet von tückischem Neide!“

„Einst hatte der Ritter mit wilder Glut
Um meine Liebe gefleh'et;
Doch ward er von mir verschmähet.
Oft zittert' ich vor des Erzürnten Wut,

Doch fehlte mir zu dem Bekenntniß der Muth;
Nun hat es blutig geendet,
Zu lange ſchwieg ich verblendet."

Mit Entſetzen vernimmt der König das Wort:
„Willſt du auf Tod und Leben
Dem Ritter Klage erheben,
So wähle dir einen Kämpfer ſofort,
Ihm Schuld zu geben den Meuchelmord.
Gott hilft dem Gerechten ſiegen,
Läßt den Schuldigen unterliegen."

Und ſie blickt umher in der Ritter Kreis;
Doch alle betroffen ſchweigen,
Es will ſich kein Kämpfer zeigen.
Selbſt iſt ſie des Sieges köſtlicher Preis;
Von Sehnſucht glüht jedem der Buſen heiß,
Doch ungerecht anzuklagen,
Will keiner der Ritter wagen.

„Wol!" — ſpricht der König — „kein Ritter ſah,
Was heimlich im Dunkel geſchehen;
Doch hat es ein Auge geſehen.

Des Rächers Aug' iſt der Unthat nah;
Der Zeuge des blutigen Mordes iſt da,
Der des Todten Leichnam entdecket,
Und drohend den Ritter geſchrecket."

„Zum Kampf mit dem Thier im Gottesgericht
Wird von mir der Ritter geladen.
Wenn ihn rein von blutigen Thaten
Des Herzens innere Stimme ſpricht,
So bringt der Sieg die Unſchuld ans Licht;
Doch hat er die That verbrochen,
So werde ſie blutig gerochen!"

Und er ſpricht's, und die Ritter ordnen den Kreis,
Daß von Fackeln auf Buſch und Wieſen
Sich falbe Lichter ergießen.
Dann theilen ſie auf des Königs Geheiß
Das Licht und den Wind mit ſorgſamem Fleiß,
Und ſchmetternd ruft die Trompete
Zur blutig entſcheidenden Fehde.

Da ziehet der Ritter sein gutes Schwert
Und erwartet den grimmigen Rüden;
Doch der König gebietet Frieden:
„Das Schwert wol im Kampfe den Ritter ehrt,
Doch wird's von seinem Gegner entbehrt,
Nicht durch den Vortheil der Waffen
Soll ein Ritter sich Recht verschaffen!"

„Zur Wehr hat das Thier nur den spitzen Zahn
Und die scharfen mächtigen Klauen,
Nach dem Feinde im Kampfe zu hauen;
Mit keinem Harnisch ist's angethan,
So kämpf' auch ungepanzert der Mann
Mit des zackigen Kolbens Streichen,
Daß ganz die Kämpfer sich gleichen!

Und der Ritter vollbringt des Königs Geheiß,
Und die Richter gebieten Stille;
Da naht mit dumpfem Gebrülle,
Von den Knechten geleitet, die Dogge dem Kreis,

Schaut um ſich von blutiger Rachgier heiß,
Und ſtürzt ſich im Sprunge gehoben
Auf den Ritter mit wütendem Toben.

Der hebt der Keule gewichtige Kraft,
Und ſchwingt die ſpitzigen Zacken
Auf des Hundes Schädel und Nacken,
Daß ihm ſtrömend entquillt des Lebens Saft;
Doch eh' ſich der Ritter vom Streiche erraffſt,
Hat ihm ſchnell ſich der Rüde entwunden,
Und des Feindes Blöße gefunden.

In den Nacken ſchlägt er die grimmigen Klau'n,
Und der Ritter, zu Boden geriſſen,
Wird zerfleiſcht von wütenden Biſſen.
Nicht kann er das Licht des Tages mehr ſchaun,
Schon umfängt ihn des Grabes furchtbares Graun;
Da ruft an des Todes Pforte
Er matt die ſterbenden Worte:

„Von meiner Hand iſt erſchlagen der Freund;
Bald geh' ich auf dunklen Wegen
Dem zürnenden Schatten entgegen.
Ich liebte die Braut, die den Todten beweint,
Verblendet erblickt' ich im Freunde den Feind,
Da ſchlug ich in ſchwarzer Stunde
Ihm verzweifelnd die Todeswunde."

„Vergebt, was heiße Liebe verübt!
Mehr, als Leben, ſind ihre Freuden,
Mehr, als Tod, ſind ihre Leiden.
Der hat gelebt, wen die Liebe geliebt,
Zehnfach iſt todt, wen die Liebe betrübt;
Vergebt, was das heiße Verlangen,
Was der Liebe Wahnſinn begangen!"

Stumm bleiben die Ritter; die Dogge ſinkt,
Von des Blutes rinnenden Flüſſen
Erſchöpft, zu der Herrin Füßen.
Matt brechend ihr treues Auge blinkt,

Verſöhnung ſie freundlich dem Ritter winkt
Und kühlt mit erkaltendem Munde
Ihm die ſelbſtgeſchlagene Wunde.

Und es ſenkt ſich der Fackeln leuchtender Brand,
Und die Lichter verlöſchen am Boden
Zur ſtillen Feier der Todten.
Und die Nacht hängt düſter über das Land,
Da reicht die Jungfrau dem Ritter die Hand,
Und wie er getröſtet ſie faſſet,
Da ſinket er hin, und erblaſſet.

Und der König das dumpfe Schweigen bricht:
„Sie hat dem Mörder vergeben;
So laßt nun ein Grab erheben,
Da ſollen ſie ruhen, bis Gottes Gericht
Aus den Gräbern die Todten rufet ans Licht;
Auch ſoll im Grabe von Beiden
Der treue Rüde nicht ſcheiden!“

Und auf dem Grab erhebet ſich bald
Eines ſtillen Kloſters Mauer;
Drinn lebt die Jungfrau der Trauer;
Und täglich weit durch den grünen Wald
Für die Todten die heilige Meſſe ſchallt,
Bis endlich der Tag erſcheinet,
Der die Liebenden ewig vereinet.

3.

V.

Das Einhorn.

Mährchen.

Tief in Arabia lebte ein Prinz mit Namen Nadir, ſchön, wie der Tag, und muthig, wie der Löwe, wenn er aufſpringt vom nächtlichen Lager.

Unermeßliche Schätze hatte ſein Vater ihm verlaſſen; ſeine Roſſe und Kameele bedeckten weite Ebenen; Perlen und Gold ſchmückten ſein Gewand, wie ſeine Tafel; die ſchönſten Blumen des Morgenlandes ſchienen nur zu blühen, um ſeinen Augen wohl zu gefallen.

Noch ehe er das Jünglingsalter erreicht hatte, war ihm von ſeinem Vater Zulima, die Tochter eines andern Arabiſchen Heerführers, zum Weibe erkohren worden. Sie war reizend, aber ſtolz und herrſchſüchtig. Nie hatte ſie der Liebe Sehnſucht gekannt;

ſie wollte nur glänzen und gebieten! Nadir ehrte ſie, aber er konnte ſie nicht lieben.

Doch unter den Roſen ſeines Harems blühte eine junge Sklavin, Saide, auf, die ſein Vater noch in ihrer Kindheit von Hali, dem Anführer einer räuberiſchen Horde und ſeinem Todtfeinde, erbeutet hatte. Saidens Wange glich der Morgenröthe, ihre Augen den Augen der Gazelle, ihr Mund dem Riz am Granatapfel. Ihre Haut war weiſſer, als weiſſe Seide, ihre Zöpfe ſchwärzer, als Ebenholz. Sie liebte den Prinzen Nadir, nicht als ihren Gebieter, ſondern als den erſten, einzigen Jüngling ihres Herzens; Nadir glühete für ſie, doch ſeine Empfindungen glichen zugleich der Zärtlichkeit eines Gärtners, der die ſchönſte Blume ſeines Gartens nur mit leidenſchaftlichem Entzüken betrachtet, aber nicht zu berühren wagt. Der lezte Lohn ſeiner Liebe ſollte

eine fromme Gabe ihres liebenden Gefühls, nicht ein Opfer der Achtung, nicht eine Folge ihres Gehorsams seyn.

So hatte Nadir und Saide schon mehrere Monden lang, fast nur wie Bruder und Schwester, im reizendsten Bande der Vertraulichkeit mit einander gelebt. Sie wich nur selten von seiner Seite, und er verstattete ihr, fest sich auf ihre jugendliche Unschuld verlassend, jede Freiheit, die den übrigen Weibern seines Harems versagt war.

Eines Morgens fand Nadir seine geliebte Saide in Thränen. Ein fremder Araber hatte ihr einst eine Taube von der ausgezeichnetesten Schönheit und Zierheit überbracht. Das Gefieder derselben war blendend weiß, und eine rosenfarbne Federkrause — niemand konnte unterscheiden, ob diese feine, liebliche Farbe durch die Natur oder Kunst hervorgebracht worden war? —

umgab ihren ſchimmernden Hals. Sie kam augenblicklich herzugeflogen, ſobald Saide ſie lockte; ſie ſaß oft auf dem Finger ihrer reizenden Gebieterinn, ſchlug ſie liebkoſend mit den Flügeln und pickte girrend und ſchnäbelnd ſüße Körner aus ihren knoſpenden Lippen, oder zupfte an dem Schleier, der, wie ein ſilberner Nebel, die reizendſten Früchte umgab. Jezt war das getreue Lieblingsthierchen der kindlichen Saide entkommen, und nichts vermochte ſie über dieſen Verluſt zu tröſten.

„Reich mir meine Waffen, meine Saide!“ — ſagte Nadir, die Holde umarmend — „gieb mir die Jagdlanze, und Köcher und Bogen. Die Hüther meiner Heerden haben ſchon, noch ehe die Mondſcheibe ſich füllte, mir berichtet, daß ein Einhorn ſich ſehen läßt in der Wüſten. Schwer zwar iſt dieſes flüchtige und mu-

thige Thier zu fangen, aber leicht dann zu zähmen. Wohlan denn! ich versuche es, und bringe dir, bin ich glücklich, die Beute der Jagd zum Ersatz für deine Taube."

Bekümmert gehorchte ihm das liebende Mädchen. Sie fürchtete von der Wildheit und Stärke des Thieres tausend Gefahren für den Jüngling ihres Herzens; aber sie wagte es nicht, dem Tapfern ihre Furcht zu erkennen zu geben.

Nadir, von der Hand der Liebe gewaffnet, gab Befehl, daß ihm die Greise, Weiber und Kinder in langsamen Zuge bis an die Gränze der Wüste folgen sollten; er selbst bestieg mit den rüstigen Männern die flüchtigen Rosse, und eilte dahin voraus.

Kaum war er mit seinem Jagdgefolge dort angekommen, als sie in weiter Entfernung einen glänzend weißen Punct gewahr wurden; bald sahen sie das Einhorn aus

dem niedrigen Gebüsch auffpringen, und wiehernd von einem Berge herabkommen. Es näherte ſich, ſchien die Jäger auszuwittern, blieb trotzig ſtehen und ſchaute ſie mit hellen Augen an; aber kaum ergriffen ſie ihre Bogen und wollten die Pfeile auflegen, als es ſcheu davon lief und mit ſo ungemeiner Schnelligkeit die Flucht ergriff, daß es, ungeachtet des eifrigſten Nachſetzens, gänzlich aus ihren Augen verſchwand.

Die ſchlanke, majeſtätiſche Geſtalt, das blendende Weiß der Haut, das glänzende Schwarz der langen, wild flatternden Mähne, und das hoch auf der Stirn hervorragende gewundene Horn des Wunderpferdes waren für Nadir und ſeine Diener viel zu anlockend, als daß ſie die Hoffnung, es zu verwunden und dann lebendig einzufangen, oder äußerſten Falls zu erlegen, nach einem

einzigen fruchtlosen Versuche hätten aufgeben sollen.

Vielmehr umzogen sie den ganzen Berg, wohin es sich wieder geflüchtet hatte, mit Netzen, Tüchern und Seilen, und suchten aufs neue seine Fährte mit unermüdeter Begier.

Mehreremale kamen sie ihm auf die Spur; mehreremale entdeckten sie es sogar selbst; aber alle Pfeile und Wurfspieße flogen bei ihm vorbei, und, wenn sie auch einmal glaubten, es in die Netze getrieben zu haben, so sprang es leicht, wie ein junges Reh, drüber hinweg, oder zerriß sie mit unglaublicher Gewandtheit und Stärke.

Ermüdet und über die Vereitlung seiner Anstrengungen mit sich selbst zürnend, kehrte endlich Nadir eines Abends aus den wüsten Steppen zurück. Er erblickte schon aus mehrer Ferne seine Gezelte, freute sich auf den

Empfang seiner Saide, und spornte sein flüchtiges Roß. Doch ehe er noch das Lager erreichte, gewahrte er unter einem duftenden Tamariskenbaum ein sich zärtlich umarmendes Pärchen. Kaum traute er seinen Augen; es war seine Saide und ein unbekannter schöner Jüngling!

Nadirs Erschrecken und Wut war ohne Gränzen. Von Eifersucht und Rache getrieben, stürzte er sich auf das liebende Paar, und durchbohrte mit seinem Dolche den Fremdling, daß er ohne einen Laut in Saidens Arme sank. Ohne auf ihr Flehen, auf ihre Thränen zu achten, befahl er seinen Dienern, die Ungetreue zu fesseln, und begab sich, voll düsterer Schwermuth, in sein Gezelt.

Hier saß er die Nacht über, ohne schlummern zu können. Die Sterne am hellen Himmel schienen ihm nicht mehr, wie sonst,

einen frohen Reigen zu tanzen, sondern wandelten einsam mit trübem Scheine ihre nächtliche Laufbahn; der Mond hatte sich für ihn mit einem Schleier umhüllt, und die Thautropfen der Blätter schienen ihm Thränen. Er verwünschte Saiden und sein Geschick. — „Ich liebte sie mehr, als mich selbst!" — sagte er — „Aus Liebe wagte ich es nie, ihre Blüte zu brechen, und doch konnte sie mich hintergehen! Sie schien so gut, so unschuldig, so zärtlich, und ein Fremdling konnte in wenig Tagen den Gebieter und Freund aus ihrem undankbaren, untreuen Herzen verdrängen."

Jezt gieng die Sonne auf hinter den blauen Gebirgen, und seine Gemalinn Zulima trat in sein Gezelt. Schon längst neidisch über die, der jungen Sklavin gestatteten Vorzüge, haßte sie Saiden mit der höchsten Erbitterung; jezt hoffte sie, die

ihr längst zugeschworne Rache ausführen zu können.

„Du hast dich umsonst abgemühet, mein Herr und Gemal!“ — redete sie den, durch ihre Ankunft überraschten Nadir mit verstellter Zärtlichkeit an — „das wilde Einhorn ist dir entgangen, und, was du auf der Heimkehr fandest, mochte dir freilich unerwartet seyn!“

„Laß mich Zulima!“ — erwiderte Nadir — „Ich kann Vorwürfe von dir vertragen, aber ich ertrage nicht deinen Spott.“

„Fern sey es von mir“ — versezte Zulima — „deiner zu spotten; dich zu trösten, mit dir zu trauern, bin ich gekommen. Kann ich nicht mehr deine Geliebte, so kann ich doch deine theilnehmende Freundinn, deine vorsichtige Rathgeberinn seyn, und daß ich das immer war, werde ich dir beweisen. Also — höre mich an, und

wenn du es gerecht und gut findeſt, was ich dir zu ſagen habe" —

„So ſprich, Zulima!"

Boshafte Freude glänzte jezt aus Zulima's Augen, und ſie hub mit, dem Anſcheine nach, begütigender Stimme an: „Noch haſt du, lieber Nadir, wie ich wenigſtens glaube, keine hinlängliche Urſache, über Saiden zu zürnen und dich über ihre Undankbarkeit zu grämen. Es iſt wahr, es findet ſich manches Bedenkliches bei der Sache; es iſt wahr, Saide hat ſich ſchon längſt mir verdächtig gemacht; es iſt wahr, du fandeſt ſie in den Armen eines Andern, den man freilich ſchon mehrmals in der Nähe unſers Lagers erblickt haben will; aber dennoch — wer weiß auch, ob deine Augen dich nicht verblendeten, ob nicht dieſer Umgang, dieſe Vertraulichkeit ſich entſchuldigen läßt?"

Was Zulima wünschte, geschah; Nadir ward immer zorniger und aufgebrachter; er befahl, die Verbrecherinn an seiner Liebe herbeizuführen.

Mit schweren Eisenketten belastet, mit blassen Wangen, mit verweinten Augen, erschien Saide; Nadirs zürnender, Zulima's triumphirender Blick schien jeden Lebensfunken in ihr zu erlöschen. Aber hätte auch ihr Anblick Nadir erschüttern und rühren können, so hätten doch ihre Worte seinen Zorn wieder wecken müssen.

„Ich muß dich hassen, Nadir!" — redete sie ihn weinend an — „ob ich dich gleich lieben muß. Du hast mir den Einzigen getödtet, der mir nächst dir theuer war!"

„Elende!" — knirschte Nadir.

„Sey ruhig, mein Gemal!" — unterbrach ihn Zulima — „Der Zorn thut

nicht, was von Allah gerecht erfunden wird; mich, die unbefangene Richterinn, laß mit Saiden sprechen!"

Finster schwieg Nadir, und Zulima wandte sich zu Saiden. — „Wol glaub' ichs, Unwürdige!" — sagte sie zu ihr — „daß der Erschlagene dir, daß du ihm theuer warst! Schon längst schöpfte ich Argwohn wegen der von dir so geliebten, wegen der so wunderbaren Taube; aber erst vor kurzem ist es mir gelungen, die getreue Brieftaube aufzufangen. Hier ist sie!"

Zulima zog das erwürgte Täubchen aus ihren Gewändern hervor, und zeigte Nadir ein goldstoffnes Beutelchen, das unter dem rosigen Federkragen verborgen war.

Saide bebte; zitternd vor Zorn löste Nadir die Schnur auf, und fand ein zusammengewickeltes Palmblatt mit folgender Schrift: „Ich sehne mich unbeschreiblich, dich einmal wieder zu umarmen, und werde

immer in der Nähe seyn, wenn Nadir sich entfernt. Sind gleich unsre Gebieter feindlich gesinnt, so wird doch mein Herz ewig für dich, meine erste, meine einzige Liebe, mit ungetheilter Zärtlichkeit schlagen."

„War der Brief an dich, Schändliche?" — fragte Nadir mit glühenden, verzehrenden Blicken.

„Er war es" — antwortete Salde — „und doch bin ich unschuldig. Der Jüngling, den du ermordet hast, war mein einziger Bruder; meine Mutter, eine Sklavinn Hali's, ist längst gestorben. Er selbst diente schon im Heere des Hali, als dein Vater mich erbeutete; er liebte mich von jeher unaussprechlich, und fühlte in spätern Jahren die Sehnsucht, mich einmal wieder zu sehen. Er schickte mir durch den Araber die Taube, und diese war zu Zeiten der treue Bote zärtlicher Geschwisterliebe."

„Gut ausgesonnen Sklavinn!" — sagte

Zulima höhniſch — „er war dein Bruder, und iſt getödtet; deine Mutter iſt längſt verſtorben; nur die Todten können für dich zeugen!“

„Ich bin unſchuldig“ — wandte ſich Saide an Nadir, ohne Zulima einer Antwort zu würdigen — „Nur die Fortſetzung des väterlichen Haſſes zwiſchen dir und dem Sohne Hali's war Urſache, daß ich dir aus dem Beſuch ſeines treueſten und tapferſten Dieners ein Geheimniß machte. Ihm war ich mit ſchweſterlichem Herzen zugethan; geliebt habe ich nur dich, und nie hat ein Mann mich berührt. Für dich nur habe ich geblüht; aus Liebe zu dir werde ich verwelken, wenn du mich ausrotteſt aus deinem Garten.“

„Nur die Todten können für ſie zeugen!“ — wiederholte Zulima zu Nadir gewandt — „aber, da die zärtliche Schweſter ſo ſehr auf ihre Unſchuld trotzt, ſo bie-

tet ſich jezt eben ein Mittel dar, uns von ihrer Treue zu überzeugen, und dadurch meinem Nadir ſeine verlorne Ruhe vielleicht wieder zu ſchenken.“

„Und welches?“ — fragte Nadir tiefſinnig.

„Bei dem Stamme“ — verſezte Zulima mit heuchleriſcher Beſtimmtheit, ob ſie gleich ſelbſt an die Wahrheit der Sage nicht glaubte, — „bei dem Stamme, den mein Vater beherrſcht, iſt es allgemein bekannt, daß das Einhorn der Gewalt und Geſchicklichkeit der tapferſten Männer ſpottet; aber, wenn eine reine, unberührte Jungfrau ihm entgegentritt, ſich von ihr mit einer goldnen Kette willig feſſeln läßt.“

„Auch ich habe in meiner Kindheit dies gehört“ — ſagte Saide — „und was iſt mir ohne Nadirs Liebe das Leben? Gern unterwerfe ich mich dieſer Prüfung, und vertraue der Gerechtigkeit des Himmels.“

„So laß ihr denn eine goldne Kette reichen;“ — sprach Nadir zu Zulima — „und sie hinbringen nach dem Einhornsberge! Morgen mit Sonnen-Aufgang will ich dort wieder jagen.“

Die boshafte Zulima, im Voraus schon über den wahrscheinlichen Tod der gehaßten Nebenbulerinn frohlockend, ließ Saiden alsbald abführen, und legte zugleich den Worten ihres Gemals einen ganz andern und weit grausamern Sinn unter, als er selbst sich gedacht hatte. Unter Nadirs Kostbarkeiten befand sich nämlich auch eine schwere goldne Kette, welche der übermüthige Hali ausdrücklich für Nadirs Vater hatte schmieden lassen, die aber dem leztern nach einem erfochtenen Siege nebst anderer Beute in die Hände gefallen war. Gegen diese große goldene Kette wurden auf Zulima's Befehl Saidens Eisenbande vertauscht, und dann

die Unglückliche, fast ganz entkleidet, an eine hervorragende Felsklippe damit angeschlossen.

In der peinlichsten Lage mußte die Arme, den heißen Strahlen der Mittagssonne ausgesezt, fast verschmachten. Erst gegen Abend gelangte Nadir mit seinem Jagdgefolge in jene Gegend; sie trieben das Einhorn vor sich her.

Noch weit wilder und unbändiger, als die erstern Male, hatte diesmal das Ungethüm der vereinigten Macht der Jäger sich entgegengestellt, und viele von ihnen verwundet, einige sogar getödtet. Jezt rannte es, zur höchsten Wut aufgereizt, nach der Felsenklippe. Nadir erblickte die angefesselte, hülflose Geliebte; Mitleid und tödtliche Angst bemächtigten sich seines Herzens. In diesem Augenblicke hätte er ihr gern jedes Vergehen verziehen; von seinem Gefühl fortgerissen, eilte er mit der höchsten Verzweiflung, ihr beizustehen.

Doch noch ehe er den Berg mit seinem schnellen Rosse erreichen konnte, hatte das Einhorn mit einem Satze den Felsen erklimmt. Es erblickte Saiden, sprengte augenblicklich mit dem Horn ihre Ketten vom Steine los, und schmiegte sich dann, als sucht' es bei ihr Schutz und Errettung, sanft und zahm an sie an. Saide schlang ihre Fessein um seinen schlanken Hals, und führte es an der Hand, wie ein zahmes Hündchen, ihrem Nadir entgegen. „Der Himmel hat mich errettet" — rief sie ihm zärtlich zu — „der unbezwingliche Sohn der Wüste hat meine Unschuld bezeugt; wirst du noch länger deine Saide verkennen?"

Nadir, von diesem wunderbaren Ereignisse erschüttert, schlang entzückt seine Arme um sie. — „Du bist mein, und nichts soll uns wieder trennen!" antwortete er, und hob sie vor sich aufs Pferd. Wie im Triumph führte er sie nach seinem Lager,

und das Einhorn folgte ihr geduldig an der goldnen Kette. Er verstieß Zulima, befahl für Saidens Bruder unter der Tamariske ein prächtiges Grabmal zu errichten, und erhob dann die schöne Sklavinn zu seiner Gemalinn.

Noch lange Jahre blieb das Einhorn Saidens immerwährender Begleiter und Beschützer, und da es starb, ließ Modir aus seinem Horne viel künstliche Becher schneiden und allerlei goldnes Bildwerk nebst Saidens Namenszuge darauf einlegen. Alle Töchter seines fürstlichen Stammes erhielten eins dieser Trinkgeschirre unter ihrer Mitgift, und man sagt, daß nie ein Gift sich in diesen wunderbaren Gefäßen gehalten, ja daß selbst die Bräute nur vor der Hochzeitnacht daraus hätten trinken dürfen, weil ansonst das eingegossne Getränk aufbrauste und über den Rand des Bechers zur Erde geflossen sey.

Malven.

Von

Friedrich Kind.

Zweites Bändchen.

Züllichau und Freystadt,
in der Darnmannischen Buchhandlung.
1807.

Inhalt.

I. Die Treibhausblumen. Erzählung. Vom Herausgeber. — — — S. 1.

II. Die Bilder der Ahnen. Erzählung. Von Z. — — — — — 97.

III. Der Korn-Engel. Sommerbild. Vom Herausgeber. — — — — 197.

IV. Das Gottesgericht. Romanze. Von Z. — 209.

V. Das Eichhorn. Mährchen. Vom Herausgeber. — — — — — 227.

VI. Wie man ſich irren kann. Reiſegeſchichtchen. Vom Herausgeber. — 249.

VII. Pater Anſelmo's peinliche Klage. Nachtſtück. Von Z. — — — 307.

VIII. Simonides. Ballade. Von Z. — 329.

IX. Der Schwan, und der Sonnenſtaub. Zwei Criminal-Geſchichten. Vom Herausgeber. — — — — 339.

X. Die beiden Windſpiele. Romanze. Von demſelben. — — — S. 369.
XI. Das wunderthätige Grab. Arabeske. Von demſelben. — — — — 393.
XII. Guirlande. — — — — 409.
1. Die hohle Weide. Vom Herausgeber. — 412.
2. Die ferne Braut. Von Z. — — 415.
3. Der Schleier im Walde. Vom Herausgeber. — — — — 419.
4. Dichters Liebchen. Von demſelben. — 423.
5. Vergißmeinnicht. Von Z. — — 427.
6. Ehelicher guter Morgen. Vom Herausgeber. — — — — — 43[illegible].
7. Geſtändniß. Von demſelben. — 43[illegible]
8. Purpurblümchen. Von demſ. — 435.
9. Entſchuldigung. Von demſ. — 437.
10. Das Winzermädchen. Von demſ. — 439.
11. Der Schlangenbändiger. Von demſ. — — — — — 441.
12. Der Korb. Von demſ. — — 443.

VI.

Wie man sich irren kann!

Reisegeschichtchen.

Die Meſſe mit allen ihren geprieſenen Herrlichkeiten war vorüber, und die Zahlungen, welche ich zu erhalten hatte — eine Frühſtunde wär' hinlänglich geweſen, dies wenig verwickelte Geſchäft in Ordnung zu bringen — konnten einen längern Aufſchub der Abreiſe bei mir ſelbſt nicht entſchuldigen.

Mit erzwungner Standhaftigkeit, doch mit trauerndem Herzen, entwand ich mich den Armen der Liebe. Zwei gleichfühlende Jugendfreunde, die meine Lage kannten, begleiteten mich eine Stunde Weges zu Fuße.

Wenig beſorgt um ein gemächliches Fortkommen, wie jeder, der noch jung und — ver-

liebt iſt, hatte ich einen Platz auf der gelben Kutſche für mich beſprochen. Mein Mantel nahm einſtweilen meinen Sitz ein. Den Ort, wo gewöhnlich Mittag gemacht wird, wuſst' ich zu finden.

Der heitere Maitag und die traulichen Geſpräche meiner Freunde hatten allgemach die Wolken auf meiner Stirn zertheilt und meine ſchwermüthige Stimmung in ſanftere Gefühle aufgelöſt. — „Schade, daß heute nicht Sonntag iſt!" — ſagte der eine meiner Freunde beim Scheiden — „Sonſt könnteſt Du mit einem kleinen Umwege den Engliſchen Garten in M. beſuchen."

„Ich bin ſchon mehrmals dieſe Straße gezogen" — erwiderte ich — „und habe dieſen Beſuch immer verſchoben. Aber heute ſoll es wahrhaftig nicht wieder geſchehen!"

Meine Freunde gaben mir zu bedenken, daß der Garten in den Wochentagen für Fremde

verſchloſſ.n ſey; allein dieſe Schwierigkeit ſchien mir nicht unüberwindlich. — „Wenn Ihr wieder herauskommt, ſucht nur getreſt meinen Namen im Fremdenbuche!“ ſo rief ich meinen Freunden noch in der Ferne zu.

Nun trat ich mit Doppelſchritten meinen Weg geradezu nach dem Garten an. Man wies mich, da kein Gärtner mir die gewünſchte Erlaubniß zu ertheilen wagte, an den Bettmeiſter oder Caſtellan. Ich traf ihn nicht ſelbſt, ſondern ſeine Frau, eine etwas grämliche Matrone, und zwei ihrer Töchter von zwölf bis vierzehn Jahren, die deſto freundlicher ſchienen.

Die Frau Caſtellaninn ſchlug mir meine Bitte kurz und rund ab; das freundliche Auge des älteſten Mädchens aber ſchien für mich zu ſprechen.

Der von mir genommene Umweg und das meinen Freunden gegebene Wort verliehen mir

Beharrlichkeit und Verschlagenheit. Ich kannte den Namen und Aufenthalt des Gartenbesitzers; ich fingirte, ihn selbst vor einigen Wochen in Berlin gesprochen zu haben, und ein vertrauter Freund seines Secretairs zu seyn.

„Das ist mein Sohn!" — sagte die Alte mit vornehmen Tone. — „Das ist mein guter, lieber Bruder!" — rief das älteste, freundliche Schwarzköpfchen mit leuchtenden Augen.

„Und sollt' ich ihm schreiben müssen" — fragte ich, zwar ein wenig hierüber betroffen, aber zugleich erfreut über meine gelingende List — „daß ich mich bei Ihnen vergeblich auf Ihn berief?"

„Es darf jetzt kein Gartenarbeiter die Fremden an Werkeltagen mehr herumführen, weil vordem die Besuche allzuhäufig waren" — fing die Matrone mit kalter, entschuldigender Höflichkeit wieder an — „Wenn nur mein Mann zugegen wäre — —"

„Der iſt nun in der That nicht nöthig" — erwiderte ich, nicht ohne Doppelſinn.

„Nein, wirklich nicht, liebe Mama!" — fiel die freundliche, ſchwarzgelockte Kleine ein — „ich ſelbſt kann ja den Herrn herumführen!"

Das erlaubte denn auch endlich die liebe Mama; das Mädchen nahm ihren Strickſtrumpf und — geleitet von einer aufblühenden Grazie, betrat ich das Reich der Flora.

Meine freundliche Führerinn zeigte mir mit gutmeinender Beredſamkeit alles, was nur zu ſehen war — Eremitagen, Chineſiſche Brückchen und Thürmchen, Sonnenhütten, Mauſoleen — wer in einer flachen, von der Natur wenig begünſtigten Gegend einen ſolchen Garten geſehen hat, der weiß ſo ziemlich, was man ſich von ähnlichen Gärten verſprechen kann. Nur die modernen Ruinen eines Rit-

terschlossen aus den Zeiten des Faustrechts, vorzüglich aber ein unterirdischer Gang desselben, wo sich am Schluß der düstern Perspective ein betender Ritter, in einigen Seitenhohlungen gigantische Todtenknochen — von Stein — zeigten, fesselte auf einige Augenblicke meine Aufmerksamkeit.

Ich wußte, daß es hergebracht sey, für das Herumführen ein kleines Geschenk zu geben; allein ein Trinkgeld, wie man das gewöhnlich nennt, schien mir hier durchaus nicht an seiner Stelle zu seyn. Glücklicherweise besann ich mich, daß ich während meines Aufenthalts in L. für die Kinder eines Freundes einige Medaillen von Loos eingekauft hatte.

Ich suchte mit guter Manier eine davon aus meiner Börse hervor zu fischen. Als das Mädchen, trotz aller Vorsicht, dies bemerkte, wurde sie glühendroth; mir selbst mag vielleicht etwas ähnliches begegnet seyn. Doch da ich

ihr die Medaille in die niedliche Hand legte — „zum Andenken", wie ich sagte — bemerkte ich sogar tiefen Unwillen in dem sonst so freundlichen Gesicht.

„Ich werde es sogleich in die Casse für die Gartenarbeiter abliefern" — sagte sie, und warf die blühenden Lippen recht hochmüthig auf.

„Das wollten Sie thun?" — erwiderte ich — „dies kleine Andenken an einen Mann, der nie an diesen reizenden Garten sich erinnern wird, ohne zugleich für Ihre Gefälligkeit sich verpflichtet zu fühlen, wollten Sie verschmähen?" — Ich zeigte ihr das Bild und die Uiberschrift; es war, wenn ich nicht irre, ein unter Rosensträuchen stehender Genius mit einem artigen Motto.

„Verzeihen Sie mir" — fing sie, ihren Irrthum einsehend und noch höher erröthend, wieder an — „in der That, ich habe mich es

was links benommen — nein — dies behalte ich recht gern — gewiß recht gern, mein Herr!"

Wir ſtanden eben am Ausgange des Gartens. Sie ſprang einen Augenblick auf die Seite, ſchnitt einige ſchöne Stängel von Lavkey und gefülltem Goldlack ab, und band ſie mit dem blauen Bändchen der ſilbernen Strickhütchen zu einem Strauſe. — „Hier nehmen Sie, für die ſilbernen Blumen, Liebkoſe und düftende von mir an — erinnern Sie Sich dabei auf der Reiſe — Ihres Freundes, meines guten Bruders!"

„Nicht auch der zärtlichen Schweſter?" — rief ich mit möglichſter Sentimentalität ihr noch nach — denn — auch ein wildes Vergißmeinnicht befand ſich mit im Bouquet, und — das ſey den Göttern geklagt! — ſo ein treuer und damals trauriger Ritter ich auch war, ſo konnte ich mich doch unmöglich von einer ſo

reizend aufblühenden Schöne trennen, ohne ihr etwas Verbindliches mit auf den Weg zu geben.

Der ungeſtümſte aller Schuldner, der Magen, und die mit gar heißen Blicken herabzugelnde Mittagsſonne gaben mir jezt deutlich zu verſtehen, daß nur noch wenig Zeit zu verlieren ſey, und als ich bei dem Wirthshauſe zu B. anlangte, fand ich ſchon die gelbe Kutſche, hochgethürmt und ungelenk, wie der belebte Knochenberg Elephant, vor dem Thorwege, und den gröſten Theil der Reiſegeſellſchafter am gedeckten Tiſche.

Noch hatte die kleine fahrende Republik ſich zu kurze Zeit in ſich ſelbſt conſtituirt, als daß die einzelnen Glieder ſchon genau mit einander bekannt und vereinigt geweſen wären; noch hatte faſt jedes von ihnen irgend einen Bekann-

ten in der Nähe, mit dem es ſich ausſchließend unterhielt.

Mir, dem einſamen, empfindſamen Reiſenden, fiel während der Mahlzeit vorzüglich ein junger, hübſcher Mann und ein noch jüngeres und noch weit hübſcheres Frauenzimmer auf.

Sie ſchienen nur eins für das andre Augen zu haben, und wechſelten halbverſtohlen die zärtlichſten, aber auch traurigſten, Blicke. Nicht der vortreffliche, ſteinalte Malaga, wovon uns der uneigennützige Wirth, augenſcheinlich zu ſeinem Schaden, die Flaſche für einen Gulden verkaufte, konnte ihr Herz erfreuen; der weltberühmte Sandkuchen ſchien für ſie wirklich aus Sandſteinen gebacken; ja ſelbſt alle Pfeile des Witzes, die der Schaffner mit gefüllten Backen weit und breit verſendete, prallten an ihrer Bruſt, wie an einer ehernen Mauer, ab.

Nach dem Eſſen ward ich gewahr, daß ſich das zärtliche Turteltauben-Pärchen in eine etwas entlegne Gartenlaube zurückzog; durch die Zweige des blühenden Jaſmins ward ich Zeuge des rührendſten Abſchiedes, der — noch vor kurzem war mir ja ein Gleiches widerfahren! — meine innigſte Theilnahme weckte. Dann nahm der junge Mann, ohne ſich weiter um jemand von der Geſellſchaft zu bekümmern, ſchnellen Schritts ſeinen Weg nach der Stadt zurück; das Mädchen trat erſt einige Minuten ſpäter aus der Laube hervor, und ſuchte jede Spur der vergoßnen Thränen vor der Geſellſchaft zu verbergen.

Wir ſtiegen ein; die Nummer beim Einſchreiben wies mir meinen Platz auf dem Rückſitze an; ich half der trauernden, aber, um dies zu verheimlichen, gezwungen lächelnden

Schöne in den Wagen, und mein Vergnügen war nicht gering, als der Conducteur zu ihr sagte: „Hier, neben den braunen Mantel, Mamsellchen! O den werden Sie brauchen können diese Nacht; auf der Reise ists ein ander Wesen, als auf einem Balle; aber der Herr hier wird Sie gewiß nicht erfrieren lassen! Hehe — unser eins weiß halter, wo Hase lauft!“ — Das leztere war sein gewöhnlicher Waidspruch, oder der Kehr-Reim, ohne welchen er nicht wol irgend eine seiner auf Beifall berechneten, geistreichen Tisch- und Wagenreden zu beschliessen vermochte.

Kaum hatte ich neben meiner schönen Gefährtinn Platz gefaßt, als ich mit musternden Augen die ganze werthe Versammlung überschaute, um mir selbst das Schicksal zu prophezeien, welches mir wahrscheinlich auf dieser Reise bevorstehe.

Im Grunde des Wagens, Nummer Eins,

ſaß ſauber friſirt und mit mädchenhafter Koketterie gekleidet, ein nagelneuer, ungefähr zwanzigjähriger Lieutenant, der vor wenig Wochen das Kadettenhaus verlaſſen und jezt bloß deshalb Urlaub genommen hatte, um ſich den gnädigen Tanten und ſchönen Couſinen in der neuen Uniform zu zeigen. Er rufte nicht ſelten mit bewundernswürdiger Unerſchrockenheit alle Geiſter der Hölle zu Zeugen der Wahrheit an, war aber dabei ſtark in Muſen-Almanachen belesen, und duftete eben ſo ſtark von wohlriechenden Waſſern.

Den Platz Nummer Zwei erfüllte, oder überfüllte vielmehr ein ehrlicher Thüringer Pachter. Er war von ſehr langer Statur und doch faſt eben ſo breit, als er lang war. Ich weiß wenig Bemerkenswerthes von ihm zu ſagen, als daß er, ſobald er nicht ſchlief, immer gute Laune hatte, aber dieſe bloß durch beifäl-

liges Lächeln und Zunicken, nicht durch überflüssige Redensarten, zu erkennen gab.

Der Sitz im Schlage — neben meiner Unbekannten — vereinigte die Jammergestalt eines schindeldürren Emigranten, dessen Bänderhosen und seidne Strümpfe mit dem gewaltigen Säbel nicht wenig contraſtirten, und der es während seines langwierigen Aufenthalts in Deutschland noch nicht der Mühe werth gefunden hatte, deutsch zu lernen, mit einem ziemlich bejahrten Jüdischen Gelehrten, der sich, ungeachtet seines dürftigen Aeußern, sehr gebildet und vorurtheilsfrei zeigte. Es schien an den Augen zu leiden. — Neben mir saß der Schaffner und ein lustiger, sehr musikalischer, Kaufmannsdiener.

Schon glaubte ich mit dem ganzen Locale und Personale völlig bekannt zu seyn, als ein Geräusch und eine klare, pipende Stimme hinter meinem Rücken mich überzeugte, daß auch

hier noch lebendige Wesen aufgestapelt waren. Mit nicht geringem Erstaunen entdeckte ich neben einem schlecht gekleideten jungen Menschen eine kleine, aschfarbige, eingetrocknete Pygmäengestalt in Mannskleidern und grünem Pelze, die bei der Mahlzeit nicht zum Vorschein gekommen war, jezt aber mit sehr geläufiger Zunge, doch nicht ohne Verstand, sich hören ließ. Wir erfuhren bald, daß wir jezt ganz unentgeltlich gewürdigt wurden, die Demoiselle St****, ein seines gleichen an Kleinheit und Ebenmaaß nicht habendes Wunder der Natur, gewöhnlich die schöne Zwerginn genannt, von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Diese Sehenswürdigkeit hatte den Neugierigen auf der Messe manchen halben Gulden aus der Tasche gelockt, und ihr Begleiter oder dermaliger Reisemarschall war ein junger Savoyard, der, vermuthlich auf unvorherzusehende Fälle,

einen Kaſten mit einem lebendigen Murmelthier auf dem Schooße hielt.

So wenig ich Urſache hatte, mit dem Zufalle über allzuſtarke Einförmigkeit in unſerer Arche Noäh zu ſchmollen: ſo zogen ſich doch meine Augen, ohne daß ichs ihnen hieß, immer von ſelbſt auf meine, wie es mir vorkam, in ſüße Erinnerungen verlorne nächſte Nachbarinn zurück. Man ſah es ihrer zierlichen, aber leichten, Kleidung wol an, daß ſie noch wenig gereiſt ſeyn und, ungeachtet ihres zarten Körpers, ſich das Fortkommen mit der Poſtkutſche nur wenig unbequemer, als eine Spazierfahrt nach R., gedacht haben mochte. Ein ſchwarztafftes Fähnchen, ein nicht allzubreiter Shawl und ein weißer Schleier ſollte Tag und Nacht ihre ganze Reiſegarderobe, ihren ganzen Schuz gegen Kälte und Hize, gegen Staub

und Regen abgeben; alle übrige Bagage lag in dem tief verpackten Koffer.

Je länger ich bei ihrem Anblicke verweilte, zu deſto innigerm Mitleid wurde ich hingeriſſen. Ich wußte ſchon aus Erfahrung, daß die Poſtkutſche nichts weniger, als ein Himmelbett, ſey, und dieſe trauernde Schöne war ſo jung, dieſer hellrothe Shawl hob ſich ſo unruhig, aus dieſem herabgelaßnen Schleier blickten zwei Augen ſo fromm, ſo ſchmachtend, ſo taubenartig — ach! ſo rührend!

Bald war es feſt bei mir beſchloſſen, den guten Genius der Unbekannten ſelbſt wider ihren Willen abzugeben, und leicht ward mir dieſer Entſchluß, denn — „Wenn nun deine Louiſe ſo verlaſſen und hülflos reiſen müßte, ſo ungeſchüzt vor jeder Unbequemlichkeit, ſo ungeſchüzt gegen die Witzeleien der Paſſagiere, gegen die geiſtreichen Ausfälle des Con-

ducteurs —!" ſo dacht' ich, und mein Herz wurde vor Theilnahme ordentlich butterweich!

Es gelang mir nach und nach, wiewol nicht ohne Anſtrengung, meine reizende Geſellſchafterinn zum Sprechen zu bringen, ja zuletzt ſogar in ein längeres Geſpräch zu verwickeln. Die Hälfte meines Blumenſtraußes befand ſich — weiß der Himmel, wie das zugieng! — ſehr in kurzem in ihren Händen.

Zuerſt miſchte ſich der Jude, dann auch der Officier und der Kaufmannsdiener in unſere Unterhaltung, und bald ward ſie allgemein. Der Lieutenant ließ keine Gelegenheit vorbei, meiner Nachbarinn die ſüßeſten Artigkeiten unter die Augen zu ſagen, und der alte Rabbiner zeigte nicht nur überhaupt ſo viel Bildung, ſondern auch ſo viel Unterhaltungs-Talent und feine Lebensart, daß er uns allen bald Achtung abnöthigte, und ſelbſt meine Unbekannte, ih-

rer ſonſtigen Zurückgezogenheit ungeachtet, gegen ihn ſehr artig und verbindlich ward.

Ich kann nicht läugnen, daß auch dieſes Benehmen gegen den Juden, beſonders da der Officier und Kaufmannsdiener ſich anfänglich doch einige Spöttereien und Anzüglichkeiten gegen ihn erlaubt hatten, den Werth der Unbekannten in meinen Augen erhöhte; allein deſto auffallender ward es mir, als meine ſchöne Gefährtinn plözlich auf einige Augenblicke ſtill ward, dann aber auch gegen den Lieutenant ſich immer freundlicher und zuvorkommender bezeigte.

Faſt von Augenblick zu Augenblicke wurde ich ſchwankender, was ich von der Unbekannten halten ſollte? Noch ſprach ihr frommes Auge und ihre ſanfte Stimme, noch die Beſcheidenheit ihres ganzen Weſens, zu ihrer Vertheidigung; aber zu läugnen war es doch auch nicht, daß ſie über die ſehr platten Einfälle des

Lieutenants beifällig lächelte, und die Vademecums-Geschichtchen, die er alle selbst erlebt haben wollte, äußerst drollig fand!

Mir wurde es warm vor der Stirn, und das schmetternde Posthorn kündigte uns an, daß es, wiewol etwas spät, nun gewißlich an der Zeit sey, Coffee zu trinken.

Der Kaufmannsdiener, ein leichtes, lustiges Blut, der nebst dem Schaffner, vermuthlich, weil beiden unsere Gespräche immer noch zu hoch und ernst waren, einstweilen die Zwerginn zur Zielscheibe seines Witzes erlesen hatte, übernahm sehr bereitwillig das Amt eines Vorstellers und Rechnungsführers. Ich bot der Unbekannten den Arm, um sie nach der schattigten Linde zu führen, wo wir verweilen wollten, und wurde von ihr gebeten, sie, bis wir gerufen würden, auf einem kleinen Spazier-

gange in den Garten des Poſtmeiſters zu begleiten.

Dies gutmüthige Vertrauen ſöhnte mich auf einige Augenblicke wieder völlig mit ihr aus.

„Ich hätte Sie wol um eine Gefälligkeit zu bitten!“ — fieng die Schöne etwas ſchüchtern an.

„Tauſend für eine! Rechnen Sie die ganze Reiſe über auf meine Bereitwilligkeit“ — erwiderte ich ſehr galant. Meine Ehrlichkeit, oder vielmehr meine Furcht vor der Schwäche meines Herzens, zwang mich hinzuzuſetzen: „Ich verließ in L. meine Braut, und halte es für meine Pflicht, jeder ihrer ſanften, liebenswürdigen Schweſtern meine Dienſte zu widmen.“

Meine ſchöne Fremde mußte lächeln, und ſann einige Augenblicke nach. „Diesmal — ſagte ſie dann ſchalkhaft — „wird dieſer Dienſt

Ihnen höchſtens einige Beredſamkeit koſten. — — Suchen Sie es einzuleiten, daß der Lieutenant mit dem Juden ſeinen Platz vertauſche."

„Der Lieutenant?" — fragte ich ein wenig verwundert.

„Ja doch, ja! Das zarte Mutterſöhnchen hat den beſten Platz auf der ganzen Kutſche, und der ehrliche Iſraelit ſoll durch den Tauſch durchaus nichts einbüßen!"

„Aber — unter welchem Vorwande?" — fuhr ich fort.

„Unter welchem Sie wollen! Der Jude hat kranke Augen; der Staub, der Windzug muß ihm nachtheilig ſeyn. Brauchen Sie dieſen Vorwand; Sie gewinnen dabei noch obendrein den Ruhm vorſorgender Menſchenliebe!"

„Iſt dies der Grund, ſo überlaſſe ich gern dem Juden meine eigne Stelle!"

„Nein, nein, mein Herr! Das nicht —

das durchaus nicht! Ich bitte Sie darum, neben mir ſitzen zu bleiben!“

„Der Lieutenant ſcheint mir nicht ſehr geſtimmt, einen ſehr bequemen Platz für den ſehr unbequemen des Juden einzutauſchen!“ — ſagte ich etwas bitter.

„Aber wenn er dadurch neben mir zu ſitzen kommt“ — erwiderte ſie ſchnell und lachend — „Sagen Sie ihm allenfalls, wenn es nicht anders gehen will, ich wünſchte das!“

— „So? ſo?“ — dachte ich nicht ohne widriges Gefühl, und hatte die Bosheit, ſie durch ein: „Aber warum, Mademoiſelle?“ in Verlegenheit ſetzen zu wollen.

„Ich könnte es Ihnen wol ſagen“ — verſetzte ſie — „aber wahrhaftig ich kann nicht, ich kann nicht“ — —

„Tausendmal um Verzeihung!“ — rief der, mir sehr zur Unzeit, herzufliegende Lieutenant — „Tausendmal um Verzeihung, meine Reizende! daß ich Sie auf einen Augenblick verließ. Der Coffee ist fertig, und es ist für mich das süßeste Geschäft, Ihnen“ —

„Dies zu melden!“ wollte er vermuthlich sagen, aber meine Dame schnitt ihm diesen Zusatz mit der Versicherung ab, daß sie nicht süß, sondern ohne Zucker trinke, und wir schlenderten — sie ganz unbefangen, ich etwas finster, und der Lieutenant mit klirrendem Zephyrritt — nach der Linde.

Es wurmte mich im Innersten meines Herzens — denn die Annäherung an den Lieutenant wollte mir nicht im mindesten gefallen — mich in der Unbekannten geirrt zu haben; vielleicht fühlte sich auch meine Eitelkeit beleidigt, daß sie, mit meiner Nachbarschaft allein nicht zufrieden, auch noch die unmittelbare Nähe des

Officiers wünſche. Gleichwol beſchloß ich, die von ihr erbetene Unterhandlung — und zwar, damit ſie doch auch merke, daß mir die dem Lieutenant zugedachte Begünſtigung nicht wehe thue — mit möglichſter Gleichgültigkeit anzuknüpfen.

Der Jude wurde, ſobald er den Leibzoll berichtigt, mit an die Linde gelockt. Ich ſprach, wie ein erfahrner Aesculap, von dem Nachtheile des Windes und Staubes, welchem er im Schlage ausgeſezt ſey, für ſeine Augen; er zuckte die Achſeln, aber niemand dachte daran, ihm einen andern Platz anzubieten.

„Einer von den Herren ſollte mitleidig ſeyn!“ — ſagte die Dame, zu dem Lieutenant gewandt.

„Freilich wol“ — verſezte der Kriegsheld — „und ich ſelbſt, wär' nur mein Vis à vis nicht zu ſchön, würde mich entſchließen können“ —

„Merken Sie denn nichts?“ — flüſterte

ich ihm ins Ohr, und gab ihm nicht nur einen bedeutenden Wink, sondern auch einen so fühlbaren Seitenruck, daß er fast über seine Sporen gestolpert wäre.

Er sah mich ziemlich schaafmäßig an, und faßte mich bei der Hand. — „Was soll ich merken, liebster, vortrefflichster Freund?"

„Je nun, ich dächte, die Dame hätte ziemlich deutlich gesprochen!"

„Kennen Sie die Dame, mein Allervortrefflichster?"

„Das versteht sich. Sie ist —

„Wer, mein Bester? Wer? Nur dies einzige". —

„Nur dies schreckliche: Wer?" — unterbrach ich ihn parodirend, weil sein steigender Ton, seine gezognen Augenbraunen, mich belehrten, daß er vor einigen Tagen Verrina im Fiesko gesehen habe.

„Nur dies reizende: Wer?" — verbeſſerte er mich mit ſüßem Lispeln.

„Meine Schweſter!" — plazte ich heraus, und hätte den Seitenruck gern noch nachdrücklicher wiederholt. — „Sehen Sie, wir ſäßen dann ſo recht beiſammen, Sie — und die Schweſter — und ich — lauter Freunde der Grazien und Muſen!"

„Genug, viel zu genug!" — erwiderte er — „Ich bin erfreut, ich bin entzückt — und alle Teufel ſollen mich und den Mauſchel zerreißen, wenn er mir ſeine Stelle nicht abtreten muß!"

Die ganze Sache wurde nun bald in Ordnung gebracht. Der Jude ſchien ſehr froh, und machte nur aus Höflichkeit Complimente; aber meine Unbekannte redete ihm zu, und der gewünſchte Sieg war bald errungen.

Beim Einſteigen machte die Siegerinn zwar einen Verſuch, ſich an meinen Ort zu ſetzen

und ſo zwiſchen mir und dem Schaffner in der Mitte zu bleiben; aber ich konnte dieſes unmöglich für Ernſt halten, weil ſie, ſobald der Lieutenant ſich dagegen erklärte, ohne Weigerung ihr eignes, voriges Plätzchen wieder einnahm.

Nicht ganz in der roſenfarbigſten Laune, drückte ich mich bald in die Ecke, ſah bald zum Schlage hinaus in die ſchöne, vom Abendroth umfloſſene Landſchaft; der Fluß meiner Rede zu der Unbekannten rann ziemlich ſpärlich, vielmehr zwang ich mich ſogar dann und wann, die Räthſel, welche die Zwerginn dem Kaufmannsdiener vorlegte, mit zu errathen, oder vielmehr — denn die kleine Sphinx behielt gern die Oberhand — nicht zu errathen. Dagegen declamirte der Martisſohn meiner Dame die herzbrechendſten Tiraden und Verſe

her, und erhielt von ihr über sein vortreffliches Gedächtniß die schmeichelhaftesten Lobsprüche. Doch alle von ihm angewandte Mühe, die Unterhaltung etwas zärtlicher zu stimmen und mitunter nur leise fortzusetzen, schien ihm nicht zu gelingen. Vielmehr nahm die Unbekannte, da es nachtete, meinen angebotnen Mantel ohne viele Umstände an, hüllte sich bis ins Näschen damit ein, gähnte einigemal schier vernehmlich und sagte dann: Gute Nacht, meine Herren! Ich habe gestern bis an den frühen Morgen getanzt, und bemerke, daß sichs unter solchen Umständen auch hier schlafen läßt!"

Es dauerte nicht lange, als sie völlig entschlummert schien. Mich ließen meine Gedanken eines gleichen Glücks nicht theilhaft werden, und mein böser Dämon blies mir sogar den Argwohn ein, daß der feste Schlaf vielleicht

auch bei meiner Gefährtinn nur Verstellung sey.

Dieser Verdacht bestätigte sich. Denn mehreremale in der Nacht bemerkte ich, daß sie mit dem Lieutenant heimlich sprach — und zwar zulezt ziemlich angelegentlich und lange!

„Ach du armer Betrogner in der Jasmin laube zu V.!" — so erhoben sich meine nächtlichen Klagen auf der gelben Kutsche — „ach, du armer Betrogner! Wie weise hätteſt du gehandelt, dir den ächten, steinalten Malaga für sechzehn Groschen aufs beste munden zu lassen, und den weltberühmten Sandkuchen nicht zu verschmähen! Jezt windest du dich vielleicht schlummerlos auf deinem einsamen Lager, und verfolgst die reisende Geliebte mit zärtlichen Gedanken, mit Seufzern und Thränen; jezt tröstest du dich vielleicht damit, daß

der liebe Mond — der ach! heute leider nicht scheinet — sonst auch die Angebetete bescheinen würde; aber — wenn du es wüßtest, daß sie jezt mit einem Lieutenant ziſcheln, der ſtark in Muſen-Almanachen beleſen iſt und noch ſtärker von wohlriechenden Wäſſern duftet — — wenn du es wüßteſt —!"

Je lebhafter ich mir dieſe Bilder ausmalte, deſto mehr ergrimmte ich im Geiſte. Ich fand das Vergehen der Unbekannten nachgerade ganz unverzeihlich; ich bedauerte, die Hälfte meines ſchönen, aus ſo unſchuldigen Händen erhaltnen, Strauſſes an die Unwürdige verſchwendet zu haben; ich verbreitete mich weiter über die Wandelbarkeit weiblicher Treue und über männliche Leichtgläubigkeit; ja ich machte die Anwendung zulezt auf mich ſelbſt und auf meine Verhältniſſe.

„Vielleicht biſt auch du" — redete ich mich ſelbſt grämlich an — „dieſer Leichtgläubigen,

dieſer Betrognen einer! Auch dein Glaube ſteht nicht feſter begründet, als der Glaube des Mannes in der Laube — und ach! wie kannſt du ein artiges Mädchen auf öffentlichen Promenaden, in Komödien und Conzerten, vor ſchöngeiſteriſchen und wohlriechenden Lieutenants für geſichert halten, wenn ſogar der enge, finſtre Raum einer Poſtkutſche ſolch einen Lovelace in ſich faßt?" —

Vertrauen und Argwohn, Zuverſicht und Zweifel, Liebe und Eiferſucht, hielten nun eine Art von Thierhatz mit meiner Seele, und als der kühle Morgenwind zuerſt wieder durch die aufgerollten Seitenflügel ſtrich, war die Arme ſo abgetrieben, daß ich den freundlichen Morgengruß meiner Nachbarinn nur ſehr mattherzig erwiderte, und ſogar den zurückerhaltenen Mantel, der ſich dieſe Nacht über in ſo ſchöner, vertraulicher Nähe bei ihr aufgehal-

ten hatte, kalt und gleichgültig hinter mich zurücklegte.

Alle Bemühungen der Unbekannten, die zwar gegen den Lieutenant sich immer gleich blieb, aber auch mich von ihrer Achtung und Dankbarkeit zu überzeugen suchte, prallten kraftlos an meiner kalten Höflichkeit ab, und mein Blick hellte sich nicht eher wieder ganz auf, bis wir am Ziel unsrer Reise angelangt waren und am Schlage des Festungthors hielten.

Während der Thorschreiber unsre Namen aufzeichnete, nahm die Unbekannte, die gleich hier aussteigen wollte, von der Gesellschaft Abschied. Der süße Lieutenant bat um ihren Namen und Logis, weil er sie durchaus morgen in die Oper führen müsse. Sie nannte sich Demoiselle, und gab ihm den blauen

Hecht in einer sehr entlegnen Gasse der Vorstadt als ihr Absteige-Quartier an.

Der junge Kriegsheld zeichnete sofort die Adresse in die rosenfarbne, seidengestickte Briefstasche, und die Dame benuzte diesen Augenblick, sich, ihm unbemerkt, auch an mich zu wenden.

„Für Sie heiße ich Frau H — und wohne in — — Wenn Sie etwas nach L. zurück zu bestellen haben, bin ich bereit dazu. In acht Tagen reise ich wieder ab." — Haus und Gasse, die sie mir angab, war mir bekannt; aber von einem blauen Hechte in dieser Stadt hatte ich nie gehört.

Ein gewaltiger Lärm unterbrach diese geheime Abschiedsscene. Der Visitator verlangte, erstlich, das Murmelthier des Italiäners zu sehen, weil es ja vielleicht trächtig seyn könne und dann höher vergeben werden müsse, zweitens aber, daß der Besizer,

da im Tarif der Murmelthiere nicht gedacht ſey, es wie einen jungen Haſen veracciſen ſolle; da hingegen wollte der Savoyard ſeine Seltenheit ihm nicht einmal unentgeltlich zeigen, geſchweige denn gar noch etwas dazu geben.

Der Viſitator griff gewaltthätig nach dem Käfig; beide ſchrieen deutſch und rothwelſch unter einander, beide zerrten den Kaſten hin und her.

„Mußts vergeben! — unſer eins weiß, wo Haſe lauft!“ — ſagte der wihige Schaffner, und ſtrich ſich gemächlich den anſehnlichen Bauch; auf gieng der Kaſten, hin ſprang das Murmelthier, jammernd und fluchend verfolgte es ſein Beſitzer, jubelnd und ſchreiend ſezten einige Straßenbuben hinterher — doch leider! alles vergebens.

„Unſer eins weiß, wo Haſe lauft! Hahahaha!“ — wiederholte der Conducteur; Thorſchreiber und Paſſagiere und herzugetretene Gaſ-

ser stimmten lachend in die Worte des wihi-gen Cheragen. — „Für den Lieutenant heißt sie Demoiselle und wohnt im blauen H ot, für dich Frau H — und wohnt in Nummer — —" wiederholte auch ich meinerseits, und wandte mich nach der Unbekannten wieder um. —

Doch Lalage war entkohn und wurde so eben von einer entgegen gekommnen Freundinn mit Küssen und Umarmungen überschüttet. Nicht einmal um sahen sich die Fühllosen, als unser Postwagen sich knarrend bei ihnen vor-bei schleifte, und wir hatten umsonst nach den Hüten gegriffen, um unserer Gefährtinn noch aus der Ferne ein freundliches Lebewohl zuzu-winken.

„Der arme Mann in der Jasminlaube zu B. ist am Ende doch betrogen, und die Da-

me auf der Kutſche war, was ſo viele ſind —:" dachte ich noch am andern Morgen, ob ich ſchon die Strapaze völlig ausgeſchlafen hatte und ſehr heiter war. — „Meinetwegen wohne aber die Demoiſelle oder Madam im blauen Hechte, oder in welchem grimmigen Raubfiſche ſie ſonſt wolle; vor mir hat ſie gewißlich Ruhe! Denn — hübſch und liebenswürdig, mithin auch gefährlich, war ſie zuweilen doch!"

Ich erhielt ſchon am nächſtfolgenden Tage einen zärtlichen Brief von meiner Louiſe. Sie erkundigte ſich ſo angelegentlich, als hätte ſie eine geheime Ahnung gehabt, nach meiner Reiſegeſellſchaft, und ſandte mir verwelkte Veilchenblätter und vertrocknete Abſchiedsthränen; jeder Gedanke, daß auch Sie in der Treue wanken könne, war verbannt, das Abentheuer auf der gelben Kutſche völlig vergeſſen.

Ungefähr am fünften Abende nach meiner Zurückkunft wurde ich zu einer Gesellschaft in den Garten einer weitläuftigen Verwandtinn gebeten. Sie ist eine gar staats- und weltkluge Patrizierinn, und scheint sichs zur Pflicht aufgelegt zu haben, alle rauhen Ecken meines Wesens nach und nach abzuschleifen. So oft sie mich einladen läßt, kann ich jederzeit auf einen zahlreichen Zirkel vom schönen Geschlecht mit Sicherheit rechnen.

Auch diesmal winkten mir aus dem Gartensaale schon von fern die niedlichsten Sommerhütchen und noch weit niedlichere Gesichtchen, und da ich näher kam, ward ich nicht wenig überrascht, in diesem auserwählten Kreise — auch meine Reisegefährtinn zu entdecken. Sie gab sich das Ansehen, mich nicht wieder zu erkennen. Natürlich that ich das nämliche, obschon mich ihre Verstellung um so mehr verdroß, je mehr ich bemerken mußte, daß das

fremde Dämchen mit groſſer Achtung und Auszeichnung behandelt wurde.

Wir näherten uns einander bis zur Mahlzeit faſt gar nicht, und erſt da zu Tiſche gerufen ward, hatte ich Gelegenheit, mich bei der Dame vom Hauſe nach der Fremden zu erkundigen.

„Nein, nein, mein feiner Herr! das iſt nichts für Sie“ — verſezte dieſe — „ſeht doch, ſticht ſie Ihnen in die Augen?“ — Sie drohte mir mit dem Finger. — „Nichts, nichts! die Dame iſt verheirathet, und Sie werden heute die Güte haben, mit dem Platze neben mir vorlieb zu nehmen!“

Wirklich nahm mich die gute Tante, und recht ernſtlich in Beſchlag; ich ſollte die nageineuſten Meßneuigkeiten der Geſellſchaft zum Beſten geben, und erſchöpfte mich eine Zeit lang in Hererzählung alles deſſen, was nur das mindeſte allgemeine Intereſſe gewähren

konnte, von den so eben erschienenen Schriften und Moden an bis zu dem Marionettentheater, das während der lezten Messe fast die Eifersucht grösserer Künstler gereizt hätte.

Doch so getreu und breit auch meine Berichte waren, so ließ ich doch während derselben meine gegenüber sitzende Freunde nicht aus den Augen. Je geschäzter, je artiger und liebenswürdiger sie euch jezt mir wieder vorkam; desto mehr beleidigte es meine Eitelkeit, daß sie — zwar manchen freundlichen Blick mir zusandte, doch sich durchaus keine nähere und frühere Bekanntschaft mit mir abmerken ließ.

Endlich dachte ich auf eine kleine Rache, und war wirklich hartherzig genug, sie auszuführen.

„Nun, meine Damen! weiß ich in der That nicht das mindeste Merkwürdige mehr

von der Leipziger Meſſe" — ſo ſchloß ich meine Erzählung — „Sie müßten mir denn erlauben, Ihnen ein artiges Abentheuer mitzutheilen, das ich ſelbſt auf der Rückreiſe erlebt habe." — Ich fixirte die Unbekannte.

„Ja! ja!" — riefen alle die klaren, lieblichen Stimmen. — „Laſſen Sie doch hören!" — ſezte die Unbekannte mit etwas ernſtem, faſt warnenden Tone hinzu.

Doch ich ließ mich durch ihre kühne Aufforderung nicht im mindeſten zurückſchrekken. Vielmehr erzählte ich das ganze Abentheuer, welches ich meinen Leſern bereits mitgetheilt habe, ziemlich der Wahrheit gemäß, doch natürlich mit mancher Ausſchmückung, übrigens mit der wichtigen Perſonen-Veränderung, daß ich meine eigne Rolle mit der begünſtigtern des Lieutenants vertauſchte, und ſtatt meiner einen ziemlich bejahrten,

aber deſto galanten, Leinwandshändler unterſchob.

Der reizende Gegenſtand meines Zorns gerieth denn doch zuweilen in einige Verlegenheit. Manchmal ſahen ihr Blick zu bitten, und ich bediente mich ſogleich einer etwas weniger lebhaften Farbenmiſchung; manchmal aber ſchien ſie mir auch mit einiger Erbitterung ſehen zu wollen, und dann trug ich alles deſto ſtärker und komiſcher auf.

— „Sollten nun künftighin" — ſo näherte ich mich dem verfänglichen Schluſſe — „in den Wällen und Schanzen von D. junge Murmelthiere entdeckt werden, ſo wiſſen die Naturforſcher im Voraus die Art ihrer Entſtehung, ſo wie jeder gewiſſenhafte und patriotiſch denkende Einfänger, daß er ſie unter der Rubrik junger Haſen im Thor zu verzehren habe. — Auf meine ſchöne Un-

bekannte noch einmal zurückzukommen, so hatte sie mir sowol, als dem Leinwandsmanne, ein verschiednes Quartier angegeben" —

„Und welches? welches? welches Ihnen?" — wurde ich nach meinem Wunsche unterbrochen —

„Wenn ich recht gehört habe" — fuhr ich fort — „so nannte sie sich gegen den höflichen Meßmann Madam und ihr Logis den blauen Hecht, gegen mich aber Demoiselle und ihre Wohnung" —

Ich hielt einen Augenblick inne. Jezt schoß mir die Freinde einen, nicht sowol stehenden, als vielmehr fast durch und durch zuckenden Blick zu —

„Und ihre Wohnung den grünen Drachen!" — sagte ich, mit Kaltblütigkeit abbrechend.

„Den blauen Hecht! den grünen Dra-

chen!" kickerten die jungen Couſinen und ihre gleichzeitigen Freundinnen. — „Sie erzählen uns Mährchen!" — ſagte eine wohlbeleibte Gouvernante ſehr weiſe, etwas unwillig, daß ihre Neugier dieſesmal unbefriedigt bleiben ſolte.

„Und hätten Sie wol etwas anders von mir erwarten können?" — fragte ich die Geſellſchaft, und heftte, in den Augen der Frauen Beifall, wenigſtens Dankbarkeit, zu leſen.

Allein dieſe ſah gerade vor ſich hin, und nichts hievon ward mir zu Theil. Mich ärgerte das aufs neue.

„Geſezt auch" — fuhr ich daher fort — „die Geſchichte wäre buchſtäblich wahr, ſo —

„Gewiß, Sie haben Recht!" — erhob jezt die Fremde ihre Stimme — „unbeſcheiden von uns würde es ſeyn, ein näheres Geſtändniß zu verlangen, und — wenigſtens als

zunachgebend von Ihnen, wenn Sie ein ſolches Verlangen erfüllten!“ — — „Man liebt manchmal den Verrath, aber nie den Verräther“ — ſezte ſie ſchalkhaft mit einem bezaubernden Blicke hinzu, als ſie mich etwas außer Faſſung ſah — „und ich traue der Unbekannten, wie Sie Selbſt ihren Charakter geſchildert haben, allenfalls Billigkeit genug zu, die Bewahrung ihrer Geheimniſſe zu vergelten.“

„Wollt' es der Himmel“ — ſagte ich halb weinerlich — „es wäre alles ſo, wie Sie glauben. Allein — da ich erwachte, war mein Traum aus; neben mir ſaß nur das kleine Naturwunder, und der Schaffner ließ, ſtatt ſeines Waidſpruchs vom Haſen, diesmal mit noch heiſerer Stimme ein: Wach auf mein Herz ꝛc. in die kalte Morgenluft hinauslaufen.“ —

Andere von den Gäſten lieferten nun auch

ihrer Seits Beiträge zur allgemeinen Unterhaltung. Der Wächter rief Eilf Uhr ab; wir ſtanden auf, und — die Unbekannte erſuchte mich, ſie — nach dem grünen Drachen zu begleiten.

„Ich bitte, ich beſchwöre Sie, beſtes Tantchen!“ — ſprach ich zu der Wirthinn, die ich mit möglichſter Grazie auf die Seite gezogen und durch einen ſehr verehrungsvollen Handkuß zu beſtechen geſucht hatte — „wer iſt dieſe Fremde, die mich bei Tiſche faſt aus dem Concept gebracht hätte?“

„Haben Sie Feuer gefangen, Couſin?“ — antwortete jene — „Das wäre ſchlimm! Die Fremde heißt Madam H—, iſt eine Landsmänninn von Ihnen, und ſeit kurzem die Frau des bekannten Kupferſtechers. Sie iſt von unſern älteſten und beſten Freunden

in L. uns aufs nachdrücklichste empfohlen werden, und soll jezt wegen einer Familiensangelegenheit sich hier aufhalten. Ihr zu Ehren war eigentlich die heutige Gesellschaft angestellt. Man hat sie uns als die liebenswürdigste und tugendhafteste der dortigen Weiber geschildert."

„Aber wo wohnt sie? Ich habe die Erlaubniß, sie nach Hause zu bringen."

„Da können Sie Sich gratuliren. Aber — Cousin! Cousin!" — der drohende Finger erhob sich abermals. — „Sie wohnt bei den Aeltern ihres Mannes auf der Moritzstraße in Nummer —" Ich erfuhr das nämliche Haus und dieselben Namen, die mir die Unbekannte beim Absteigen von der gelben Kutsche genannt hatte.

Die gestattete Begleitung ward mir nun in der That noch weit interessanter und angenehmer.

„Sie haben mich heute geängstet" — sagte das reizende Weib, da sie an meinem Arme hieng, mit sehr sanftem, hinreißenden Augenaufschlagen.

„Und Sie mich beschämt" — erwiderte ich — „da Sie doch Selbst durch Ihr räthselhaftes Benehmen auf der Reise und durch Ihr heutiges Verläugnen mich zur Rache gereizt hatten!"

Sie. Wir wollen gegen einander aufstehen!

Ich. Von Herzen gern, wenn Sie mir erklären —

Sie. Eben in dieser Absicht habe ich um Ihren Arm gebeten. Ich glaubte, Ihnen für so manche erwiesene Güte eine Erklärung schuldig zu seyn.

Ich. Es iſt nicht unbeſcheidne Neugier, ſondern die reinſte Hochachtung und der innigſte Wunſch —

Sie. Gut denn! Ich bin die Frau des Kupferſtechers H —, der mich, nicht ganz mit Zufriedenheit ſeiner Aeltern, geheirathet hat, und den Sie bei mir im Gaſthofe zu D. geſehen haben. Er iſt der beſte, edelſte Mann, aber ein wenig wild, trotzig, empfindlich, leicht zu reizen, wie nun die Männer ſind —

Ich. O nicht alle —

Sie. Hoffentlich rechnet ſich der heutige Reiſeerzähler doch nicht unter die Ausnahmen? Ihre zuweilen recht boshaften Anſpielungen —

Ich. Es iſt mir ja ſchon Alles vergeben! Nicht?

Sie. Alſo zur Geſchichte! Mein Mann — kann, wie geſagt, nicht leicht gute

Worte geben; aber ich kann das beste besser.

Ich. Wahrhaftig, das glaube ich fast selbst!

Sie. Ueberdies gestatteten ihm seine Geschäfte jezt durchaus nicht, eine Reise zu unternehmen. Ich wünschte sehnlichst, ihn recht bald mit seiner Familie völlig ausgesöhnt zu wissen, und entschloß mich zu meinem allerersten, etwas weitern Ausfluge. Seine Schwester, die ihn vorher einmal in L. besuchte und mich kannte, hatte schon alles zum Frieden vorbereitet, und es kostete mich nur wenig Worte, meinen Wunsch aufs vollkommenste erfüllt zu sehen.

Ich. O wer könnte zweifeln, daß Ihnen so etwas gelingen mußte?

Sie. Hoffentlich erinnern Sie Sich, daß ich anfänglich mit meinen zwei Nach-

barn auf der gelben Kutſche recht ſehr zufrie-den war —

Ich. Ja, wenn ich nicht irre.

Sie. Daß ich aber plözlich ſtill ward und —

Ich. Richtig! Und den ſüß düftenden Lieutenant zum Nachbar wünſchte!

Sie. Allerdings! Ich erblickte während des Geſpräches bei dem Juden — nun die Fliege ſezt ſich ja nach dem Sprichworte auf die Naſe des Kaiſers — Ich erblickte — ich kann nicht läugnen, daß ich einen ent-ſezlichen Abſcheu vor ſo etwas habe — in dem ehrwürdigen Barte des Rabbiners — Nein, ich kann es unmöglich ſagen, aber —

Ich. O Lieutenant! Lieutenant! Alſo dieſem Zufalle verdankteſt du deine ſchmeichel-hafte Begünſtigung?

Sie. Ich kann es nicht läugnen! Weib-liche Aengſtlichkeit iſt in dieſem Punkte unüber-

windlich, und ich wußte kein anderes Mittel, den Juden von mir zu entfernen —

Ich. Aber —

Sie. Könnte Ihnen nun noch etwas dunkel seyn?

Ich. Gleichwol flüsterten Sie zuweilen in der Dunkelheit mit dem Lieutenant heimlich —

Sie. Er erlaubte sich mitunter eine mir mißfällige Annäherung, und ich mußte ihm zuletzt ziemlich ernstlich meine Meinung darüber sagen.

Ich. Gleichwol waren Sie des Morgens wieder eben so freundlich gegen ihn —

Sie. Weil ich eines Theils fürchtete, er möchte sonst seinen ersten Platz reclamiren, Theils auch ihm für die verursachte Unbequemlichkeit gewissermaaßen Vergütung schuldig zu seyn glaubte!

Ich. Aber warum gaben Sie ihm Namen und Logis an?

Sie. Weshalb ſollt' ich ihn noch beim Abſchiede beleidigen? Der Name war, wie Sie nun wiſſen, erdichtet, und ob es einen blauen Hecht in D. giebt, ſey dem Himmel anheimgeſtellt.

Ich. Aber warum wollten Sie mich in der heutigen Geſellſchaft nicht wieder erkennen?

Sie. Wenn es nun Vergeltung geweſen wäre, daß Sie mich nicht mit einem Beſuche beehrt haben? — Aber nein, ich bin aufrichtig. Hätten Sie nur die Zeit abgewartet, bis ich mit Ihnen unter vier Augen geweſen wär! Denn, daß in einer ſo vornehmen und — delicaten Geſellſchaft es mir, als Frauenzimmer, vielleicht nachtheilig worden wär, hätte man erfahren, daß ich auf der Diligence angekommen ſey,

mußte ich nach allen Umſtänden faſt befürchten.

Ich. Hätten Sie doch gleich auf dem Poſtwagen Sich mir näher entdeckt! Wie doppelt angenehm wär mir dann unſere Reiſe geweſen! wie verdoppelt würde ich meine Sorgfalt, meine Aufmerkſamkeit haben —

Sie. Wie, wenn ich nun ſelbſt vielleicht den Auftrag gehabt hätte, auf Sie ein aufmerkſames, beobachtendes Auge zu richten?

Ich. Unmöglich!

Sie. Wir Weiber glauben nicht allzufeſt an die Standhaftigkeit junger Männer, und — daß Sie einen von ihrer Geliebten erhaltnen Blumenſtraus ſo bereitwillig mit einer Fremden theilten, oder daß Sie, kurz nach dem Abſchiede, von einem andern Mädchen einen Straus erhalten hatten — denn, daß er aus weiblichen Händen kam, ſagte

mir das blauſeidne Bändchen — konnte Ihre Treue mir allerdings nicht als muſterhaft darſtellen. Doch, Sie haben Sich noch ſo ziemlich gehalten — was ich gewiß zu rühmen wiſſen werde!

Ich. Sie? — Sie?

Sie. Hier iſt meine Hausthür". — Sie klingelte und die Thür ward geöffnet. — „Ich danke Ihnen für Ihre Begleitung. Schon Morgen Mittag reiſe ich wieder ab. Dies nur zur Nachricht, wenn Sie etwas an meine Freundinn, an Demoiſelle" — — ſie nannte hier mit neckenden Liſpeln den Namen meiner Louiſe — „zu beſtellen haben ſollten! Gute Nacht, lieber Freund!"

VII.

Pater Anſelmo's peinliche Klage.

Nachſtück.

„Tief ſchweigend, wie in ſtummer Grüfte Schooß,
Ruht das Geheimniß in der Prieſter Seelen,
Der Tod nur löſt der Zunge Bande los,
Selbſt das Verbrechen muß ſie ſtreng verhehlen;
Denn keines Richters Schwert darf Sündern drohn,
Die büßend ſich mit bitterer Reue quälen;
Wer ſie hinausweiſt zu dem Gnadenthron,
Darf des Geſetzes Rächerarm nicht wecken;
Er ſieht als Richter nur den ew'gen Sohn
Die Wage halten an dem Tag der Schrecken,

Und vor Gericht die Sünder alle rufen,
Die Wellen bergen, oder Gräber decken.
Doch, wenn die bleichen Todten ſelbſt, des
rufen
Geheimer Uibelthaten Greul zu rächen,
Entſteigen ihrer finſtern Grüfte Stufen
Und wandelnd ihres Grabes Frieden brechen;
Wenn ſie der Nacht den ſtillen Schlummer
rauben,
Und ſtumm wehklagend zu den Menſchen
ſprechen,
Dann muß der Menſch der dunklen War-
nung glauben;
Geheißt iſt der gebundnen Zunge Pflicht;
Der Prieſter muß, zu ſprechen, ihr erlauben,
Wovon der Todten ſtarre Zunge ſpricht;
Der Beichte heil'ges Siegel iſt gebrochen,
Der Mord erzittert vor des Tages Licht,
Die Klage ſchallt, das Urtheil wird ge-
ſprochen! —

Euch, Richter, will ich jezt die That verkünden,
Die strafend nur die Unterwelt gerochen;
Nicht Absolution kann sie entsünden,
Denn strenge fordert seine Schuld das Grab;
Des Priesters Hand kann selbst sie nicht entbinden,
Bricht nicht zuvor des Richters Hand den Stab.

Drei Tage sind's, als Gräfinn Rosemunde,
Antonio's Witwe sich zu mir begab
In ungewohnter, abendlicher Stunde.
Lang saß sie schweigend; Seufzer nur entgiengen,
Aus tiefer Brust gezogen, ihrem Munde;
Mit dem Bekenntniß schien die Furcht zu ringen.

Ich wies sie tröstend zu dem Mittler oben,
Zu dem erhört der Reue Seufzer dringen,
Des Gnadenfülle Erd' und Himmel loben.
Da sprach sie schaudernd diese Schreckensworte,
Die fest ich mir im Innern aufgehoben:

„Ihr wißt, daß zu des Himmels Freudenpforte
Vor wenig Wochen mein Gemal gegangen;
Sein Leichnam ruht am angewies'nen Orte,
Wie es bestimmt des Seligen Verlangen.
Doch, staunen werdet ihr ob dem Berichte,
Das Grab hält den Erblaßten nicht gefangen;
Es wandelt stumm, mit ernstem Angesichte,
Sein bleiches Bild durch stiller Nächte Schatten;
Selbst hab' ich es gesehn, was ich berichte —
Sobald die Schläge ausgetönet hatten,
Die vor der Mitternacht die Stunde zeigen,
Sah ich die bleiche Nachtgestalt des Gatten
Mit ernstem Blick empor am Lager steigen,
Bis ihr der dumpfe Schall der Mitternacht
Zur Schattenwelt gebot zurück zu weichen.
Sechs Nächte hab' ich angstvoll durchgewacht.

Und ſtralt mir endlich der erſehnte Morgen,
So ſchreckt mich ſchon das Bild der künft'gen Nacht,
Und tödtet mir den Tag mit bangen Sorgen.
Vergebens wachten meine Dienerinnen;
Denn, was ich ſah, blieb ihnen tief verborgen,
Und tiefer Schlaf umſtrickte ihre Sinnen,
So lang des Grabes dumpfer Athem wehte.
Nur ich muß langſam ſehn die Zeit verrinnen,
Bis er entweicht zur finſtern Ruheſtätte." —
Vernommen hatt' ich kaum die Schreckenskunde,
Als ſie mit angſterfüllten Blicken flehte
Um Beiſtand in der nahen bangen Stunde.
„Nie wird die Kirche ihren Schuh verſagen" —
Erwidert' ich — „doch ſprich mit wahrem Munde,

Ob heimlich Sünden dir am Herzen nagen,
Ob der gelobten Treu' verletzte Pflicht,
Vielleicht des Gatten Tod dich kann verklagen?
So lang der Schuld Vergebung dir gebricht,
Kann ich dich von der Strafe nicht entbinden." —
„So will ich nimmer schaun der Sonne Licht,
Und vor dem Richter nicht Vergebung finden" —
Entgegnet sie — „wenn meines Gatten Tage,
Durch Mord von meinen Händen mußten schwinden;
Doch daß ich schwer auf meinem Herzen trage
Der süßen Schuld zu späte bittre Reue,
Bekenn' ich willig, und geängstet klage
Ich selbst mich an der oft gebrochnen Treue.
Vergib mir, zürnender, gerechter Schatten,
Daß ich erinnernd mein Vergehn erneue!

Noch war ich nicht verbunden mit dem Gatten,
Da trübt ein bös Verhängniß unser Glück;
Mich ihm zu nahn, will nicht die Zucht gestatten;
Der Krankheit Fesseln hielten ihn zurück.
Doch mich zu trösten nahte der Vertraute
Der stillen Liebe oft mit süßem Blick,
Zu oft für mich! ach, meine Lieb' erlaute!
Ein fremdes Feuer glüht' in meinem Herzen,
Oft blieb er, bis der Morgen dämmernd graute,
Und schnell entfloh die Nacht bei süßen Scherzen.
Da ward, was ich sonst angstvoll bat, erhöret;
Doch die Erhörung gab mir bittre Schmerzen;
Zu spät ward mir der liebste Wunsch gewähret.
Antonio genas, und bald verschwand,

Was sonst der Liebe stilles Glück gestöret;
Am heilgen Altar reicht' er mir die Hand. —
Unendlich hab' ich manche Nacht gerungen,
Zu tilgen, was für Guido ich empfand,
Und schon war es im Herzen mir gelungen.
Es kehrte zum Gemal die Liebe wieder;
Doch jezt, da seiner Liebe Feind bezwungen,
Erwacht' in ihm des Argwohns gift'ge Hyder;
Es schien verborgner Schmerz an ihm zu nagen,
Und stiller Gram verzehrte seine Glieder;
Umsonst versucht' ich Bitten, Schmeichein,
Fragen,
Die Schuld ihm zu bekennen fest entschlossen
Und auch mein reuig büßendes Entsagen;
Doch schweigend blieb für mich sein Mund
verschlossen.
Ach hätt' er, was ich flehend bat, erhöret,
Die spate Reue zürnend nicht verstoßen;
So würde nicht des Todten Ruh gestöret!
Ihr habt nun, was ich sündigte, vernommen,

Gebt mir den Frieden, den ich lang entbehret,
Und laßt die Strafe von mir seyn genommen!" —
Und als ich ihr der Sünden Schuld erlassen,
War nah die dunkle Stunde schon gekommen,
Wo Todte ihrer Gräber Nacht verlassen.
Da hieß ich sie, zum Schutz und heilgen Schild,
Das Agnus Dei gläubig betend fassen;
Ich selbst ergriff des ew'gen Mittlers Bild,
Vor dem die Engel sich anbetend neigen,
Und die Monstranz, vom heilgen Leib erfüllt,
Der zitternd selbst des Abgrunds Geister weichen.
Drauf folgt ich ihr zu ihrer Wohnung nach
Und weihte mit des Kreuzes heil'gem Zeichen
Die Thür und Schwelle in dem Schlafgemach.
Nun hielten wir mit geistlichen Gesprächen

Uns bis zur ernſten Geiſterſtunde wach;
Da tönte langſam ſie mit dumpfen Schlägen.
Und von des Schreckens plötzlicher Gewalt
Fühlt' ich mein Herz ſich heftig klopfend regen;
Denn kaum war noch der letzte Ton verhallt,
Da ſtand in langem, weißen Grabgewande
Vor uns des Todten bleiche Nachtgeſtalt;
Doch faßt ich mich, daß ich mich bald ermannte.
„Was brichſt du" — redet' ich den Todten an —
„Der ſtillen Gruft geheimnißvolle Bande;
Was blendeſt du den Sinn mit irrem Wahn?
Was wandelſt du, den Lebenden ein Schrecken,
Zurück des Grabes ſchauervolle Bahn?
Will ungebüßte Schuld die Gruft nicht decken?
Kommſt du herauf mit traurig ernſten Mienen,
Zur Buße deiner Gattinn Herz zu wecken,

So laß die Reuige mit dir versühnen!
Dem Todten wird die Treue sie bewahren,
Der Kirche büßend am Altare dienen,
Den Schleier wählend in der Jugend Jahren!" —
Da schien der Bleiche winkend mir zu rufen,
Als wollt er mir Verborgnes offenbaren;
Ich folgt' ihm nach, wohin ich ward berufen.
So giengen wir in stillem ernsten Schweigen
Durch enger Gänge halbverfallne Stufen,
Zu Todtengrüften schienen wir zu steigen.
Da wehte mir aus finstrem Gang entgegen
Ein grauser dumpfer Moderduft von Leichen;
Doch folgt' ich meines Führers dunklen Wegen.
Und plözlich sprang ein festes Eisenschloß
Von seinen luftgen körperlosen Schlägen
Aus seiner Riegel starken Banden los.
Und rasselnd öfnete sich jezt die Pforte,
Die lange stumm die blut'ge That verschloß.

Kein Stral des Lichtes leuchtete dem Morde! —

Da sah ich schaudernd blut'ge rothe Flecken
Zum Himmel rufen stumme Klageworte,
Und stillen Mordes dunkle Ahnung wecken.
Blut deckte rings des Bodens kalte Steine,
Ein blut'ges Bett umhiengen blut'ge Decken.
Die hob ich bei der Kerze düsterm Scheine;
Und bald, in blut'ge Windeln eingehüllt,
Erblickt' ich blasse, modernde Gebeine,
Und plötzlich war die schwarze That enthüllt.
Des Todes Nacht muß von der Unthat sprechen,
Die in den Schleier dunkler Nacht sich hüllt,
Das Grab muß selbst den Unbegrabnen rächen!
Doch war von mir der Leichnam kaum gefunden,
Der klagend selbst bezeugte das Verbrechen,
Da war die bleiche Nachtgestalt verschwunden.
Schon hofft' ich ihn, da er sein Werk vollbracht,

Der mitternächt'gen Wanderung entbunden,
Und schritt allein zurück durch Graus und Nacht;
Doch finster sah ich bald den Schatten stehen,
Am Bett, wo die Gequälte betend wacht.
„Umsonst verbirgst du" — rief ich — „dein Vergehen!
Des Mordes Klage kann nicht ewig schweigen;
Die dunkle That, von Menschen nicht gesehen,
Weckt Todte, sie den Lebenden zu zeigen."
Und näher trat ich, ihr die blassen Glieder
In ihrer blut'gen Hülle hinzureichen,
Und schaudernd warf der Anblick sie danieder.
„Ja" — rief sie, und ein Strom von Thränen näßte
Die blassen Wangen — „Alle kehren wieder!
Auch ihr erscheint, ihr bleichen Uiberreste

Des ſtummen Zeugen der verbotnen Luſt!“ —
Und wild mit heißer Liebe Blicken preßt
Die ſtarren Glieder ſie an ihre Bruſt —
„Ihn mordet' ich! Ein Opfer mußte fallen;
Die Gattinn, oder Mutter, traf Verluſt!
Von meiner Treue war ich abgefallen,
Und durch Verbrechen büßt' ich das Verbrechen;
Verlaſſen von des Himmels Geiſtern allen,
Mußt ich durch blut'gen Mord die Treue rächen!
O hätteſt du, der rächend mir erſcheint,
Das Herz geſehn, in tauſend Qualen brechen,
Das in der Liebe Frucht gebar den Feind!
Sähſt du, der richtend meine That verdammet,
Deß Auge nie der Liebe Thränen weint,
Wie Himmelsluſt der Mutter Herz entflammet,
Wenn in den Armen ſie nun liebend heget

Den Liebling, der von Liebesfreuden stammet,
Und lächelnd der Erinn'rung Lust erreget;
Du würdest trösten, aber nicht verklagen
Das arme Herz, von Stürmen wild beweget,
Das, fluchend sich und des Gebornen Tagen,
Das Kind der Schmerzen schmerzlich muß zerstören,
Und seine Liebe hassend selbst zerschlagen." —
Kaum konnt' ich noch das Mitleid von mir wehren,
Und, zu dem Finsterblickenden gewendet,
Sprach ich: „Der Buße reuig Wort zu hören,
Erschienst du hier aus jener Welt gesendet.
Wenn nun die Flehnde Gottes Gnad' errungen,
Ist dann dein Werk in dieser Welt vollendet?" —

Doch ward ich bald von neuem Schmerz durchdrungen;
Denn schüttelnd regte sich des Bleichen Haupt,
Vom Mitleid ward der Kalte nicht bezwungen,
Dem Todeshand des Herzens Glut geraubt.
„O heilge Macht!“ — rief ich — „die kalten Leichen,
Zu brechen der Lebend'gen Herz, erlaubt,
Kannst du der Todten Herzen nicht erweichen?
Du mit dem starren, thränenlosen Blick,
Sieh hier des blut'gen Mittlers Gnadenzeichen,
Der schuldlos starb für sünd'ger Menschen Glück!
Den Mördern hat er sterbend noch vergeben,
Heilbringend kehrt er aus der Gruft zurück,
Ins Reich des Todes führt er ein das Leben.
Willst du, der seinen Namen einst bekannte,
Dich feindlich nur aus deiner Gruft erheben,

Das Leben feſſelnd durch des Todes Bande?
Laß ab, dein blutterſtarrend Bild zu zeigen,
Und kehr' zurück zu ſeel'ger Geiſter Lande!" —
Starr blieb der Geiſt, und wollte nicht entweichen.
Da hob ſie auf die wundgerungnen Hände,
Und rief: „Laß meine Thränen dich erweichen,
Erbarme dich, daß meine Marter ende!
Aus jeder Thräne ruft die Angſt, verſchone!
Daß mit Verzweiflung mich der Schmerz nicht blende!
Ihr Heilgen all', die ihr vor Gottes Throne
Der Menſchen ſündiges Geſchlecht vertretet,
Du heil'ge Mutter von dem ew'gen Sohne,
Die gnadenreich für reu'ge Sünder betet,
Gebt meinen Worten Kraft, daß der mich höre,
Der ſinnverwirrend Leib und Seele tödtet.

Gib mir den Schlummer wieder! ich beſchwöre
Dich, bleicher Schatten, bei des Grabes Frieden;
Nach bang durchſeufztem Tag der Qualen ſtöre
Des Schlafes ſtille Tröſtung nicht der Müden!
Ach wende dieſe grauenvoll ernſten Mienen,
Die Seelen in des Grabes Felſen ſchmieden!
Biſt du verdammt, der Rache nur zu dienen?
Kann nicht des Prieſters, nicht der Heil'gen Bitte,
Die dem Gerechteſten die Welt verſühnen,
Im Grabe halten deine nächt'gen Tritte? —
Kann Welt und Himmel nicht dein Herz bewegen,
So komm, du todtes Schmerzens-Kind, und bitte,

Des Grabgenossen Mitleid zu erregen.
Um seine Liebe hab' ich dich verstoßen,
Bei deines Herzens ersten Lebensschlägen
Hab, ihm zum Opfer, ich dein Blut vergossen.
Zeig' ihm die Brust, der deines Lebens Flut,
Die Mutter zu versühnen, einst entflossen;
Nenn' ihm der Schmerzen nie gestillte Glut!
Frag' ihn mit deinem blassen Todtenmunde,
Ob feindlich er begehrt der Gattinn Blut,
Die dir voll Liebe schlug die Todeswunde!" —
Da sehn wir ernst sein Haupt den Schatten neigen,
Und dumpf erklang die mitternächt'ge Stunde;
Blut fordernd sank er zu des Todes Reichen.
Und seiner Gruft entsteigt er jede Nacht,
Sein bleiches Bild der Zitternden zu zeigen;
Des ew'gen Richters rächend Auge wacht,
Und Blut allein kann blut'gen Mord entsünden.

Euch, Richter, leite nun des Himmels
Macht,
Gerechtes Urtheil dieser That zu finden.
Gott aber geh' mit uns nicht ins Gericht,
Und handle nicht mit uns nach unsern Sünden,
Wenn sterbend einst das müde Auge bricht!"—
Noch hielt die Richter stummes Graun umfangen;
Mehr schreckt sie, als die That, der Strafe Schauer;
Da stellt sich Rosemunde selbst gefangen,
Gleich Büßenden gehüllt in tiefe Trauer.
Und es umschließt sie bald auf ihr Verlangen
Des finstern Kerkers einsam kalte Mauer.
Da wiegte sie mit sanftem Arm der Schlummer,
Und bald entwich ihr Geist der Erde Kummer.

Z.

VIII.

Simonides.

Ballade.

Im Kampf mit Wagenlauf und Ringen
Ward Skopas' tapfrem Arm der Preis,
Und würdig seinen Ruhm zu singen,
Lud er den weitberühmten Greis,
Der mit der nie verstimmten Leier
Den hohen Göttern Hymnen singt,
Und bei der Spiele heil'ger Feier
Des Siegers Ruhm den Enkeln bringt.

Und froh begrüßen alle Gäste
Den grauen Sänger bei dem Mahl.
Er ist die erste Zier der Feste
In Skopas' prachterfülltem Saal.
Sein Sitz erhebt sich gleich dem Throne,
Erwartend lauschet jedes Ohr,
Geschenke thürmen sich zum Lohne
In goldnen Haufen hoch empor.

Da faßt Simonides die Leier,
Und feſtlich tönt der Saiten Klang;
Der Dioskuren hohe Feier
Erhebt begeiſtert ſein Geſang,
Wie Kaſtor kühn die Roſſe zügelt
Und ihre muth'gen Schritte zwingt,
Und Polydeukes' Hand geflügelt
Den Caſtus auf den Gegner ſchwingt.

Und wie der Preis der Götterſöhne
Vom Mund des grauen Sängers ſchallt,
Begeiſtern ihn die eignen Töne,
Des eignen Saitenſpiels Gewalt.
Und zu der Zwillingsbrüder Sitzen
Schaun leuchtend ſeine Blicke auf,
Er ſingt, wie ſie die Völker ſchützen
Und leiten ſchneller Schiffe Lauf.

Wie ſeiner Gottheit ew'ges Leben
Mit Kaſtor Polydeukes theilt,
Und willig, jenen zu erheben,
Bei Ades finſtern Schatten weilt;

Wie ſie, von Menſchen nicht geſehen,
Dem Liebling in der Rennbahn Kreis
Mit Göttermacht zur Seite ſtehen,
Und ſichern ihm des Sieges Preis.

Da hört er laut den Sieger ſchelten:
„Du ſangſt der Götter Lob, laß dir
Die Dioskuren es vergelten,
Belohnung fordre nicht von mir!“
Da ſpricht der Sänger, — ihn begeiſtern
Die hohen Götterhymnen noch —
„Wer darf des Dichters Werke meiſtern,
Wer zwingt die Kunſt in niedres Joch?“

„Die Götter hauchen die Geſänge
In ihrer Dichter fromme Bruſt,
Und wecken ſelbſt die Macht der Klänge
Dem Kitharöden unbewußt.
Was ſie gebieten, muß er ſingen,
Sie öfnen ihm zum Lied den Mund,
Und wie ſie mächtig ihn durchdringen,
Thut er ihr Wort den Menſchen kund.“ —

„Wol! haben Götter dich durchdrungen,
So ehrt dich gern der Erde Sohn," —
Spricht jener, — „doch die du besungen,
Von ihnen fordre auch den Lohn!
Die Thaten meines Arms zu preisen,
Lud ich den Sänger freundlich ein;
Ich ehre nun den frommen Weisen,
Doch kann ich nicht Vergelter seyn."

Da röthet edle Glut die Wangen
Dem grauen Sänger, und er spricht.
„Nicht eitles Gold ist mein Verlangen,
Der Sänger braucht des Lohnes nicht.
Die Götter banden durch das Leben
Die Himmelstochter an den Staub,
Durch sie zum Himmel Euch zu heben,
Begünstigte von Plutus Raub!"

„Mit eurem Golde sollt ihr wehren,
Daß nicht der Sorgen trübe Nacht
Des Sängers heitern Sinn verkehren
Und stören kann der Götter Macht.

Ihm konnten ſie die Schätze ſchenken,
Doch wollten ſie den Sonnenflug
Nicht zu dem finſtern Schooße lenken,
Der eure todten Götter trug.“

„Sie feſſelten des Frühlings Blüte
Mit Wurzeln an der Erde Schooß,
Und liebend zieht der Mutter Güte
Die holden Kinder ſorgſam groß,
Sieht freudig, wie ſie ſich entfalten,
Die mütterlich ihr Schooß genährt,
Und ſich in lebenden Geſtalten
Zu Farb und Leben ſelbſt verklärt.“

„So ſolltet ihr der Sänger Leben
Mit eures Goldes Glanz erfreun,
Und, was die Götter euch gegeben,
Der Götter liebſten Söhnen weihn.
Wähnt nicht des Sängers Lied zu lohnen, —
Belohnung iſt ihm ſein Geſang!
Die Bruſt, die Himmliſche bewohnen,
Verachtet eures Goldes Klang.“

„Ihr hörtet mich, Zeus hohe Söhne!
Zu euch drang mein Gesang empor,
Und meiner Saiten laute Töne
Berührten euer göttlich Ohr.
Ihr lohnt den Greis mit Götterfeuer,
Das neu belebend ihn durchdringt,
Und schützt die euch geweihte Leier,
Die eurer Gottheit Hymnen singt." —

Und kaum hat er das Wort geendet,
Da tritt ein Sklave schnell herein.
„Zwei Männer, ferne her gesendet," —
Spricht er zum Sänger, — „warten dein.
Sie wollen sich hier nicht verweilen,
Und weigern sich dem Fest zu nahn,
Doch bitten sie, du wollest eilen,
Und deiner Lieder Lohn empfahn."

Der Sänger staunt bei diesen Worten,
Doch folgt er schnell dem Sklaven nach.
Schon ist er durch die hohen Pforten
Und forschet in dem Vorgemach.

Doch werden ſie nicht mehr gefunden,
Von keinem Menſchen mehr geſehn;
Sie ſcheinen Göttern gleich verſchwunden,
Die warnend ſchnell vorübergehn.

Denn wie der Sänger es verlaſſen,
Erbebt das feſtliche Gemach;
Es ſtürzt in ungeheuren Maſſen
Herein das hochgewölbte Dach.
Die mächtigen Ruinen bauen
Den Todten, tödtend ſelbſt das Grab,
Und Zeus gefeierte Söhne ſchauen
Auf ihren Sänger mild herab.

IX.

Der Schwan und der Sonnenstaub.

Zwei Criminalgeschichten.

Georg B. war der Sohn eines Tagelöhners, zeichnete ſich aber ſchon frühzeitig durch Stärke, Gewandtheit und Lebhaftigkeit, vor der übrigen Dorfjugend aus. Bei jedem muthwilligen Streiche ward er als Anführer genannt; aber er that es auch in der Schule allen andern zuvor.

Um dem Soldatenſtande zu entgehen, gegen den er, ungeachtet ſeines unternehmenden Geiſtes und kräftigen Körpers, entſchiedne Abneigung fühlte, verdingte er ſich im ſechzehnten Jahre bei einem Gaſtwirthe an der Gränze als Fuhrknecht, und kehrte erſt nach ſieben Jahren, da eben in ſeinem Geburtsorte ein nicht ganz unbedeutendes Grundſtück feilgeboten ward, in die Heimath zurück.

Georg kaufte das Gütchen um einen ziemlich hohen Preis, und zahlte das ganze Kaufgeld sogleich baar; aber niemand wunderte sich darüber, weil es hieß, er habe unter der Hand mit Pferden gehandelt und ein Ansehnliches dabei gewonnen. Auch ertheilte ihm sowol sein voriger Dienstherr, als alle, die ihn kannten, das Zeugniß der rastlosesten Arbeitsamkeit und der genauesten Sparsamkeit.

Die Bewirthschaftung und Verbesserung des angekauften Gutes bestärkte dies bald noch mehr. Sein Wohlstand vermehrte sich fast vom Tage zu Tage; alle junge Bauersöhne suchten die Kameradschaft des sogenannten langen Georgs; alle Mädchen sahen auf ihn, und belegten ihn mit dem Namen des schönen.

Doch der lange oder schöne Georg hatte unter den mannbaren Mädchen des Dorfs

ſein Augenmerk nur auf das anerkannt ſchönſte und reichſte gerichtet, mithin auch auf dasjenige, wo am erſten eine abſchlägliche Antwort zu befürchten ſtand. Weit gefehlt, daß dieſe Schwierigkeit ihn abgeſchreckt hätte, diente ſie vielmehr dazu, ihn in Verfolgung ſeiner Abſicht deſto beharrlicher und hartnäckiger zu machen.

Margareth — ſo hieß das Mädchen — war die jüngſte Tochter des Beſitzers eines Freiguts, aber auch zugleich die ſittigſte, frömmſte Jungfrau in der ganzen umliegenden Gegend. Die ältere Schweſter hatte den reichen Pachter eines benachbarten Kammerguts geheirathet, und da kurz nach ihrem Hinwegziehen Margarethens Mutter verſtorben war, ſo führte jezt dieſe dem Vater die Wirthſchaft.

Die Einſamkeit, in welcher ſie ſich nun öfters befand, und die ſich immer erneuernde

Trauer um den Tod ihrer, auf das kindlichſte geliebten Mutter, machten auf Margareths ſtilles Gemüth den tiefſten Eindruck, und verwandelten ihre Eingezogenheit faſt in Menſchenſcheu, erhöhten ihre Gottesfurcht faſt zu ſchwärmeriſcher Andächtelei.

Doch ſelbſt Heilige haben ein Herz, und ein, mit frommer Liebe zum Himmel gerichtetes Herz iſt auch oft, eben deshalb, um ſo empfänglicher für die irdiſche.

Margareth, die zwar nie bei den Luſtbarkeiten der Dorfbewohner, aber deſto pünktlicher jedesmal bei dem Gottesdienſte ſich einfand, mußte bald bemerken, daß Georg auf dem Kirchwege jederzeit ſie erwarte, und jede andere Gelegenheit ergreife, ihr ſeine Neigung zu erkennen zu geben. Sein vortheilhaftes Aeußeres, ſein Ruf als ein thätiger und verſtändiger Landwirth, ſelbſt die Art von Oberherrſchaft, die ihm bald, nicht nur die

jüngern Bauern, sondern auch ihre Väter, stillschweigend über sich einräumten, ließ sie bei seinen Bewerbungen nicht gleichgültig bleiben, und bald kam es dahin, daß Georg bei ihrem Vater um sie anhielt.

Dem Vater dünkte die Ungleichheit des Vermögens zwischen seiner Tochter und ihrem Freier denn doch allzu groß; aber er hätte sich wahrscheinlich endlich doch ergeben, wäre er nicht von seinem Schwiegersohn, dem reichen Pachter, dessen Stolz einen solchen Schwager nicht wünschte, ganz beherrscht und immer aufs neue mit Widerwillen gegen diese Heirath erfüllt worden.

Aller Bitten und beweglichen Zuredungen von Seiten Margareths ungeachtet, erhielt daher Georg vom Vater eine Zurückweisung seines Antrags, und der Pachter konnte es sogar nicht unterlassen, ihm mit verachtendem Spott zu begegnen.

Georg unterdrückte seinen gereizten Unwillen über die Verweigerung und seinen Groll gegen den Pachter eine Zeit lang, weil er noch hoffte, den Vater zu gewinnen. Als aber diese Hoffnung, und, wie er erfuhr, auf immer fortdauernde, geheime Anstellung des Pachters, nicht in Erfüllung gieng, verwandelte sich seine Beharrlichkeit in Erbitterung und Trotz, und er faßte den Entschluß, was er durch Bitten und Vorstellungen nicht erlangen könne, auf eine andere Weise durchzusetzen.

Es gelang ihm. So streng und züchtig Margareth auch immer gewesen war, so konnte sie doch in einer schwachen Stunde dem schlauen, von ihr geliebten Manne nicht widerstehen, und die Folgen dieser Vertraulichkeit waren die gewöhnlichen.

Margareth war über ihren Fehltritt untröstlich, und weinte Tag und Nacht. Der

Vater mußte, um ſein Kind nicht aufzuopfern und die Ehre ſeiner Tochter einigermaaßen wieder herzuſtellen, dem abgewieſenen Freier halben Wegs entgegenkommen; auch der Pachter mußte zu dem verlornen Spiele eine gute Miene machen.

Georg, hierdurch zwar im Innern erfreut, aber der ſchimpflichen Zurückweiſung immer noch eingedenk, beſtand, um ſich gewiſſermaaßen eine öffentliche Genugthuung zu verſchaffen, auf Anrichtung einer feierlichen Hochzeit; faſt alle Einwohner des Dorfs, alle beiderſeitige nahe und ferne Verwandte, wurden eingeladen. Die gute Margareth konnte vor Schaam kaum die Augen aufſchlagen; aber doch fühlte ſie ſich in ihrem Gewiſſen beruhigter, fühlte ſich glücklich, die Frau eines Mannes zu werden, den ſie liebte.

Als nun am Abend des Hochzeittages die jungen Purſche und Mädchen ſich beim Tanze, die Väter und Altväter aber beim vollen Kruge ergözten, pries Martin Wermuth, ein alter Gerichtsſchöppe, die reiche Gaſtfreiheit des Hochzeitvaters und die laute Fröhlichkeit des Bräutigams, und ſezte dann, nach ſeiner eingewurzelten Gewohnheit, hinzu: „Warlich, hier gehts zu, wie bei Kaſpar Rungens Kindtaufen!“

„Du ſprichſt allemal ſo“ — ſagte ein anderer Gaſt — „wenn du dir ein Räuſchchen getrunken haſt oder noch trinken willſt; aber du haſt uns noch nie erzählt, wie's da zugieng?“

„Ja,“ — erwiderte Martin ſchmunzelnd — „davon weiß ich ſelbſt ſogar viel nicht, weil ich nicht dabei geweſen bin; aber, als ich noch Soldat war, ſtand ich

mit dem Commando um den Kreis, als er geköpft wurde.“

„Geköpft? geköpft?“ — riefen alle Anweſende, die von Executionen nur gar zu gern hörten.

„Gerichtet iſt er worden?“ — fragte aufhorchend und ziemlich ernſt der Bräutigam, der ſich eben in der Nähe befand.

„Nun freilich“ — antwortete Martin — „Wenn ichs Euch ſage! Geköpft und aufs Rad geflochten! Ich werde doch behaupten können, was ich mit eignen Augen ſah!“

„Es iſt einfältig von dir, Martin!“ — verſezte Georg mit einigem Verdruß — „daß du meine Hochzeit mit dem Kindtaufſchmaus eines armen Sünders vergleichſt. Rede was Geſcheidters!“ —

Aber hiermit waren die übrigen Zuhörer keineswegs einverſtanden, ſondern verlangten

vielmehr einſtimmig die Erzählung von Kaſpar Rungens Kindtaufen. Auch der nunmehrige Schwager Pachter trat dieſer Meinung bei, und es fehlte wenig daran, daß er und der Bräutigam ſich nicht gleich am erſten Tage ihrer Schwägerſchaft ſehr ernſtlich überworfen hätten. Nur mit vieler Mühe gelang es den dazwiſchen eilenden Greiſen, die erhizten jungen Brauſeköpfe aus einander zu bringen.

„Kannſt du doch fortgehen, lieber Georg!“ — ſagte der Schöppe Martin begütigend — „und mit der Braut und ihren Muhmen den Vorreihen anführen!“ — Aber Georg gieng nicht, und Martin begann:

„Ich kann euch die Hiſtorie nur ganz ſchlecht und recht erzählen; denn ein Schelm giebts beſſer, als ers weiß. Der Kaſpar Runge war ein Häusler, und blieb im An-

fange ſeiner Nahrung mit Erbzinſen und Steuern immer in Reſt. Der Gerichtsfrohn kam faſt gar nicht mehr aus ſeinem Hauſe.

Doch auf einmal fieng er an, ordentlicher einzuhalten, und auch wohlhabender zu werden. Er bezahlte nach und nach ſeine Reſte und andern Schulden; er baute ſein Haus, das alle Augenblicke einfallen wollte, und beſſerte auch die Scheune aus; er fieng an, zu proceſſiren; er kaufte ſich einen Acker nach dem andern, zulezt gar ein großes Bauergut mit vier Hufen Feldes. Alles, was er vornahm, glückte ihm; ſeine Kühe gaben mehr Milch, als alle andere; ſeine Pferde waren glatt und fett, wie die Schnecken; ſeine Kaleſche war faſt eben ſo ſchön, als die Sonntagskutſche des gnädigen Herrn.

Bei alledem war er aber auch in ſeinem Hausweſen nicht etwa ein Knauſer. Wenn er in die Stadt fuhr, that er ſich gütlich;

wer zu ihm kam, könnte mit ihm essen und trinken; er kam alle Sonntage in die Schenke, und machte auch wol sein Spielchen.

Endlich kam Kaspars Frau wieder ins Kindbett, und er nahm sich vor, ein recht großes Kindtaufen auszurichten. Er bat alles zusammen, was er nur wußte, und die Gäste sollten noch mitbringen, wen sie nur wollten.

Da es Abend wurde, führte er die Gevattern und Gäste in die Schenke, und jeder, den er hier antraf, mußte auch sein Gast seyn.

Hier giengs nun gar hoch einher; alles lebte in Saus und Braus, und der Kindtaufenvater selbst mochte wol einen Schluck über Durst zu sich genommen haben. Seine Gäste schienen ihm des Guten noch immer

zu wenig zu thun, und er ermunterte sie dazu auf alle Weise.

„Ei so trinkt" — sagte er endlich mit einem kräftigen Fluche — „und lebt nicht, als wäre ich ein Filz, oder ein Bettler! Ich habe vor zehn Jahren einmal einen Schwan geschlachtet, und der giebt noch lange Fett!"

Die Gäste achteten nicht auf seine wunderbare Rede; aber zwei fremde Bäuerlein, die mit ihren Dachsranzen hinterm Ofen saßen, machten lange Hälse und steckten die Köpfe zusammen.

„Höre, Gevatter!" — fragte der eine — „kannst du dich nicht mehr besinnen, wie der Handelsmann hieß, den wir vor zehn, zwölf Jahren in dem Graben am Kollen-Busch fanden?"

„Blitz!" — sagte der Andere — „du hast recht! Schwan hieß er, ich lasse mein

Leben drauf, und kein Mensch hat erfahren können, wer ihn erschlagen hat!"

Die fremden Bauern munkelten noch einige Zeit unter sich, erkundigten sich dann beim Schenkwirth nach den Umständen des Kindtaufvaters, und zogen dann im Stillen ihrer Straße.

Gleich nach ihrer Heimkehr zeigten sie ihrem Gerichtsverwalter an, was sie aus Runzens Munde vernommen und bedenklich gefunden hatten. Im Archiv wurde nachgesucht, und es fand sich in der That, daß vor mehrern Jahren ein durchreisender reicher Kaufmann, laut der bei ihm gefundenen Pässe, Schwan genannt, vieler tausend Thaler beraubt und am Kollenbusche ermordet worden, von dem Thäter aber keine Spur zu erlangen gewesen sey.

Der Gerichtsverwalter schöpfte gegen Kaspar Runzen nicht geringen Verdacht, und

ſandte die Acten an deſſen Obrigkeit. Man verglich die Zeit und alle Nebenumſtände; alle Anzeichen fielen gegen Rungen aus. Er wurde endlich vernommen, und geſtand Alles im erſten Verhör.

Ungefähr nach Jahresfriſt ſollt' er gerädert werden, aber ſie ſchenktens ihm halb, köpften ihn diesmal nur, und flochten den Leichnam aufs Rad. — Wie ichs Euch ſage, ich ſelbſt habe den Kreis um den Richtplatz mit geſchloſſen, und der abgehaute Kopf mit den ſtarren Augen und dem krauſen, ſchwarzen Haar ſchwebt mir noch immer ſo deutlich vor, als wäre die Execution vor einer Stunde geſchehen!" —

Die ganze Geſellſchaft hatte bis zum Schluſſe der Geſchichte ſteif und feſt, wie die Bildſäulen, geſeſſen; nur Georg hatte manchmal haſtig den Krug ergriffen und ſtarke Züge daraus gethan. Jezt fuhr er ſich um

willkührlich und ſchnell nach dem Kopfe, und zog dann mit langſamer Bedächtigkeit den Kamm einigemal durch die kurzverſchnittnen Haare.

„Dummes Zeug!“ — ſagte er dann — „Erzähle nun was Geſcheidteres, Vater Martin! Solche Scharfrichters-Geſchichten paſſen nicht zu meiner Hochzeit.“

Sämmtliche Gäſte wurden nun wieder lauter, und das Geſpräch lenkte ſich auf andere Gegenſtände. Georg ließ die Alten ſchwatzen, ſuchte ſeine Braut und fieng an zu tanzen. Dann zog er alle Mädchen, ſo viel ihrer nur da waren, nach der Reihe auf; die Muſikanten konnten nicht ſchnell und rauſchend genug aufſpielen; er trank jedesmal auf die Geſundheit der abgehenden Tänzerinn, anfänglich nur Bier, zulezt aber auch Wein.

Alles Zureden Margareths, ſich zu mäßigen, war vergeblich. Er ſuchte ſie zwar zu beruhigen, aber mit der ausſchweifendſten Luſtigkeit trank und jubelte er immer fort, bis man ihn endlich völlig betrunken ins Bett bringen mußte.

Traurig und beängſtigt folgte Margareth. Das Laſter der Völlerei war ihr von jeher abſcheulich vorgekommen, und ſie hielt Georgs Trunkenheit am erſten Tage der Ehe für eine ſchreckliche Vorbedeutung auf ihre ganze Zukunft. Sie brachte die ganze Nacht ſchlaflos, unter andächtigem Gebet und Thränen, bei ihm zu.

Mit wieder anbrechendem Morgen, da ſchon die Sonne durch die Ritzen der verſchloßnen Fenſterladen ſpielte, erwachte Georg. Seine ſtarke Natur hatte ſich durch den Schlaf von der unmäßigen Schwelgerei faſt ganz wieder erholt; nur ein leichter Rauſch

ſchien noch zurückgeblieben zu ſeyn. Er reichte der ſtill nach ihm hinblickenden Margareth freundlich die Hand, ſagte, daß er, vermuthlich, weil er zu viel getrunken, recht ſchwere, furchtbare Träume gehabt, und richtete dann ſeine Augen auf die Fenſterläden.

„Hm! dummes Zeug!“ — murmelte er mit erzwungenen, faſt einfältigen Lächeln — „Dummer Kerl mit ſeinem Schwane! Dummer Kerl mit deinem Sonnenſtaub!“

„Was willſt du damit?“ — fragte Margareth mit einigem Schreck.

„Da ſieh nur!“ antwortete Georg, und wies mit dem Zeigefinger nach dem Fenſterladen, durch deſſen Lücken die Sonne einen langen, wirbelnden Strahl in die Kammer herein warf.

„Ja, die Sonnenstäubchen sehe ich wol, aber" —

„Hast du nichts von der gestrigen Schwanz Geschichte gehört?"

„Ja! der Pachter hat sie seiner Frau und mir wieder erzählt."

„Nun sieh — da der fatale Sonnenstrahl, den ich gar nicht leiden kann, erinnert mich an eine fast ähnliche Geschichte — ähnlich, meine ich, was den Anfang anlangt, doch gewiß nicht im Ausgange — nein gewiß nicht — haha!"

„Und die wäre, lieber Georg?"

„Sieh, Margareth! dir kann ich so etwas wol erzählen; denn du bist ja nunmehr mein Weib, und das wärst du doch schwerlich ohne diese Geschichte."

„Ich bitte dich, lieber Georg! auf was deuten diese bedenklichen Worte?"

„Habe nur Geduld; ich erzähle dirs!

Sieh, als ich noch Fuhrknecht im Gränz-Gasthofe war, da kam einmal ein Polnischer Jude mit einem schweren Koffer und einem kleinen Kästchen voll Ducaten und Juweelen dort an. Er wollte mit frühstem Morgen weiter, konnte aber keine Postpferde bekommen. Endlich erbot sich mein Dienstherr, ihm Vorspann und einen sichern, zuverläßigen Knecht zu geben. Dieser Knecht war ich!"

„O Gott! wohin soll das führen?" — seufzte Margareth.

„Wenn du schon in Voraus heulen willst, so kann ich ja schweigen" — antwortete Georg — „doch aber möchte ich gern, daß du es wüßtest. Du bist ja eine fromme Christinn, und wirst mich ja aufrichten können. Warum wärst du auch sonst in alle Predigten gelaufen? — Gut also — Der Jude sah mir ins Gesicht und schien Zutrauen

zu mir zu faſſen; ich durfte ihn fahren, und das Gold und die Juweelen, die ich von ungefähr geſehen hatte, flimmerten mir, während wir auf der Landſtraße blieben, immer vor den Augen; ſelbſt wenn ich die Sterne am Himmel ſah, die ſchon nach und nach verſchwanden, ſchienen ſie mir weniger glänzend, als die Edelſteine in dem Käſtchen.

„Großer Gott! ſollteſt du dem Verſucher in die Hände gefallen ſeyn?"

Still, Margareth! oder du machſt mich wild! — Endlich kamen wir in den Wald. Ich — ſtieg einen Augenblick ab. Kein Blatt regte ſich; kein Menſch, kein Haus war weit und breit zu ſehen; der alte Mauſchel ſchlief, hatte das Käſtchen vor ſich ſtehen und ſeine Gefehriemen in der Hand. Doch ſchien mir ſein Schlummer mehr

Schwäche des Alters, als ein ordentlicher feſter Schlaf.

„Hm!“ — dachte ich in dieſem Augenblick — „was hilft auch der Plunder dem Alten, der ohnedies nicht lange mehr leben wird? Mir aber könnte er helfen! Zudem iſts ja nicht einmal ein Chriſt, und zu ſeinem Gott Abrahams hat er ja auch eben gebetet.“ — So wie mir dies durch den Kopf fuhr, ſchien auch ſchon alles mein Eigenthum. Ich griff nach der Radhaue, und ſchlug damit den Juden vor die Stirn. — Nun, ſagſt du gar nichts, Margareth? Da biſt ja auf einmal ganz todtenſtill!“

Margareth hatte die Hände gefaltet und zitterte; ihr Geſicht war todtenbleich; die Sprache verſagte ihr jeden Laut.

„Ich hatte aber" — fuhr Georg fort — „doch den Alten nicht recht auf die Hirnſchale getroffen. Er wachte auf und ſchrie. — „Wei, wei!" wimmerte er — (und Georg ſelbſt verzerrte jezt Geſicht und Juden-Dialect zur ſchneidendſten Uebertreibung) — „Wei! Chriſt! was thuſt du? was haſt du gethan? Habe Barmherzigkeit mit mir. Der Gott meiner Väter wird dich ſtrafen; der Bluträcher wird dich finden" —

„Selbſt der Teufel wird das nicht, alter Flachsbart!" — antwortete ich — „Im ganzen Walde ſind wir allein!"

„Sieht dich kein Auge, ſchau — ſo wird Gottes Auge dich ſehen, und der Sonnenſtaub wird dich verrathen!" — krächzte er noch einmal. Wirklich drang plözlich ein Strahl der Sonne durch die düſtern Zweige. Mir fieng an zu grauſen; alle Bäume ſchie-

nen ſich zu bewegen; aus allen Holzwegen ſchienen Geſichter hervorzukommen; ich erhob ſchnell die Radhaue noch einmal. Jezt traf ich beſſer. Der Jude zuckte kaum noch, und gab nur noch lallend den Laut von ſich: „Der Sonnenſtaub wird dich verrathen!“

„Jeſus —!“

„Schweig, Weib! oder bei Gott — Sieh, gute Margareth! ich fuhr noch eine Strecke tiefer in den Wald, bis über die Gränze. Dort packte ich Koffer und Käſtchen aus, verſcharrte ſie mit dem Alten, reinigte den Wagen vom Blute und fuhr dann wieder heim. Als ich ins Freie kam, ſah ich drei Raben. Dieſe flogen auf von dem Anger, drehten ſich in der Luft über mir herum, ſchrieen unaufhörlich und folgten dem Wagen immer von weiten. Kannſt du's glauben, daß mich dies faſt erſchreckt

hätte? — Doch ich ſuchte mir Muth zu machen und ſtimmte ein geiſtliches Lied an; aber das wollte nichts helfen. Die Raben verfolgten mich immer erbitterter, als wollten ſie auf mich hacken. Da verſuchte ichs und pfiff ein liederliches, und fluchte dazu. Da blieben ſie zurück, und ich kam ungeneckt zu Hauſe.

Ich vergrub nun meinen Schatz einſtweilen unter einem Baume, ſezte erſt nach mehrern Jahren die Perlen und Edelſteine zwanzig Meilen von hier in Geld, und kein Menſch hat je etwas von der Sache entdeckt; ja ich ſelbſt habe nicht gern mehr daran gedacht. Heute Nacht aber träumte mir wieder von den verwünſchten drei krächzenden Raben, die ſich diesmal weder durch Fluchen, noch ſonſt, wollten wegbringen laſſen, und als ich die Augen aufſchlug, blendete mich der

Sonnenstrahl. Doch gewiß, ich bin nicht so dumm, wie der Kaspar Runge mit seinem Schwane, und der Sonnenstaub, denk' ich, wird mich wol auch unverrathen lassen! — Nun, du sagst ja kein Wort?"

„Jesus Christus! was soll ich sagen?" — schrie die unglückliche Margareth, aus einem todtenähnlichen Erstarren erwachend und mit Verzweiflung die Hände ringend — „O mein Gott! so sind wir denn beide verloren! Ja, ich sehe es — meiner Sünde wegen werde ich bestraft — ich bin das Weib eines Straßenräubers, eines blutbesudelten Mörders!"

Georg schien sich jezt erst zu besinnen und seine Unvorsichtigkeit einzusehen; sein Rausch verflog gänzlich. Er suchte Margareth zu beruhigen, suchte ihr sogar alles nur als Traum und Erdichtung vorzustellen; aber

mit zu furchtbaren Zügen hatte ſich die Wahrheit ſeiner Erzählung in Margareths Seele geprägt.

Nach dem ſchrecklichſten Kampfe zwiſchen der Pflicht als Gattinn und Mutter und der lautrufenden Stimme ihres Gewiſſens, ſiegte endlich die leztere. Margareth nahm, von Angſt und ſpäter Unruhe getrieben, ihre Zuflucht zu ihrem Beichtvater, und entdeckte ihm, was ſie am Morgen des Brauttags erfahren.

Auch dieſer hielt es für ſeine Schuldigkeit, dieſen Vorfall dem Gericht anzuzeigen. Georg entfloh, wurde aber bald von der verfolgenden Gerechtigkeit eingeholt. Die Unterſuchung begann, und die finſtre Mordthat ward ſehr bald in das helleſte Licht geſezt.

Die arme Margareth ſtarb, ſchon längſt durch Angſt und Erſchöpfung dem Grabe nahe gebracht, an den Folgen einer frühzei-

tigen Niederkunft. Bald nachher empfieng auch Georg — nach dem Fluch des ermordeten Greises, vom Sonnenſtaube und — ſeiner eignen Schwatzhaftigkeit verrathen — die Strafe ſeines Verbrechens.

X.

Die beiden Windſpiele.

Romanze.

1.

Sagt, was ziehn mit Haſt und Eile
Nach dem ſchönen Schloß,
Ragend auf des Felſen Stelle,
Zahllos Mann und Roß?
Wenn der Stern des Morgens funkelt,
Zieht das Walierheer;
Wenn die Nacht den Berg umdunkelt,
Wird der Pfad nicht leer.

2.

Dort im Schloß gebeut Jucunde,
Einer Zaubrinn gleich.
Reiz und Geiſt im holden Bunde
Schuf ihr Liebes-Reich.

Wer ihr naht, wird von der Flamme
Ihres Aug's entbrannt;
Fürsten sind mit ihrem Stamme,
Seit er sproß, verwandt.

3.

Was des Flusses Arm umschließet,
Ist ihr unterthan;
Schätze wird, wen sie erkieset,
Ohne Maaß empfahn.
Darum zieht, wenn Eos schimmert,
Schon das Wallerheer;
Wenn der Mond den Wald durchflimmert,
Wird der Pfad nicht leer.

4.

Perlenschmuck und edle Steine
Bringt der Ritter Schaar,
Alles Köstliche und Feine,
Ihr zum Opfer dar.

Und mit ſüßen Schmeicheleien,
Und mit Höflingskunſt,
Girren raſtlos ſie und freien
Um des Fräuleins Gunſt.

5.

Doch die unbeſiegte Schöne
Lohnt mit leichtem Muth
Nur durch Liebesblick und Töne
Lächelnd den Tribut.
Liebe ſcheint ſie zu verkünden,
Aber — wie im Hain
Venusbilder uns entzünden,
Selbſt nur kalter Stein.

6.

Einem nur könnt' es gelingen,
In der Minne Pflicht
Dieſes ſtolze Herz zu zwingen;
Doch er naht ſich nicht.

Ihn, den Edelſten von Allen,
Treibt ſein Liebesharm,
Täglich um das Schloß zu wallen,
Eine Laut' im Arm.

7.

Denn ihm ließ nur karge Habe
Sein Erzeuger nach,
Der an des Erlöſers Grabe
Blut'ge Palmen brach.
Wenig kann er eigen nennen,
Als ein Rüden-Paar,
Flücht'ger, als der Wind, im Rennen,
Blendendweiß von Haar.

8.

Auf verfallner Burg erzogen
Von ihm lebenslang,
Folgten ſie dem Wink und flogen,
Wenn die Senne klang,

Kehrten dann an ſeine Seite,
Folgten ihm getreu,
Wie zum Forſte, ſo zum Streite
Und zum Luſt-Turnei.

9.

Jeden Morgen ſah Jucunde
Durch der Eichen Grün
Ritter Konrad und die Hunde
Ihre Straße ziehn.
Seiner Liebe leiſe Klagen
Sang der Rittersmann,
Und im hohen Graſe lagen
Die Getreuen dann.

10.

Und an einem Maientage,
Als die Laut' erklang,
Und der Töne ſüße Klage
Ihr zum Herzen drang

Wandelt ſie in Schleierhülle
Durchs bethaute Gras,
Nach des Eichenhaines Stille,
Wo der Sänger ſaß.

11.

Lange weilt ſie, zu erlauſchen
Seiner Stimme Ton.
Horchend auf der Zweige Rauſchen,
Stehn die Rüden ſchon.
Konrad ſchweigt, um zu erfahren,
Wer ihn unterbricht;
Traut, entzückt, Sie zu gewahren,
Seinen Augen nicht.

12.

Und er läßt die Töne ſchwellen
Mit entzücktem Sinn.
Seine muntern Rüden bellen
Nach der Lauſcherinn.

Auf des Junkers herrisch Winken,
Bei Jucundens Gruß,
Schweigen folgsam sie, und sinken
Wedeind ihr zu Fuß.

13.

„Wollt Ihr nur den Felsen singen,
Und die Menschen flieh'n?
Nur der Echo Herz bezwingen?“ —
Fragt Jucunde ihn. —
„Wollt Ihr mir die Töne rauben,
Die ein Gott Euch giebt?
Wandelt durch des Gartens Lauben,
So es Euch geliebt!“

14.

Und von Stund an kommt der Ritter
Mit Aurorens Strahl,
Singt im Laubenduft zur Cither
Treuer Herzen Qual.

Milder ſcheint mit jeder Stunde
Der Geliebten Sinn;
Immer ſanfter ſchaut Jucunde
Nach dem Treuen hin.

15.

Einſtens, als die Holde wieder
Hinter Roſen lauſcht,
Wagts der Sänger ſüßer Lieder,
Lieb' und Glut berauſcht,
Der verſchwiegnen Flamme Qualen
Knieend zu geſtehn,
Und von ihrer Augen Strahlen
Minneſold zu flehn.

16.

Doch entrüſtet weicht die Schöne,
Ruft mit bitterm Spott:
„Gab Euch nichts, als leere Töne,
Eurer Liebe Gott?

Perlenſchmuck und edle Steine
Bringt der Freier Schaar,
Alles Köſtliche und Feine
Mir zur Gabe dar!“

17.

„Nehmt für jezt die einz'ge Habe“ —
Spricht der Ritter drauf —
„Nehmt die Rüden hin zur Gabe,
Nie beſiegt im Lauf!“ —
Leiſe nennt er ihr die Rüden,
Zärtlich und betrübt. —
„Kehr ich wieder, kann ich bieten,
Was der Reichſte giebt!“

18.

An der Laute Band gebunden,
Führt der Rittersmann
Seine Treuen zu Jucunden,
Scheidet ſchweigend dann.

Lächelnd nimmt aus ſeinen Händen
Sie die Gabe an.
Nichts vermag ihr Herz zu wenden,
Nichts den ſtolzen Wahn.

19.

Lange Tage hofft Jucunde
Auf die Wiederkehr.
Da vernimmt ſie ſichre Kunde:
Nach dem weiten Meer
Sey der Ritter hingezogen,
Schier in Knechtsgewand,
Lebensmüd' und gram gebogen
Ins gelobte Land.

20.

Und ſie weint am frühen Morgen
Mit zerſtreutem Haar,
Pflegt mit zarter Liebe Sorgen
Das getreue Paar.

Ernſt und traurig nehmen Beide
Keine Speiſe an,
Bis ſie, abgezehrt von Leide,
Still den Tod empfah'n.

21.

„Dies das Loos der edlen Treue!
Hartes Herz! nur du" —
Seufzt' ſie nun mit Angſt und Reue
Sondern Raſt und Ruh —
„Tödteteſt die wackern Rüden,
Brichſt vielleicht ſein Herz.
Leben, von der Lieb' geſchieden,
Wird zum Todesſchmerz!"

22.

Nun verſtummen Spiel und Feſte
Auf dem ſchönen Schloß.
Still entfernen ſich die Gäſte
Mit dem Dienertroß.

Alles Gold und Gut vom Hofe
Schickt ſie eiligſt fort,
Reiſet dann mit ihrer Zofe
Nach Venedigs Port.

23.

Kauft ſich ein Gebäud' am Strande,
Schmückt es wohnlich aus.
Pilgern aus dem heil'gen Lande
Widmet ſie das Haus,
Und erquickt mit Trank und Speiſe,
Und mit Freudenklang,
Jeden nach der ſchweren Reiſe
Woch' und Monden lang.

24.

Doch ſie ſelbſt in ſtetem Harme
Lebt als Büßerinn.
Eingehüllt die zarten Arme
Und bis hoch ans Kinn

Ihre ſchöne Bruſt in Felle,
Weint ſie Tag und Nacht.
Selbſt der reichen Locken Welle
Hüllet Nonnentracht.

25.

Und im Speiſeſaal zu leſen
Iſt mit goldner Schrift:
„Wer an Chriſti Grab geweſen,
Und mein Räthſel trifft,
Dem gelobe ich zu ſpenden
Einen Prunk-Pokal;
Kann er meinen Kummer enden,
Mich zum Ehgemahl.“

26.

Bald verbreitet ſich die Sage
Von der ſchönſten Dam',
Die mit wundervoller Frage
Jüngſt nach Welſchland kam.

Jeder Pilgrim voll Verlangen
Wallt zum hohen Thor;
Jedem legt mit naſſen Wangen
Sie das Räthſel vor:

27.

„Nenne mir die ſchönſten Worte,
Die das Herz erdacht;
Sage, wen zur Todespforte
Hat ihr Sinn gebracht;
Was mit Lieb' die Hand umwebet
Seiner Mörderinn,
Und mit Treu' mein Herz umſchwebet,
Bis ich nicht mehr bin!"

28.

Alle, die das Räthſel hören,
Bleiben ſtill und ſtumm;
Ohne es zu löſen, kehren
Sie verwundert um.

Angelockt vom edlen Preiſe
Nahen ſpat und früh,
Aſtrologen, Narr'n und Weiſe,
Stets mit eitler Müh'.

29.

Endlich zieht vom heil'gen Lande
Ernſt ein Waller ein,
Selbſt im härnen Mönchsgewande,
Knechte hinterdrein,
Perl und Gold an ihrem Kleide
Glänzt auf dunkelm Grund,
Reiherfeder und Geſchmeide
Von des Turbans Bund.

30.

Langſam wallt der Greis zur Pforte,
Einem Dulder gleich.
Wenig nur ſind ſeiner Worte;
Sein Geſicht iſt bleich;

Silbern unterm Muſchelhute
Fließt der Bart herab;
Zitternd ſchleicht mit bangem Muthe
Er am Pilgerſtab.

31.

Mild und traurig nimmt Jucunde
Auch den Alten auf.
„Ich vernahm des Räthſels Kunde“ —
Spricht er düſter drauf —
„Doch der Löſung nachzuſinnen,
Mangelt mir die Zeit.
Eiligſt reiſ' ich fort von hinnen,
Und mein Ziel iſt weit.“

32.

„Schwer belaſtet liegt im Haven
Meine Brigantin',
Und ich muß mit Gold und Sklaven
Stracks nach Deutſchland ziehn.

Alſo mußt' ichs angeloben,
Weil in lezter Noth,
Unter wilder Stürme Toben,
Mirs ein Freund gebot."

33.

„Mein Genoß im harten Streite
Und im Zelt war Er.
Glühend ſchien ſein Durſt nach Beute,
Und ſein Kummer ſchwer.
Schätze hatte er gewonnen;
Lebte karg und arm,
Mit Verzweiflung oft umſponnen
Von dem tiefſten Harm."

34.

„Wollt' ich Euer Räthſel deuten —
Wär der Becher mein! — —
Reichthum wollte Er erbeuten,
Perl' und Demantſtein;

Denn — Er konnte nur zwei Rüden
Zu der Liebe Pfand
Seiner ſtolzen Schöne bieten —
Lieb' und Treu' genannt.

35.

Finſtrer trat der Greis zur Stelle,
Wo Jucunde ſtand. —
„Seht, Ihr traget weiße Felle
Eng um Bruſt und Hand.
Lieb' und Treue ſind geſtorben —
Dies iſt ihre Haut —
Schätze hat mein Freund erworben
Für die ſtolze Braut."

36.

„Bring' es der geliebten Spröden,
Was ich ihr erwarb.
Mir iſt weiter nichts vonnöthen" —
Sprach Er, als Er ſtarb.

Näher wälzend unſerm Schiffe
Riß ihn über Bord
Nach dem ſcharfen Felſenriffe
Eine Woge fort.“

37.

Hingeſchmettert ſtürzt Jucunde
Ohne Lebensſchein,
Schnell erbleicht an Wang' und Munde,
Auf des Eſtrichs Stein.
Und auf ſeine Kniee ſinket
Froh der finſtre Greis,
Wirft die Hülle ab, und winket
Dann dem Sklavenkreis.

38.

Sie erwacht bei heißen Küſſen,
Zittert und erblickt
Ritter Konrad ſich zu Füßen
Ritterlich geſchmückt.

Goldne Schaalen und Gewande
Bringt der Sklaven Schaar,
Perl' und Stein aus Morgenlande,
Tief im Staube dar.

39.

„Konrad! Konrad!" — ruft Jucunde —
„Hab ich gnug gebüßt?" —
Jedes Wort von ihrem Munde
Wird hinweggeküßt.
„Ewig biſt du mein, du Treuer!" —
„Stets der Deine nur!
Auf zu unſrer Hochzeitfeier
Nach der Deutſchen Flur!"

40.

Höher wird das Haus gebauet
Von dem Türkenſchatz,
Das erſtaunt der Wandrer ſchauet
Am Rialto-Platz.

Scheidend weihet es Jucunde
Ein zum Hospital;
Und man sieht die weißen Hunde
Uiber dem Portal.

XI.

Das wunderthätige Grab.

Arabeske.

In — — ja den Ort hab' ich vergessen,
Sonst mehrte längst in Zeitung und Journal
Rouge de la Madelaine der Schönheitsmittel Zahl —
Gnug, unter Palmen und Zypressen
Stand einst ein Hüttchen eng und klein.
Nicht ferne lag ein tief versunkner Stein,
Wo Kräuter, reich an Tugend, sproßten
In jedem Frühling Liljenstängel schoßten.

Und züchtig in dem stillen Hüttchen lebte
Der Wittwen Frömmste mit dem Töchterlein,
Zart', wie die Ros' im ersten Maienschein.

Das edle Pärchen, arm und dürftig, webte
Für Aermre Kleider. In der Hand die Spuhle
Sang man am Tage heil'ger Lieder viel,
Und bei des Abendſchimmers ſanftem Spiel
Erzählte, ämſig noch am Weberſtuhle,
Die Mutter ſchöne, geiſtliche Geſchichten,
Die Tiek und Roſegarten Euch berichten.

So waren funfzehn Lenze denn vergangen,
Seit die Matron' das holde Kind gebar.
Von Flachs und Seide ſchien Nadinens Haar —
Die Augen Sterne — Pfirſchen ihre Wangen,
Wie ſie beim Kuß der Sonn' erröthend prangen;
Auch mangelte zum ſchönen Angeſicht
Ein Zedernwuchs bei ſüßer Fülle nicht.

Doch leider! daß zu ſpät, zum Troſt der Mädchenkenner,
Der Schönheit Schutz, der ritterliche Jenner,

Den Kopf zertrat der gift'gen Schlangen-
brut —
Ach, damals ſtreckte noch mit unbeſiegter Wut
Das Haupt empor die ſchrecklichſte der Mat-
tern,
Und lechzte nach der Unſchuld reinem Blut —
Auch Dina's Blüte traf der glüh'nde Hauch
der Blattern.

Zwar ſie genas nach mondenlanger Qual,
Als müßte ſelbſt der Tod ſich über ſie er-
barmen;
Doch nicht genug, daß jeder Reiz der Ar-
men
Vernichtet ward; auch ihrer Augen Strahl
Erloſch in Nacht. Das wunderſchöne Kind
War jezt ein Schreckensbild und blind.

Nichts von dem Jammer, der das Mutter-
herz zerbrach,
Zu ſehn die Lieblichſte der Blüten,

Weil ohne Schuld ein gift'ger Wurm sie stach,
Dem Schierling gleich von Jeglichem vermieden —
Zu leiten jezt ihr lichtberaubtes Kind,
Das einstens sie im Alter leiten sollte —
Es tröstend bitten, wenn es weinen wollte:
Ach süße Tochter! weine — dich nicht blind! —
Still trug die Wittwe ihren tiefen Schmerz,
Zu Gott erhob sie nächtlich Hand und Herz;
Doch, wenn die Morgenröthe kaum erschienen,
Dann führte freundlich kosend sie Nadinen
Verschleiert nach dem alten Stein.
Sie sammelte bei brünstigen Gebeten
Vom Kelch der Blüten, die nach stiller Nacht
Sich öfneten und in verjüngter Pracht

Dem jungen Tage Düfte wehten,
Vom Pflanzenblatt, die Perlen frisch und rein,
Und strich den kühlen Balsam stets und immer wieder
Der blinden Tochter auf die Augenlider.

Doch welches Heil ist diesem Thau verliehn?
Wer nennt die Macht, die hohe Wunder schafft? —
Kaum noch, daß sieben Tage so entfliehn,
So fühlt Nadinens Auge neue Kraft.
Durch jede Nerve zuckt ein nie gefühltes Feuer;
Die Wimpern heben linder sich und freier,
Je mehr die Mutter liebend sie benezt;
Es wechselt Nacht und Dämmerung mit Licht,
Und süß bekommen ruft das fromme Kind zuletzt:
Ach, Mutter, nun — nun seh' ich dein Gesicht!

Anbetend ſinken ſie am Hügel nieder,
Umarmen ſich und knien vereint dann wieder;
Dann wandeln ſie, die Heilung zu verkünden,
Zu Gottes Preis die Herzen zu entzünden,
Und jeder, dem entzückt die Frommen nahn,
Staunt ſtill bewegt das Wunder an.

Bald unterſucht man ſorglich auch den Stein,
Und findet eine ſchwarze Marmorplatte,
Die Moos und Erde lang verborgen hatte,
Verziert mit Ringen und mit Laubwerk fein,
Mit Eiſenklammern feſt verwahrt;
Auch ſieht man Säulenknäufe fremder Art.
Man gräbt und gräbt — der Männer Eifer ſteigt,
Je mehr von Schutt befreit die Katakomb'
ſich zeigt;
Je tiefer Hack' und Schaufel ſtoßen,
Je lieblicher erfüllet ſich die Luft
Mit einem wunderbaren Duft,
Wie Lindenblüt' und Tuberroſen.

Mit Schweiß bedeckt beſtrebt ſich nun die Menge,
Daß ſie des Felſenbaues Riegel ſprenge;
Man zwängt gewaltſam kaum die Tafel auf;
Ein heller, weißer Schein dringt durch den Spalt herauf.

Man bebt und weicht mit heil'gem Graun zurück,
Doch nur auf einen Augenblick.
Man fragt, was wol das Schimmerlicht bedeute,
Spricht von Karfunkel, unterirdſcher Beute,
Und ſezt ermuthigt Axt und Hebel an — —
Und jezt zerbarſt der Stein — und Aller Augen ſahn
Ein Lämpchen, das in tiefer Wölbung ſtand,
Noch einmal flammte und verſchwand.

Wie aber ſoll ich Euch den Wunderanblick malen,
Der jezt, erhellt von Tageslichtes Strahlen,

Sich dem erſtaunten Volke bot? —
Ein Leichnam, ſchön, mit Engelsmienen,
Die Wangen, wie bei Liebesträumen, roth —
Zu ſchlummern ſchien die Heilige, nicht todt —
Wie den Coreggi's und Battoni's ſie
erſchienen,
So zeigte ſich — o himmelvolle Scene! —
Die heilige Maria Magdalene,
Die unverweſt im Marmor-Sarkophag,
In Byſſus eingehüllt, umſteckt mit Lilien, lag.
Sanft an die ſchöne Bruſt — ſie ſchien
noch lebenswarm —
War angeſchmiegt der Alabaſter-Arm,
Indeß ſich in der zarten linken Hand
Das heil'ge Glas mit Nardenwaſſer fand;
Das üppigreiche, goldne Wellenhaar,
Womit ſie einſt bei heißen Thrän' und
Küſſen —
Sie zeigte aufgelöſt es gern, ſo reuerfüllt
ſie war —

Die Salben trocknete von des Erlösers Füßen,
Durchwand von Rosen, die am Morgen erst gebrochen
Von Engeln schienen und balsamisch rochen,
Bis unters Knie die schönste Blumenkette —
Nicht wie im Sarg, sie schlief im Hochzeitbette.

Zu Boden stürzt die tiefergriffne Menge
Und ehrt mit Preis und Dank das Gnadenwunder;
Für Heiden selbst wird es zum Glaubenszunder.
Schon hallen weit der Christenschaar Gesänge,
Schon leitet man an Krück' und Stab
Preßhafte aller Art ans heil'ge Grab —
Da windet sich auch Dina durchs Gedränge,
Und alles schweigt, die junge Beterinn,
Die Hochbegabte, nicht zu stören,

Aus ihrem Mund des Höchſten Lob zu hören.
Sie kniet mit ſtarrem Aug und mit ver-
zücktem Sinn,
Vom Geiſt Ergriffnen gleich, am Sarge hin,
Erhebet brünſtig ihre Hände
Und betet alſo: — denn von der Legende
Der ſchönen Büßerinn kennt ſie wol nur das
Ende. —
„O Heil'ge! Großes iſt mir wiederfahren,
Um Größres noch fleh' ich dich gläubend an.
Mich preiſen ſelig dieſe frommen Schaaren,
Weil meine Augen aufgethan;
Doch bin ich elend, ſeit ſie dich erſahn!
So ſchön, wie du — ſo ſchön konnt' ich
einſt werden —
Nimm, Himmliſche, mich Aermſte von der
Erden —
Wo nicht — ſo gieb — denn du kannſt
Alles geben,
Und kennſt das Mädchenherz ja ſelbſt von dir —

Gieb mir zurück der einſt'gen Schönheit Zier;
Dann will ich ſtets nach deinem Beiſpiel
leben!"

Dies hört der Kreis verwundernd von Na-
dinen.
Dann preßt die Jungfrau ungezählte Küſſe
Der Heiligen auf Hand und Kleid und Füße;
Und ſieh! man ſagt, daß Magdalenens
Mienen
Mit ſanfter Huld zu lächeln ſchienen.
Ich glaub' es kaum — doch das iſt ſon-
nenklar
Erwieſen, klingts gleich wunderbar —
So wie Nadinens Angeſicht
Der Heil'gen Blumenſchmuck erreichet,
Erliſcht der Lilien weißes Licht
Und jede rothe Roſ' erbleichet.
Man ſieht, da ſich die Betende erhebt,
Ihr Aug' von Liebesglut belebt,

Und die zerrißne Haut an Wang' und Hals und Händen
So glatt und rein, wie Flaum des Schwanes, blenden;
Der Blumen Schmelz iſt auf ſie übergangen,
Ihr Angeſicht mit Engelsreiz umfangen;
In himmliſcher, doch neu verjüngter Schöne,
Scheint faſt in ihr Maria Magdalene
Ins Erdenthal zurückgekehrt;
Faſt gleich der Heiligen wird ſie verehrt.
Indeß zur heil'gen Gruft die Mädchen ſtürmend nahn,
Flehe Jüngling, Mann und Greis die heil'ge Dina an. —

So iſts geſchehn, geneigte Leſerinn! —
O wüßt' ich nur des Lands und Ortes Namen,
Wol manche wallt' um ſolchen Preis dahin
Mit dem Gelübd, der heil'gen Sünderinn
In ihrem Wandel nachzuahmen. —

Ach!! — Unglücks-Namen! muß' ich
dich vergessen? —
Ich selbst zog mit der ersten Pilgrinn aus,
Und baut' im Hain der Palmen und Zy-
pressen
Auf gutes Glück ein Schwesternhaus!

XII.

Irland.

1.

Die hohle Weide.

Durchs tiefe Thal zieh' ich dahin
Wol sonder Rast und Ruh.
Bist kundig, junge Schäferinn!
Weis mir die Grotte zu,
Wo sich der moosige
Weidenstamm neiget,
Und wo die rosige
Dryas sich zeiget.

„Ich leite bis zum Erlenhain,
Auf grüner Aue sie,
Wol früh und spat die Schäfchen mein,
Die Grotte sah ich nie,

Wo eine mooſige
Weide ſich neiget,
Und deine roſige
Schöne ſich zeiget."

Ach, Schäferinn! mit leichtem Sinn
Und reger Phantaſei
Irrt' ich durchs tiefe Thal dahin
Im holden jungen Mai.
Vom Berge dunkelte
Lieblich es wieder,
Und Heſper funkelte
Gränlich hernieder.

Und an dem friſchen Blumenrain
Saß ich mit friſchem Muth,
Und blickte nach dem Erlenhain
In ſtiller Sehnſucht Glut.
Dort deckt die mooſige
Weide die Quelle;

Dort glänzte roſige,
Magiſche Helle.

„Wol kenn' ich nun der Weide Stamm,
Die in den Quell ſich beugt.
Dort ließ der grimme Wolf mein Lamm,
Und floh, wie weggeſcheucht.
Dort herrſchen immerdar
Stille Gewalten;
Doch ſah ich nimmerdar
Grott' und Geſtalten."

Doch ich! — Aus ſanftem Abendlicht
Und aus dem Spiegelquell
Hob ſich ein roſiges Geſicht
Mit Augen wunderhell.
Die Locken flimmerten
Golden hernieder,
Wie Schwäne, ſchimmerten
Blendende Glieder.

Und mir entgegen liebewarm
Bog ſich die Lichtgeſtalt,
Und lockte mich in ihren Arm
Mit zärtlicher Gewalt.
Doch floh die Roſige
Noch nicht erreichet,
Dort, wo die mooſige
Weide ſich neiget.

Sie floh — und wunderfriſches Land,
Und blinkendes Geſtein
Zog ſich um ſie — und Nebenſtand,
Wie Silberzindel fein.
Wie ſich mit dichter Duft
Elfen umſpinnen,
Schien ganz in lichter Luft
Sie zu zerrinnen.

Nun ziehe ich mit düſterm Sinn,
Stets ſonder Raſt und Ruh,

Durchs tiefe Thal daher — dahin —
Wol nach der Stelle zu,
Wo ſich der moosige
Weidenſtamm neiget,
Ob ſich die Roſige
Wieder mir zeiget?

2.

Die ferne Braut.

Einſam ſaß bei Mondes Scheine
Don Rodrigo in der Laube,
Und er dacht' an die Geliebte,
An die ferne ſchöne Braut.

Und es dufteten die Blumen,
Und es liſpelten die Blätter,
Und die Nachtigallen ſangen
Von der fernen ſchönen Braut.

Und des Mondes Schein bestrahlte
Hell den Ort, wo Sie gesessen,
Als er bei dem Abschied küßte
Die geliebte schöne Braut.

„Blumen, eures Sehnens Düfte
Füllen die geliebten Kelche!
Sänger, mit der Liebe Tönen
Ruft ihr eure ferne Braut!“

„Und zu deiner Erde blickest
Liebend du vom Himmel nieder,
Sanfter Mond; mit Liebesblicken
Küssest du die ferne Braut!“

„Leuchte, daß ich meiner Holden
Süßer Liebe Worte sende,
Daß mein sehnendes Verlangen
Spreche zu der fernen Braut!“

Und in finſtrer Wolken Schleier
Hüllte ſich des Mondes Antlitz.
„Willſt du nicht dein Licht mir gönnen
Für die ferne ſchöne Braut?“

Und der Page ſtellt die Kerze
Leuchtend hin vor Don Rodrigo,
Und ſchon greift er nach dem Blatte
Für die ferne ſchöne Braut.

Da verlöſcht mit ſchnellem Zuge
Eine weiße Hand die Flamme,
Und der Ahnung banger Schauer
Mahnt ihn an die ferne Braut.

„Winkſt du mir aus fernen Welten,
Daß du meiner Lieb' entflohen,
Daß der Liebe ſüßen Worten
Nicht mehr lauſcht die ſchöne Braut?“

Und er ſchwingt ſich ſchnell zu Roſſe,
Und er eilt durch Nacht und Dunkel,
Eilet ohne Raſt und Schlummer
Zu der fernen ſchönen Braut.

Und in Morgenſonnenglanze
Sieht er ſchon das Schloß erglühen,
Und die Fenſter, wo ſie harrte,
Don Rodrigo's ſchöne Braut.

Und er ſchwingt ſich von dem Roſſe,
Eilt durch ſchwarz beflorte Pagen,
Und auf ſchwarzem Sammt gebettet
Sieht er ruh'n die ſchöne Braut.

Und er ſinkt an ihre Seite,
Und erwachet nimmer wieder.
In des Grabes engem Bette
Ruht er bei der ſchönen Braut.

3.

Der Schleier im Walde.

Es ritt bei frühem Nebelgrau
Ein Jäger in den Wald.
Er kehrte heim im Abendthau
Nach seinem Aufenthalt.
Was sah er da? :,:
Tirili, Tirila!

Was glänzt so hell im grünen Hain?
Was blinkt an Stromes Lauf?
Ein Mädchenschleier weiß und fein,
Von Gold ein Krönchen drauf.
Was that er da? :,:
Tirili, Tirila!

Leis ſchlich er hin an Ufers Rand,
Und rührt' den Schleier an.
„„Was hat dir, Waidmann, mein Gewand
Und meine Kron' gethan?“ “
Was ſah er da? :,:
Tirili, Tirila!

Die zartſte Maid im Mondenſchein,
Zwei Dirnchen wunderhold!
Sie ſtrählten ihr die Härelein
In Zöpfe, hell wie Gold.
Was ſagt' er da? :,:
Tirili, Tirila!

„Ach, allerſchönſtes Mägdelein!
Willſt du die meine ſeyn?“ —
„„Soll Otternkönigs Töchterlein
Den grünen Waidmann frein?
Ahi, Aha! Aha, ahi!
Tirila, Tirili!“ “

„Wie ſtolz und höhniſch, kleines Ding,
So mild von mir begrüßt?
Iſt dir der Jäger zu gering,
Der Fürſt des Waldes iſt?“
Was that er da? :,:
Tirili, Tirila!

Er nahm den Schleier und die Kron
Und ſchwang ſich in die Höh.
„Das nimm, du Sprödе, dir zum Lohn!
Ade, Prinzeß, Ade!
Aha, ahi! Ahi, aha!
Tirili, Tirila!

Huſch! taucht das flinke Nixchen-Chor
Hinab in Waſſers Schooß.
Und ziſchend ſchießt ein Heer hervor
Von Ottern klein und groß.
Und was geſchah? :,:
Tirili, Tirila!

Der Jäger treibt durch Berg und Thal
Mit ſcharfem Sporn das Roß.
Doch — ſtets ſich ringelnd — ſonder Zahl —
Stets züngelnd folgt der Troß.
Und was geſchah? :,:
Tirili, Tirila!

Der Jäger flieht — ermattet fällt
Zulezt ſein treues Pferd.
Er ſelbſt, von Otterngift geſchwellt,
Und blutend, ſinkt zur Erd!
Ei, ei! Aha!
Tirili, Tirila!

Ziehſt, Waidmann, du in grünen Hain,
Wirſt Mädchenſchleier ſeh'n,
Zeuch ruhig hin der Straße dein
Und laß die Schleier ſteh'n!
Ja, ja! Ja, ja!
Tirili, Tirila!

4.
Dichters Liebchen.

In ländlicher Hütte, mit Reben umrankt,
Da wohnet das Mädchen der Liebe.
Nicht gerne gegrüßet, nicht gerne gedankt,
Spring' über den Zaun ich, wie Diebe.
Die Lilien blühn,
Rubinene Blumen des Mohnes erglühn,
Wol hinter dem niedrigen Fensterlein,
Und schimmern von ferne im Abendschein.

Es dreht sich am Hügel der bläuliche Rauch,
Halb stehet das Hüttchen im Grunde.
Mein harret die Freundinn mit glänzendem Aug',
Mit brennenden Wangen und Munde;
Spielt unter dem Rand
Des Hütchens, geschmücket mit rosigem Band,

Erglühend vor Schaam, nach dem Wege hin,
Um sicher zu werden, ob ich es bin?

Wir schleichen umarmend ins Zimmerchen nett;
Verhüllt wird das Fenster der Straße;
Mit Blüten bestreuet sind Tischchen und Bett;
Es perlet der Meisner im Glase.
Uns nimmt nicht das Paar
Der küssenden Täubchen im Winkel gewahr;
Gar sorglich mit Semmel und Kohl ge-
pflegt,
Im Weidengebauer die Lerche schlägt.

Doch silberner trillert des Liebchens Gesang
Manch Liedchen, das für Sie gedichtet;
Und was mir am zögernden Tage gelang,
Das wird gelesen, gerichtet.
Dann seufzet mein Kind:
„Wie glücklich die Leutchen der Dichtung doch
sind!“

— „„Und preiſeſt du minder den mächt'gen
Mann,
Der zärtliche Liebe beglücken kann?" "

„ „Und wollten die Muſen ihm Kränze verleih'n,
Dann lebte dein Name im Liede,
Mit Laura und Cidli im ſchönen Verein,
Mit Mignon und Adelaide!" "
— „O laß mir den Wahn,
Daß Liebe dem mooſigen Hügel wird nah'n,
Und forſcht am verſunkenen Grabesſtein:
Wo grub man das treuſte der Mädchen ein?"

Nach fröhlichem Koſen, wenn Luna uns winkt,
Dann geh'n wir zur Bank in den Bohnen;
Ein ſchwebender Teppich vom Eibiſche ſinkt,
Es düften vom Beet die Melonen.
Das Liebchen wird ſtill,
Forſcht ſchüchtern, ob bald ich von dannen
nun will.

„Ach, Lieber! wie wird mirs am Morgen
geh'n!
Du ſollteſt die Blicke der Bäurinn ſeh'n!“

„„Bald prangt ja der grünende Kranz dir im
Haar,
Bald ſcheinet der ſchönſte der Tage —
Dann ſteh'n wir vereint am Vermählungsal-
tar —““

„O zürne mir nicht, daß ich zage!“ —

„„Was Liebe verzieh,
Bereue nicht, Holde! — Ich laſſe dich nie! —
Wir leben, wie Blumen, ein Lenzgedicht,
Und bitten die Welt nur um Luft und
Licht!““

5.
Vergißmeinnicht.

Es blüht ein kleines Blümchen
Einſam an Ufers Rand.
Als einſt im Morgenthaue
Es früh das Mädchen fand,
Sie lächelte ſchön wie der Morgen:
„Was blühſt du hier ſtill verborgen?
Dich pflegte wol meine Hand.“

Sie hob mit zartem Finger
Das Blümchen aus dem Grund;
Da rollte von den Blättern
Der Thau wie Perlen rund.
„Laß ſpielen die Farben im Thaue,
Du blühſt, die ſchönſte der Aue,
In eigenen Farben ſo bunt!“

Sie pflegt mit holder Liebe
Das Blümchen Tag und Nacht,
Schirmt es vor heißer Gluten,
Vor kalter Stürme Macht.
Und dankend haucht in die Lüfte
Das Blümchen die süßesten Düfte,
Und freut sich der eignen Pracht.

Da geht im Blütenkranze
Der schöne Mai hervor,
In stolzen Farben pranget
Der Tulpen bunter Chor;
Es schwillt die Knospe der Rose
Durch zarte Hüllen von Moose
Jungfräulich erröthend empor.

Das Mädchen geht und schauet
Des Frühlings Blütenbahn.
Aus jeder Blüte lächelt
Ihr eigner Reiz sie an.

Vergessen und einsam lauert
Das Blümchen daheim und betrauert
Des Glückes verrauschenden Wahn.

„Und willst du nicht erscheinen,
Ist fern von mir dein Sinn,
So will ich nicht mehr blühen,
Wenn ich verlassen bin.“
Da senkte das Blümchen die Blätter,
Matt ward es und immer mätter,
Welk sank auf den Boden es hin.

6.

Ehelicher guter Morgen.

Vom Schein der Feuerbohnen,
Die hoch am Fenſter blühten,
Lag Lida ſanft umgeſſen,
Und goldgewebte Träume
Umgaukelten ihr Lager,
Und rötheten die Wangen
Mit ſchönen Purpurflammen.

Und leiſe trat ihr Gatte
Zum weichen, keuſchen Lager.
Er ſah den warmen Buſen
Des holdſten Mädchen wallen;
Er ſah auf ihren Lippen
Den Kuß der Liebe ſchweben,
Und küßte ſanft die Lippen,
Die Schläferinn zu wecken.

„Sieh, liebe, gute Lida!
Die erſte Frühlingsroſe,
Für dich von mir erzogen,
Für dich von mir gebrochen,
Beperlt von friſchem Thaue!“
So ſprach der frohe Jüngling,
Und legte ſanft die Roſe
Der Holden in den Buſen,
Und wiegte in den Armen
Die heißgeliebte Gattinn.

„Wie ſchön iſt deine Gabe!“ —
Erwiderte die Holde —
„Doch ſollſt du mir geſtehen,
Daß deiner Lida Gabe
Noch ſchöner ſey, als deine!“

„O du geliebte Lida!
Ein einz'ger dieſer Küſſe
Iſt ſchöner, als die Roſe!“ —

„Wol schöner, als die Rose,
Ist einer dieser Küsse.
Dich küßt nicht blos die Gattinn —
Dich küßt mit heil'gem Kusse,
Du lieber, lieber Jüngling!
Die freudenvolle Mutter!“

7.

Geständniß.

Sie weiß es längst, was ich verschweigen muß!
Euch, Frühlingsbäume, nannt' ich ihren Namen,
Du, Echo, riefst ihn nach — und junge Weste kamen
Und trugen ihn süßflüsternd übern Fluß.
Sie weiß es längst, was ich verschweigen muß!

Dort wallte Sie am monderhellten Fluſt.
Wie Elfen durch den Thau des Abends
gleiten,
Wie Nymphen hehr am Blumenufer ſchreiten,
So ſchlüpfte über Veilchen leicht ihr Fuß.
Sie weiß es längſt, was ich verſchweigen muß!

Leicht ſchlüpfte über Veilchen hin ihr Fuß —
Wie? lauſchte Sie, vom ſüßen Ton ge-
fangen,
Den Nachtigallen, die aus Ulmen ſangen?
Wie? lauſchte Sie der goldnen Saiten Gruß? —
Sie weiß es längſt, was ich verſchweigen muß!

Still lauſchte Sie der goldnen Saiten Guß.
Sie forſchte nach dem Sänger ſanfter Lie-
der —
Die Holde ließ im Silberſchilf Sich nieder,
Und träumte ſüß mit ſinnigem Genuß.
Sie weiß es längſt, was ich verſchweigen muß!

Lang weilte Sie mit ſinnigem Genuß,
Und bog herab die zarten Weidenzweige,
Daß nicht mein Aug' die Lauſchende erreiche;
Doch mich beſchützt der Liebe Genius —
Sie weiß es längſt, was ich verſchweigen muß!

Mich leitete der Liebe Genius —
Erwachend floh Sie durch den Gang der Linden;
Doch Liebe ließ mich ihren Schleier finden;
Ihr Auge ſank beim ſchüchtern-ſtillen Gruß —
Sie weiß es längſt, was ich verſchweigen muß!

Ihr Auge ſank, erwidernd halb den Gruß —
Doch floh Sie fort mit ſchaamhaft-flücht'gen Schritten,
Halb ſtreng, halb lauſchend auf des Freun-des Bitten;
Sie ſah, dem Schleier aufgedrückt, den Kuß,
Und — wüßt' es nicht, was ich verſchweigen muß?

8.

Purpurblümchen.

Es wächst in stillem Grunde
Ein Kräutchen tief im Moos,
Zu St. Johannis Stunde
Bricht's aus des Berges Schooß.

Ich sah es silbern blinken
Durch Thau und Mondenlicht,
Den Geist des Felsens winken
Mit braunem Angesicht.

Auf Purpursammt erheben
Sich Kelchlein schwanenrein;
Zu goldnen Zügen weben
Sich zarte Fädchen drein.

Gerüche sonder gleichen
Durchwürzten süß die Luft.
Mir nickte, hinzuschleichen,
Der Gnom' aus grüner Kluft.

Ich zog aus meinen Haaren
Wie mir sein Wink gebot,
Das Tuch, um zu bewahren,
Das Blümchen purpurroth.

Und schweigend warf ichs nieder,
Und senkte mich aufs Knie;
Da drang durchs ros'ge Mieder
Ein Schmerz — ich bebt' und schrie.

Ein Veilchen, das die Dolden
Zum Bettchen sich erkohr,
Ein Veilchen, glatt und golden,
Summt' aus dem Schleier vor.

Leicht flog es hin — mir brannte
Ein Stich, dem Herzen nah;
Und, da ich mich ermannte,
War Blümchen nicht mehr da.

Der Gnome war verſchwunden
Mit braunem Angeſicht.
Ach, nie werd' ich geſunden,
Find' ich das Blümchen nicht!

9.
Entſchuldigung.

Er war ſo ſchwül; und ach, ſie war ſo milde!
Der Abend war ſo ſchwül!
Es ſenkte ſich die Nacht vom Sterngefilde
Aufs Blumenthal ſo lieblich kühl.

Er war so dicht; so leckend ihre Blüte;
Der Schleier war so dicht im milden
Abendhauch.
Die Rose, die am warmen Busen glühte,
Schien duftender, als die am vollen Strauch.

Sie war so grün; er sah so silbern nieder;
Die Laube war so grün, so dicht.
Sanft stahl der Mond sich durch den
blauen Flieder
Und spendete ein zaubrisch Dämmerlicht.

Sie war so jung; so zärtlich konnt' er flehen!
Die Schöne war so sanft, so gut.
Wie sollte sie dem Liebling widerstehen,
Dem sanften Mond? der eignen Herzens-
glut?

10.

Das Winzermädchen.

Fremder.

Guten Tag, du artige Winzerinn!
Wo führt der Weg längs der Mauer hin?

Mädchen.

Links nach dem Dorfe, rechts nach der Stadt;
Weiß nicht, wo Er zu verrichten hat.

Fremder.

Schönes Kind, bist ja so schwer bepackt —

Mädchen.

Die vollste Butte hab' ich aufgefackt,
Und der Weg nach der Presse ist weit.
Da — schwazt sichs denn so bei Gelegenheit.

Fremder.

Iſt die heurige Leſe denn reich?
Giebts der artigen Winz'rinnen viel?

Mädchen.

Jede Traube hat ihren Stiel,
Und die Jahre ſind ſich nicht gleich.

Fremder.

Mir iſt heiß. — Dürft' ich dich wol berauben?

Mädchen.

Wähl' Er ſich von den ſchönſten Trauben!
Sie ſind ſüß und ſchwellend und heller,
Als Gold — Traminer und Muskateller.
Die gelbe hier, unter der blauen verſteckt,
Hat Beeren ſo röthlich und braun.
Da ſagen wir Mädchen im Spiel:
Die Beeren hat das Füchslein geleckt.

Fremder.

Biſt ja ſelbſt ſo röthlich und braun —
Kleine! giebts der Füchſe hier viel?

Mädchen.

Wüßte nicht hier zu Land eben sehr,
Kommen nur so aus der Fremde her;
Doch finden sie nicht immer, wo sie's glauben,
Für sie dahängend reife Trauben. —
Muß eilen — es ruft auf der Höh:
Butte voll! — Herr Fremder, Ade!

II.

Der Schlangenbändiger.

Es lebte einst im grauen Alterthume
Ein alter Magier, von dessen Ruhme
Das ganze Morgenland erscholl,
Der, was Natur geheimnißvoll
Erschafft, im frühsten Keime kannte,
Und Todte rief, und Geister bannte.

Zu dieſem kam aus weiter Ferne,
Daß er die Kunſt des Oheims lerne,
Sein Neffe Sadi, jung von Jahren
Und, wie er ſagte, unerfahren.
Der Alte nahm den Jüngling freundlich an,
Zu leiten ihn auf tiefer Weisheit Bahn.

Und Abends, als der Sonne Strahl erblichen,
Und kühle Winde durch die Hütte ſtrichen,
Rief er den Jüngling herriſch zu ſich hin,
Zu prüfen ſeines Herzens innern Sinn.
„Nichts iſt gering" — ſprach er — ein wahrer Weiſer
Kann, was er will — und folget ſtets der Spur
Der wenig fodernden Natur —
Geh' hin, mein Sohn, und hol' ein Bündel Reiſer.

Sogleich eilt Sadi nach dem wald'gen Grunde,
Wohin ihn der Befehl des Oheims weiſt.

Er kehrt zurück mit einem ſchweren Bunde,
Das wochenlang dem Heerde Glut verheißt,
Und wirft es ab — doch wunderbar! — umfangen
Iſt es mit einem Band von ſchwarzen Schlangen.

Der Greis erſtaunt. — „Was haſt du unternommen?
Kennſt du die Größe deiner Wagniß auch?
Kein Lebender iſt je dem gift'gen Hauch,
Noch keiner dieſer Schlangen Biß entkommen!"

„Herr!" — ſpricht der Jüngling — „halt nicht zu geringe
Den neuen Schüler. So gemeine Dinge,
Die fahrvoll jezt zu nennen dir beliebt,
Hab' ich im Knabenalter ſchon geübt.
Ich fand des Holzes viel — und doch gebrachs am Stricke;

Da ſucht' ich Weiden an des Fluſſes Rand;
Nur Vipern krochen dort im heißen Sand.
Auch gut! — dacht' ich — ergriff ſie im Genicke,
Erſtickte ſie, das Antlitz abgewandt
Und ihrem Stich ausweichend, mit der Hand,
Schlang ſie in Knoten, und nach kurzer Weil'
Hatt' ich von Schlangenleibern dieſes feſte Seil."

Der Oheim bebt, und ſpricht mit Rührung dann:
„Geh, Jüngling! geh — du findeſt keinen Meiſter.
Wer ſelbſt das Schädliche, zu nützen, zwingen kann,
Iſt Herr und König aller Geiſter!"

12.

Der Korb.

„Welch voller Korb!“ — ſo rief ein alter
Faun —
„Nun freue dich einmal, du lieber Magen!
Gewiß ſind's Früchte — ha! die werden
dir behagen!“

Er ſtürzt ihn um im glücklichen Vertraun,
Doch ach! getäuſcht iſt ſeine Zuverſicht;
Nicht Feig' und Apfel, ſüße Trauben nicht
Entſtrömen ihm — die holden Kinder nur
Von einer nahen Frühlingsflur!

„Hm! ihr verlohntet euch der Mühe,
Viel beſſer nicht, als Maſt für Geis und
Kühe“ —

Spricht er, und ſtreicheit traurig ſeinen Bauch —
„Was fänd' ich Schönes nur an einem Veilchenblatt?
Wer wird von Blumendüften ſatt?
Kaum würd' ich noch mit Epheu und mit Reben
Mein krauſes Haar, mein ſchönes Ohr umgeben,
Dächt' ich dabei nicht an den vollen Schlauch!"

„Wol haſt du recht" — rief eine Roſ' beſcheiden —
„Zu ſchlecht ſind wir, um dein Gelüſt zu weiden;
Wer hieß dich, Faun! zu uns herab dich bücken?
Uns ſammelte ja von der Frühlingsflur
Ein armer Hirt mit ſtiller Hoffnung nur,
Um fromm ein Götterbild zu ſchmücken!"

Druckfehler im erſten Bändchen.

S. 50. Z. 11. ſt. auf mich? l. auf mich!
S. 115. Z. 5. v. u. nach: „bemerkt haben" ſind die Worte einzuſchalten: „nichts weniger als ſchrecklich."
S. 151. Z. 2. v. u. ſt. beſingen l. beſiegen.
S. 154. Z. 3. ſt. Vorigen l. kommenden.
S. 178. Z. 7. v. u. erbat l. erbot.

Beym Verleger dieſes ſind folgende Bücher kürzlich erſchienen:

Gallus, G. T., Geſchichte der Mark Brandenburg für Freunde hiſtoriſcher Kunde. 6r u. letzter Band. 8. 1 Thlr. 20 gr.

Hat auch folgenden Titel:

Abriß der vornehmſten Begebenheiten des Königs Friedrich Wilhelm's I., Friedrich's II. und Friedrich Wilhelm's II. 2r Bd. und:

Fortſetzung und Beſchluß des Handbuchs der Brandenburgiſchen Geſchichte. 2te Fortſetzung.

Klatte, Patriotiſcher Verſuch über die Pferdezucht in Schleſien und ihre Verbeſſerung. 8. 8 gr.

Krug, W. T., Verſuch einer neuen Eintheilung der Wiſſenſchaften zur Begründung einer beſſeren Organiſation für die höheren gelehrten Bildungsanſtalten. 8. 6 gr.

— Verſuch einer ſyſtematiſchen Enzyklopädie der Wiſſenſchaften. 3r Theil in 2 Bänden. gr. 8.

Hat auch folgenden Titel:

Enzyklopädiſches Handbuch der wiſſenſchaftlichen Literatur. 2 Bände in 10 Abtheilungen, welche auch unter dem beſondern Titel eines jeden Fachs vereinzelt werden.

— Kalliope und ihre Schweſtern. Ein äſthetiſcher Verſuch den Manen Kant's und Herder's zur Feyer ihrer Verſöhnung in der Unterwelt geweiht. 8.

Leupert, Anleitung zu einer Landwirthschafts-Rechnung, die sowohl dem Gutsbesitzer sein Eigenthum, als auch den Beamten vor Verdacht sichert. gr. 4. 1 Thlr.

Matuschka, Beyträge zur Kenntniß der Bienen und ihrer Zucht für Naturforscher und Bienenfreunde. 2r Thl. 8.

Sintenis, M. F. H., Hülfsbuch zu lateinischen Sprechübungen nach Cicero's Schreibart für obere Classen auf gelehrten Schulen. 8. 1 Thlr.

Weber, D. F. B., Systematisches Handbuch der deutschen Landwirthschaft zum Unterricht für wissenschaftlich gebildete Leser. 1r Bd. 2te Abthlg. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

— Einleitung in die Lehre vom Pflanzenbau im Allgemeinen. gr. 8.

Romane.

Skizze, von Friedrich Rochlitz. 2 Bde mit Kupfern. 8. 3 Thlr. 8 gr.

Leben und Liebe des Dichters Arno und seiner Schwester Minona; herausgegeben von Oscar. (Verfasser der Natalia). 2r Th. 8. 16 gr.

Maloen von Friedrich Kind (Verfasser der Natalia,) mit einem Titel-Kupfer. 8. 2 Theile. 1 Thlr. 18 gr.

Frühere Verlagsbücher desselben:

Eschke, Dr. E. A., Männliche Standhaftigkeit und männlicher Wankelmuth in wahren Begebenheiten. 8. 1802. 1 Thlr.

Gemälde, dramatische, vom Verf. der Novelle Karlo. 8. 1802. 1 Thlr.

Die darin enthaltenen Stücke sind auch einzeln unter folgenden Titeln zu haben:

Die beyden Dohlen. Lustspiel in 3 A. 8. 1801. 7 gr.

Prinz Incognito oder die chinesischen Laternen. Fastnachtsspiel in 2 A. 8. 1802. 7 gr.

Die Vergeltung. Schauspiel in 5 A. 8. 1802. 10 gr.

Horn, F., Der Geist des Friedens, ein fantastisches Gemälde. 8. 1804. 18 gr.

— Luna. Ein Taschenbuch auf die Jahre 1804 und 1805. Mit Kupfern von Lips. 8. brochirt 4 Thlr. 12 gr.

— Andeutungen für Freunde der Poesie. 8. 1803. brochirt 18 gr.

Karlo, ein Roman mit Titelkupfer und Vignette von Stölzel. 1801. 1 Thlr.

Malaria, Attalanta und Kassandra. Drey Erzählungen von A. Lafontaine und Friedrich Kind. 8. 1803. 15 gr.

Nächte, Berlinische. 2 Thle. 8. 1803. 1804. 2 Thlr. 16 gr.

Natalia. Vom Verf. der Novelle Karlo. 3 Thle mit Kupfern nach Schubert von Berger. 8. 1802 bis 1804. 1r Thl. 1 Thlr. 12 gr. 2r Thl. 1 Thlr. 20 gr. 3r Thl. 1 Thlr. 20 gr.

Peter und Maria. Mit einer Titelvignette von Penzel. 8. 1793. auf Schreibpapier 1 Thlr.

Rochlitz, J. Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt. 4 Thle. 8. 1799 bis 1803. 6 Thlr.

Jeder Band 1 Thlr. 12 gr. Der 2te Band ist auch einzeln unter folgendem Titel zu haben: Victors Reise, um Menschen kennen zu lernen. 8. 1800. 1 Thlr. 12 gr.

Der 3te und 4te Thl. enthält unter einem besondern Titel: Die Verwandten, Biographie in 2 Theilen. 8. 1802. 1803. 3 Thlr.

— Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit, in Erzählungen. 1798 bis 1800. 4 Thle. 8. 4 Thlr. 16 gr.

Jeder Band. 1 Thlr. 4 gr.

— Das Blumenmädchen. Operette in 1 A. 8. 1803. 5 gr.

— Es ist die rechte nicht. Lustspiel in 2 A. 8. 1803. 10 gr.

— Jedem das Seine. Lustspiel in 1 A. 8. 1803. 7 gr.

— Liebhabereyen, oder die neue Zauberflöte. Lustspiel in 4 A. 8. 1804. 16 gr.

— Revanche. Lustspiel in 2 A. nach dem Franz. 8. 1804. 7 gr.

Tulpen.

Von

Friedrich Kind.

Erstes Bändchen.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch
1806.

6100849-8

Tulpen.

Variis colorum picturis in certamen usque luxuriant.

Plin.

Vom Verf. der „Tulpen" ſind ſeit 1801. folgende Schriften erſchienen:

Carlo. Züllichau bei Darnmann. 1801. mit Kupf. von Stölzel.

Dramatiſche Gemälde. Vom Verf. der Novelle Carlo. (Enthalten: Vergeltung, Schauſp. in 5 Aufz. Prinz Incognito oder die chineſiſchen Laternen, Faſtnachtsſp. in 2 Aufz. und die beiden Dohlen, Luſtſp. in 3 Aufz.) Züllichau, bei Darnmann 1802.

Makaria, Atalante und Kaſſandra. Drei Erzählungen von Aug. Lafontaine und Friedr. Kind. Zullichau, bei Darnmann 1803.

Natalia. Vom Verf. der Novelle Carlo. 3 Bdchen mit Kpf. von Schubert und Berger. Züllichau, bei Darnmann 1802 — 1804.

Das Schloß Aklam. Dramatiſches Gedicht vom Verfaſſer des Carlo und der Natalia. Leipzig bei Hartknoch 1803. mit 1 Vignette von Jury.

Leben und [illegible] Ryno's und ſeiner Schweſter Minona. Herausgegeben von Oscar. 1ſtes und 2tes Bdch. Zullichau bei Darnmann 1804. 1805.

Malven. Von Friedr. Kind. 2 Bdchen mit 1 Vign. v. Schumann. Zullichau, b. Darnmann 1805.

Wilhelm der Baſtard, Herzog von Normandie. (Romantiſches Trauerſpiel und hiſtoriſche Skizze.) Von Friedrich Kind. Zullichau, bei Darnmann 1806.

Inhalt.

I. Willgard . . . . . S. 1.

II. Das Probejahr . . . . . — 69.

III. Die Volkssage aus dem Stegreif . . — 103.

IV. Die Braut aus Osten . . . . . — 179.

I.

Wiligard.

I.

Durch Dornen drang ich zu der Waldkapelle;
Geöfnet ſtand des wüſten Kirchleins Thor;
Von bleichen Scheiben fiel des Mondes Helle
Mit blauen Schatten ins vermorſchte Chor.
An des bemooſten Altars lockrer Schwelle
Schwankt' eingeſchleiert eine Jungfrau vor.
Sie ſchwebte hehr am roſtigen Geländer;
In weißem Schimmer blinkten die Gewänder.

„Ob kühle Lüfte dir entgegen ſchweben" —
So ſprach ſie mit enthülltem Angeſicht —
„Doch ſchlüft du, ſtiller Waller, nicht erbeben;
Denn Gott erblickt mein Geiſt in ſeinem Licht.
Ermanne dich, des Grabes Stein zu heben,
Der mürbe unter deinen Händen bricht,
Womit die Läſ'rung meine Gruft umſponnen,
Iſt dann vor deinem Auge bald zerronnen!" — —

Und was ich dort in halb erblich'nen Runden,
Verwahrt in kaltem, grungefleckiem Blei,
Von Willigard, der Lieblichen gefunden,
Wie bald verblüht die süße Rose sei,
Das geb' ich Euch des alten Worts entbunden,
Wie mir's geliebt. Des Dichters Will' ist frei
Und gern vernimmt das Ohr der Liebe Klage,
Die fromm erklingt aus Gräbern früh'rer Tage.

2.

Hanns Veldeck, genannt der Hinkler, an Georg von Westhausen d. j.

Ich danke dir, lieber Georg, deinem edlen Vater und der guten Bürgerschaft für die ehrenvolle Einladung. Du kennst mein reizbares Gemüth, und wie schwer ich es über mich gewinne, eine Gelegenheit zu verabsäumen, wo es Ehre zu erwerben giebt. Mein Ruf, der erhebende Gedanke, im Munde des Volks und im Herzen der Edelsten zu leben, ist das Einzige, worauf das Schicksal den früh

Verwaisten bei diesem gebrechlichen Körper verwiesen hat, und ich denke sehr ernstlich darauf, den Ruhm meiner Jugend für mein Greisenalter aufzuspaten, wie die ämsige Biene den Frühlingshonigseim für den blütenlosen Winter. Still und ruhig, wie ein Feldbach, wenn auch über verborgne Felsen und Untiefen, könnte künftig mein Leben dahinfließen, spornte nicht eine seltsame Begier mich rastlos an, den alten Ruhm meines Namens, den schon mein Vater aus dem Grabe wieder erweckte, noch mehr zu verbreiten, und keinen der Zeitgenossen in meiner Kunst über mich zu lassen. Ich habe dir diese meine Schwäche nie verhehlt, und, trotz alles innern Widerstands, ist sie seit unsrer Trennung nur noch gewachsen. Zeihe mich immer des Neides oder einer kleinlichen Mißgunst; ich muß mir dieß gefallen lassen, aber du siehst wenigstens aus meinem ofnen Geständnisse, daß ich den Antrag, bei der Erbhuldigung eures jungen Herzogs zu erscheinen, nicht aus Eigensinn von mir ablehnte

Ach, wie manchen harten Kampf mit mir selbst habe ich zu bestehen gehabt; wie viel Ueberwindung wird es mich noch kosten, diesen Brief an dich abgehen zu lassen.

Doch es ist beschlossen, und keine Lockung soll mich in diesem Entschluß wankend machen. Wenigstens binnen fünf Jahren betrete ich die Thore deiner Vaterstadt, die mir durch die Großmuth deines Vaters zu meiner eignen worden ist, nicht wieder.

Sage dem vielgeehrten Herrn Stadt-Voigt und den braven Viertelsmeistern, der Herr Markgraf wolle mir keinen Urlaub gestatten, und die edelmüthigste Aufnahme habe mich ihm zu tief verbunden, als daß ich wider seinen Willen die Reise antreten könnte. Dir selbst entdecke ich wol einmal die wahre Ursache, wenn ich mich stark genug dazu fühle.

Berichte mir, wenn die Feierlichkeiten vorüber sind, Alles genau, und besonders, welche Meistersänger sich bei der Hofhaltung

eingefunden haben, und welchen von ihnen Beifall zu Theil worden sei?

3.

Westhausen d. j. an Weldeck.

Du hast doch unrecht gethan, trefflicher Johannes, dem Locken des jungen Frühlings zu widerstreben, und meine Einladung, so wie gemeiner Stadt Wünsche, hartnäckig zu verschmähen.

Zwar der Sieg, den du jeden Falls über alle deine Mitwerber davon getragen hättest, würde dir wenig genügt haben; denn, unwürdig ihrer trefflichen Vorgänger, wetteiferten sie unter einander an verächtlicher Schmeichelei und begehrlicher Unverschämtheit, und selbst der greise Winold erniedrigte sich, den jungen, feurigen, aber noch ruhmlosen Herzog über die alten Helden seines Stamms zu er-

heben, die doch gegen die Türken und sonst männliche Kriegsthaten geübt. Doch die biedre, ungeheuchelte Freude eines treuen Völkchens, der Ausdruck der Rührung im Antlitz der huldvollen Fürstin, ja selbst das bunte Gewühl, und die anständige Pracht der Aufzüge, hätten deinen finstern Sinn erheitern müssen.

Zuerst muß ich dir melden, daß der achtzigjährige **Caspar Hellmann**, vormals der trauteste Freund meines Vaters, aber seit kurzem wegen eines geringen Zwists tödtlich mit ihm verfeindet, seine Stadthauptmannsstelle niedergelegt hat. Der reiche Gewerkherr **Conrad Zeuner** ist dafür eingerückt, und mich hat die einmüthige Stimme der Zünfte zum Fähndrich bei der ersten Rotte, nämlich bei der Rotte der Armbrustschützen, erkohren.

Zwar die alten Verfassungen, wo der Bürger allein seine Wälle und Bastelen mannhaft vertheidigte und nur selten Söldlinge in die Ringmauer aufnahm, nähern sich dem Verfall; zwar suchen die Fürsten des Reichs

die Kräfte der Städte zu brechen, und spaten weder List, noch Gewalt, eine Freiheit nach der andern ihnen zu entwinden; . . . Ach! wir sind nur Schatten unsrer Väter und Urväter; was werden unsre Söhne und Enkel seyn? . . . . . aber immer noch lebt in Herzen der ältern Rottmeister, leuchtet aus der Einrichtung des Ganzen ein kräftiger Geist hervor, und als ich beim Einzuge des fürstlichen Paares zum erstenmal mein Amt verwaltete, da ergriff mich eine wunderbare Rührung, eine sowohl erhebende, als niederdrückende Wehmuth . . . ich vermag es nicht mit Worten zu sagen! Diese alte Fahne, die nur bei besondern Feierlichkeiten gebraucht wird, und seit Jahren in einem Winkel des Rüsthauses unter Staub und Spinnengewebe verborgen gelegen hatte, diese unscheinbare, zerfetzte, halbvermoderte Fahne hatte einst auf dem alten Werke, der Trotzen genannt, den Mittelpunkt einer wütenden Vertheidigung gegen stürmende Belagerer abgegeben; diese

Fahne wurde einst bei einem nächtlichen Ausfalle von dem Fahnenträger, einem treflichen Jüngling aus dem alten Bürgergeschlecht der Preißler, und dem Bräutigam der züchtigsten Jungfrau, da ihm durch ein Steingeschütz die Rechte zerschmettert worden, mit der Linken in die Stadt zurück gebracht, und er sank, sie noch empor haltend, todt zur Erde; der röthliche Rost an diesem Fahnenspanton hatte sich vielleicht zuerst von seinem Blute, von den Thränen der unglücklichen Braut angesetzt ..... ach, Johannes, ich stampfte die Spitze fest in den Boden und sprach zu mir selbst: Warum ward ich so spät geboren?

Wir postirten uns am Margarethenthor, das ganze erste Fähnlein in Panzern und Stahlhauben mit schwarz und rothen Helmfedern; das zweite, der Büchsenschützen', in schwarz und grün geschlitzten Wämsern, mit spanischem Kragen und Hut, hielt uns gegen über. Nach einer Stunde verkündeten ein Heerpauker und sechs Trompeter in prächtiger

fürſtlicher Livorei die baldige Ankunft des erwarteten hohen Paares. Jetzt wallte unter dem Geläut aller Glocken, wobei auch von der Bruſtwehr die zwölf Monate*) und die kleinern Böller ſich wacker hören ließen, ein Zug Jungfrauen durch unſre Mitte, die Frau Herzogin mit Blütenkronen und mit Geſchenken von feinen Gewändern einzuholen; Mathildis von Harteiſen, die jüngere Tochter des erſten Bürgermeiſters, meine längſt beſtimmte Braut, an ihrer Spitze. Du kennſt ſie ja wol, dieſe Mathilde. Herrlich, in goldgeblummtem Sammet, den vollen Buſen, wie die Hoffräuleins, recht entblößt und mit dem köſtlichſten Schmucke belaſtet, glich ſie ſelbſt einer Prinzeſſin, und ihr ſchwarzes, lockendes Auge winkte mir einen freundlichen Gruß. Mein Blick erwiederte ihn, wie ich denn wol mußte ....

*) Namen der groben Geſchütze.

An die fünfzig Jungfrauen mit Rautenkränzlein, Rosmarinzweigen und frühen Lenzblumen geziert, zogen still und sittig an uns vorüber, nur die jüngsten, reizendsten, unbescholtensten unsrer Stadt. Einfacher, als alle, schwanenweiß, und schier züchtiger, als eine Kloster-Nonne, gekleidet, schloß ein Mägdlein den Zug, das ich vorher noch niemals gesehen hatte. Auch die wundervolle Diene schaute von Ohngefähr aus dem breiten Spitzenschirm ihrer Haube, der fast das ganze zarte Gesicht mir verbarg, mit unbeschreiblichem, himmlischem Blicke mich an. Johannes! Hättest du sie gesehen . . . ich kann dir nicht sagen, wie mir zu Muth ward! Meine Hand bebte an der Fahne; ich zuckte, sie vor der Herrlichen zu senken, und Gott weiß, was geschehen wär, hätte sie nicht, schnell erschreckend, ihr Auge zur Erde gewandt. . . . . .

Nächstens das Weitere!

4.

Meſshausen d. 1. an Weideck.

Es würde dir wenig Vergnügen gewähren, mein geliebter Freund! könnte und wollte ich dir auch die Pracht des Einzugs, die Schönheit der Wagen und Roſſe, die Menge und köſtlichen Kleider der herzoglichen Diener, die Ceremonie der Huldigung aufs genaueſte beſchreiben. Du haſt, wie dein Aeneas und Ulyſſes, viel Städte und Länder geſehen, und jetzt jetzt an einem der glänzendſten Höfe, was einem Jüngling, der nur aus einer Handelsſtadt in die andre reiſte, neu und merkwürdig ſcheint, kann unmöglich deine Aufmerkſamkeit reizen. Eher wird es dir nicht ganz

gleichgültig seyn, wenn ich dir melde, daß der junge Regent ein gar schöner, lebhafter und leutseliger Herr ist, von hoher, stattlicher Statur, doch dabei zart und wohlgenährt. Auf seiner Stirn thront das Freie, Ungebeugte, Stolze, eines zur Regierung Gebohrnen; um seinen Mund schwebt der Zug des Wohllebens und einer fast weichen Gutmüthigkeit. Die Frau Herzogin aber ist nur von kleiner Gestalt und blasser Gesichtsfarbe, doch ein wahrhaftiges Engelsgebild. Man schmeichelt sich mit der Hofnung, sie werde ihren Herrn bald mit einem Erben beschenken. Als sie bei uns vorbei fuhr, und mit den großen freundlichen Kornblum-Augen immer winkte, und mit den runden, weißen Händen auf beide Seiten dankte, ja zuletzt gar anhalten ließ und ein reich gesticktes Band an unsre Fahne verehrte, da schmunzelten selbst die ältesten Graubärte aus ihren Pickelhauben hervor, und hinter uns flogen alle Mützen und Hüte in die Luft.

Schon gegen vier Uhr begab ſich die gnädige Herrſchaft aufs Rathhaus, wo ein gar ſtattliches Banket mit Muſik und Tanz für ſie angerichtet war. Mir fiel es in etwas auf, daß unter den Edeldamen und Rathsherrenfrauen auch einige Bürgerweiber und Mägdlein ſich befanden, unter dieſen auch die Eine, die ich aus dem ganzen Zuge allein noch im Gedächtniß hatte. Aber bald erfuhr ich, die Frau Herzogin habe ſich bei der Bewillkommnung vorzüglich mit dieſer, die ihr eine ſilberne Spindel voll des zarteſten Geſpinnſts überreicht, unterhalten, wie denn auch der Herzog dieſen Abend nur mit ſeiner Gemahlin, mit Mathilden von Harteiſen und mit dieſer Einen getanzt hat. Die Bürger hielten dieß für eine beſondre Gunſt und Herablaſſung gegen den Bürgerſtand; aber, guter Johannes, mir kam es ganz anders vor. Ich hatte zu ſehr auf die Augen des Herzogs geſehen ....

Könnte ich dir wegen ihr Erröthen und Erblassen, jede ihrer Bewegungen, jeden ihrer sittsamen Schritte schildern; könnte ich dir beschreiben, wie sie, da sich selbst geschmiegt, nur dann das Auge aufschlug, wenn das Gegentheil unanständig gewesen wär, wie sie nur mit der äußersten Spitze der zierlichen Finger die Hand des Herzogs berührte . . . . könnte ich dieß, und hättest du sie gesehen, du würdest ausrufen: Das war Wiligard!

Den Tag nach dem Banket überreichte die Bürgerschaft dem hohen Fürstenpaare das gewöhnliche Geschenk. Mein Vater und einige Vorstände reichten dem Herzoge den Ehrenwein; für die Herzogin war beim alten Preißler . . . er ist Wiligards Vater . . . ein prächtiges Lavoir gearbeitet worden. Du erinnerst dich vielleicht seiner noch; er ist der geschickteste Goldschmidt der Stadt, und hat ehedem selbst in Welschland und Frankreich große Ehre gewonnen. Man sagt, bei

dem

dem vorigen Herzoge, der kostbares Geschirr hoch schätzte, habe er nicht wenig gegolten.

Zwei hundert Mark schwer war das Gefäß, und der alte, wunderlich stolze Mann hatte für seine Arbeit von der Bürgerschaft durchaus keine weitere Vergeltung annehmen wollen, als nur die Vergünstigung, das Lavoir der Frau Herzogin selbst zu überreichen. Dieß geschah denn auch. Das Lavoir übertraf alles, was in dieser Art je gesehen worden; die stark vergoldete Unterschaale war mit Najaden, Tritonen und Delphinen reichlich verziert, und die schlanken Handhaben der Kanne wurden von Schwänen und Sirenen künstlich gebildet. Am meisten verwunderte man sich über das Bild des Perseus, das dem Herzoge glich, und eine an den Felsen gefesselte Andromeda. Es stand auch eine räthselhafte Inschrift dabei; aber der Preißier wollte die Deutung nicht sagen.

Die Herzogin dankte ihm mit den freundlichsten Worten, und kaum hatte der Herzog

den Namen des Künstlers vernommen, als er mit schneller Neugier laut austief: Ha, wol gar der Vater meiner schönen Tanzjungfer? ... Er reichte dem Alten huldvoll die Hand, ohne Zweifel zum Kusse; aber der treuherzige, geschmeichelte Künstler, der diese Absicht nicht errieth oder errathen wollte, schüttelte und drückte sie ihm so derb, daß das junge Herzoglein sie heftig zurückzog. Doch schien er nachher über diese Verwegenheit nicht erzürnt, sondern stellte sich immerfort wunderfreundlich gegen den Preißler.

Ich muß jetzt schließen, lieber Johannes, weil ein großes Schießen mit Kugelbüchsen zu Ehren des Herzogs veranstaltet ist, wobei ich nicht fehlen darf. Ich denke auch, du hast für heute genug! So bald ich mich den jetzigen rauschenden Unruhen auf einige Augenblicke entreißen kann, schreibe ich dir wieder.

5.

Welbeck an Weſthauſen d. j.

Ihr hättet euch die Mühe erſparen können, Junker! über meine ſchlau errath'ne Schwachheit ſolch Geſpött zu treiben. Ich habe mir ſchon tauſendmal bittre Vorwürfe gemacht, daß mein Herz noch an Redlichkeit, Freundſchaft und Liebe glauben kann. Aber bin ich auch ein Thor, ſo hab' ichs doch nicht um euch verdient, daß ihr mich höhnt. Geht denn hin; macht mich zum Gelächter der Stadt und der Gegend; bringt es dahin, daß man meine Lieder, die ich mit frommen Gemüth auf die Herrlichſte dichtete, vor den Herbergen abſingt .... ich werde auch dieſe Schmach zu erdulden wiſſen, werde es überleben, daß ich einem Jüngling mein Heiligſtes aufſchloß,

der im Uebermuth auf Schönheit der Gestalt, Ansehen und Reichthum, einen Mann zu verspotten im Stande war, der für ihn sein Leben geopfert hätte. Lebt wohl, wenn ihr könnt!

6.

Westhausen d. j. an Veldeck.

Veldeck! ewig geliebter Veldeck! ich beschwöre dich bei allen Heiligen, welch' ein böser Geist ist wieder einmal über dich gekommen? Bei allen Ansprüchen auf Erdenglück und ewige Seligkeit! ich kann es nicht errathen, wodurch ich dich erzürnt habe, und nie kehrt Ruhe wieder in mein jetzt von allen Seiten bestürmtes Herz, bis du mir die Ursache deines, so ganz grundlosen Argwohns zu wissen thust. Nicht als Freund den Freund . . denn deine Freundschaft hast du mir auf-

gekündigt . . . als Mensch den Menschen, fodre ich dich auf, mir jenes unselige Mißverständniß baldigst zu entziffern, das mich völlig zu Boden schmettern würde, wüßte ich mich nicht gänzlich schuldlos.

Ich wiederhole es, daß die Ruhe mich fliehen wird, bis ich Antwort von dir habe. Veldeck! wirst du mich lange vergeblich darauf harren lassen?

7.

Veldeck an Westhausen d. j.

Ja, ich sehe es ein . . . Du mußt mich hassen, theurer Georg! mußt mich verabscheuen; ich bin deiner Freundschaft, was sag' ich? ich bin meiner eignen Achtung, bin dieses armen, traurigen Daseyns nicht werth. Verwaist von meiner frühesten Jugend, gebrechlich von den ersten Knabenjahren an,

mißtrauiſch gegen die Vorſicht, getrennt nun auf ewig von meinem Heiligſten, verzweifelnd an mir ſelbſt, konnt' ich auch dich in einer Stunde ſchwarzen Trübſinns verkennen und beleidigen, dich, den einzigen, an dem meine Seele hängt, dem vom erſten Augenblick an mein Herz feurig wallte . . . .

Ich habe deine beiden letzten Briefe noch einmal durchleſen, und ich bekenne es: völlig betäubt muß ich in der Stunde geweſen ſeyn, als ich durchgehends Spott und Hohn in deinen Worten fand. Etwas andres freilich, etwas, das mich unter andern Umſtänden von Sinnen bringen würde, ſpricht aus jeder Zeile; aber darf und kann ich deshalb mit dir zürnen? Nein, nein, du guter, lieber, trefflicher Georg! du biſt unſchuldig; du ſollſt und mußt glücklich werden; du haſt nichts verbrochen; ich allein bin der Verbrecher an der heiligſten Freundſchaft.

Gern, gern möchte ich mir jede Erklärung erſparen, die mich aufs neue tief verwunden

wird. Aber nein! ich will büßen, was ich verbrach; nur durch dieſe freiwillige Buße kann ich mich deiner Freundſchaft wieder würdig machen. Hör' es alſo, lieber Georg . . . Deine lobpreiſende Schilderung einer Alles, ſelbſt das Herz des Landesherrn, bezaubernden Schönheit, als Antwort auf meinen Entſchuldigungsbrief; dein: „Ich denke auch, du haſt für heute genug!“ meine Hofnungsloſigkeit, meine nur gewaltſam beſiegte thörigte Neigung . . . . .

Was ich auch mit mir ſelbſt kämpfe, es iſt mir unmöglich, dir es deutlicher zu entdecken; o gewiß, du haſt mich auch ſchon verſtanden!

Erinnerſt du dich noch, liebſter Freund! jenes Herbſtabends, des letzten, ehe ich von dir ſchied? Wir ſaßen Hand in Hand bis faſt um Mitternacht in deiner Laube; du warfſt dich an meinen Hals und beſchworſt mich, länger bei dir zu verweilen; denn du wußteſt ja nicht, was mich zwang, deine Vaterſtadt

zu verlaſſen, du wähnteſt, nur Mißmuth, nur angewöhnter Hang zum Herumſchweifen, nur eitle Ruhmſucht, treibe mich wieder hinaus. Wir wurden immer ſtiller und ſtiller, der Mond zitterte immer bleicher durch die Blätter, ich ſah Thränen in deinen Augen ... Da ergriff ich die Harfe und ſang dir meine Trauer; ich feierte eine Lebendige, die für mich todt war. Für mich todt ... ſo hatt' ich mir ſelbſt geſchworen!

Georg! längſt haſt du jene Töne vergeſſen; jene Worte hallten flüchtig und unverſtanden vor dir vorüber; das Echo davon klang noch nicht in deinem Herzen. Hier haſt du den Klagegeſang, ſo weit ich ihn im Gedächtniß habe. Er wird dir alles erklären! Nur in deiner Hand will ich ihn wiſſen; in jeder fremden würde er zum Dolche, an dem mein Herz ſich verbluten müßte.

Nicht wahr, du wirſt mir vergeben?

8.

Was lockst du, junge Rose!
Mich zu dem Quellenmoose?
Ach, flüsternd ruft die Luft
Aus kalter Todtengruft:
Ihr Jünglinge, wir haben
Die Schönheit hier begraben! . . .
Seit Willigard verschied,
Lebt Schönes nur im Lied.

Ihr süßen Nachtigallen!
Zu euch darf ich nicht wallen;
Denn Euer Silberton
Spricht meiner Klage Hohn.
Ich kennt' in jenen Buchen
Ja noch die Schönste suchen . . . .
Seit Willigard verschied,
Lebt Schönes nur im Lied.

Was winkt aus hoher Ferne
Ihr, sanfte Liebessterne?
Ihr täuscht mit euerm Licht
Dieß matte Auge nicht.

Ich find' in euerm Schimmer
Ja meine Holde nimmer; . . .
Seit Willigard verſchied,
Lebt Schönes nur im Lied.

Ob Lenz und Winter ſchwinden,
Du wirſt ſie nirgends finden!
Horch! flüſternd ruft die Luft
Aus kalter Todtengruft:
Ihr Jünglinge, wir haben
Die Schönheit hier begraben! . . .
Seit Willigard verſchied,
Lebt Schönes nur im Lied.

9.

Willigard an Eliſabeth.

Ich habe meinem Vater nie wärmer im Stillen dafür gedankt, daß er mich Schreiben lehrte, als ſeit der Zeit, da er mich mit nach Unſerer lieben Frauen nahm, und ich euch, meine theure, hochverehrte Eliſabeth, kennen lernte. Euer letzter Brief zeigt mir genug,

ſam, daß ihr von dem, was ſeit einigen Wochen in unſerer Stadt vorgegangen, die genaueſten Nachrichten erhalten habt, und nur das iſt mir räthſelhaft, daß auch ihr, wie mein guter Vater, die zweideutige Huld des Herzogs, die mich ſo tief gekränkt und in unbeſchreibliche Angſt verſetzt hat, für ehrenvoll anſeht und mir gewiſſermaaßen dazu Glück wünſcht. Nein, meine edle, fromme Eliſabeth! das kann unmöglich eure ernſtliche Meinung ſeyn; gewiß wollt ihr dadurch eure Willgard nur prüfen, nur erforſchen, ob ſie eurer Gunſt und Zärtlichkeit werth ſei.

Aber ſeid unbeſorgt, liebe Eliſabeth! Eitelkeit und Stolz werden mich nie vom rechten Wege verlocken, dafür bürgt mir mein inneres Gefühl und .... ach! ich muß es euch endlich entdecken; ſchon ſeit Monden liegt es mir wie eine Centnerlaſt auf dem Herzen ... und eine geheime, aber unauslöſchliche Neigung.

Ihr wißt es, daß ich keinen Tag verſäume, der heiligen Meſſe oder Predigt in unſerm Münſter beizuwohnen.

Am Tage aller Seligen, als ich lang' und inbrünſtig für das Heil meiner früh verſtorbenen Mutter gebetet hatte, ſtand ich freudigen Herzens auf, und meine Blicke fielen auf die Capelle in der Nähe des hohen Altars. In demſelben Augenblick hob ſich dort hinter dem Schnitzwerk auch ein Jüngling von den Knieen, wie ich noch nimmer einen erblickt. Ich wage es nicht, euch ſeine Züge zu ſchildern; aber von dieſer Minute ſtand ſein Bild ſo lebendig in meiner Seele, daß ich nicht einmal wünſchte, ihn je wieder zu ſehen, ſondern ihn bald nur für ein Gebild meiner feurigen Andacht hielt, und . . . warum ſollte ichs euch verbergen, verhielt es ſich anders? . . . in dieſem Wahn mich ſogar glücklich fühlte.

Man hat euch gemeldet, daß ſie, um meinem Vater eine Freude zu machen, mich mit

zu dem Zuge erwählt haben, der unſre Frau Herzogin bewillkommen ſollte. Ich ging ſtill durch die Reihen der Bürgerwache, und nur die Hauptfahne, bei deren Vertheidigung einſt ein edler Jüngling meiner Familie das Leben eingebüßt hatte, reizte meine Neugier. Denkt euch meine Freude, mein Entſetzen, meinen faſt tödtlichen Schreck, als ich aufblickte, und dieſe, mir ſo denkwürdige Fahne in der Hand des nämlichen Jünglings gewahrte, den ich zwar ſchon monden lang wachend und träumend um mich erblickt hatte, aber noch immer für eine bloße Erſcheinung hielt. Meine Knie bebten; ich war nahe daran, zuſammen zu ſinken; nur Schaam und die Furcht, mich zu verrathen, hielt mich aufrecht.

Ich habe den Guten ſeitdem öfter geſehen; als Sohn des Vornehmſten unſrer Stadt, iſt er gewöhnlich im Gefolge des Fürſtenpaars, und, wunderbar! . . . auch er ſcheint auf eine mir unerklärliche Weiſe an mich gefeſſelt. Seine Blicke ſuchen immer die meinigen; wie

ein Schutzgeist schwebt er mir unaufhörlich zur Seite; oft schien er um mich besorgt, blickte oft trotzig und kühn auf den Herzog; oft richtete er seine Augen flehend, rathend, zurechtweisend auf mich, und, irre ich nicht ganz, so war er schon mehrmals in Begriff, mich anzureden, und scheute nur die Zeugen.

Schreibt mir, theuerste Elisabeth! was ihr davon denkt. Sollte das Liebe seyn? und ist es wol unrecht, daß ich so immer an ihn denke?

IO.

Veldeck an Westhausen d. s.

Fast ein Monat ist verflossen, und ich habe keine Zeile von dir erhalten. Könntest du noch mit mir zürnen? oder . . . ich zittre, es zu denken . . . wär' mein letzter Brief in fremde Hände gerathen? Ich beschwöre dich,

mein Georg! reiß mich aus dieſer Unruhe, und . . . wenn du mich noch liebſt, wenn du ganz mir verziehen haſt, ſo melde mir alles was dich . . . und was Wiligard betrift. Alle Freuden ſind längſt von mir gewichen; nur eine Hofnung iſt in meinem Buſen jetzt aufgelebt, die mich wunderbar aufrichtet: Keiner wird Wiligard beſitzen, als mein Georg!

Da ich dieſen Brief durch einen ganz verläßigen Boten ſende, ſo lege ich auch endlich die verſprochne Abſchrift von dem Liebes- und Heldenbuche meines Vaters bei. Der alte Preißler hat die Urſchrift mir beim Abſchiede geſchenkt; weiß Gott, wie dieſer dazu gekommen iſt. Dieß Buch hat mich zuweilen mit unſäglicher Wehmuth erfüllt; ich möchte weinen, wie Alexander bei Philippi Gräbern, und habe noch viel zu lernen, ehe ich meinem Vater gleich komme. Die Zwiſchengeſchichte von der Mauriſchen Königstochter Liſarda iſt doch unbeſchreiblich ſchön, und

wird dich gewiß höchlich vergnügen. Lebe wohl!

II.

Westhausen d. j. an Waldeck.

Ich habe alle deine Briefe, auch dein angenehmes Geschenk, richtig erhalten, und bin ruhig und glücklich jetzt. Könnte ich doch an deine Brust sinken und dir alles sagen, was ich empfinde. Mancher Sturm ist seitdem ich das letztemal an dich schrieb, durch meine Seele gezogen, und an dem nämlichen Tage, als ich deinen verletzten Brief erst bei Nachtzeit erbrechen konnte, hatte Wiligard ... ja, ich kann dir den Schmerz nicht ersparen, und du selbst nennst ihn ja deine einzige, dich aufrichtende Hofnung ... an meinem Herzen die Thräne des ersten Geständnisses geweint. Ja, sie ist mein, Waldeck! die Treffliche mein,

und,

und, wäre es möglich, nun doppelt mir heilig, da auch du sie liebtest und im Glück meiner Liebe dich selbst beglückt fühlst. Alle Angst und Qual ist nun vorüber, und durch die Abreise des Hofs fühle ich mich erleichtert, wie ein Verbrecher, dem auf dem Richtplatze das Leben geschenkt wird.

Doch noch weißt du bei weitem nicht alles, und hättest du auch nicht selbst mich dazu aufgefodert, so würde mir mein Herz doch keine Ruhe lassen, bis ich dir alles vertraut, was seit kurzem mich bald zum Abgrunde der Verzweiflung geschleudert, bald in den Himmel erhoben hat.

Besinne ich mich recht, so gab ich dir zuletzt von einer zweiten, zu Ehren des fürstlichen Paares veranstalteten Lustbarkeit vorläufige Nachricht. Der Herzog war dabei noch weit prächtiger und huldvoller, als zuvor, und ließ es nicht dabei bewenden, gemeiner Stadt zu diesem Tage auf ewige Zeiten sechs Fuder Weins aus der Hof-Kellnerei und zwei Hirsche

zu verehren, sondern hatte auch am Abend einen Glückstopf anrichten lassen, wo lauter Treffer waren.

Ich kann dir mit Recht sagen, lieber Johannes, der junge Herzog ist ein trefflicher Schüh. Er traf dreimal schwarz ganz nahe am Centrum, und ich und der alte Hollmann waren ihm zunächst. Aber die stattlichen Hofherren und Rüstmeister wunderten sich nicht wenig, daß sie vor den gemeinen Schühen so gar keinen Vortheil erlangten, sondern einmal über das andre von ihnen ausgestochen wurden. Der Herzog bezeigte sich ungemein erfreut, daß er fast bis zuletzt immer der Beste blieb; endlich schoß den Rothgiesser Lorenz Scheufler ohne Scheu vor des Herzogs Verdrusse auf den Nagel, daß die Kugel breit wie ein Zweiguldenstück herunterpatschte. Da stampfte das Herzoglein mit dem Fuße, ward aber bald wieder fröhlich, und schenkte dem Hollmann und mir, vielleicht blos um den Scheufler zu kränken,

jedem einen Jagdſtuz, ſchön mit Helfenbein und Silber ausgelegt.

Die ordentliche Vertheilung der Preiſe und Vortheile wartete der Herzog nicht ab, ſondern führte ſeine Gemahlin faſt ungeduldig aus dem Gezelt nach dem Tanzſaal. Ich läugne es nicht, daß ſeine Eile mir auffiel, und ich vermuthete auch die Urſache. Leider hatte ich mich nicht betrogen. Er überſah mit flüchtigen Blicken die verſammelten Frauen, und als er Willigard gewahr ward, die ſich ganz in die Ecke zurückgezogen hatte, ſchienen ſeine Augen wie feſt gezaubert. Er ſagte mehrern von den Jungfrauen, die ihm eben nicht auswichen, einige gnädige Worte; aber ſeine ganze Abſicht war darauf gerichtet, auch an Willigard zu kommen. Doch dieſe wußte das Zuſammentreffen ſehr geſchickt zu vermeiden, und zog ſich in die Nähe der Herzogin, die ſie wieder zu ſich rief und ſehr freundlich mit ihr ſprach. So ging es denn bis zur

Abendtafel, wo wacker gezecht wurde und der Herzog selbst sich nicht wenig gütlich that.

Nach dem Mahle wurde ein Vorhang vor einem Schaugerüst aufgezogen, und der Glückstopf nahm seinen Anfang. Es war aber dazu von einem lustigen Rathe des Herrn ein Schimpfspiel angegeben, und von einem der Meister in zierliche Reime verfaßt, das einige der Hoffräulein und Junker gar schön darstellten, nämlich das Urtheil des Trojanischen Prinzen Paris. Die drei heidnischen Göttinnen, prächtig in Brokat und Silberstuck gekleidet, stritten sich um einen goldnen, kunstreich gearbeiteten Bisamapfel, als den Preis der Schönheit und den Hauptgewinnst. Aber Paris wollte sich zu keiner Entscheidung verstehen, sondern warf den Apfel in den Glückstopf, und Cupido mit verbundnen Augen mußte die Loose ziehn. Da hätteſt du sehen sollen, wie alle die Hof- und Edelfrauen vor Erwartung auf die Zehen traten; meine Braut hatte sich ganz vor ans Theatrum gedrängt,

aber Wiligard ſtand am äußerſten Fenſter. Nun merkte ich und auch andere zwar wohl, daß es mit der Verloosung nicht ganz redlich zuging, ſondern daß der Marſchall bald hie bald da, was ins Ohr flüſterte; aber wir ließen uns das nicht irren und freuten uns alle, daß ohne Zweifel der lieben Frau Herzogin der Apfel zu Theil werden ſolle. Denke dir aber das allgemeine Erſtaunen, als der Liebesgott faſt zuletzt bei Wiligards Nummer den goldnen Apfel hervorzog, und ihn dem Herzoge zuſtellte, um ihn der Gewinnerin eigenhändig zu überreichen. Alle die Hof- und Rathsherrenfrauen glühten im Geſicht wie Zinnober; Wiligard aber mußte ſich an einem Schenktiſch feſt halten, daß ſie nicht umſank. Boshaftigliche Blicke, faſt in aller Augen, weideten ſich an ihrer Verlegenheit; doch ſie faßte ſich ſchnell, nahm den Apfel mit einer tiefen Verbeugung an, legte ihn auf einen ſilbernen Credenzteller, und überreichte ihn mit einem Fußfall der ſelbſt außer Faſſung gebrach-

ten Frau Herzogin. Diese schien sonderbar überrascht, küßte Wiligard . . . ach, sie lag vor ihr in dem engen braunen Gewand, wie eine betende Heilige . . . auf die Lilienstirn, heftete schnell das Oehr des Bisamapfels an eine ihrer eignen Perlenschnuren und hing sie um Wiligards weißen Nacken, mit den nachdenklichen Worten: „Tragt dieß zur steten Erinnerung an eure Herzogin, schöne bescheidne Wiligard!“

Gott befohlen für heute, lieber Johannes!

12.

Westhausen d. j. an Veldeck.

Ich sollte dir wol einen Theil des übrigen verschweigen, mein wackrer Veldeck! denn es dient nicht zum Ruhm meines Herrn, dem ich doch gehuldigt habe. Aber unsre Seelen

sind ja eins, und was ich weiß, kannst du auch wissen.

Also der Herzog machte bei dem Fußfalle gegen seine Gemahlin eine recht sauersüße Miene, und diese saß nun den ganzen Abend über wie in wehmüthigen Träumen. Ihr Herr schien sich wenig darum zu kümmern, sondern gab Befehl, daß noch eine Stunde getanzt werden solle. Ich will wol glauben, daß er vom Weine ein wenig erhizt und betäubt war; genug, als die Geiger und Pfeifer aufspielten, kehrte er seiner Gemahlin halb den Rücken und sprach etwas spizig: Euer Liebden! Erlaubt mir den Vortanz mit der schönen, bescheidnen Wiligard!

Hierauf ergriff er ohne weiteres die Hand des zitternden Mägdleins, das wie eine verschüchterte Taube sich nicht zu rathen wußte, umschlang die sittig Verhüllte während des Reigens einigemal so brünstig, schwenkte die vor Schaam Erglühende so wild and ungestüm, daß zulezt ihre langen zierlich geflochtenen

Zöpfe von eigner Schwere sich losnesselten und den ganzen Rücken herabfielen. Alle Augen waren auf sie gerichtet, und sie schützte endlich, fast einer Leiche ähnlich, einen Schwindel vor, um vom Reihen abtreten zu dürfen. Ich rufte ihren Vater herbei, und dieser verließ bald mit ihr den Saal.

Du hast Willigard gekannt, und geliebt; du weißt es also gewiß, was ich mit ihr und um sie bei diesen Auftritten litt; was ich empfand bei den Gerüchten, daß man auf mancherlei Weise an den Preißler zu kommen suche; was ich empfand, da man bald die Ehre der sittigsten, züchtigsten Jungfrau schändlich verunglimpfte und ich mit diesem Herzen voll der heißesten, aber noch unerwiederten Liebe, mich nicht einmal öffentlich zu ihrem Vertheidiger aufwerfen durfte. Höllenqualen überstand ich mehrere Tage, da ich sie nicht sah, und, so sorgsam ich mich auch insgeheim erkundigte, nichts Gewisses über ihr Befinden erfahren konnte. Doch meine Angst

ward mir reichlich vergolten; Willgards Verfolger führten sie selbst in meine Arme.

Ungefähr den sechsten Tag drauf hatte der Herzog sich früh mit der Jagd ermüdet. Ich war daheim geblieben, und mein Vater, dem meine Unruhe und Schwermuth nicht ganz entging, befahl mir, selbst in den Garten herauszugehen, um frühreife Kirschen seiner Art, die er im Glashause gezogen hatte, und noch vor der Abreise der Frau Herzogin verehren wollte, sorglich abnehmen zu lassen. Er brauchte das nur zum Vorwand; aber da er mich so besorgt ansah, ging mirs durchs Herz, und ich gehorchte willig.

Es war ein warmer Märzabend; die Bäume, vom Sonnenstrahl nach einem milden Regen erquickt, hatten ihre vollen rosigen Blüten geöfnet, und der schwarze Grund der Blumenbeete war mit hellgrünen Blättern und aufbrechenden Knospen, fleischfarb und achatblau, weiß und goldgelb und violett, wie ein köstlicher Teppich durchwirkt. Schon fing es an

zu dämmern. Ich hatte an der überschickten Abschrift des Heldenbuchs mich nicht wenig vergnügt, und wandelte nachdenkend zwischen den hohen nur erst knospenden Buchenwänden, als plötzlich das Pförtlein aufging und ein weibliches Wesen, mit einem Regentuche verhüllt, hastig und furchtsam, eintrat. Sie öfnete ein wenig das Tuch, schaute um sich wie ein gescheuchtes Reh, erkannte mich . . . . es war Wiligard! Sie rief ängstlich: Verbergt mich, Junker Georg!

Ueberrascht führt' ich sie hinter eine Taxushecke, als auch schon der Herzog, in einen Mantel gewickelt, mit einigen Kämmerlingen auf dem Fuß folgte. Ich ging ihm, schnell mich fassend, demüthig entgegen; er schien verwundert, mich, und mich allein, zu finden, warf die Augen spähend überall umher, meinte dann, er habe von des Stadtvoigts Kunstgarten manches Rühmens gehört, und sei jetzt eben in der Nähe gewesen. Mit demüthigem Danke zeigte ich ihm die Wasserorgel, den

Bilderſaal, das Grottenwerk und was ſonſt noch zu den Herrlichkeiten gehört. Da prieß er denn alles weidlich, wunderte ſich beiläufig über die Wohlhabenheit ſeiner getreuen Unterthanen, hatte ſich aber bald ſatt geſehen und machte ſich auf und davon.

Nun ſuchte ich auch meine Verſchüchterte wieder auf, und fand ſie faſt erſtarrt im äuſſerſten Winkel des Irrgartens. „Sind ſie fort? ſind ſie gewiß fort?“ . . . lispelte ſie mit ängſtlichem Blick, klagte mir mit niedergeſchlagnen Augen, daß man ſogar auf offner Straße ihrer Ehre zu nahe trete, und bat dann faſt weinend: Ach, Junker Georg! es ziemt ſich wol nicht, aber ich bitt' Euch, daß ihr mich nach Hauſe begleitet.

Ich verſprach ihr mit Entzücken ſicheres Geleit, und ſuchte ſie zu beruhigen; ich faßte ehrerbietig ihre Hand und ſie überließ ſie mir einige Augenblicke. Die holde Unſchuldige ſchien bald freier zu athmen, und die im Winde wogende Tulpenflor lockte ihr ein ge-

fälliges Lächeln ab. Du weißt es, Johannes, daß mein Vater keine Kosten schont, immer recht hübsche Sorten von diesen Zwiebeln sich zu verschaffen; Willigard ergötzte sich sehr an den buntfarbigen, hin und her nickenden Glocken, dergleichen sie noch nie in der Nähe gesehen. *)

---

*) Die Tulpen kamen aus Asien, wo sie ohne Pflege auf Bergen und Wiesen wachsen, erst um das Jahr 1559. in die Abendländer. Der Gesandte des Kaiser Ferdinands an Soliman beschreibt noch im Jahre 1554. die Tulipan, wovon ihm bei Constantinopel Sträuße überreicht wurden, als eine Seltenheit (s. Busbequii Epist. Turcic. ep. 1. pag. 47. ed. Elzevir.) und Conrad Gesner, der 1559. in Augsburg die erste sah, schildert sie in seinem Buche de hortis Germaniae ausführlich, unter Beifügung eines Holzschnitts. Ein Augsburger Kaufmann, Namens Heerwardt, hatte den ersten Tulpensaamen aus Constantinopel erhalten. — Nach einer Tradition ward 1632. in Amsterdam eine Zwiebel, der Semper Augustus, mit 1000 Gulden bezahlt, und der Verkäufer bereute noch den Handel gar sehr, als sich bei der Aushebung zwei Setzlinge fanden. Diese Tulipomanie soll endlich zu einer solchen Höhe gestiegen seyn, daß jemand um das Jahr 1637. für die zehn rarsten Stück 12000. Gulden geboten, und sie nicht einmal erhalten habe.

„Sie sind schön! sie sind schön!“ . . . sagte sie, freundlich ihnen zunickend . . . . „nur habe ich immer gehört, daß sie auch sehr hoch im Preise stehn.“ Ich zeigte ihr welche von den seltensten, wo jede fünf und zwanzig Florenen gekostet hatte. Eine dunkelbraun und roth geflammte zog sie allen übrigen vor, und, kaum hatte sie das geäußert, als die Tulpe auch schon abgeschnitten in ihrer Hand lag.

„Was habt ihr gemacht, Junker!“ . . . rief sie erschrocken . . . „und was wird euer, was mein Vater, dazu sagen?“

„Es ist nur eine Tulpe, theure Willigard!“ . . erwiederte ich . . . . „ach! hätt' ich eine Wunderblume für euch, wie sie in keines Königs Garten blüht! Die Tulpe ist euer nicht werth“ . . . Ich zerpflückte die Tulpe schnell.

Sie senkte das Haupt, bewegte die Lippen, aber unterdrückte die Rede, und gab mir, das feuchte Auge himmlisch erhebend, die Hand. Ich war außer mir vor Entzücken;

es war ein Moment, wie jene, die du immer die Silberblicke der Liebe und Poesie nanntest . . . schnell vorübergehend, doch unsäglich schön!

„Laßt mir sie, laßt mir diese Hand, Wilfgard!“ . . . rief ich aus . . . „Ich hab' es um Euch verdient, ob ihr mich schon kaum kennt; ich habe Todesqualen in diesen wenigen Tagen um euch erlitten . . . Wilfgard! könntet ihr meine Liebe erwiedern?“

„Gott vergebe es mir, wenn ich unrecht daran thue“ . . . antwortete sie mit Thränen . . . „Schon seit aller Seligen liebe ich Euch.“

Ich legte meine Hand auf ihre Achsel; sie reichte mir ihre Wange. Ach, Johannes, hast du's gehört? seit aller Seligen schon gehör' ich selbst unter die Seligen!

13.

Westhausen d. j. an Veldeck.

Deine Glückwünsche kommen zu früh, lieber Johannes. Ruhiger bin ich zwar schon seit dem Abgange des Hofs; aber an Glück und Freude darf ich nicht denken. Mein Vater, ob er schon von der Sache nicht gerne spricht, will doch sein dem Hartcisen gegebnes Wort nicht zurück nehmen; meiner Mutter ist Wiligard zu gering. Die ehrwürdige Matrone wehrte mirs gern, nur an Wiligard zu denken, und doch liebt sie mich so mütterlich. Ich sehe die Herrliche nur selten, und habe meinem Vater das Wort geben müssen, einstweilen nicht mit ihr zu sprechen. Das halte ich auch, und sollt' ich darüber eingehen; aber es treibt mich nun von dannen, fort in die weite Welt. Vorerst soll ich nicht weiter,

als Antwerpen; aber ich gehe von da nach Venedig, das habe ich fest beschlossen. In einigen Wochen reise ich ab, und umarme dich vielleicht vorher noch einmal auf spätes Wiedersehn.

14.

Bürgermeister Heinrich von Harteisen an den Stadtvoigt Georg von Westhausen d. ä.

Hochachtbarer Herr und Freund,

Die wechselseitig freundlichen Gesinnungen unserer Familien werden hoffentlich keinen Abfall leiden, wenn ich deutlich über gewisse Dinge spreche, die schon längst niemanden ein Geheimniß mehr sind. Die Verlobung unserer Kinder, ehe sie noch mannbar waren, schien uns damals auf lange Zeiten ein festes Band der Eintracht zu knüpfen und zu beidseitiger Zufriedenheit zu führen; aber die Neigungen

gungen unsrer Kinder stimmen mit unsren damaligen Absichten nicht überein. Es ist allgemein bekannt, daß euer Junker Georg nur für die schöne Preißlerin Augen habe, welche denn freilich auch durch die Gewogenheit unsers gnädigen Herzogs solcher Ehre doppelt würdig ist, und sicherlich ein reichliches Ehegeld empfahen wird. Da aber meine Tochter gleichwol eine Nebengeliebte der Art nicht ertragen mag; so will ich hiermit zu erkennen geben, daß ich die alten Verbindungen für völlig abgebrochen ansehe und die Hand meiner Tochter heutigen Vormittag dem Herrn Marschall unsers gnädigen Herrn, Leonhard von Schroffeneck, feierlichst zugesagt habe. Ich bin der gegentheiligen frohen Theilnahme an diesem für gemeiner Stadt Bestes so erfreulichen Ereignisse in gewissem überzeugt, und verbleibe u. s. w.

15.

Stadthauptmann Caspar Hollmann an Georg von Westhausen d. ä.

Hochachtbarer, gestrenger Herr Stadtvoigt,

Ich wollte euch nie wieder sehen und auch nicht an euch schreiben; ich habe darum meine Stelle niedergelegt, daß ich an euch auch nicht mehr denken wollte; aber meine zitternde Hand und meine alten Augen müssen noch einmal dran. Ich habe euern Junker, den George, aus der Taufe gehoben, und es bleibt dabei, daß er mein Erbe ist, ob ich schon von euch nichts weiter wissen mag. Es war Unrecht von euch, daß ihr das Heu von der Zwingerwiese zum Hospitale St. Lazari schluget; denn es hat über Menschengedenken der Kirche gehört; es ist aber eben so Unrecht, daß ihr aus eitelm Stolze den Junker ins Elend

dahingehen laßt. Ich habe ihn gestern gesehen, als er wie verwildert in den Forst gieng; er sah mich nicht einmal; sein Gesicht war recht aschenbleich und sein Leib fast dürr, wie seine Windhunde, daß es mich jammerte. Seid ihr ein rechtschaffner Vater an Euerm einzigen Sohne? und ist der Preißler nicht ein ehrenwerther Mann? und ist sein Geschlecht nicht hochverdient um unsre Stadt? und ist die Wiligard nicht ein Dirnlein, keusch und schmuck, wie ein Muttergottesbild? Warlich auf das Mägdlein lasse ich nichts kommen, und sie ist eine Frau für euern Georg, das sag' ich! Ich kenne sie noch, wie sie erst mit dem Vater daher kam und noch so eine Wiesel war. Meine Gertraud, Gott geb' ihr einen guten Tag im Himmel, die war nun so ein Kindernarr, weil sie selbst keine kriegte; mehr als hundert mal hat sie die Wiligard hineingelockt, und sie abgeherzt, und ihr ein Würzäpflein um das andre gegeben, und das kleine weiß und rothe Ding nur ihr Schnee-

röslein genannt. Nein, das ist nicht Recht von euch, daß ihr's nicht zugeben wollt, und ich muß euch's sagen, weil alle andre sich vor euch fürchten, als nur der alte Hollmann nicht. Aber der fürchtet sich vor niemand, und wird's nun bald gewohnt seyn, nicht mehr des Abends zu euch zu kommen. . . .

Ja, was wollt' ich sagen . . . ich habe euch über die Sache nicht schreiben wollen, weil ihr wegen des Georgs dem Harteisen das Wort gegeben hattet, und freilich, das hättet ihr halten müssen; aber nunmehr ist das vorbei, und die Heirath mit dem Hofschranzen freut mich gar nicht.

Also sage ich's noch einmal: Richtet mir den Georg und die Willgard nicht zu Grunde, oder ihr habt's einst bei Gott zu verantworten. Nun wißt ihr doch meine Meinung.

Gehabt euch wohl!

16.

Weſthauſen d. ä. an Hollmann.

Biſt du endlich wieder gut, Caspar Hollmann? Nun, laß deinen Zorn vollends weichen. Sieh, wir ſind beide alte Knaben; wie lange wird's ſeyn, daß wir noch leben; ſollen die Leidtragenden hinter unſerm Sarg ſagen: Sie ſind in Groll und Unfrieden dahin gefahren? Sieh, die Wieſe kann ich der Kirche nicht wieder geben, das iſt vorbei; aber ich will ihr ein eben ſo großes Stück von meinem Vorwerk zuſchreiben laſſen. Darum komm heute Abend herüber; ich habe deine alte ſilberne Kanne wieder blank ſcheuern laſſen, da wollen wir's bereden, wie ſich's am geſcheuteſten machen läßt, daß du recht behältſt, und ich, als Stadtvoigt, doch auch. Und hernach Morgen wollt' ich dich um einen Liebesdienſt

bitten. Du bist nun einmal der Pathe des Georgs, und gut mit unserm Hause meynst du's auch, hast auch zugerathen, und bist angesehen bei der ganzen Stadt . . . darum wollte ich dich fragen, ob du nicht morgen früh zum alten Preißler gehen wolltest, und um die Wiligard anhalten für meinen Georg. Der Junge ist einmal toll und thöricht auf das Schneeröslein, und ich bin dir zu Gefallen heut vom Rathhause bei des Preißlers Fenstern vorbei gegangen und habe hineingeschaut, und du hast Recht, es ist meinem Jungen nicht zu verargen.

Also heut Abend zu rechter früher Zeit, alter Geselle!

17.

Hollmann an Westhausen d. ä.

Läg' doch der alte Hollmann seit Jahr und Tag drei Klaftern unter der Erde und

wäre längst verfault; ich möchte meine Büchse laden und mich selber vor'n Kopf schießen. Ich traue mich zeitlebens nicht wieder über deine Schwelle, Westhausen; und gestern war das eine Freude, und heute ist's so ganz anders. Kurz und gut, siehe zu, wie du es mit dem Georg machst, daß er sich nur kein Leids thue! Bei dem Preißler bin ich gewesen und er ist ein Ehrenmann, wie sich's gehört, und ist offen mit der Sprache herausgegangen. Anfänglich zwar hielt er hinterm Berge, und schlug mein ehrsames Gesuch rund ab, daß ich ihn vor Zorn schier an der Brust faßte. Aber nachher sprach er vernünftiger, daß aus der Sache nichts werden könne. Die Wiligard nämlich . . . ach! was ist aus dem Schneeröslein für eine holde Rose worden, und was hat sie mit den Augen mich freundlich angeblinkert und mir selbst den schweren Stuhl an den Ofen geschoben . . . . aber das arme Ding ist nicht ehelicher Geburt; mehr will der Vater nicht sagen. Da hast du das Unglück!

18.

Leonhard von Schroffeneck an Gerhard Preißler.

Mein gnädiger Herr haben geruht mir anzubefehlen, euch zu melden, wie Höchdieselbst ein gar prächtiges und künstliches Tischgeräth fertigen zu lassen gemeynet. Da Höchstdenenselben nun ihr vor allen Meistern in Silber und Gold gerühmt worden, wie denn auch das Tafelgeschirr, so ihr für dessen in Gott ruhenden Herrn Vater vormals getrieben, und das Lavoir der Frau Herzogin, als welches von allen Fremden höchlich bewundert worden, für eure sonderliche Geschicklichkeit bürget; als habt ihr euch ehemöglichst anhero zu verfügen, und weitern Befehls zu gewarten.

P. S.

Da auch der Frau Herzogin Gnaden an eurer Tochter Wiligardis gnädiges

Wohlgefallen bezeigt, so haben Höchstselbst mir zu erkennen gegeben, wie solche bei dieser Gelegenheit gar wöhl mit anhero kommen könne, welches ich euch aus guter Freundschaft zu eurer Nachachtung nicht verhalten wollen.

19.

Willgard an Georg von Westhausen d. j.

Ich habe es erfahren, Junker Georg, daß weder der Zorn eurer Aeltern, noch selbst der Flecken meiner Geburt, den endlich mein Vater, durch meine Thränen erweicht, als Ursache unsers Unglücks mir entdeckt hat, euer Herz von mir abgewandt. Darum wage ich es auch jetzt, wider die Regel der Sitte, an euch zu schreiben, und euch zu melden, daß die Angst meines Herzens groß ist. Ach, Georg, außer Gott und euch habe ich in dieser meiner Noth

keine Hoffnung, als nur den Tod, und auch auf diesen bin ich bereitet. Der Herzog hat meinen Vater nach der Hofstadt einladen lassen, und dieser ist geblendet von der Ehre, so ihm widerfährt, und will auf meine Thränen und Seufzer nicht achten. Ich mag ihm vorstellen, was ich will, wie sie schon hier mich verfolgt haben, und wie ich Tag und Nacht von bangen Ahnungen gemartert werde, so hält er das doch für gering, und meynt, es werde wol besser gehen, als ich denke. Wollt auch ihr mich verlassen, wie mich alles verläßt? Morgen mit Tagesanbruch reisen wir ab.

Lieber Junker! ich wollte euch doch bitten, daß ihr dieß, so es möglich, der Stiftsfrau Elisabeth zu wissen thätet, denn die Zeit ist zu kurz. Ich schreibe dieß auf meinem Kämmerlein, und die Lampe wird bald verlöschen. Diese Elisabeth hat vordem meine Mutter gar gut gekannt, und ist auch mir mit besonderer Gnade zugethan. Den Brief habt ihr abgeben zu lassen im Stift unsrer lieben Frauen

zu W. mehr weiß ich ſelbſt nicht; aber dann wird er richtig beſorgt.

Lebt wohl, Junker Georg! Werd' ich euch jemals wiederſehen? Meine Hoffnung und Troſt iſt einzig eure treue Liebe.

20.

Eliſabeth an Weldeck.

Eine Nachricht, die ich kürzlich von fremder Hand erhielt, und die mich einigermaaßen beunruhigt, erregt von neuem den ſchon lang gehegten Wunſch, an deſſen Erfüllung ich aber in früherer Zeit nicht denken durfte, den berühmten Meiſterſänger Hanns Weldeck bei mir zu ſehen. Ich erſuche euch daher auf's dringendſte, mit Ueberbringern dieſes, meinem ſichern Boten, euch ſogleich aufzumachen. Der Erfolg wird für euer Herz ſicher belohnend ſeyn.

Eliſabeth Gräfin von Bartenſtein.

21.

Rudolph von Schroffeneck an Leonhard von Schroffeneck.

Herr Bruder,

Hab' ich dir's nicht tausendmal vorher gesagt, die Befreundung mit dem Krämer-Adel taugt nichts? Einen Sack Gold und Silbers schleppt einem der Schwiegervater wol ins baufällige Schloß, aber, was ist das? Schimpf und Schande hinkt hinten nach. Die gnädige Frau Schwägerin macht, während du auf dem Anstande lauerst, verzweifelte Streiche, und die Frau Herzogin hat ihr sogar nun den Hof untersagt. Die liebe gnädige Dame ist auch gar zu eifersüchtig.

Das möchte noch hingehen, wenn dein Ehegespons nur nicht so unsinnig spielte, und sonst auf den guten Ruf besser bedacht wär ...

Ich mag es aus Achtung für unſer ganzes hohes Haus gar nicht herſchreiben ....

Mit der bewußten Sache ſteht es auch ſchlecht. Der alte Preißler will ſich nicht weiter kirren laſſen; weiß der Teufel, was dem alten Fuchſe im Kopf ſteckt! Wenn man nur ſo von weitem anpocht, lacht der Kerl einem höhniſch ins Geſicht, und letzthin hob er warlich den Hammer gegen mich und es fehlte nicht viel, er hätte mich köpflings die Treppe heruntergeſtürzt. Wahrhaftig, ich traue ihm das zu; ſo gar ungeſchlacht iſt er dir. Er ſcheint jetzt ganz andre Dinge im Kopf zu haben, als mit dem Wachelärvlein der Jungfer Tochter auf den Markt zu ziehen; der Geier werde aus ihm klug! Dazu, das Mädchen iſt wie eine wilde Katze; ich ſage dir, du wirſt noch lange auf dem Jagdhauſe lauern müſſen, wenn wir ſie in Gutem dahinaus ſchwatzen ſollen. Da iſt alles vergebens! Sie hat wie durch Hexerei das Herz der Frau Herzogin gewonnen, und gilt mehr

bei ihr, als alle Fräuleins. Auch der alte Vater hat einmal ganz allein mit der Herzogin gesprochen. Was sie da nur mögen ausgesponnen haben!

Aber das schlimmste von allem kommt noch. Kannst du's denken, da hat doch der Himmel den Stadtfähndrich Westhausen, mir nichts, dir nichts, an unsern Hof geschneit. Aber ich habe es weg. Ohne Zweifel ist die Wiligard schon zu Hause seine Concubine gewesen; denn er hat seine Augen überall, wo sie nur zu blicken ist, und hat sich durch seine Force beim Herzoge dergestalt beliebt gemacht, daß man ihn bei Hofe duldet. Ja, ich kann dir sagen, er hat sich ordentlich rasend in Respekt gesetzt, und fast wagt es keiner von den Hofjunkern, ihn noch schief anzusehen. Das gieng so zu. Du wirst wol schon gehört haben, daß unser gnädiger Herr bei der Bärenhatz in Todesgefahr gekommen; mich gieng das nichts an, denn ich gehöre nicht zu dem Jagdwesen, aber wer Geier wollte auch mit

der rasenden Bestie es aufnehmen? Weiß Gott, der Westhausen, der mit zusah, unterfieng sich's, und stach den Bär durch den Wanst, daß er nur noch zuckte. Der Herzog schäumte, da er sich ein wenig erholt hatte, auf die Rüstmeister und Jagdjunker, wie ich noch kaum gesehen. Er zerschlug an den zunächststehenden den Schaft des abgebrochnen Bärenspießes, und wollte den Westhausen auf der Stelle zum Hofjunker machen. Kannst du dir's denken, daß der Bürgerfähndrich es rund ausschlug und nur, uns wie zum Spott, um die Bärenhaut bat?

Nun, siehst du, Herr Bruder! es ist jetzt hier ein verdammtes Leben, und der Herzog ist immerfort ungnädig und wild, weil es diesmal mit der verwünschten Goldschmidstochter nicht glücken will. Warlich an uns liegt es nicht.

Ich habe mich heute aus Verdruß krank melden lassen, um dir nur alles zu melden. Aber ich habe nun auch von frühem Morgen

bis in die sinkende Nacht geschrieben, und kann wol sagen: in meinem Leben habe ich noch an keinem Tage so viel gearbeitet. Ich glaube, wenn ich nicht schließe, so falle ich vor Müdigkeit um.

Meinen Gruß an Clärchen .... du weißt schon! ... und sie soll sich mit dem bewußten Gesuch nur gedulden, bis unser Herr wieder gnädig ist!

22.

Velbert an Westhausen d. 1.

Freue dich! Herzensgeorg! freue dich mit mir! Dein und Willigards Schicksal wird die glücklichste Wendung nehmen. Uebergieb diese Briefschaften augenblicklich an den Herzog; nach allen Nachrichten könnte Verzug schaden; ich hoffe in wenig Tagen selbst zu erscheinen, um jede Dunkelheit vollends aufzuhellen.

Zu deiner eignen einſtweiligen Beruhigung kürzlich ſo viel! Wiligard iſt des Herzogs Schweſtertochter, und meine, meine Schweſter! Alles, was du in dem Buche meines Vaters von dem Minneſänger Freihold und der ſchönen Mauriſchen Prinzeſſin Liſarda geleſen haſt, iſt ein Theil ſeiner eignen Geſchichte. Er kam nach dem frühen Tode meiner Mutter als der blühendſte und ſchönſte unter den Männern an den herzoglichen Hof, und gewann die Neigung der älteſten, damals ſiebzehnjährigen, Prinzeſſin. Lange blieb dieſe Liebe ein Geheimniß, aber endlich ward ſie verrathen, und mein Vater in den Kerker geworfen. Dort habe ich bei ihm die erſten Jahre meines Lebens zugebracht, bis er endlich den verzweifelten Entſchluß faßte, ſich mit mir vom Thurme herabzulaſſen. Das Seil war nicht lang genug; der Sturz koſtete ihm das Leben; mir aber war durch den Fall nur die Hüfte zerſchmettert worden. Die unglückliche Prinzeſſin

Elisabeth wurde unter dem Namen einer Gräfin von Bardenstein auf der Bergfestung Hohenfels bei W.. gefangen gehalten. Jetzt, nach des alten Herzogs Tode, ist ihr Befreiung zugesichert, und sie lebt der Hoffnung, dich mit ihrer geliebten Wiligard zu verbinden.

Bald umarme ich dich als den glücklichsten Bräutigam, und dann zurück mit dir in dein väterliches Haus, um mit dir und Wiligard zu leben und zu sterben!

23.

Gerhard Preißler an Veldeck. (Mit demselben Boten zurück gesandt.)

Zu spät, zu spät, treuer, unglücklicher Veldeck! O du bedauernswerthe Elisabeth! o meine Wiligard! meine Wiligard! o mein edler Westhausen! Zur Größe wollte ich euch führen, meine Kinder, und habe euch zur

Schlachtbank geliefert. Arme Wiligard! Ach, du allein kanntest die Größe deiner Gefahr; warum glaubte ich dir nicht? . . . .

Wiligard ist gewaltsam geraubt, und auf ein tief im Walde liegendes Jagdhaus geführt worden. Sie hat, um ihre Entehrung nicht zu erleben, heimlich Gift genommen, das sie wahrscheinlich schon vor der Abreise aus meiner Werkstatt entwendet. Mit eurem Briefe fast zugleich traf die Todespost ein. Die Herzogin, die von mir auf die Entdekkung schon vorbereitet war, und Wiligard auf das innigste liebte, fällt aus einer Ohnmacht in die andre; der Herzog raf't gegen seine Lasterknechte; Westhausen liegt starr auf dem Boden, hält mich für euch, und flüstert nur manchmal, wie im Wahnsinn: Nicht wahr, Johannes! Seit Wiligard verschied . . . so heißt unser Brautlied?"

24.

Und man begrub Sie in der Waldkapelle
Beim Schein der Fackeln unter dem Altar.
Dort lag ihr Jüngling auf der Marmorschwelle
Mit hohlem Blick und aufgelöstem Haar,
Bis er gefunden seine Schlummerstelle,
Eh' noch die Nachtigall entflohen war.
Was lebend nicht Vereinigung gefunden,
Ist durch ein Grab zu sanfter Ruh' verbunden.

II.

Das Probejahr.

Der Monat Julius war erschienen; ganz Palermo glich einem schimmernden Opernsaal, und es ward fast Bedürfniß für das Auge, von den kunstreich gewirkten Tapeten und natürlichen Rosenhecken, womit alle Fenster und Balkone, alle Hausthüren und Strassenaltäre umzogen waren, zu irgend einer weiß gekleideten Andächtigen sich zu erheben, um nur nicht unaufhörlich das Roth der Rosen, und doch etwas zu erblicken, das gegen jene reizenden Töchter der Gärten nicht verlör.

Unter der Volksmenge, welche zum Fest der heiligen Rosalie aus den benachbarten Gegenden herzugeströmt war, befand sich auch der Chevalier Riccardo di ***. Wenn Natur und Glück sonst ihre Günstlinge nur mit einzelnen ihrer Weihgeschenke ausstatten,

so hatten sie über diesen mit partheiischer Vorliebe ihr ganzes Füllhorn ergossen; vornehme Geburt, fürstliche Reichthümer, die blühendste, kräftigste Jugend und eine Gestalt, auf welcher kein Mädchenauge ohne stilles Entzücken, kein Männerauge ohne Zutrauen und inniges Wohlwollen verweilte, waren nur die Hüllen edlerer Vorzüge; hoher Muth, bezaubernde Sanftmuth und das feurigste Gefühl wohnten vereinigt in diesem Jünglingsherzen, und die wohlklingende Stimme versinnlichte keinen Gedanken, das große, geistvolle Auge verrieth keine Empfindung, die nicht vorher weit schöner und lieblicher in seiner Seele erklungen wären.

Der Chevalier hatte bereits in einem Streifzuge wider die Korsaren Proben seines Heldengeistes, seiner Tapferkeit abgelegt; ganz Sicilien und Unteritalien nannte seinen Namen mit Achtung und Bewunderung; da es ihm aber jetzt mehr um Erholung von der langwierigen Seefahrt, als um rauschende

Vergnügungen zu thun war, und seine Bescheidenheit überhaupt alles Aufsehen gern vermied; so zog er das strengste Incognito, der Wohnung im Pallast einer ihm verwandten angesehenen Familie vor, und hatte, nur von seinem treuesten Waffenfreunde Antonio und einigen vertrauten Dienern begleitet, in einem Gasthofe seinen Aufenthalt genommen.

Das feierliche Geläut von allen Thürmen, der Donner des Geschützes, und der weitschallende Gesang der Procession rief jetzt Einheimische und Fremde aus ihren Häusern und Herbergen. Alles wallte in buntem, freudigem Gemisch nach der Rosalien-Kirche, und unter diesem unübersehlichen Zuge befand sich auch Riccardo am Arm seines Freundes.

Schon hatten sie bei der heiligen Feierlichkeit aufmerksame Zuschauer abgegeben und waren im Begriff, den Tempel wieder zu verlassen, als zwei Damen sich bei ihnen vorbeidrängten, um dem Hauptaltare zuzueilen. Riccardo machte ihnen augenblicklich

Platz, und drückte auch die hinter ihm stehenden mit freundlichen Bitten zurück; die jüngere der schönen Veterinnen wandte sich flüchtig um, in der That mehr aus Neugier, als aus Dankbegier; aber ihr Auge schien sich von der Gestalt des höflichen jungen Mannes nicht sogleich wieder losreißen zu können. Ihre Gefährtin faßte sie bei der Hand; sie folgte, nicht ohne noch flüchtig zurück zu sehen, und verschwand unter dem Getümmel.

Es giebt eine Art des Umsehens, die sich nicht leicht wieder vergessen läßt; es ist in den geheimen Annalen der Liebe zuweilen von Blicken die Rede, welche an Schnelligkeit und Gewalt nur mit dem Blitz zu vergleichen sind. Riccardo's Beispiel gab hievon einen Beweis. — „Sahst du Sie? sahst du diesen Blick?" — flüsterte er seinem Freunde mit glühender Wange und schöner Verwirrung zu — „o geschwind komm mit mir nach dem Haupteingang; vielleicht, daß wir Sie noch einmal erblicken!"

Verwundert über die ungewöhnliche Heftigkeit des Ritters folgte Antonio; Riccardo richtete seine Augen unverwandt nach der geöffneten Halle, und erst als alles Volk die Kirche verlassen hatte, gieng er, durch vergebliche Hoffnung ein wenig verstimmt, mit seinem Freunde nach dem Hotel.

Im Innern der holden Kamilla — so hieß die junge Schöne, mit den siegenden Augen — hatte die Erscheinung des schlanken, blühenden und so zuvorkommenden Unbekannten denn doch auch einige Veränderung hervorgebracht; allein mädchenhafter Stolz erlaubte ihr nicht, sich dieß selbst einzugestehen, geschweige denn ihrer Freundin Agatha!

Auch Kamilla war aus einem der edelsten Geschlechter entsprossen; auch ihr hatte das Schicksal fast von ihrer Geburt an immer aufs freundlichste zugelächelt. Zwar entriß ihr der Tod schon frühzeitig ihre Mutter; doch, da ihr Vater, einer der Vornehmsten in ganz Palermo, alle für seine verstorbene

Gemalin gehegte Liebe auf die einzige Tochter übertrug, und in der sich entfaltenden Schönheit und Herzensgüte der jungen Kamilla seine einzige Glückseligkeit fand; so blieben dieser immer so wenig Wünsche unerfüllt, daß ihr die Erde nur als ein Wohnplatz der Freude und Ruhe erscheinen mußte. Von der Natur mit der lebhaftesten Empfänglichkeit für alles Schöne, und mit einer, wie sie wenigstens glaubte, unbesieglichen Heiterkeit begabt, sah sie die Zukunft wie einen anbrechenden Frühlingstag vor sich liegen, und war bis jetzt nicht einmal zu der entferntesten Ahnung gekommen, daß ihre Seele auch tieferer, vielleicht schmerzlicher, Gefühle fähig sei.

Der in seinem lebendigen Frohsinn durch einen einzigen Blick so plötzlich gestörte Ricardo wußte sich bei der Mahlzeit und den ganzen Nachmittag über vor innerer Ungeduld kaum zu lassen, und kaum schoß die Sonne ihre Strahlen weniger scheitelrecht, als er seinen Freund zu einer Wanderung nach dem

Monte Pellegrino auffoderte. Der Weg, welcher dahin führt, ist zwar mit einiger Beschwerde verknüpft; allein da manche reizende Aussicht den Spaziergänger reichlich belohnt, und für heute die ganze Gegend mit frohen Wallerzügen nach der Rosalien-Kapelle erfüllt war, so gelang es dem Chevalier nach und nach, seine Zerstreuung zu bekämpfen und sich mit Antonio ziemlich zusammenhängend zu unterhalten.

Doch jetzt erblickten sie von weitem das über den Haven erbaute Bethaus; jetzt wandelten sie zwischen den Felswänden, wo die Andächtigen hie und da zur Verehrung der Heiligen kleine, artig ausgeschmückte Altäre errichtet hatten; jetzt näherten sie sich der bekränzten Grotte selbst, wo das Bild der Heiligen, wie eines schönen schlummernden Mädchens, von weißem Marmor dargestellt ist; und jetzt konnt' es nicht fehlen, daß sich eine mächtige, aber süße Beklemmung aufs neue Riccardo's bemeisterte; denn

unter den Frommen, welche das Heiligenbild mit den schönsten Blumengewinden umschlangen, war auch die reizende Unbekannte an der Hand ihrer Freundin. Andacht und Freundlichkeit, liebliche Schwärmerei und eine gewisse, nicht ganz zu unterdrückende Schalkhaftigkeit waren auch jetzt wieder über Kamilla's Gesicht verbreitet; in der reizendsten Stellung auf die Kniee dahin gegossen, hieng sie einen üppigen Kranz von seltenen schwarzen Rosen an das Fußgestell des heiligen Rosenmädchens, und erhob sich, reizender als das Heiligenbild selbst, nach einem kurzen Gebet.

„Was mag sie gebetet haben?" — sagte Riccardo zu seinem Antonio mit innigster Rührung — „ich glaube, sie hat weder Sünden, noch Wünsche." —

Kaum hatten sich Kamilla und Agatha entfernt, als der Chevalier ihre Stelle einnahm, doch di[illegible]l nicht so ganz mit dem frömmsten Herzen; der liebende Frevler wagte

einen Altarraub, und brach ſich eine Roſe von dem, der Heiligen gewidmeten, Kranze.

Entzückt über dieſe Eroberung, begab er ſich mit ſeinem Freunde auf den Rückweg, und kam noch eben zu rechter Zeit, um die Damen in ihren Wagen ſteigen zu ſehen. Agathe, die ihn ſchon dieſen Morgen ins Auge gefaßt hatte, entdeckte von ungefähr die ſchwarze Roſe an ſeiner Bruſt, und machte Kamillen mit freundlicher Neckerei darauf aufmerkſam; dieſe brach in ein fröhliches Gelächter aus, aber — ihre Wange war nicht blos vom Wiederſchein der untergehenden Sonne ſo purpurfarbig geröthet.

Den aufmerkſamen Augen Riccardo's und ſeines Vertrauten war dieſer Verrath Agathens keinesweges entgangen; ſo ſorgfältig aber auch der Chevalier bis jetzt über ſich gewacht hatte, irgend eine Dame, wäre ſie auch der Liebesgöttin ſelbſt ähnlich geweſen, mit Zärtlichkeit auszuzeichnen; ſo war ihm doch dießmal die Entdeckung ſeines Dich-

Hals gar nicht unangenehm; er drückte das Rosenkleinod an sein Herz, umarmte Antonio und rief: „Mag sie es doch wissen, daß ich sie anbeten muß!“

Es versteht sich von selbst, daß die freundliche Agathe während des Heimfahrens den Rosenraub noch mit mancher Anmerkung und Erläuterung verzierte, und daß auch bei dieser Gelegenheit der eben nicht widerwärtige Räuber etwas genauer gemustert wurde. Kamilla fand die ganze Sache allerliebst lustig, und wollte bald gar nichts mehr davon hören, brachte aber doch Agathen immer gelegentlich wieder auf die schon abgehandelte Materie, und schien über die Plünderung ihres Weihgeschenks eben nicht allzuheftig erbittert. Ja, dürfte man es wagen, über Mädchenherzen zu urtheilen, so könnte man es vielleicht ein wenig sonderbar finden, daß in den folgenden Wochen die Kirche der heiligen Rosalie fast täglich von Kamillen besucht ward, und daß sie bei

der

der Zurückkunft meistentheils recht ausgelassen froh, zuweilen aber doch auch, ganz wider ihre sonstige Gewohnheit, ein wenig übel gelaunt war.

Das letztere freilich war nur äußerst selten der Fall, und verschweigen können wir auch nicht, ohne gegen den Chevalier ungerecht zu werden, daß dieser seit dem Fest der heiligen Rosalie unter die eifrigsten Verehrer derselben gehörte. Sein theilnehmender Freund, ein leidenschaftlicher Kunstfreund, der in Stunden der Muße mit sehr glücklichem Erfolg selbst Malerei trieb, hatte fast jeden Morgen für den darauf Harrenden die Gefälligkeit, mit gleichgültigem Tone einen Kirchengang in Vorschlag zu bringen, und man erlaubte es sich endlich sogar, dem Wagen der schönen Unbekannten in der Ferne, doch mit schnellen Schritten, zu folgen. Warlich, Riccardo war der Glücksgöttin Lieblingssohn; der Wagen hielt vor dem Thor eines

ihm, dem Aeußern nach, längst bekannten Pálásts, und bald hatte man erkundschaftet, daß die heißgeliebte junge Dame keine andre, als die einzige Tochter seines Verwandten, war.

Nun wäre freilich eine Annäherung, ja sogar das Zusammenwohnen unter einem und demselben Dache, durch eine einzige Aufwartung zu bewirken gewesen. Allein der Chevalier, dessen Stolz durch Kamilla's immer nur flüchtige und nicht im mindesten theilnehmende Blicke oft gekränkt wurde, der ihre, ihm auffallende Heiterkeit zuweilen für absichtliche Zurückweisung seiner stillen Huldigung hielt, und der bei der heimlich Geliebten durchaus nicht durch seinen Stand und Namen, oder durch die zufällige Verwandschaft, etwas gewinnen wollte, konnte sich nicht entschließen, sein Incognito aufzugeben.

„Nein!" — sagte er mit Heftigkeit zu Antonio — „kann ich nicht als Unbekann-

ter ihre Zuneigung, ihre Liebe, mir erwerben, so sei es fern von mir, den Rücksichten auf Rang und Verwandschaft ein duldendes Wohlwollen, vielleicht dem väterlichen Rath ihre Hand zu verdanken!"

„Nein!" — sagte dagegen Kamilla zu ihrer Agathe, wenn diese bald scherzend, bald ernsthaft, ihr mehrere Gefälligkeit gegen den liebenswürdigen und, nach allen Umständen zu urtheilen, sehr edlen Fremdling zur Pflicht machte — „wenn er nicht durch alle Schwierigkeiten und Hindernisse bis zu meinem Vater hindurch zu dringen weiß, wenn er nicht wenigstens ein Jahr lang, ohne Hoffnungen zu erhalten, in meinem Dienste beharrt, mir nicht wenigstens ein Jahr lang, ohne alle Aufmunterung meiner Seits, die unverkennbarsten Beweise seiner Verehrung giebt, so kann ich an die Ewigkeit seiner Liebe nicht glauben. Es könnte kommen — Dir gestehe ich's ein — daß ich ihm gut würde;

aber, soll und muß ich nun einmal lieben," — sie brach dabei in ein muntres Gelächter aus — „so will ich auch wieder geliebt werden, wie keine; so will ich dieß kleine, ungnügsame Herz nicht eher verschenken, bis ich ein Männerherz gefunden, das mit unerschütterlicher Treue mir angehört."

Diese, sich ziemlich widerstreitenden, Entschlüsse wurden denn auch von beiden Theilen auf das Beharrlichste ausgeführt. Riccardo fuhr mehrere Monate hindurch fort, Kamillen in den Kirchen und an andern öffentlichen Orten aufzusuchen; sie schenkte ihm jedesmal einen Blick, aber mehr einen verwundernden, fragenden, warum er doch immer in ihrer Nähe sei? als einen, dem seinigen antwortenden. Er näherte sich ihr im Theater und auf Spaziergängen, ja sogar in den Zirkeln des Adels, in die er sich unter einem angenommenen Namen hatte einführen lassen; aber sie schien ihm absichtlich auszu-

weichen, und antwortete ihm, wenn ſich dieß nicht thun ließ, mit der gleichgültigſten, unbefangenſten Heiterkeit. Er ſchlich ſich in ihren Garten, wenn ſie in ſchönen Nächten die Laute ſpielte, und gab ihr die feurigſte Liebe in zärtlichen, geheimnißvollen Liedern zu erkennen; ſie unterbrach zwar eine Zeit lang ihre Muſik, ſpielte aber dann, ſchnell wieder einfallend, ein fröhliches Allegro, verſchloß die Glasthüre des Altans, und löſchte die Lichter aus.

„Sie hat kein Herz!“ — klagte nun Riccardo ſeinem Antonio — „Wenigſtens für mich nicht!“ ſetzte er ſchonend hinzu; denn es reute ihn augenblicklich, etwas Nachtheiliges von der heiß Geliebten geſagt zu haben.

„Sag', was du willſt;“ — antwortete Antonio — „wie ſie ſich auch verſtellen mag, ſo iſt ihr doch deine Verehrung keineswegs gleichgültig!“

„Wol möglich;" — erwiederte der Chevalier — „wär' sie die Einzige, die nach der Huldigung Aller geizte?"

„Wenn es ihr blos um Triumphe zu thun wär" — versetzte Antonio — „schon ihr unschuldvolles Gesicht widerspricht diesem Verdacht — aber wäre es so, würde sie dir wol so scheu und sorgfältig ausweichen; würde sie nicht vielmehr durch Witz und entgegenkommende Freundlichkeit dich noch mehr an sich zu fesseln glauben? Das beste wäre gewiß, du zeigtest dich bei ihrem Vater, und gäbst dich ihm wenigstens zu erkennen; willst du aber dieses nicht, so gäb' es wol noch ein Mittel" —

„Und welches könnte das seyn?"

„Es ließe sich wenigstens versuchen, und hat bei ähnlichen Herzensangelegenheiten schon die besten Dienste geleistet. Stelle auch du dich einige Zeit gleichgültig gegen sie, und huldige dem Schein nach einer Andern! Hilft

dieſes nicht, ſo geb' ich dir Recht, daß du ſie aufgeben mußt, und dann — fahre wohl, ſchönes Palermo!"

Der Chevalier fand dieſen Vorſchlag nicht ganz verwerflich, und wollte, ſo viel es ihm auch koſten möchte, wenigſtens nichts unverſucht laſſen, was auf das Glück ſeines ganzen Lebens einen ſo bedeutenden Einfluß haben könnte. Er kam von nun an ſeltner zur heiligen Roſalie, erſchien aber dagegen täglich in den Theatern oder bei den Feſten der Vornehmern, und zeigte ſich nun ſo unaufhörlich an der Seite einer ſchönen und geiſtreichen Marquiſe, daß ihn nicht allein dieſe ſelbſt, ſondern faſt die ganze ſchöne Welt, für ihren erklärteſten Anbeter hielt.

Jetzt hatte für Kamilla die Stunde geſchlagen, wo auch ſie erfahren ſollte, daß es ſchmerzliche Gefühle gebe. Schon die ausgeſetzten Kirchenbeſuche des reizenden Unbekannten hatten ſie nicht wenig bekümmert; da ſie

ihn aber endlich, nicht ohne heimliche Freude, in einer glänzenden Versammlung wieder erblickte, und fast schon entschlossen war, sich heute etwas weniger fremd zu stellen; da gieng er mit einer leichten Verbeugung an ihr vorüber, und küßte mit dem lebhaftesten Feuer die ihm dargebotene Hand der reizenden, eroberungssüchtigen Signora Francesca.

Kamilla traute kaum ihren Augen; je länger sie ihn insgeheim beobachtete, desto weniger konnte sie an seiner Falschheit zweifeln. Das Herz wollte ihr im Busen zerspringen; alle Qualen der Eifersucht erwachten in ihr; jetzt erst ward sie sich selbst verständlich, aber sie rief ihren ganzen Stolz zusammen, sie mahlte sich Riccardo's Unwürdigkeit auf das lebhafteste aus, sie suchte selbst ein, ihrem Herzen ganz fremdartiges, Rachgefühl zu erkünsteln, um nur sich aufrecht zu halten, und den leichtsinnigen Fremd-

ling ihre ganze Gleichgültigkeit empfinden zu lassen.

Nicht ohne die gewaltsamste Anstrengung gelang es ihr, jeden Anschein von Mißmuth aus ihrem Wesen zu verbannen, und bald sah sie sich mit einem zahlreichen Kreise der Jünglinge und Mädchen umgeben, die durch ihr Lächeln herbeigezogen und durch ihre muntre Unterhaltung bei ihr festgehalten wurden.

Wenn diese erzwungene und doch so natürlich scheinende Fröhlichkeit dem liebenden Riccardo den verwundenden Stachel noch tiefer in die Seele drückte, und in der folgenden Nacht allen Schlummer aus seinen Augen verscheuchte; so war auch Camilla's Stimmung nichts weniger, als beneidenswerth. Durch die anhaltende Aufbietung eines Leichtsinns, der jetzt weit von ihr entfernt lag, fühlte sie sich nach ihrer Zurückkunft fast gänzlich erschöpft, und als Aga-

the am folgenden Morgen sie besuchte, schien der besorgten Freundin die auffallende Blässe des sonst so blühenden Gesichts, das Matte der sonst so blitzenden Augen, auf tief verborgnen Seelenkummer zu deuten.

Doch Kamilla schob alles auf eine leichte Erkältung, auf zu rasches Tanzen, auf tausenderlei andre Zufälligkeiten, und suchte sich aufs neue in ihre sonst gewöhnliche fröhliche tändelhafte Laune zu versetzen.

Agathe, welche die Wallungen einer verschwiegnen Liebe aus eigner Erfahrung kannte, war nicht leicht zu hintergehen; zärtliches Mitleid gegen die geliebte Freundin, ja selbst Mitleid mit dem, wie sie sich für überzeugt hielt, so heiß liebenden Jüngling, öffnete ihre Lippen.

„Gieb dir keine Mühe, gutes Kind!“ — lispelte sie sanft, indem sie die kleine Grausame neben sich niederzog — „mir ein andres Gesicht zu zeigen, als dein wahres; lege in

meiner Gegenwart immer die Maske ab, die mich doch nicht täuschen kann.“

„Was hast du, liebe Agathe?“ — erwiderte Kamilla mit aller, ihr nur zu Gebote stehender, Unbefangenheit — „was willst du von mir? Willst du mich wieder einmal aufziehen, oder glaubst du“ — —

„Ich glaube nichts, du gutes, arglo-ses Täubchen!“ — versetzte Agathe und strich ihr mit der Hand über das glänzende, glatt gescheitelte Stirnhaar — „sondern ich weiß — weiß es, daß dieß trotzige Herzchen gestern weit unruhiger schlug, als dieß Auge gestehen mochte; aber — ich habe auch eine Arznei bereit, die — dich von der leichten Erkältung — nicht wahr? — und den schädlichen Folgen des raschen Tanzes, und — nun, was es sonst noch weiter war — gewiß im Augenblicke herstellt.“ —

Kamilla legte die Hand um ihre Schulter; sanfte Röthe verbreitete sich über ihre

Wangen; sie sah der Freundin freundlich und neugierig, doch ohne ein Wort zu sagen, in die Augen.

„Ja, frage mich nur blos mit den leuchtenden Augen" — fieng Agathe wieder an — „damit ich dich nicht etwa beim Wort fasse und zu einem Geständnisse zwinge. Doch ich brauche dieß auch nicht; ich habe längst in deiner Seele gelesen; in deiner, und noch in einer andern; und da habe ich denn entdeckt, daß der — nun, der gewisse Unbekannte, nichts weniger, als in die Marquise verliebt" —

„Ha! wars nur das? Geh mir mit deinem Unbekannten!" —

„— sondern, daß alle Beweise seiner Verehrung, die er ihr öffentlich gab, nur darauf berechnet waren, eine gefühllos Scheinende zu prüfen, einer Grausamen die Qualen, die er selbst erduldet, auch erdulden zu lassen, sie von ihrer hartnäckigen Verstocktheit zu bekehren."

„Hahaha! was bildest du dir doch ein?“ — rief Kamilla lächelnd, aber zugleich preßte sie die Freundin heftig an sich, und setzte hinzu: „Was du nicht Alles gesehen hast, meine scharfsichtige Herzenskündigerin!“

„Spotte, wie du willst“ — fuhr Agathe fort — „ich kenne dein Herz besser, als du vielleicht selbst, und ich habe sehr wohl bemerkt, wie dein zärtlicher Anbeter immer verstohlen nach dir herüberschielte; ich habe die Anstrengung bemerkt, die ihm seine Aufwartungen bei der gelehrten Marquise kosteten; ich habe ihn behorcht, als er seinem Begleiter im Ton der Verzweiflung zuflüsterte: „Es ist vergeblich; sie hat nie etwas für mich empfunden; sahst du es nicht, wie sie lachte, wie sie im schnellen Walzer dahinflog?“

„Hast du das wirklich, Liebste?“ — fragte Kamilla mit einer neuen Umarmung; aber in demselben Augenblicke flog sie, um ihre Verwirrung zu verbergen, fort, und

brachte Agathen eine kunstvolle Stickerei, von welcher sie vor einigen Tagen gesprochen hatten. Agathe, welche wohl wußte, daß ein Funke, in ein Pulvermagazin geworfen, genug sei, hielt es nicht für nöthig, das abgebrochne Gespräch wieder anzuknüpfen.

Kamilla's Scharfsinn fand bei reiflicher geheimer Ueberlegung genug Beweise, daß ihre Freundin sehr richtig gesehen; auch sie selbst hatte sich nicht enthalten können, den geliebten Verräther aus der Ferne zu beobachten, und da ihr bei aller Unschuld doch auch keine geringe Dosis List verliehen war, so ward ihr Riccardo's ganzes Benehmen in kurzem so ganz erklärlich und verständlich, als hätte sie es ihm selbst an die Hand gegeben.

Wie der geübteste General, entwarf sie nun nach den errathenen Plänen des Feindes ihren eignen, und da ihr Stolz ihr jetzt auf das dringendste zuflüsterte, daß Ric-

cardo für den kühnen Versuch, sie so gar zur Eifersucht zu reizen, doppelte Strafe verdiene; so ward fest beschlossen, sich künftig nur noch fröhlicher und gegen ihn kälter zu bezeigen.

Was eine beleidigte Schöne beschließt, ist, zumal wenn sie Kamilla's Geist besitzt, schon so gut, als geschehen.

Riccardo mochte so oft mit ihr zusammentreffen, als er nur wollte, mochte der Marquise so ausgesuchte Schmeicheleien sagen, als seine Galanterie ihm nur an die Hand gab; Kamilla schien es entweder nicht zu bemerken, oder war wol gar die erste, die seine Einfälle als äußerst treffend und witzig, ja als ganz allerliebst und entzückend pries. Alle Pfeile, die er gegen sie richtete, prallten von ihrem stolz-umpanzerten Herzen ab, und verwundeten im Zurückfliegen nur so empfindlicher ihn selbst.

Endlich, da beide Theile fast drei Vier-

teljahre seit dem ersten Zusammentreffen blos mit dergleichen Demonstrationen verschwendet hatten, fühlte Riccardo seine Geduld völlig erschöpft. Mit leidendem Herzen, doch zugleich mit Unwillen über seine bisherige Schwäche, entschloß er sich eines Abends, abzureisen, und noch war die Sonne über den Thürmen Palermo's nicht aufgegangen, als schon der Aufenthalt der grausamen Schöne in seinem Rücken lag.

Kamilla vermißte ihn mehrere Tage, und tröstete sich jeden Abend, ihn doch gewiß morgen wieder zu sehen. Als aber alle diese Erwartungen fehlschlugen, als sie endlich gar in Erfahrung brachte, daß der von allen Weibern gekannte schöne Fremdling in der That abgereist sei; da fühlte sie sich auf einmal von aller Herzenshärtigkeit, von allem Stolze, verlassen, und gestand nun, doch leider zu spät, ihrer zärtlichen Freundin de- und wehmüthig, daß sie den Unbekannten innig

geliebt

geliebt habe. Dieſe ſowohl, als der um Kamilla's Geſundheit beſorgte Vater, ſuchten alles hervor, um ſie zu erheitern, und ihre Neigung auf einen andern Gegenſtand hinzuleiten; aber alle Vorſorge und Zuſprache haftete nicht an ihrem tief verwundeten Herzen. Sie machte ſich ſelbſt insgeheim die bitterſten Vorwürfe, einen ſo zärtlich und feurig liebenden Jüngling gequält und von ſich entfernt zu haben; nur ſelten erſchien ein erzwungnes Lächeln in ihrem, jetzt mit dem Zuge ſtiller Schwermuth bezeichneten Geſicht, und ſie kannte nichts angelegentlicheres, als täglich in der Kirche der heiligen Roſalie die Meſſe zu hören, um der vergangnen glücklichern Tage ſich zu erinnern, und zu der Heiligen die feurigſten Gebete für den Unbekannten zu ſenden.

Und ſchon kehrte der Junius zurück, und ganz Palermo bereitete ſich auf's neue zu der jährlichen Feier. Auch Riccardo, der, den abgebrochnen Pfeil noch im Buſen, nur

in geringer Entfernung auf einem Landgute gelebt hatte, gedachte mit sanfter Schwermuth des Tages, wo er Kamilla zum erstenmal gesehen, wo er die immer noch heilig bewahrte Rose, ach! leider nicht von ihr erhalten, nur geraubt hatte.

„Ich kann, ich kann sie nicht vergessen" — sagte er zu seinem Antonio — „noch einmal will ich sie sehen, und dann schnell zu einem neuen Kreuzzuge gegen die Barbaresken!" —

Mit frühem Morgen eilte Kamilla nach der Hauptkirche; sie betete mit der heissesten Andacht zu der Heiligen, den Geliebten ihr zuzuführen, ihn nur noch einmal ihr zu zeigen; sie gelobte Rosalien die seltensten Blumen, die prächtigsten Weihgeschenke. Mehrmahls blickte sie, Gewährung hoffend, nach dem in ihrem Rücken versammelten Volke; aber kein Riccardo wollte wieder erscheinen, nur ein paar ganz verhüllte Pilger knieten in ihrer Nähe.

Unerhört ſtand ſie auf, und begab ſich, die einzige Traurige unter der großen Menge, in ernſter Stille nach Hauſe.

Es wurde Abend. Agathe kam, ſie auch heute zu einer Wallfahrt nach der Capelle al Pellerino abzuholen; Kamilla ließ einen zierlich geflochtnen Korb mit den ſchönſten Roſen in den Wagen ſetzen, und ſtiegt trüben Sinnes ein.

Als ſie angelangt waren, und den gewöhnlichen Weg einſchlagen wollten, bemerkten ſie auf einer etwas entfernten Seite des Bergs einen hellen Schein, welcher den Felſen und die umher ſtehenden Feigenbäume und Kaſtanien ſanft, aber auf das maleriſchſte, beleuchtete. Agathe ſchlug vor, dahin auszubeugen; Kamilla ließ ſich ihr Körbchen reichen, und befahl den Bedienten, ſie am Fuße des Berges zu erwarten.

Da ſie ſich dem Lichtſchimmer näherten, erblickten ſie eine mit Gelßblatt und blauer Winde niedlich umgitterte Niſche, auswen-

dig von einigen hohen Fackelhaltern erleuchtet. Die Neugier trieb sie hinzu, und sie gewahrten auf einer Moosbank einen Pilger. Der andächtige Wallbruder saß mit verschlungenen Armen und sah unverwandten Blicks nach dem Bilde einer schlummernden Rosalie, und nicht genug, daß den glänzenden Rahmen des Heiligenbilds schwarze Rosen und, als deutungschwangres Anagramm, die süßduftenden Blüten der Mallika umkränzten, so schien auch das Bild selbst Kamillen sehr ähnlich, und war ganz, wie sie am vorjährigen Feste, gekleidet.

Kamilla trat beklommen zurück; aber mit freundlicher Stimme fragte Agathe: „Darf man an eurem Felsenaltar beten, frommer Bruder?"

„Tretet ein, so es euch gefällt!" — antwortete unter dem breiten Muschelhute hervor die Stimme des geliebten Unbekannten — „tretet ein in mein kleines Heiligthum;

doch was könntet ihr zu erflehen oder zu bereuen haben, schöne Fromme?"

„Heilige Rosalia, du hast mich erhört!" — rief Kamilla zitternd, und verbarg, einer Ohnmacht nahe, ihr Gesicht an dem Busen der Freundin.

„Darf ich diesem entzückenden Ton trauen, meine theure Verwandte?" — fragte Riccardo.

„Wer seid ihr, Signor?" — lispelte Kamilla mit unruhig gehobner Brust, und drückte mit einem verwundernden Blicke seine Hand von sich zurück.

„Ein Jüngling, der euch auf das zärtlichste liebt — und, kann das euer Zutrauen fesseln — euer naher Verwandter, Riccardo di * * *!"

„Ihr? Ihr selbst?" — stammelte Kamilla, und zog seine Hand in holder Vergessenheit wieder an sich — „Ihr jener Riccardo, dessen Muth mein jugendliches Herz mit stiller Theilnahme und Begeistrung er-

füllte — Ihr, der Stolz meiner Familie, und, auch ungekannt, der Stolz des schwärmerischen Mädchens — ?“

Der Chevalier stürzte zu ihren Füßen, und sein Probejahr war vollendet.

III.

Die Volkssage aus dem Stegreif.

Ich hatte in der Pfingstwoche vorigen Jahres endlich die oft verschobne Reise nach dem Guthe meines stets heitern Waldemar unternommen. Obschon als der wärmste Verehrer weiblicher Reize bekannt, gehörte er gleichwol noch immer unter die Ehescheuen, und verlebte die trüben Winter in irgend einer volkreichen Stadt, die hellen Sommer auf seinem einsam, doch angenehm gelegenen, von ihm sehr verschönerten Landsitze.

Wir hatten schon vorher schriftlich unter uns ausgemacht, die kurze Zeit, welche ich der Freundschaft und dem Landleben widmen könnte, ganz nach alter Weise zuzubringen,

das heißt, von jeder fremden Gesellschaft und dem mit ihr gewöhnlich verbundnen Zwange völlig befreit, und es fiel mir daher ein wenig auf, als mir eines Morgens Waldemar, ohne eben Verdruß zu äußern, städtischen Besuch ankündigte. Einige junge Frauenzimmer, worunter eine blühende Brünette mir gleich auf den ersten Anblick sehr lieblich ins Auge fiel, langten mit ihren Brüdern, Vettern oder sonstigen Begleitern, noch vor Mittag an.

„Nicht unter die Zahl der Grazien sinke, nicht über die Zahl der Musen steige die Anzahl der Gäste!" — sagte mein Freund lächelnd, als wir uns zur schön geschmückten Tafel setzten, und als nachgezählt ward, erfüllte sich genau die Zahl der heiligen Neun. Die froheste Unterhaltung, wobei die schelmische Braune durch Witz und Feuer sich vorzüglich auszeichnete, verlängerte unbemerkt das ziemlich Lucullische Mahl; der treffliche

Wein erheiterte alle Gemüther, und brachte die Unbekannten einander näher.

Da wir aufstanden, war schon die drückendste Hitze vorüber, und der heitre Himmel, die fächelnde Luft, veranlaßte uns, den Caffee in den Garten schaffen zu lassen.

Ein chinesisches Brückchen bot seinen gekrümmten Rücken, um uns nach dem niedlichen, auf einem Hügel erbauten Pavillon zu tragen; ein grüner Rasen, von Stiefmütterchen und Primeln bunt durchwebt, breitete sich einladend vor uns aus; ein Hain von blühenden Kastanienbäumen und von türkischem Holunder, dessen weiß und blaue Sträußer, wie unzählige, vom Winde bewegte Federbüsche, sich im Spiegel des zur Seite gelegnen Teichs verdoppelten, nahm uns freundlich in seine Schatten auf.

Die Mädchen hatten in kurzer Zeit, diese den Strohhut, jene die freiathmende Brust und die ringelnden Locken, mit duftenden Holunderblüten geschmückt, und erhoben jetzt

unter sich und ihren Begleitern einen Streit über den eigentlichen Namen der geplünderten Bäume.

Um den ziemlich lebhaft werdenden Zwist zu schlichten, mußte Waldemars Bedienter und Reisebibliothekar Jakob den schiedsrichterlichen Adelung herbei holen. Wir fanden, daß Linnee.'s Syringa vulgaris auch spanischer Holunder oder Flieder, türkischer Holunder, Kandelblüte, blaue Blüte und Lilac, ja sogar Pfeifenstrauch genannt werde; aber die lose Braune hatte, dieses vollzähligen Namenverzeichnisses ungeachtet, die freventliche Kühnheit, das vollständige grammatisch-kritische Wörterbuch immer noch einer Unvollständigkeit zu bezüchtigen, und zischelte einigen ihrer Freundinnen einen Namen ins Ohr, womit, wenigstens in ihrer Heimath, dieser Strauch bezeichnet zu werden pflege. Alle Mühe, von ihr und den verstohlen kichernden Mädchen das wichtige Geheimniß zu erfahren, war ver-

geblich, und nur, als ich mich nach dem Geburtsorte der artigen Brünette erkundigte, und, eine Landsmännin in ihr erkennend, geschützt durch ein vorausgeschicktes: Honny soit qui mal y pense! den Namen: Hock' auf die Magd! nannte, nickte sie mir ein flüchtiges, halb verschämtes: Getroffen! zu.

Die übrige schöne Jugend machte in demselben Augenblicke einem lauten Gelächter Luft, und ich bin gewiß, jener eminöse Name wär' in dieser Secunde von mehr, als einem blühenden Munde, wiederholt worden, hätte nicht Sittsamkeit jeden derselben verschlossen. Die muntre Brünette ward feuerroth, und sah verlegen zur Erde.

Mein gefälliger und wie ich nachgerade ihm abmerkte, gegen die holde Braune nicht gleichgültiger Freund fühlte sich vermuthlich gedrungen, ihrer Verlegenheit zu Hülfe zu eilen. Er that die letzten Züge aus dem silberbeschlagnen Meerschaumkopfe sehr stark; ein Einfall hatte sich in seinem Kopfe erzeugt,

und er ſchickte ſich augenblicklich zur Ausführung an.

„Sie lachen über etwas, meine Herren und Damen!“ — rief er mit Catoniſchem Ernſte — „das in der That nichts weniger, als lächerlich, iſt. Wenn ihnen der Urſprung dieſer Benennung bekannt wäre, wie mir und — er warf mir einen bedeutenden, aufſodernden Wink zu — „wie mir und dieſem meinem Jugendfreunde, ja ohne Zweifel auch dem lieblichen Malchen, ich glaube kaum, daß ſie ohne Theilnahme, ja ohne Rührung, dieſen Namen ausſprechen würden!“

„Der Urſprung dieſer Benennung?“ — fragte Schönbräunchen langſam. — „Den wüßten Sie?“ — „Den wüßten ſie auch?“ — ſetzte ſie fein genug, ſich verbeſſernd, hinzu.

„Der Urſprung dieſer Benennung?“ — riefen die Mädchen alle im Chor — „o den müſſen ſie uns, wenn er wirklich ſo rührend und herzergreifend iſt, augenblicklich erzählen!“

„Mit Vergnügen" — erwiderte Waldemar — „doch" — er wandte ſich wieder zu mir — „nur unter der Bedingung, daß auch mein Freund mich unterſtütze. Ich ſpreche nie gern allein, und durch Abwechslung der Erzähler wird zuverläſſig dieſe Volksſage noch mehr bei ihnen gewinnen."

Nun wandten ſich die freundlichen Kinder auch mit Bitten an mich, und ſo wenig ich auch nur einen Buchſtaben von der ganzen angeblichen Geſchichte wußte; ſo konnte ich doch nicht umhin, den von dem freundlichen Wirth mir zugeworfnen Fehde-Handſchuh kecklich aufzuheben, und den ſchönen Supplicantinnen meine größte Bereitwilligkeit zuzuſichern.

„Setzen wir uns denn!" — hub mein Freund nach kurzer Ueberlegung wieder an — „hier unter den Schatten des Flieders wollen wir uns in bunter Reihe lagern; hier, wo ſeine Blüten uns umdüften, und ungeſehen von uns, die Wellen des Teichs, wie ge-

heimnißvolle Geisterstimmen, durch das Schilf flüstern, wird meine Geschichte doppeltes Leben erlangen.

„Schenken sie mir ihre ganze Aufmerksamkeit, und, damit dieß desto ungestörter geschehe, so erlauben sie, daß ich die Bedienung entferne.“ — Er flüsterte dem alten, pfiffig schmunzelnden Jakob mit lächelnder Miene einige Worte zu, und beurlaubte ihn nebst seinem Gehülfen.

Wir setzten uns in eine Rasenvertiefung hinter dem Pavillon, und Alles sah mit gespannter Erwartung auf den Mund des beginnenden Erzählers.

„Es würde mir leicht seyn“ — so begann Waldemar mit angenommener pedantischer Schwerfälligkeit, und, wie es mir vorkam, in der Absicht, um durch eine Einleitung noch mehrere Zeit zur Vorbereitung zu gewinnen — „meine Geschichte durch eine Bered-

Veredlung des Worts: Magd, in eine weit höhere Sphäre hinüber zu spielen; es würde sich ohne große Mühe erweisen lassen, daß zu den Zeiten, da man eine fürstliche Braut mit feiner Schmeichelei einschönes Mensch nannte, auch der Name Magd mit Jungfrau völlig gleichbedeutend war, daß selbst Prinzessinnen edle Mägde, selbst die Heilandsgebärerin die reine Magd genannt wurden; und wär' ich einmal bis dahin, so könnt' ich, mit Beifall einer alten, mir in die Hände gekommenen Mönchschronik, sehr füglich einen Holunderbaum in die Geschichte Einhards und Emma's verpflanzen, welche, wie ihnen bekannt seyn wird, einst bei nächtlicher Weile eine merkwürdige Galoppade mit einander antraten, dann lange Zeit in idyllischer Niedrigkeit lebten, nachher von dem kaiserlichen Vater in Seligenstadt erkannt wurden, von ihm Verzeihung erhielten, dem Geschlecht der Grafen Erbach seinen Ursprung gaben und in jener Stadt

vereint begraben wurden — eine Geſchichte, die allgemeinen Stoff zu rührenden Schilderungen gleichſam von ſelbſt an die Hand bietet.“

„Dieß und noch manches andre würde mir, wie ſie ſämtlich geſtehen werden, ſehr leicht ſeyn; allein, da es keineswegs meine Abſicht iſt, ſie durch Erdichtungen zu täuſchen, und die wahre Veranlaſſung zu der wunderbaren Benennung des Holunderbaums —“

„Nun ja doch! ja doch! nur zur Sache!“ — riefen einige der Zuhörer und Zuhörerinnen ungeduldig.

„Verzeihen ſie dieſen Prologus! Ich komme zur Haupthandlung! — Von keiner edlen Magd wird dießmal die Rede ſeyn, ſondern ſogar von einer aus der allerniedrigſten Gattung der Mägde, von einer Leibeignen!“

„Unweit der Vaterſtadt unſrer Freundin Amalie, hinter einem dichten Eichenwalde, ſind noch jetzt die verwitterten Trümmer einer

alten Ritterburg zu finden, an welchen nicht leicht ein geschichtskundiger Wanderer ohne innern Schauder vorüberwallt. Von einem der alten Bewohner meldet ein mehr oder minder verstümmelt, im Munde des gemeinen Volks herum gehendes Gerücht folgendes:"

„Ritter Cuno von Scharfenau war ein baumlanger, rauher, finstrer, grausamer Mann. Er befehdete ohne Unterlaß die Aebte und Mönche, plünderte die reisenden Kaufleute, raubte die schönsten Nonnen und andre Jungfrauen, und erkannte kein Gesetz, als das er selbst mit der Schärfe des Schwerds den Benachbarten vorzeichnete. Gegen seine Unterthanen, die damals noch sämtlich vom Joch der Leibeigenschaft gedrückt wurden, erlaubte er sich die schändlichsten, empörendsten Gewaltthätigkeiten, und der einzige Spruch, den er noch aus seiner Jugend im Gedächtniß hielt, war der Waidspruch Jerobeams: Mein Vater hat euch mit Ruthen gepeitscht, ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen."

„Nachdem er auf diese Weise fast funfzig Jahr lang im wildesten Rausche verlebt hatte, zwang er, um einen ehelichen Erben seines Namens zu erlangen, ein schönes junges Fräulein, dessen Vater er einst hinterlistig überfallen und meuchlerisch ermordet hatte, ihre zitternde Hand in seine blutige zu legen. Die arme Leidende gebar ihm in Jahresfrist einen Sohn, den er Konrad nannte, und starb wenige Stunden nach ihrer Entbindung."

„Als der Scharfenauer, von der Wolfsjagd zurückkehrend, die Nachricht dieses Todes erhielt, blieb er ungerührt; nur als er sich besann, daß in der Gemahlin zugleich die Ernährerin seines Stammhalters dahin sei, machte er seinem Unwillen über das Geschick durch einige Flüche Luft."

„Doch sehr bald wußte er sich zu beruhigen. Er erfuhr, daß eine seiner Leibeigenen, die Frau des schwarzen Johannes, vor wenig Tagen eine Tochter zur Welt gebracht habe, und gab sogleich Befehl, daß diese

als Amme des Junkers auf die Burg ziehen, ihr Töchterlein aber zurücklaſſen ſolle.“

„Die leibeigne Hanna war gern zu dem erſtern bereit, aber gegen das letztere empörte ſich ihr Muttergefühl.“

„Zum wüthendſten Zorne gereizt über dieſe, wie ihm dünkte, ganz unglaubliche Widerſetzlichkeit, ließ Ritter Cuno die Arme mit Gewalt vor ſich führen.“ — „„Hab' ich nicht oft in frühern Jahren die Weiber und Töchter meiner Leibeignen gezwungen, ihre Kinder zu verſtoßen, um meine Jagdhunde aufzuſäugen!““ — brüllte er ihr entgegen — „„und du wollteſt dich weigern, meinem Sohne ſolchen Dienſt zu leiſten? —““

„„Führt die Elende fort““ — ſagte er dann mit Ingrimm zu ſeinen Henkersknechten — „„und thut mit ihr, wie ich euch befahl. Was gilts, in einer Stunde fleht die Halsſtarrige auf den Knieen um dieſe Gnade, die ſie jetzt mit frechem Uebermuthe verſchmäht!““

„Die Knechte führten die Bedauernswerthe, die nur die Hände ringen und weinen konnte, in das unterirdische Geißel-Gewölbe. Sie wurde entkleidet, und ohne Schonung so lange mit Ruthen gehauen, bis sie, mit Blut bedeckt, ohnmächtig zu Boden sank.“

„Als sie aus diesem furchtbaren, todtähnlichen Zustande wieder erwachte, gelobte sie auf's heiligste, alles zu thun, was man von ihr verlange, und flehte nur noch um die Erlaubniß, von ihrem Kinde Abschied nehmen zu dürfen. Der Ritter verstattete dieß unter den fürchterlichsten Drohungen und Vermessungen.“

„Heim kam die unglückliche Mutter und erzählte ihrem Manne, was ihr begegnet war. Johannes wölbte die finstern Augenbrauen, knirschte mit den Zähnen, suchte seine Axt hervor, und schliff sie auf dem Wetzsteine so scharf, als ein Scheermesser.“

„„Fahr wohl, mein ſüßes Kindlein!““ — ſchluchzte ſein Weib, und drückte die lächelnde Kleine an den mit Blut unterlaufenen Buſen — „„Fahr wohl; ich kann dir keine Liebe erzeigen, als daß ich dich dieſem Jammerleben entreiſſe. Einſt würdeſt auch du, wie deine Mutter, das Opfer eines Teufels; jetzt gehſt du ſchmerzlos hinüber, wo die lieben Engel deiner warten.““

„Sie ſchlich ſich aus der niedrigen Hütte an das Ufer der reiſſenden Unſtruth. Hier ſtand unter dichtem Geſträuch ein hölzernes, unförmlich geſchnitztes, halbvermodertes Heiligen-Bild mit einer hohen Mütze und einem gekrümmten Stabe. Der Volksglaube hielt es für das Bildniß eines Biſchoffs, der einſt an dieſer Stelle trocknen Fußes über den Strom gegangen, und daher auch jetzt noch bei Ueberſchwemmungen ein hülfreicher Beiſtand ſei. Auch die unglückliche Mutter hatte, ſo oft ſie am Strande gewaſchen oder Mu-

ſchein geſucht hatte, jederzeit ein frommes Gebetlein daſelbſt geſprochen.“

„Hanna warf ſich flehend vor dem Bilde nieder; dann ſtarrte ſie hinab in die wirbelnden Wellen, unſchlüſſig, ob ſie nicht zugleich mit dem Kindlein ſich ſelbſt hinabſtürzen ſolle; ſie küßte noch einmal die Kleine, drückte ſie heiß an die Bruſt, ſegnete ſie ein, und warf ſie dann mit abgewandtem Antlitz in den Strom. Nun gieng ſie langſam nach dem Schloſſe zurück.“ —

„Was aber kurz darauf zwiſchen dem Ritter und dem leibeignen Johannes, ſo wie mit dem jungen Konrad, ſich begab, wird mein Freund zu erzählen die Gefälligkeit haben. Die jungen Mückenſchwärme laſſen meinen ſchönen Zuhörerinnen keine Ruhe; ich muß als Wirth meine Schuldigkeit thun, dieſe böſen Geiſter durch magiſche Dämpfe zu bannen.“

Ich kannte die eigenliebige Gewandheit meines Freundes noch von ehedem zu gut, um nicht voraus zu sehen, daß er mir in dem eben angelegten Gemälde nur die Ausmahlung der minder bedeutenden Parthieen, und nur derjenigen überlassen werde, bei welchen ich seinen Plan nicht so leicht stören könnte; doch da eben diese Kenntniß mich zugleich erwarten ließ, er werde auch die verschiedenartigsten Massen in ein Ganzes zu vereinigen wissen, so konnte ich mir die freundschaftliche Bosheit nicht versagen, ihm seinen Stand möglichst zu erschweren. Da mir nun die geschliffne Art des schwarzen Johannes die Absicht anzudeuten schien, daß der böse Scharfenauer vom Leben zum Tode gebracht werden solle, so beschloß ich, diese Absicht wenigstens vor der Hand zu vereiteln.

„Sie würden sehr irren, lieben Freunde und Freundinnen" — fieng ich an — „wollten sie argwöhnen, daß mein Freund mir nur

das Amt eines Todtenbettmeiſters zugedacht, daß er mir jetzt nur deshalb den Faden ſeiner Erzählung überliefert habe, um den gottloſen Cuno ohne Sang und Klang zur Erde zu beſtatten. Vielmehr wird dieſer, wie ich ihnen im Voraus verſichern kann, bis ans Ende dieſer Geſchichte ziemlich munter und geſund bleiben.“

„Geſchliffen war zwar die gewichtige Axt des ſchwarzen Johannes; mit tiefem Ingrimm lauerte zwar der zur Verzweiflung gereitzte Leibeigne im tiefſten Dickicht des Waldes, in welchem der Ritter täglich jagte, hörte zwar ſchon von fern das Getrappel und Schnauben der Reiſigen und verbarg ſich hinter eine rieſenhafte Eiche, die man gewöhnlich die Donner-Eiche nannte, um ſeinem Dienſtherrn im Vorbeiziehn den Todesſtreich zu verſetzen; aber blinde Wuth ließ dießmal die geübte, nervigte Fauſt fehlen; vorbei neben dem Ritter fauſte der Hieb, und die Schärfe der Axt fuhr mit ſolcher Gewalt

Univ.-Bibl. München

in den wol tausendjährigen Stamm, daß alle Kraft des Johannes nicht zureichte, sie wieder herauszureißen und den Streich zu wiederholen."

„Schäumend vor Wuth wiegte Johannes an dem Stiele der Mordart; schäumend vor Wuth zog Ritter Cuno sein Schwerdt, um den lauernden Feind zu durchbohren, und gab zugleich seinem Gefolge einen Wink, rücklings über ihn herzufallen; aber — alle ergriff Schauder und kaltes Entsetzen, als, wie ein rother Quell, aus der verwundeten Rinde ein Strom Blutes rann, und aus dem rauschenden Wipfel ein dreimaliges Wehe ertönte. In demselben Augenblicke verfinsterte sich die Luft; die Erde bebte; wie zwei kämpfende Gewitter schienen zwei furchtbare Gewalten unter sich zu streiten; kreuzende Sturmwinde brausten durch die Zweige; Blitze fuhren aus dem Boden, Blitze zuckten aus den Wolken; mit schrecklichem Gekrach spaltete sich die Eiche bis auf den Grund in zwei gleiche Hälften;

die Axt fuhr, wie von unsichtbarer Hand geschleudert, nach des Ritters Pferde und zerschmetterte ihm mit einem Schlage das Stirnblatt, daß es sogleich zu Boden stürzte; erbleichend gewahrten alle auf der einen Fläche der gespaltenen Eiche ein Crucifix, das in den Stamm eingebrannt schien; aus den Wurzeln züngelten blaue Flammen, dampfte ein schwarzer Schwefelrauch; aus dem Rauche entfaltete sich unter dumpfem Brausen eine fast eben so dicke, als hohe, menschliche Gestalt mit einer Keule und einem Bärenhaupte, in welchem, wie Feuerräder, zwei große glühende Augen sich drehten. Die ganze gräßliche Erscheinung schien aus Erz gegossen, glich in allem einem altdeutschen Pâstrich, und war ohne Zweifel von einem Geiste der Hölle belebt." —

Ich glaubte nun nach gerade Freund Waldemar'n genug Holz zugetragen zu haben,, und sah' ihn erwartend an, ob er mich nicht wieder ablösen wolle; allein er

ließ ganz gemächlich die blauen Knasterwölkchen in die Luft wirbeln, und, wollt' ich wohl, oder übel, so mußt' ich selbst mein Heil weiter versuchen. Ich fuhr also fort:

„„Wer ihr auch seid, Eitude!“ “ — so schnaubte das schreckenerregende Götzenbild mit flammensprühendem Rachen und einer Donnerstimme die Umstehenden an — „„so wißt, daß ihr einen mächtigen Geist aus dem Kerker befreit habt. Ich bin die Gottheit dieser Haine; meine Priester weissagten die Zukunft, und täglich bluteten an meinem Altare menschliche Opfer. Fünf Jahrhunderte habe ich unter dieser Eiche geschmachtet; ein heuchlerischer Bischoff zerstörte Erodo's und meine Altäre; das Bild des Nazareners bannte mich in diesen finstern Aufenthalt, und“ “ — hier rollte der Geist furchtbar die glühenden Augen — „„vergönnte mir nicht, diese unwürdigen Fesseln zu sprengen. Ich hasse euch alle, verächtliche Bewohner des Staubs; aber den, der mich befreite, will

ich mit Wohlthaten überschütten. Redet, wer war er?“ “

„ „Mein war die Axt“ “ — antwortete Johannes und berührte zu gleicher Zeit mit der Hand das Crucifix — „ „aber ich entsage deinen Gaben, verfluchter Geist, nur der Herr des Himmels soll mich segnen bis.“

„ „Elender!“ “ — brüllte die Erscheinung, holte aus mit der Keule, um ihn zu zerschmettern, aber kraftlos entsank die Keule der Riesenfaust.“ “

„ „Ich ließ sein Weib geißeln“.“ — sagte Ritter Tuno — „ „und verschmachten sein Kind. Aus Rachsucht wollte er mich morden, und traf in den Eichstamm; ich war es, Mächtiger, durch den du befreit wardst!“ “

„ „Du ließest geißeln sein Weib und verschmachten den Säugling; werth bist du meiner Gnade, und sie soll dir werden! Bitte von mir, was du willst, und es sei dir gewährt!“ “

„ „So ſchaffe denn den Säugling hieher und zerſchmettere ihm vor den Augen des Vaters den Schädel —“ “

„ „Ich habe keine Gewalt über des Kindes Leben; eine höhere Macht bindet meine Hände“ “ — erwiderte zähneflirſchend die ſchreckliche Geſtalt. —

Jetzt ſchien die Sache meinem Freunde doch bedenklich zu werden; er wollte mich unterbrechen. Allein nun hatte ich ſelbſt wieder keine Luſt, mir die Schürzung des Knotens entziehen zu laſſen, ſondern fuhr fort, ohne mich irren zu laſſen.

„ „So laß denn dieſen Johannes“ “ — hub Cuno wieder an — „ „und ſeine Tochter, und alle ihre Nachkommen in ewiger Knechtſchaft ſchmachten; laß ſie mir und meinem Samen ewig dienen als die Schemel unſrer Füße; laß ſie verfluchen jeden anbrechenden Morgen und, bis zum Thier erniedrigt, gleichwol zu feig ſeyn, ihre Marter zu enden!“ “

„„Es sei dir gewährt“ “ — brüllte mit boshaftem Lächeln der Geist — „ „und nie werde dieser Fluch von ihnen genommen, bis du selbst todt oder lebendig die leibeigne Brut knieend beschwörst, sich deiner und deines Stammes zu erbarmen, bis du sie flehentlich bittest, sich mit deinem Stamme ehelich zu verbinden.“ “

„Da verleih' mir das Leben, bis dieß geschieht.“ “ — antwortete Cuno — „„und erst der Tag, da ich mit solcher Bitte mich schände, sei mein Todestag!“ “

„ „Auch dieß will ich dir gewähren!“ “. — schnaubte das höllische, feuerhauchende Gespenst. In Dampf und Nacht zerfloß es; ein Hohngelächter hallte aus den Wurzeln der Eiche, und Cuno gebot seinen Reißigen, den Johannes hinweg zu führen, und im tiefsten Verlies des Burgthurms bei Moder und Schlangen vermodern zu lassen.“

„Es

„Es ist billig" — fiel Waldemar mir in die Rede, und bezeigte mir durch einen Wink seinen Dank für die zuletzt ihm erwiesene Gefälligkeit — „daß wir uns nach der armen kleinen Irmtraud umsehen, die mein hartherziger Freund bis jetzt in den Wirbeln der Unstruth gelassen hat. Die Sage erzählt von ihr, daß sie nach kurzer Zeit an das Ellerngesträuch angeschwommen, dort von einem Fischer, der nach seinen Reusen sehen wollen, gefunden, und mit nach Hause genommen worden sei. Doch so mitleidig und gutmüthig der ehrliche Peter auch war, so streng er im Fall der Noth das Hausregiment führte; so konnte er doch in der Folgezeit nicht verweiden, daß seine gar wunderbar gelaunte Ehehälfte die an Irmtraud ausgeübte Barmherzigkeit bereute, und, ohne es zu wissen, an der armen Waise den Fluch des bösen Geistes schon in den frühern Jahren zur vollen Erfüllung brachte."

„Zwar — denn auch gegen den Teufel muß man gerecht seyn, warum nicht gegen ein wetterwendisches Weib? — zwar zeigte Frau Gunhild anfänglich über den Fündling, der sie doch auch mit gar zu schönen, blitzenden schwarzen Augen angaffte, keine geringe Freude; zwar stopfte sie die kleine Stenthel — so hatte man nach dem Flusse die Kleine genannt — eben so reichlich und unaufhörlich, als ihre eigene, nur um einige Jahre ältere und etwas schieläugichte Tochter Gundel, die sie doch mit wahrer Affenliebe hegte und pflegte; doch als beide Mädchen heranwuchsen und Struthels aufschießender Wuchs immer mehr der aufschossenden Birke, Gundels Zurückbleiben immer mehr dem verkrüpelten Dornstrauch zu gleichen anfieng, als selbst Vater Peter jene manchmal in die vollen Wangen kniff, und bei dem täppischen, ungeschickten Wesen dieser, nicht selten mit tiefen Seufzern, der Wechselbälge erwähnte, welche die bösen Nix-

weiber, troz des aus der Wiege geſchnittnen Spahns, gegen die hübſchen Kinder rechtſchaffner Chriſten zu vertauſchen pflegen; da verwandelte mütterliche Liebe und Eitelkeit die bisherige Zuneigung bald in Kälte, dieſe Kälte in den bitterſten Haß."

„Struthel war ihr nun allenthalben ein überläſtiger Keſtgänger, und erhielt ſelten einen Biſſen trocknen Brods, ohne daß dabei nicht nur über die ſchon eingetretnen nahrungsloſen Zeiten geklagt, ſondern auch ſo gar der noch weit mehr Kreuz, Jammer und Noth, Peſt und Tod drohenden Feuerzeichen am Himmel gedacht, und über ſchlechte leichtfertige Dirnen, die ihre Bankerte, wie der Gukguk, in fremde Neſter trügen, eine Geſetzpredigt gehalten wurde. Mußte aber auch Frau Gunnhild in Gegenwart ihres Ehegeſpanns ſich an bloſſen Worten begnügen, ſo hatte doch dieſer gewöhnlich kaum den Rücken gewandt, als ſie auch zu Thätlichkeiten die erſte Gelegenheit ergriff, und die arme

Struthel durch Kneipen, Raufen, Stoßen und Schlagen auf alle mögliche Weise mißhandelte."

„Das, trotz aller Martern, sich immer freundlich anschmeichelnde Mädchen konnte es endlich doch nicht länger aushalten, und bat gewöhnlich den alten Fischer, wenn er zu seinem Tagewerk gieng, sie mit sich zu nehmen und zu den sauersten Arbeiten zu gebrauchen, damit sie nur nicht ohne ihn zu Hause bleiben dürfe. Bald konnte er sich ihrer statt des besten Fischerknabens bedienen, gab ihr ein altes leinenes Wams und Hosen, und nun blieb Struthel sehr oft auch über Nacht in der Hütte, besserte die Netze, und setzte die Wanderer über den Strom."

„Eines Tages, als Gunhild der guten Struthel sogar einen Diebstahl angedichtet hatte, bat diese den Fischer mit unzähligen Thränen, daß er sie um alles in der Welt, nicht nur in der folgenden Nacht, sondern für immer, in der Rohrhütte lasse:

sie wolle lieber bei Lachsen und Fischreihern, als bei Gunthild und Gundel, ihr Leben beschließen. Kaum hatte sich Peter gegen Abend ein halbes Stündchen entfernt, um zu seiner Xantippe zurück zu kehren, als vom entgegengesetzten Ufer der still vor sich weinenden Struthel ein zwar klares, aber um so verständlicheres „„Hol über!““ in die Ohren klang.“

„Der kleine Matrose sprang rüstig in den Kahn, steuerte auf die Stimme zu und befestigte schnell das Fahrzeug ans Land, wo schon ein zwerghaftes, freundliches altes Mütterchen in sehr reinlicher, aber ziemlich altväterischer Tracht, ihn erwartete.“

„Die in ihrem ganzen Wesen etwas Wunderbares, Heimliches an sich habende Alte hielt eine Krücke und einen Rocken mit dem schönsten Flachse in den dürren Händen, und wußte ihr Zünglein mit gleicher Fertigkeit, als die sich unaufhörlich drehende Spindel, zu brauchen.“

„Ob schon Struthel ihrer Seits dieß alte Mütterchen nur für ein ganz gewöhnliches altes Mütterchen hielt, so verbeut mir doch die Gewissenhaftigkeit des wahrhaftigen Historikers, auch mein geneigtes Auditorium in diesem Irrthum zu lassen.“

„Also, dieß Mütterchen war bejahrtern und erfahrnern Leuten, als die zehnjährige Struthel, unter dem Namen der Mutter Ilse oder des Waldweibchens bekannt, und ob schon die wenigsten sie jemals von Angesicht zu Angesicht zu schauen Gelegenheit gehabt hatten, so giengen doch über sie die sonderbarsten und sich widersprechendsten Gerüchte von Munde zu Munde. Ich kann Ihnen betheuern, daß ich an Ort und Stelle mir wenigstens eben so rastlose Mühe um Erforschung der Wahrheit gegeben habe, als die Verehrer des Caledonischen Barden, um die Gewißheit seiner Unächtheit; allein dessen unerachtet bin ich leider nicht so glücklich gewesen, dieser in die graue Vorwelt sich

verlierende Geheimniß gänzlich zu enthüllen. Nur so viel scheint unleugbar, daß Mutter Ilse weder durchaus unter die guten, noch auch unter die bösen Erdgeister zu rechnen seyn dürfte, und gerade, wie weder gute noch böse Menschen, zu Zeiten dem Herrscher des Himmels, zu Zeiten aber auch dem Fürsten der Finsterniß, zu seinen Zwecken gedient habe."

„Diese, um den Rang geschichtlicher Wahrheit buhlende, Vermuthung bestätigt sich denn auch durch Ilsens Benehmen gegen Struthel. Denn ob sie diese schon, vermuthlich auf Antrieb irgend eines bösen Wesens, den Händen ihres ihr noch unbekannten, aber unversöhnlichem Feindes entgegen führte; so konnte sie es doch auch nicht übers Herz bringen, das arme Ding ohne allen Schutz den ihr drohenden Gefahren zu überlassen."

Mutter Ilse hatte sehr bald mit aller, bei ihren Runzeln nur möglichen Freundlichkeit,

mit allen erdenklichen Liebkosungen, die unschuldige Struthel, deren wahres Geschlecht, trotz der Jungenkleidung, dem gespenstigen Waldweibchen kein Geheimniß seyn konnte, ganz für sich eingenommen, und sie vermocht, ihr diese Nacht ein Lager in der Schilfhütte zu gestatten. Sie benuhte die dadurch gewonnene Frist, Struthen nach und nach zu bereden, daß sie ihr mit Sonnenaufgang folge, weil sie auf diese Weise gar bald an einen Ort kommen werde, wo ganz andre Herrlichkeiten ihrer warteten, als dieses sumpfige Binsenlager, diese elende Lumpenkleidung, diese magere, erbärmliche Kost.“

„Mit Tagesanbruch legte die gute Struthel, nicht ohne manch stilles Thränchen, für ihren Pflegevater Netze, Angeln, und was sonst zu seiner Arbeit nöthig war, mit der schönsten Ordnung zurecht, und begab sich sodann mit der immer treibenden Mutter Ilse auf den Weg.“

„So von den Jahren gebeugt, so zitternd und gebrechlich Waldweibchen auch schien; so hatte doch Struthel fast Noth, mit ihr gleichen Schritt zu halten. Auch vergönnte die Alte während dieser Reise ihrer Zunge nicht die mindeste Ruhe, sondern unterhielt — was wahr ist, muß man sagen — ihre junge Begleiterin auf das trefflichste."

„Vor allen Dingen rieth sie ihr an, ein gewisses altes, am Strom stehendes Heiligenbild, das sie nächstens sehen werde, stets auf das wärmste zu verehren, weil sie diesem nicht nur noch als zartes Kind die Rettung ihres Lebens verdanke, sondern auch künftighin wol gleiche und noch größere Dienste von ihm zu erwarten habe. Sodann erzählte sie ihr mancherlei Mährlein voll der feinsten Allegorie und nutzbarsten Moral, welche bei Struthelen desto größere Aufmerksamkeit erregen mußten, da, abgerechnet, daß das arme Ding nicht lesen gelernt hatte, in dem damaligen finstern Zeitalter auch weder Ta-

schenbücher, noch Journale, zum Behuf des weiblichen Geschlechts, ihr Wesen trieben.“

„Schon stand die Sonne hoch im Mittage, und der Wald, durch welchen die reisenden Damen ihren Weg eingeschlagen hatten, wollte noch immer nicht lichter werden. Struthel, die an der geißlichen Speise sich nachgerade gesättigt fühlte, empfand dagegen desto stärkern Hunger nach leiblicher, und besaß, als ein unausgebildeter Fischerlehrling, zu wenig feine Erziehung, um ihren Appetit der geschwätzigen Genlis nicht ohne Umschweife zu gestehen.“

„„Ja, liebes Herzenspuppchen““ — erwiderte diese mit einem vornehmsatyrischen Lächeln — „„mit leiblicher Kost kann ich dir nicht dienen; denn was ich zu meiner Nahrung brauche, — hi hi! — das könnte allenfalls das kleinste Mückchen auf seinen Flüglein bis zum Grenzverschlage der Erde tragen!““

„ „Ueberhaupt, mein Kind, ' " — fuhr
dann im Tone manches protegirenden Gro-
en fort — „ „bin ich mein Seits nun bald
m Ende meiner Reiſe, und muß das Wei-
ere dir ſelbſt überlaſſen. Gewißlich waren
eine Abſichten mit dir die wohlwollendſten;
ber ich konnte dir den Weg zu deinem Glück
ur zeigen; dir fernerhin darauf fortzuhelfen,
der dich thätig zu unterſtützen, fehlt mirs
n Kraft und Zeit." "

„Struthel ward durch dieſe froſtige Aeuſſerung nicht im mindeſten erbaut, und fieng ſchon an, ihre Flucht zu bereuen; denn der Aufenthalt in der Fiſcherhütte, wo doch an dem Nöthigſten nie Mangel war, dünkte ihr immer weit beſſer, als das Herumſchweifen in einem öden, finſtern Walde, wo weder Menſch, noch Haus, weder ein Quell, noch ſelbſt eine Holzbirn, ſich zeigte."

„Doch ob ſie ſchon von dieſen, ſich ihr aufdringenden Betrachtungen eins und das andere gegen die hartherzige Mutter Ilſe

verlauten ließ, so blieb diese doch bei ihrem Starrkopfe, und zeigte ihr sogar von fern eine alte Weide, die sie in der schönsten poetischen Prosa als den Eingang in ihr Sommerquartier schilderte, wo jedoch für einen Gast, könne er auch in einem Schneckenhause Lang-Englisch tanzen, durchaus weder Raum, noch Bequemlichkeit sei."

„„Eins könnte ich noch für dich thun"" — sagte sie endlich, und wiegte bedächtlich das wackelnde, zahnlose Pagodenhaupt — „„und damit du siehst, daß ich's wahrhaft gut mit dir meine, so soll es augenblicklich geschehen."" "

„Mutter Ilse gab jetzt etwas unverständliche Zaubertöne an, welche jedoch mit denjenigen einige Aehnlichkeiten hatten, womit man das Hühnervolk zu sich einzuladen pflegt, und kaum war ihr gellendes: „Butt! Butt!" einigemahl erschollen, als, wie gesagt, ein großer, brandrother Haushahn mit dem schönsten, respectabelsten Kamme

aus der hohlen Baumwurzel hervorſchoß, und mit einem laut ſchallenden Gekräh, mit freudig geſchwungenen Flügeln, auf die Rufende zuflatterte.“

„Der zwar geſpornte, aber nicht geſtiefelte, Courier trug in ſeinem Schnabel ein kleines, mit einem Weidenreißlein zuſammengeſchnürtes Bündelchen Heu, überreichte dieß ſeiner Gebieterin mit aller Artigkeit des wohlgezogenſten Pudels, und marſchirte dann, mit der hohen Würde eines Staatsboten nach abgegebnen Depeſchen, ſtolzen, gemächlichen Steizenſchritts in die Weide zurück.“

„Und gleichergeſtalt mit der geheimnißvollen Bedächtigkeit und Ernſthaftigkeit eines Depeſchen-erbrechenden Diplomatikers öffnete Mutter Ilſe das Bündlein, und nahm aus dem Heuumſchlag etwas, deſſen außerordentliche Seltenheit ſie, meine Damen, ſchon allein von ſeiner wunderbaren Kraft und Wirkung im Voraus überzeugen wird, nämlich, um kurz von der Sache zu reden, ein

ſtaben — ſage ſiebenblättriges Kleeblatt. Zugleich riß Mutter Ilſe von ihrer Spindel einen Faden, der ſich aber, wunderbar zu ſchauen, augenblicklich in carmoiſinrothe Seide verwandelte, umwand damit das Kleeblatt und ließ davon noch ein Reſtchen übrig, welches füglich zu einem Halsſpänglein für Struthel zulangte.“

„„Nimm dieß kleine Andenken““ — ſprach die alte Ilſe mit Salbung, indem ſie den Faden um Struthels Nacken befeſtigte — „und trag' es ſtets auf der Bruſt. Dieß kräftige Blättlein kann dich in mancher Leibes- und Seelennoth ſchützen, und dir rathen, was du thun ſollſt. So oft du unruhig, und mit dir ſelbſt uneins biſt, ſo geh' an einen einſamen Ort, und winde das Knäuel auf. So lange das Blättlein friſch und grün bleibt, wandelſt du auf dem rechten Wege; ſo bald es aber zu welken anfängt, dann droht dir Gefahr, und ſollte es je ganz verdorren, welches der Himmelskönig ver-

hüte, ſo wäreſt du meines Geſchenks unwerth und des Schutzes deines Heiligen verluſtig. Hüte dich!" "

„Dieß geſagt, klopfte Waldmütterchen mit der kalten Knochenhand einigemal liebkoſend auf Struthels hübſchen Hals, wandte ſich dann nach der Weide, und war im Augenblick vor Struthels Augen verſchwunden." —

„Sie ſehen, meine geneigten Zuhörerinnen" — unterbrach ſich jetzt Waldemar — „daß es nicht an mir liegen wird, wenn mein Freund in das Gewand der Fabel nicht zugleich ſeine Moralia einweben ſollte. Um ihre Geduld nicht zu lange zu mißbrauchen, überlaſſe ich ihm jetzt die Fortſetzung. Er wird ihnen erzählen, wie ſich zwiſchen Struthel und dem jungen, bis jetzt faſt vergeſſenen Junker Konrad eine frühe, doch deſto dauerhaftere Liebe entſpann, und iſt er damit zu Stande, dann erbitt' ich mir, wie

billig, um meinem Werke den Kranzſtein aufzuſetzen, das letzte Wort."

„„Schon haben viel Dichter, die lange verblichen," " mit Einſchluß einiger, die auch dermalen noch rüſtiglich die Feder führen — hub ich, um eine glückliche Löſung des geſchürzten Knotens längſt nicht mehr beſorgt, meinen Spruch an — „die Scenen jugendlicher Liebe con amore geſchildert; ich bin aber nicht eben geſonnen, jetzt mit ihnen um den Lorbeer zu ringen. Sollte es mir gelingen, ihnen den Junker Konrad ſowol, als die immer mehr heranreifende Irmtraud mit wenig Strichen lebendig vors Auge zu ſtellen, ſo hoffe ich, daß ihre Phantaſie auf den Erfolg eines vertrauten Umgangs zwiſchen zwei leicht feuerfangenden Weſen von ſelbſt ſchließen werde."

„Die arme, im tiefſten Walde allein gelaßne Struthel rannte nach Mutter Il-

ſens

ſens Verſchwinden augenblicklich nach der hohlen Weide; aber es war eine Weide, wie alle andere, und der innre Raum derſelben war ſo gut, wie bei allen andern, blos mit ſchwarzer Erde und Ameiſen erfüllt.“

„Nach dieſer troſtloſen Entdeckung war natürlich ihr erſter Gedanke, den Rückweg nach der Fiſcherhütte zu ſuchen; aber, da die Wandernden auf keinem ordentlichen Holzwege, ſondern mitten durch die Bäume, gegangen waren, ſo blieb alles, noch ſo ämſige und ängſtliche Suchen vergeblich. Jedoch führte das fruchtloſe Hin- und Herlaufen wenigſtens zu etwas in der jetzigen Lage gar nicht Verwerflichem, nämlich zu einem, ſchöne rothe Waldbeeren tragenden Strauche. Sehr erfreut über dieſen Fund ſtillte Struthel ihren Hunger, und verfiel dann vor Müdigkeit in einen tiefen, aber erquickenden Schlaf.“

„Ein ziemlich nachdrücklicher Schlag mit einer Spießgerte weckte ſie auf, und, als

ſie zuſammenfahrend die Augen aufſchlug, erblickte ſie vor ſich auf einem hohen ſchwarzen Roſſe einen alten griesgramigen Ritter, deſſen Geſicht nichts weniger, als Liebe und Zutrauen gewann, kurz, keinen andern, als den böſen Ritter Cuno von Scharfenau."

„„Was machſt du hier in meinem Gehег', verwünſchte Kröte?"" — rief Cuno, nach ſeiner Art noch mit ziemlich guter Laune, und brachte mit einem neuen, ebenfalls nach ſeiner Art nicht ſo bös gemeinten, kräftigen Hiebe den vermeintlichen Bettelbuben auf die Beine.

„Struthel bat zitternd um Mitleid und Verſchonung, und der Herr Ritter, der gleich bei der Entdeckung des geſund und rüſtig ſcheinenden Knabens ſich erinnert hatte, daß ein Junge aus ſeinem Hundezwinger vor kurzem das Zeitliche geſegnet habe, und deſſen Stelle recht füglich durch den Aufgefundenen beſetzt werden könne, übte in der That die Barmherzigkeit, daß er Struthel n

ohne weitere Ruthenſtreiche befahl, ſich an den Sattel feſt zu halten und ſo neben ihm nach ſeinem Schloſſe zu traben.“

„Das verlaßne Mädchen, welches ſich nur aus dem Walde und wieder unter Menſchen wünſchte, würde ihm nicht entflohen ſeyn, hätte es auch jetzt in ihrer Willkühr geſtanden, und Cuno war mit ſeinem Fund um ſo zufriedner, weil die kleine Kröte, wie er beim Abſteigen ſeinem Stallknecht erzählte, doch immer ziemlich mit fortgekommen war, obſchon er manchmal, wenn es recht über ſcharfen Kies oder Wurzeln gieng, dem Pferde die Sporen gegeben hatte. Er befahl, den Buben dem Hundewärter zu überliefern, und eilte, ohne ſich weiter um den Fündling zu bekümmern, zu der ihn ſchon erwartenden rauchenden Schüſſel.“

„Der Hundevogt, an ſich zwar auch ein ſehr rauher und bösartiger Mann, dachte doch um vieles menſchlicher, als ſein geſtrenger Gebieter. Kaum bemerkte er, daß ſein

neuer Bursch an den Fußsohlen gewaltig blute, als er aus seiner, freilich sehr einfachen, Hunde = Apotheke eine Salbe hervorsuchte, und sein Weib anwies, den Buben mit sich zu nehmen und zu verbinden.“

„Diese Frau war eine bleiche, traurige, aber höchst anziehende Jammergestalt, und kaum hatte sie die arme blutende Struthel gesehen, als ein paar große Thränen des Mitleids über ihre Wangen rollten. Sie begnügte sich nicht daran, die verwundeten Füße zu waschen, die Dornen herauszuziehen und alles sorgfältig zu verbinden, sondern suchte auch bald einige Kleidungsstücke auf, um sie mit Struthels ziemlich durchlöcherten Lumpen zu verwechseln. Nicht ohne Erstaunen bemerkte sie, durch den rothseidnen Faden aufmerksam gemacht, daß der junge Fremdling weiblichen Geschlechts sei; da sie aber nun dem armen Mädchen mit geringerer Scheu beim Ankleiden half, und gleich unter der linken Brust ein kleines rothes Mal er-

blickte, welches ihre — ach! ihre süße, dem Strome überlieferte Tochter Irmtraud mit auf die Welt gebracht hatte — nun! meine schönen, gefühlvollen Zuhörerinnen wissen es längst, was bei dergleichen Entdeckungsscenen einem rechtschaffnen Dichter von Rechtswegen zu thun obliegt, und erlassen mir daher gern eine fleißigere Ausmalung von Hanna's freudigem Erschrecken, von ihrem, sie fast bis zur Ohnmacht angreifenden Zittern, von den Umarmungen und Küssen zwischen der sich wieder findenden Mutter und Tochter."

„Die bedauernswürdige, zur adlichen Amme erhobne Hanna, hatte, obschon der schwarze Johannes im Burgverlies sein Leben endigen mußte, dennoch, theils aus Liebe zu dem ihr anvertrauten Junker, theils aus Mangel an einem andern Unterkommen, auf dem Scharfenauer Schlosse ausgehalten, und war späterhin auf Cuno's Befehl zu Belohnung ihrer treuen Dienste mit dem sel-

ten nüchternen Hundewärter zuſammen gegeben worden. Doch alle, Jahre lang erduldete Leiden wurden jetzt vergeſſen, und im erſten Rauſche ihrer Freude überſah ſie ſogar den Vortheil, welchen die jetzt noch mögliche Verheimlichung des Geſchlechts, vielleicht in Zukunft für die Unſchuld ihrer Tochter gewähren könne. Jauchzend machte ſie alsbald nicht nur ihren Mann, ſondern auch alle Knechte und Mägde des Schloſſes, zu Zeugen ihres Glücks."

„Dem Pfleger der Rüden war die unverhoffte Vaterſchaft, ja ſchon die Mädchenſchaft des neuen Hundefungens, keineswegs nach Sinne; aber da es nun einmal nicht zu ändern ſtand, ſo erſäufte er ſeinen Mißmuth im Kruge; die übrigen Leibeignen, wenn auch gegen ihre Unterdrücker ſtets erbittert, doch unter ſich ſelbſt die gutherzigſten Geſchöpfe, bezeigten eine ungemeine Freude über das hübſche Kind, und was die Mägde nur entbehren konnten, das wurde herbeige-

ſchafft, um die bis jetzt zweideutige Struthel in eine ganz augenſcheinliche, allerliebſte Irmtraud zu metamorphoſiren; der geſtrenge Ritter endlich fragte nicht wieder nach ſeinem Findling, und erfuhr daher vor der Hand nicht das geringſte von der gemachten Entdeckung."

„Kaum hatte Hanna vor allen Dingen Gott auf das feurigſte gedankt, als ſie auch einen Mönch des benachbarten Kloſters, ihren Beichtiger, erſuchte, ſich ihres, in ziemlicher Unwiſſenheit aufgewachſenen Töchterleins väterlich anzunehmen, und es, ſo viel eine Magd deſſen bedürfe, im Chriſtenthume zu unterrichten."

„Doch ſchon ſchießt Phöbus ſeine Pfeile etwas matter durch das Violet der Holunderblüten, und wir haben noch ſo gar wenig von dem geſtrengen Junkerlein gehört, welches — ich brauche die warnende Deviſe des Strumpfbandordens wol nicht zu wiederholen — der Magd aufhocken ſoll."

„Von Hanna gesäugt und auf das mütterlichste gepflegt, dann von demselben Mönche, dessen ich eben gedacht, nur mit Zulassung des alten Ritters, zu allem Guten erzogen, war er ganz das Abbild seiner schönen, frommen Mutter, mithin auch gerade das Gegenstück seines ruchlosen Vaters. Schon sein Aeußeres, sein hellblaues Auge, sein lockigtes, hellblondes Haar, seine zarte Haut und schmächtigen Glieder waren fast mehr weiblich, als männlich, zu nennen, und verkündigten weit mehr einen friedlichen Beglücker seiner Unterthanen, als einen rüstigen Führer bei Wegelagerungen, Befehdungen und Jagdzügen; aber auch in seinem Herzen lebte die liebenswürdigste Gutherzigkeit, die liebreichste Sanftmuth und ein fast unbeschreiblicher Hang zu edleren Freuden.“

„Recht so!“ — unterbrach mich Waldemar — „du willst, daß der guten Irmtraud ihr Joch sanft und ihre Last leicht sei.“

„Wie sich ziemt und gebührt!“ — fiel ich wieder ein. — „So unangenehm übrigens dem bösen Cuno die geistige und leibliche Beschaffenheit seines Sohns war, und so gern er ihm das Anziehen eines neuen Menschen gewünscht hätte; so blieb doch die heftigste Liebe zu seinem Stammhalter das einzige, aber auch eben deshalb um so lebhaftere, menschliche Gefühl seines harten Herzens.“

„Er ertrug daher die edle Sinnesart Konrads mit möglichster Geduld, erfüllte alle seine Wünsche, und schöpfte endlich — ich bitte zu bemerken, daß ich die geneigten Zuhörer mit diesem endlich wie durch einen Zauberschlag in den Zeitraum ungefähr fünf Jahr nach Irmtrauds Ankunft versetze — sogar einige Hofnung, daß Konrad ihm doch wol noch einschlagen könne. Denn, so wenig dieser auch bis jetzt das edle Waidwerk nebst allem dazu gehörigen Jagdzeug sonderlich geliebt und geachtet hatte; so fieng er

doch jetzt an, nicht nur einem ſchönen gelben Windhunde, ſondern ſo gar allen übrigen Hunde-Raſſen, ſo dem ſchnüffelnden, krummbeinigen Dächslein, wie dem breitnaſigen, breitgelefzten Sauhunde, eine ganz ausgezeichnete Zuneigung zu ſchenken, und ſich täglich, nicht ſelten ſogar zu wiederholten Malen, nach ihrem Befinden zu erkundigen."

„Was Cuno nicht vermuthete, darf ich ihnen verrathen. Der Grund dieſer Sorgfalt war keinesweges eine noble Paſſion, ſondern nichts geringers, als eine glühende Leidenſchaft des Junkers gegen die, wenn ſchon erſt ſiebzehnjährige, doch nun völlig aufgeblühete Tochter ſeiner ehemaligen Amme, der nunmehrigen Frau Hundewärterin."

„Hundevogts Irmtraud — ſo wurde das liebliche Mägdlein vom Hofgeſinde und den Bauern genannt — wahrhaftig, ich würde alle hiſtoriſche Treue verletzen, wollte ich es wagen, ſie ihnen, wie ich wol wünſchte, in irgend einer griechiſchen Form abzuſchildern.

Aufrichtig zu reden, hatte ſie weder mit einer Cythere, noch ſelbſt nur mit einer ihrer Zofen, die mindeſte Aehnlichkeit, und ob ſie ſchon von der weißarmigen Juno und jugendlichen Hebe manchen Reiz beſaß, ſo dürfen ſie doch erſtere nicht von Canova gemeiſelt, ſo müſſen ſie doch letztere etwa von Rubens gemahlt, ihren geiſtigen Augen vorzaubern.“

„Erinnern ſie ſich gefälligſt an die Weiber dieſes trefflichen Niederländers, oder ſtellen ſie ſich eine ſchöne Wendin vor, wenn ſie in der Fülle blühender Geſundheit und Jugend, hoch aufgeſchoſſen und breit geſchultert, voll- und ſchneebuſig, mit mägdlicher Schaam und dem Stolze auf jungfräuliche Reinheit, zur Kirche wandelt. Denken ſie ſich von allen Bauermädchen die Reizendſte, und leihen ſie ihr — ich bin ſo kühn, dieß zu ſagen —, leihen ſie ihr etwas von der ſtillen Reinheit Raphaeliſcher Madonnengeſichter, mit einem Wort, idealiſiren ſie ſich eine ſchöne Leibeigene, und ſie werden mir zugeben, daß

die schwarzgeaugte, schwarzgelockte, aber übrigens desto abstechender weiße Irmtraud, trotz ihres ziemlich stämmigen Wuchses, trotz der zwei herabhängenden, etwas zigeunerartigen Flechten, trotz des Scharlachmieders und steifen Schnürlatzes, trotz des dicht gefalteten, kaum die Waden schützenden schwarzen Röckleins und der rothen, zwickelgeschmückten Strümpfe, bei alledem unserm jungen Konrad, der noch nie über das Jagdrevier seines Vaters hinaus gekommen war, ziemlich warm machen konnte."

Das Personal der sämmtlichen Zuhörerinnen erhob, als ich ein wenig Athem schöpfte, über meinen mündlichen, sehr geschmacklosen Beitrag zum Modejournal ein spöttisches Gelächter, aber Waldemar reichte mir dankbar die Hand.

„Brava! bravo!" — fiel er mir in die Rede, und wandte mir auf diese Weise

faſt wider meinen Willen das Wort. — „Du biſt bei alledem gefälliger gegen mich, als es anfänglich das Anſehen gewann; deine Irmtraud iſt gerade dieſelbe, wie ſie in meine Erzählung paßt, und die alte Volksſage ſie ſchildert. Ich hoff: nun mit ſchnellern Schritten ans Ende meiner Erzählung zu gelangen.“

„Junker Konrad hatte kaum bei dem Tanze unter der großen Linde, den ſein Vater auf ſein Bitten den Leibeignen einſtmals geſtattete, die Krone die Tänzerinnen, Hundevogts Irmtraud ins Auge gefaßt, als eine gewiſſe Unruhe ſich ſeiner bemächtigte. So wenig er ſich auch ſelbſt verſtand, ſo trieb ihn doch ſein Herz, mit Irmtraud einige freundliche Worte zu wechſeln, und da dieſe, durch eine ſo vorzügliche Auszeichnung ein wenig eitel gemacht, zwar niedergeſchlagnen Auges auf das in ihrer Hand befindliche Tuch und Sträuslein ſah, doch troz ihrer Unſchuld, ſich gelegentlich mit Gegenrede und Blick ziemlich zuſammen nahm; ſo entzündete

ſich in Konrads Buſen eine Flamme, die nie wieder erlöſchte. Der iſabellfarbne Windhund, den Irmtraud erzogen, und ſich ſelbſt zu Ehren Struthel genannt hatte, ward nun ſein erklärter Liebling; unabſichtlich, man könnte faſt ſagen, wider ſeinen Willen, trugen ihn ſeine Füße täglich nach dem Jägerhofe, aber, an ſtatt ſich, wie Cuno glaubte, zu erkundigen, ob Waldmann von dem gefährlichen Sauhieb wieder geheilt ſei, oder Greif noch an der Seuche krank liege, ſprach er manch freundliches Wort mit der ehrlichen alten Amme, wechſelte er manchen freundlichen Blick mit der jungen Irmtraud, die von mehrern, mit Perſephoneia's dreiköpfigem Bologneſerchen ſehr viel Aehnlichkeit habenden Doggen umgeben, in holder Magdlichkeit am Spinnrocken lauſchte, und vor ſchaamhafter Herzensverwirrung auch den Faden verwirrte."

„Bekanntlich ſind Weiberaugen bei dergleichen Dingen ſehr ſcharfſichtig. Auch

Hanna hatte bald genug die Urſache dieſes vornehmen Beſuchs in Konrads ganzem Benehmen geleſen. Doch bewahrte ſie ihre gemachte Entdeckung vor jedermann in einem feinen guten Herzen, beſonders aber vor ihrem Ehemanne, deſſen niedrige Denkungsart ſie nur zu gut kannte.“ —

„Nur mit der einzigen Irmtraud ſelbſt fand ſie nöthig darüber zu ſprechen, um ihr, wie ſie ſich wenigſtens vorgeſetzt hatte, recht ernſtlich das Gewiſſen zu ſchärfen.“

„Es würde ſich ſchwer beſtimmen laſſen, ob Irmtraud über Hanna's Warnung mehr erfreut, oder mehr erſchrocken, geweſen ſei; aber gewiß iſt es, daß beide Empfindungen in ihrem Herzen ſich vermiſchten. Zwar die Gefahr, wider Gottes Gebot zu handeln, ſchien ihr nicht allzugroß, weil ſich ja der Junker bis jetzt immer ſo ſtill und ſanft betragen hatte; aber dennoch traute ſie der Erfahrung ihrer Mutter mehr, als ihrer eignen, und da dieſe ſo gar beſorgt über die

Sache sprach; so nahm sie sich vor, sorgfältig auf ihrer Hut zu seyn. Hingegen war es für ihre Eitelkeit nichts geringes, von dem Erben ihres Dienstherrn, der, wie jener, von allen Leibeignen und Unterthanen stets auf den Knieen verehrt wurde, so ganz besonders ausgezeichnet, von demjenigen geliebt zu werden, der doch über sie gebieten könne. Um übrigens allen innern Streit zu entscheiden, beschloß sie, wie selbst Hanna ihr angerathen hatte, wieder einmal das siebenblättrige Kleeblatt zu befragen; und siehe, da sie die rothe Seide abwand, zeigten sich die obersten Spitzen der grünen, silbergeschilderten Blätter ein wenig gekrümmt und zusammengeschrumpft."

„Irmtraud glaubte nun der warnenden Stimme ihrer Mutter um so mehr, und ward in der That nicht wenig ängstlich. Einige Tage vergiengen, während welcher Junker Konrad, da eben einige Gäste auf dem Schlosse eingeritten waren, sich nicht blicken lieſs.

ließ. Die gute Irmtraud fühlte nun wieder eine ganz sonderbare Beunruhigung über sein Ausbleiben, erschrack aber, ungeachtet dieser Beunruhigung, nicht wenig, als es am dritten Tage in der Dämmerung etwas heftig an die Thür klopfte, und ihr Herz an der Art des Pochens den Junker errieth."

„Sie trat heraus; Konrad, der, ein wenig vom Wein glühend, sich vom rauschenden Zechgelage hinweggeschlichen hatte, — denn, unbeschadet seines sanften Herzens, ließ sich der Junker im Nothfalle weder beim Lanzenspiel, noch beim Becher, etwas vorwerfen — breitete die Arme gegen sie aus, preßte sie stürmisch an sich und küßte sie heftig auf Wangen und Lippen."

„Ueberrascht, zitternd, von seiner Glut mit entzündet, schlang auch sie ihren Arm feurig um ihn, und erwiderte die Küsse des reizenden, über sie hoch erhabnen Liebhabers."

„Doch bald kehrte ihre Besinnung wieder. Sie drängte ihn schüchtern von sich; sie

seufzte und bat ihn furchtsam, zu ihrer Mutter hereinzutreten; aber er entfloh mit dem Raube dieses Kusses, und eilte, um nicht vermißt zu werden, in den Trinksaal zurück.“

„Irmtraud fühlte sich nach dieser leidenschaftlichen Scene noch beklommener, als zuvor; sie befragte aufs neue ihr Kleeblatt, und ach! es war immer mehr und mehr zusammengedorrt, es drohte, ganz zu verwelken!“

„„Nein! ich will dieser Liebe widerstehen““ — so gelobte sie sich selbst — „„bin ich gleich unwerth, Konrads Gattin zu heißen, so verbeut mir doch Gottes Wort, einer sündigen Neigung nicht zu ergeben. Stehe du mir bei, heiliger Fürbitter im Himmel; der mich aus den Fluthen rettete! laß deinen Willen in der Schwachen mächtig seyn!““

„Also betete die arme Irmtraud voll kindlichen Vertrauens, und hatte wol Ursache, sich nicht auf eigne Kraft zu verlassen, da

ihr bald noch größere Gefahren zu drohen anfiengen.“

„Auch Konrads Herz hatte ſich durch das Feuer des Kuſſes noch mehr entzündet, aber, eingedenk der frommen Lehre des ehrlichen Mönchs, zürnte er mit ſich ſelbſt, und verdammte ſeine unſelige, nur im ungewohnten Rauſch ihre Ufer durchbrechende Leidenſchaft. Wie ein Träumer gieng er nun, bald ſchleichend, bald fliegend, einige Tage umher, und ſeine ſonderbare Gemüthsbewegung konnte nach Entfernung der Gäſte ſelbſt ſeinem Vater nicht gänzlich entgehen. Ja, bald beſtürmte ihn Ritter Cuno ſo lange mit Fragen und väterlichen Bitten, daß er ihm endlich ſeine Leidenſchaft geſtand, und ihn um Erlaubniß bat, ſich aus dem Schloſſe baldigſt zu entfernen und in dem Heere irgend eines Krieg führenden Fürſten ſeine Sporen zu verdienen.“

„„Sei kein Thor, Herzensſohn!““ — verſetzte der Alte, leerte einen vollen Becher

und ſtrich ſich lachend den ſtruppigen Zwickelbart — „„in dieſen Gauen biſt du Herr, und Cuno's Sohn ſoll von keinem Fürſten, wär' es auch der Engelsfürſt Michael ſelbſt, jemals Befehle annehmen. Auch bedarfſt du einer ſolchen Erniedrigung nicht, um deine Wünſche zu beſchwichtigen. Die reizendſten Edelfräulein müßten ſich glücklich ſchätzen, deine Liebe zu gewinnen, und jede deiner Leibeignen, ſei es auch, welche es wolle, wird ſichs zur höchſten Ehre anrechnen, wenn du dich zu ihr herabläſſeſt. Reite jetzt ein wenig aus, um dich zu erheitern, und laß mich für das übrige ſorgen; noch dieſe Nacht ſollſt du in den Armen der ſchönen Leibeignen ruhn.““

„Cuno's Zureden fand an der Leidenſchaft des glühenden Jünglings eine ſtarke Unterſtützung. Zwar wagte er es kaum, an die Erfüllung der väterlichen Verheißung zu glauben; aber doch ſuchte er die mißbilligende Stimme ſeines Gewiſſens zu übertäuben,

ritt nach dem Forſte, und kehrte erſt mit einbrechender Nacht wieder in das Schloß zurück.“

„Der alte Ritter erſtaunte gar ſehr, als er von ſeinem Hundewärter erfuhr, daß die Geliebte ſeines Sohnes eine Tochter des ihm noch im Tode verhaßten Johannes ſei; ſeine erwachende Rachſucht gönnte ihr kaum dieſen neidenswerthen Vorzug; doch, nachgebend der glühenden Begierde ſeines Erzeugten, traf er mit dem Stiefvater Irmtrauds die Abrede, daß dieſer in der nächſten Nacht den Junker ohne weiteres in die einſame Kammer ſeiner Stieftochter führen ſolle. Wirklich erſchien der Elende zur beſtimmten Zeit, und der jetzt alles vergeſſende Konrad folgte ihm nicht ohne ſtürmiſches Herzklopfen.“

„Die Volksſage läßt hier eine bedeutende Lücke, und ich kann des Zuſammenhanges wegen nur ſo viel ſagen, daß die noch nicht entſchlummerte Irmtraud, glaubend an die Warnung des Kleeblatts, die in ihrem

Innern ertönende Stimme der Pflicht auf das standhafteste befolgte."

„„Hinweg, Junker!"" — schrie sie, mit der Kraft und Stärke einer edlen Amazone — „„ich habe euch bis jetzt geehrt, geliebt, für edel und gut gehalten, aber es ist schändlich, eure Gewalt und meine Niedrigkeit also zu mißbrauchen."" "

„Der gute Junker wußte bei diesem Zurufe selbst nicht recht, wie ihm geschah; nur so viel sah er ein, daß Irmtrauds Zorn sehr gegründet sei, schlich sich daher langsam in sein Gemach, und brachte die ganze Nacht unter Reue und Selbstanklagen zu. Mit anbrechendem Morgen warf er sich auf's Pferd, und ritt, ohne irgend einen Knappen mit zu nehmen, auf und davon. Mittags- und Abendmahlzeit verging, aber er kehrte nicht zurück; ja selbst die Nacht brach ein, ohne daß er heim kam."

„Sie können leicht vermuthen, daß der besorgte Vater alle Umstände genau erforschte,

und nach allen Himmelsgegenden Boten aussandte. Doch als sie mit der Morgenröthe alle zurückkehrten, ohne den Verschwundenen gefunden zu haben; da ergrimmte er im Geist gegen die übermüthige Dirne, die seinen Sohn zur Verzweiflung gebracht habe, sachte selbst die alte Rachsucht gegen den schwarzen Johannes noch glühender in sich an, und ließ Irmtraud ohne Barmherzigkeit in denselben Kerker werfen, wo noch der Leichnam ihres Vaters halbverwest moderte. Ihr Händeringen und Weinen, die jammernde Verzweiflung Hanna's und das Vorbitten der andern Leibeignen, alles war vergebens; er stieß die vor ihm liegende Irmtraud mit dem Fuße von sich, und schwur einen fürchterlichen Eid, bei dem Gerippe ihres Vaters solle in ihr die ganze Brut auf einmal vertilgt werden."

„Kaum war die Unglückliche auf seinen Befehl mit einem großen Eisenringe an die Mauer geschlossen, als der alte Mönch, Kon-

rads Erlöser, um Gehör bat. Cuno ließ ihn vor, um auch ihn mit Verwürfen zu bestürmen, daß er Konrad nicht zum Herrscher, sondern zum Knechte erzogen habe; aber festen Muthes hörte der Pater ihn an, und begann dann mit fester Stimme seine Gegenrede:"

„„Hört mich nun an, wenn ihr endlich ausgetobt habt, Herr Ritter! denn all' eure Hofnung liegt jetzt in meiner Hand. Ihr habt mich oft verspottet, oft geschmähet; aber ich habe alles ertragen, um eure Untergebnen, ja euren eignen Sohn, dem ewigen Verderben zu entreissen, da ihr selbst für den Himmel verloren seid. Heute komm' ich zu euch, nicht um euch euer Unrecht zu verweisen, sondern euch die Gefahr und Errettung eures einzigen Sohnes zu verkündigen.""

„Gelassener hörte jetzt Cuno ihn an, und der Mönch fuhr fort:"

„„In dieser Nacht ist mir der Bekehrer dieses Landes zum Christenthume und der

Stifter meines Klosters, der heilige Bonifacius, im Traum erschienen und hat mir offenbart, daß eine gewaltige Ueberschwemmung allen euern Besitzungen, und selbst dem Leben eures einzigen Sohnes den Untergang drohe; doch zugleich hat er mir angezeigt, daß eine Retterin eures Sohnes vorhanden sei, die leibeigne Irmtraud, die ihr in das schreckliche Gefängniß geworfen habt. Unser frommer Stifter und Vorbitter bei Gott hat diese wegen des brünstigen Gebets ihrer Mutter schon in ihrer zarten Kindheit aus den Fluten der tobenden Unstruth gerettet; er hat ihr schon damals die Kraft verliehen, daß kein Wasser sie tödten kann. Eilet daher, sie zu befreien; denn nur durch sie kann euer Sohn dem Ertrinken entgehen.“ “

„Der ruchlose,“ erbitterte Scharfenauer beantwortete diese Warnung mit einem frechen Gelächter; aber noch in demselben Augenblicke berichteten einige Eilboten, daß der Strom über die Ufer geschwollen sei, und

alle Heerden mit sich fortgerissen habe. Noch hatten diese nicht völlig ausgeredet, als, mit Geheul und Gewinsel, geflüchtete Landleute hereinstürzten, und von dem Ruin ihrer Häuser, von dem Verlust ihrer Habe, von dem Untergange ihrer Weiber und Kinder, die furchtbarsten Nachrichten brachten; und indem diese noch voll Verzweiflung jammerten, kam eine neue Kundschaft, daß das todte Roß Junker Konrads gefunden worden sei, und er selbst mitten im Wasser auf einem zwar hohen, aber schwachen, Baume schrecklich um Hülfe schreie."

„Cuno blickte durchs Gegenfenster, und ein offner Wasserspiegel zeigte sich seinen Augen. Nun endlich fieng er an, der Prophezeihung des Paters zu glauben, und die gröste Beängstigung bemächtigte sich seiner. Er gab augenblicklich Befehl, Irmtraud zu befreien, und kaum hatte das wackre Mädchen von Konrads Gefahr gehört, als

alle Liebe zu ihm in der größten Heftigkeit wieder erwachte."

„Sie erforschte sehr schnell Ort und Gelegenheit, traf sogleich Anstalt, daß ein Kahn herbeigeschafft wurde, und sprach, alle Kränkungen vergessend, dem alten Ritter guten Muth ein, weil sie schon von Jugend auf mit dem Wasser vertraut worden sei, und für Konrads Errettung keine Gefahr scheue."

„Alles eilte nach dem Strome; die Wellen tobten und schäumten; eine neue Sündflut schien im Anzuge. In kleiner Entfernung erblickte man den Junker, der, schon ganz bleich und entkräftet, sich um einen schwankenden Holunderbaum geklammert hatte; aber selbst die Herzhaftesten bekannten, daß die Wuth des Wassers jeden Versuch, ihn aufzuhaschen, völlig vergeblich machen müsse."

„Doch nichts fürchtete die liebende Irmtraud. Mit fast unglaublicher Verwegenheit sprang sie in den schwankenden Kahn, ergriff kräftig das Ruder und steuerte nach

dem Baume. Schon war sie ihm nahe, als eine Welle den Kahn umwarf und sogleich an einem Felsen zertrümmerte. Irmtraud war verschwunden, hob sich aber bald wieder und schwamm mit Aufbietung aller Kräfte nach dem Baume, um welchen Konrad, schon mehr todt, als lebendig, seine Arme geschlungen hatte. Wo sie durch den Strom sich arbeitete, schienen die Wellen besänftigt zurück zu weichen, und schon faßte sie nach den Zweigen des Baums, als ihre Kraft sie zu verlassen schien, und ein heftiger Stoß den Stamm abbrach, so daß Junker Konrad von den Wellen begraben ward."

„Mit zitternden Händen raufte der verzweifelnde Vater sein greises Haar, und warf sich am Ufer auf die Kniee nieder." „„Hock auf die Magd"" — schrie er jammernd, als ein Arm Konrads sichtbar ward, — „„Hock auf die Magd, Konrad! Rette, rette ihn, gute Irmtraud! und du sollst seine Frau, sollst meine Schwiegertochter werden!""—

„Der liebenden Irmtraud gelang es endlich mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte, den Schwimmenden zu erfassen; er umschlang ihren Hals, und sie brachte ihn auf ihren Schultern ans Trockne.“

„Doch erfreute sich Cuno nicht seiner Errettung; vom Schlage getroffen und im ganzen Gesicht schwarz und blau lag der böse alte Ritter am Ufer, und konnte nur noch lallen. Ueber ihn hatte Gott gerichtet, oder der böse Geist hatte den zweideutigen Vertrag an ihm schrecklich in Erfüllung gebracht.“

„Sie werden nun selbst leicht vermuthen, meine Herren und Damen, daß der liebende Konrad das Wort seines Vaters gegen seine Lebensretterin gern erfüllte und“ —

„Daß man von dieser merkwürdigen Begebenheit den Baum Hock auf die Magd nannte, und daß die gute Mutter Hanna nun große Ehre und Freude erlebte u. s. w.“ — fielen mit einem zärtlichen Blick auf Waldemar, einem höflichen auf mich, das

braune Malchen, und zugleich mehrere andere Stimmen ein.

„Ich weiß daher nichts weiter hinzuzusetzen" — nahm Waldemar noch einmal das Wort, indem er aufstand, um, wie ich bald nachher einsah, die Gegend ein wenig zu recognosciren — „als daß das siebenblättrige Amulet sich in einen kostbaren diamantnen Halsschmuck verwandelte, und Konrad sich von seinem Beichtiger mit der schönen Irmtraud trauen ließ. Bei seiner Trauung steuerte er noch zehn andere leibeigne Mägde aus, und schenkte diesen zur Mitgabe nicht nur die Freiheit, sondern auch jeder eine Hufe freies Land, welche noch dermalen bei meinem Guthe vorhanden sind."

„Bei ihrem Guthe?" — rief alles zu gleicher Zeit — „bei ihrem?" —

„Allerdings, meine Freunde! denn ich muß ihnen nur aufrichtig bekennen, daß ich den Schauplatz dieser Begebenheit ein wenig unrichtig angegeben, daß vielmehr alles sich

ganz in unserer Nähe ereignet hat, daß wahrscheinlich diese Holunderbäume noch Abkömmlinge von jenem berühmten oder berüchtigten sind, und daß selbst das Wasser hier zu Zeiten noch eben dieselbe Tücke beweißt — — Himmel! was seh' ich? — In diesem Augenblicke, da wir davon reden — —"

Die ganze Gesellschaft sprang auf und stieg auf die Erhöhung des Rasens; eine offne See schien uns zu umgeben; das Chinesische Brückchen führte jetzt, statt über das Wasser, aus Wasser ins Wasser; wie bei der nach der Ebbe eintretenden Flut, wallte die Brandung uns immer näher, und drohte in kurzem unsre Füße zu benetzen.

„Das ist doch fatal," — äußerte Waldemar mit scheinbarem großen Verdrusse — „gewiß ist wieder der Weiherdamm ausgebrochen und die Frühlingsgewässer sind schon ins untere Dorf getreten. Warlich, diese unangenehme Störung thut mir höchst leid; aber bei alledem werden wir hier, selbst im Pa-

villon, nicht lange mehr sicher seyn, und ich darf nicht einmal erwarten, meine Bedienten, die unsern langen Verzug nicht vermuthen können und vermuthlich den Bauern beim Retten beistehen, aus so weiter Ferne zu errufen."

„Aber mein Gott! was ist zu thun?" — fiel ich ein, meinen Freund völlig errathend.

„Ja wahrhaftig, ich weiß keine Hülfe" — erwiderte er — „als aus der Volkssage, wenn gleich im umgekehrten Verhältnisse, nothgedrungen Ernst zu machen. Könnten sie sich wol entschließen, meine Damen, unsern Armen sich zu vertrauen? Das Wasser ist bis zur Brücke und wieder von dort aus, noch seicht, und die sämmtlichen Junker sind — nicht wahr, meine Herren? — mit Vergnügen bereit, wie die Magd damals den Junker, jetzt die edlen Mägde aufzuhocken."

Das Wasser drang in der That immer näher; die Frauenzimmer retirirten immer mehr, und waren in nicht geringer Verlegenheit;

heit; aber gleichwol wollte ſich keine zuerſt erklären.

Schönbrünchen überwand endlich alle Bedenklichkeit. „Nun denn“ — ſagte ſie zu Waldemar und breitete die Arme gegen ihn aus — „tragen ſie mich durch das Waſſer.“

Waldemar ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Er nahm ſie triumphirend auf ſeinen Arm. — — „Auch durchs Leben?“ — ſagte er, ſie an ſich drückend und mit ſanfter Bitte anblickend — „auch durchs Leben, holde Amalie?“

„Meinetwegen denn!“ — antwortete ſie lächelnd und zärtlich — „meinetwegen, wenn ſie ſo wollen!“

„Nun, wenn dem alſo iſt“ — rief Waldemar, und ſetzte die ſchöne Laſt ſanft nieder — „ſo habe ich hier zwiſchen Himmel und Waſſer die Ehre, ihnen insgeſammt meine liebe Braut vorzuſtellen. Geben ſie übrigens alle Furcht auf —“

In demſelben Augenblicke ſtach der Bediente, Reiſebibliothekar, auch Hydraulikus und nunmehrige Charon, Jakob, mit einer artigen Gondel hinter dem Gebüſch hervor, das neue Brautpaar und den jauchzenden Kreis der Freunde in ſein Fahrzeug aufzunehmen. Wir feierten mit einigen gegen Abend nachgekommenen Alten, worunter auch Malchens Aeltern ſich befanden, das fröhlichſte Verlobungsfeſt, und unter den Toaſte ward auch: Honny ſoit qui mal y penſe, Hock auf die Magd! — nicht vergeſſen.

IV.

Die Braut aus Osten.

Auf der hervorragendſten Spitze des Vorgebürgs ruhte Henarez, riß zarte Epheuranken aus den Ritzen der Felswand, verflocht ſie halbträumend in leichte Kränze, und warf ſie in den rauſchenden Golf. Jetzt ſchoß die zögernde Sonne ihren erſten, zückenden Strahl über die ſchwarze Flut, über die grauen, dunkelpurpurnen Nebelgebürge; der Morgenſtern erblaßte; ſilberne erſt, dann goldne Funken zitterten auf der ſich grünfärbenden Meeresfläche; lichte, roſiggeſäumte Wölkchen ſchwebten flüchtig, wie die im blaſſen Morgenroth flatternden Meerſchwalben, über den Horizont, und mit einer Alles ſchnell

überfliegenden Glut hob sich das Licht aus den Wogen. Leben und Freude erwachte in der feierlich stillen Natur; alle Lüftchen des Morgens schwangen ihre Flügel; alle Zweige rauschten und schüttelten Thauperlen von den glänzenden Blättern; alle Blüten und Blumen öffneten sich; alle Gesangvögel stimmten ein Lied der Sehnsucht und Liebe an.

Höher, stürmischer, feuriger schlug des Jünglings Herz; in geheimem, unerklärlichem Verlangen streckte er seine Arme nach dem Himmel, nach dem Ocean, nach den in bläulicher Ferne schwimmenden Eilanden, stützte sich an den Stamm eines ehrwürdigen alten Lorbeers und ließ sein feurigblitzendes Auge in der unbegrenzten Weite umherschweifen. Jetzt schwieg das vollstimmige Concert der Vögel; nur zwei Nachtigallen im nahen Olivengebüsch wetteiferten noch eine Zeit lang in schmelzenden Tönen, und als auch diese endlich verstummten, erscholl zu Henarez, wie von fernem Saitenklang begleitet, ein

lieblicher Ruf: „Heute winkt dir dein Glück!“

Henarez war der schönste, lebensmuthigste, glühendste Jüngling, der nur je den Umarmungen eines tapfern Spaniers und einer eben so inbrünstig frommen, als heißliebenden Italiänerin das Daseyn verdankte; zugleich aber hatte die Einsamkeit seiner ersten Jugend, die stille Trauer seiner gefühlvollen Mutter und der Umgang mit seinem Lehrer, einem der seltensten Geister, ein unerklärliches Etwas in seine Seele gelegt, das ihn, sobald er sich selbst überlassen war, nicht selten wunderbar überfiel und zu süßer Wehmuth, zu der ausschweifendsten Träumerei, unwiderstehlich fortriß.

Sein Vater, Don Diego, ein Spanischer Grand und zugleich Comthur eines geistlichen Ritterordens, hatte, schon während seines ersten Aufenthalts in Italien, zu einer schönen Nonne von sehr vornehmer Abkunft eine unauslöschliche Zuneigung gefaßt, und

auch die zärtliche Julia — so hieß sie — hörte mehr auf die Stimme ihres Herzens, als auf die Foderungen ihres heiligen Gelübds, vergaß die Unmöglichkeit einer gesetzlichen Verbindung, und widerstand den feurigen Beschwörungen des kühnen, alle Schwierigkeiten besiegenden Ritters so wenig, daß sie mehrere Jahre hindurch ein geheimes Verständniß mit ihm unterhielt, ja zuletzt nur in einer Entführung ihre Rettung finden konnte.

Nach manchem fruchtlosen Versuche, die Heißgeliebte durch List und Bestechung aus ihrem Kerker zu befreien, wagte die bis zur Verzweiflung getriebne Leidenschaft Don Diego's einen gewaltsamen Raub. Mit Hülfe seines Freundes, eines edlen Venezianers, und eines kecken türkischen Seeräubers, überfiel er in einer dunkeln Nacht das nahe am Meeresufer liegende Kloster, und indes seine Verbündeten, alle in türkischer Tracht oder maskirt, unter wildem Getös Kirche und Kloster besetzt hielten, erwartete er selbst in

ähnlicher Verkleidung die bei der allgemeinen Verwirrung nicht beobachtete Geliebte, und trug ſie auf ſeinen Armen nach der bereit liegenden Barke.

Auf ein gegebenes Zeichen zogen auch ſeine Getreuen, als fürchteten ſie einen Ueberfall, ſich aus dem Kloſter zurück, und nach mancherlei Gefahren, welche bald zur See den Untergang, bald zu Lande eine Entdeckung drohten, langte er mit der für einen jungen italiäniſchen Cavalier ausgegebnen Julia glücklich in ſeinem Vaterlande an.

Doch auch hier blieb noch Alles zu fürchten übrig; welches Schickſal hätte in einem Reiche, wo die Geiſtlichkeit uneingeſchränkt herrſcht, eine entflohene Kloſterjungfrau, welches Schickſal hätte ein Eidbrüchiger, ein Heiligthumsräuber unausbleiblich zu erwarten gehabt?

Um daher ſein gefährliches Geheimniß ſelbſt vor jedem Verdacht zu ſichern, brachte Don Diego ſeine Geliebte, deren Geſchlecht

nun bald nicht mehr zu verbergen war, in ein entlegnes, von Gebürgen umringtes Schloß, wo ſie von nun an ihre Tage in völliger Abgeſchiedenheit von der Welt, nur in Geſellſchaft einer kleinen, ihr ganz ergebnen Dienerſchaft verlebte, und nur dann eines freudigen Gefühls theilhaft ward, wenn die Ordensgeſchäfte und andre Verhältniſſe dem geliebten Diego, der ſelbſt von den Dienern für ihren wirklichen, in Dienſten des Hofs ſtehenden Gemal gehalten ward, einen kurzen Aufenthalt in der, ſein Liebſtes umfangenden Wildniß geſtatteten.

Hier alſo, in einem düſtern, halb verfallnen, menſchenleeren Schloſſe, zwiſchen rauhen, waldbedeckten Steinklippen, aus welchen man nur ſelten den Blick zum heitern Himmel erheben konnte, wurde Henarez geboren, und, als das einzige Kind, von ſeiner ſanften, frommen, ſtets der Sehnſucht nach dem abweſenden Geliebten überlaß-

nen Mutter, mit ganz ungetheilter, unsäglicher Zärtlichkeit aufgezogen.

Doch als die Knabenjahre herannahten und gleichwol die besorgte Julia sich nicht entschließen konnte, den lieblich aufblühenden Sohn, den einzigen Trost ihres einförmigen Lebens, aus ihren Armen zu lassen, brachte Don Diego bei einem der nächsten Besuche für den jungen Henarez einen Erzieher mit.

Nur der Comthur und Julia schienen diesen Ankömmling genauer zu kennen; bei den übrigen Schloßbewohnern galt er für einen italiänischen Weltpriester, Namens Mariani.

Dem feurigen Henarez öffnete sich nun eine ganz neue, freiere Aussicht seines Lebens. Der unwillkührlich von jedem Ehrfurcht heischende, und doch so sanfte, ruhige Mariani hatte sich bald der ganzen Zuneigung seines Zöglings bemeistert, und nicht nur der aufstrebende Geist des Knaben erlangte unter dessen Leitung eine seine, seinem Alter fast

zuvoreilende Ausbildung, sondern auch sein Herz bereicherte sich mit Empfindungen, welche den meisten Sterblichen ihr ganzes Leben hindurch fremd bleiben.

Jahre flossen dahin in glücklicher Unschuld und ungetrübtem Frieden, und nur erst, als der Tod die edle Julia abrief, ward von dem Comthur und seinem Freunde Mariani eine Veränderung des Aufenthalts, ja sogar eine Trennung, für nöthig erachtet. Henarez schied von dem geliebten Lehrer unter unzähligen Thränen, und folgte seinem Vater mit unruhig schlagendem, erwartungsvollem Herzen, anfänglich auf kurze Zeit nach Madrid, und dann nach Italien.

Als Don Diego mit Henarez, seinem angeblichen Neffen, zu Rom, als dem Orte seiner jetzigen gewöhnlichen Bestimmung, angelangt war, übergab er ihn den berühmtesten Lehrmeistern, um ihn vollends in allen, einem jungen Edelmann erforderlichen Wis-

ſenſchaften und ritterlichen Uebungen zu unterrichten.

Aber ſo angelegen es ſich dieſe auch ſeyn ließen, die Wünſche des Comthurs treulichſt zu erfüllen und den vielverſprechenden Jüngling für die Gegenſtände ihres Unterrichts zu gewinnen, ſo hieng dieſer doch nur mit getheilter Seele an ihnen, und ihre Unterweiſungen machten weit geringern Eindruck auf ihn, als einſt die Worte ſeines Mariani.

Schon oftmals hatte Henarez bei ſeinem Vater ſich nach Briefen von Mariani erkundigt; aber da Don Diego immer nichts beſtimmtes von ihm zu ſagen wußte, ja ſeinem Sohne zuletzt gar die Nachricht mittheilte, daß der theure Freund bei einem Schiffbruche ſein Leben eingebüßt habe, ſo feierte Henarez faſt in jeder Stunde des ungeſtörten Selbſtgenuſſes ſein Andenken mit dankbaren Zähren, rief mit ſtiller Wehmuth die Bilder der frühern, einſamen Jugend in ſeine Seele zurück, und das, was ihm

Mariani von Menschenwürde und Glückseligkeit, von Tugend, Wahrheit und Schönheit, mit hinreißendem Feuer gesagt hatte, dünkte ihm weit höhern Werths, als alles, was man jetzt mit gelehrtem Stolze ihm einzuprägen bemüht war.

So hatte Henarez das zwei und zwanzigste Jahr seines Lebens erreicht, und sollte nach den Absichten seines Vaters in Spanische Kriegsdienste treten, eine Lebensart, wogegen er bei sich selbst weder besondre Lust, noch auch besondre Abneigung verspürte. Doch ehe dieser Entschluß zur Reife gelangte, wurde der, seit Julia's Tode fast stets düstre, und daher um so leichter zu reizende Comthur in einem Zweikampfe tödtlich verwundet, und Henarez sah sich durch dessen letzten Willen im Besitz eines sehr ansehnlichen Vermögens und in völliger Unabhängigkeit.

Er verließ seine bisherigen Lehrer, kaufte sich in der amphitheatralischen Gegend Neapels eine unweit des Seegestads gelegne,

reizende Villa, und ergab ſich nun mit raſtloſem Eifer dem Studium der Geſchichte und Poeſie, welche Wiſſenſchaften er ſchon im Umgange mit Mariani vor allen andern lieb gewonnen hatte. So wenig er dabei die Geſellſchaft vermied oder vernachläſſigte, mit ſo vollem Genuß er an jedem jugendlichen Vergnügen Theil nahm; ſo liebte er doch auch die Einſamkeit mit jugendlicher Schwärmerei, und, da er noch nirgends einen, ſein ganzes feurig ſchlagendes Herz feſſelnden Gegenſtand gefunden hätte, ſo war unaufhörlich eine ſanfte Glut, eine geheime, aber deſto heißere Sehnſucht, über ſein Weſen verbreitet.

„Heute winkt dir dein Glück!“ — ſo war eine ahnungsreiche Stimme — er wußte ſelbſt nicht, kam ſie von außen, oder tönte ſie nur in ſeinem Innern — lieblich lockend und ſüß, wie gedämpfter Lautenton, zu ihm gedrungen, und da er, nicht ohne geheimes

Zutrauen zu dieser Prophezeihung, die steile Anhöhe verlassen wollte, sah er auf dem engen, verschlungenen Bergpfade einen Mönch daher wallen, der anfänglich still vor sich zu beten, aber, so bald er Henarez gewahr ward, auf ihn zuzueilen schien.

„Seid ihr, wie ich glaube, Don Henarez" — redete ihn, da sie sich begegneten, der schon ziemlich bejahrte Kamaldulenser gutmüthig an — „so freut es mich, diesen an mich eingeschlagnen Brief baldigst an euch überliefern zu können."

Henarez erbrach mit einigem Herzklopfen den an ihn, aber von ganz unbekannter Hand, überschriebenen Brief, und die geheime Hoffnung, daß seine Ahnung augenblicklich in Erfüllung gehe, ward nur durch den etwas räthselhaften Inhalt und durch die Entdeckung, daß der Ueberbringer sich schon wieder entfernt habe, ein wenig niedergeschlagen.

„Euer

„Euer Vater, lieber Don Henarez," — ſo lautete das Billet — „iſt ſichern Nachrichten zufolge dahin. Feſſeln euch nicht Verhältniſſe oder eigner Wunſch an die große Welt und euern jetzigen Aufenthaltsort, ſo kommt in das Land des Friedens und Glücks! Der Capitain des jetzt im Haven liegenden Schiffs Amurat wird euch auf Vorzeigung dieſer Zeilen ohne Verzug dahin bringen."

Don Henarez las, las noch einmal; die Unkenntlichkeit der zierlichen, aber ſehr feinen Handſchrift, der Mangel einer Unterſchrift, verſetzten ihn in tiefes Nachdenken; das Verſchwinden des Ueberbringers, verbunden mit der geheimnißvollen Stimme, die er ſich nicht abläugnen konnte und mochte, verwandelten ſeinen Hang zum Wunderbaren faſt in Glauben; er eilte nach dem Haven, wo eben nur ein einziges fremdes Schiff vor Anker lag.

Schon die Flagge gab ihm dieſes als ein türkiſches Kauffartheiſchiff zu erkennen. Er

fragte nach dem Namen — es hieß Amurat; nach dem Ort seiner Bestimmung — die Fahrt sollte vorerst nach Cypern, von da aber vermuthlich noch weiter gehen. Er verlangte den Capitain zu sprechen, und fand an diesem einen Mann, der weit seiner Italiänisch sprach, als sein Turban und Kaftan vermuthen ließen, der aber dessen ungeachtet weit weniger redselig war, als Henarez wol gewünscht hätte.

Als er ihm zuerst blos die Aufschrift, dann auch den Inhalt des empfangenen Briefs vorzeigte, konnte er, trotz aller, theils offner Erkundigungen, theils listiger Nachforschungen, nichts als die kurze, trockne Versicherung von ihm erlangen: „Wenn er mit zu reisen gesonnen sei, so solle er sich nur bereit halten und zuverläßig an den angezeigten Ort gebracht werden."

Selbst diese hartnäckige Verschwiegenheit des türkischen Capitains, welchen Henarez nach seinem Aeußern für einen Renegaten

hielt, konnte nur dazu dienen, seine Neugier noch heftiger aufzureizen, und eine Reise nach Cypern, wozu er schon oft Lust gehabt hatte, war ja nichts weniger, als bedenklich. Bald war daher sein Entschluß gefaßt, er eilte nach seiner Villa, ertheilte seinen Bedienten die während seiner Abwesenheit etwa erforderlichen Anordnungen, ließ sein Reisegeräth an Bord schaffen und konnte kaum den Augenblick erwarten, bis die Anker gelichtet wurden.

Nach einer schnellen, günstigen Fahrt langte der Amurat glücklich auf Cypern an; aber so sehr auch Henarez immer in der Nähe des Capitains verweilte, um ihn durch seine Gegenwart an das ertheilte Versprechen zu erinnern, so schien doch jener nicht im mindesten darauf zu achten, vielmehr trat man in kurzer Zeit die Reise aufs neue, und zwar, wie Henarez erfuhr, nach den Jonischen Inseln an.

Erſt als man auf Korfu gelandet war, gab der Capitain am folgenden Morgen einem Steuermann und einigen alten Matroſen Befehl, gewiſſe Waaren auf ein Boot einzuſchiffen, und zugleich den fremden Paſſagier mit ſeinem Gepäck einzunehmen.

Vergeblich ſuchte Henarez während der Fahrt zu erforſchen, ob der Weg nur nach einer andern Anfurth, oder ganz nach einer andern Inſel gehe; denn die Muſelmänner mochten oder konnten ihn nicht verſtehen; aber mit einbrechendem Abend legte das Fahrzeug in einer, von Gebüſch überwachſenen Bay an, und einige Matroſen brachten Henarez und ſein Reiſegeräth nach einem kleinen, ziemlich einladenden Meierhofe, worin er übernachten ſollte.

Er fand hier die freundlichſte Aufnahme; allein, als er ſich bei ſeinem Wirth nach andern Bewohnern dieſer Gegend erkundigte, erhielt er abermals keine Auskunft, ſondern nur das Verſprechen, daß man ihn morgen

früh wecken und auf den einzigen, weiter führenden Weg bringen wolle; vermuthlich werde er jedoch nicht allzu weit kommen, weil ein hoher schroffer Felsen den Weg in der Entfernung von wenig Stunden gänzlich versperre.

So ermüdet Henarez von der Reise, so bequem auch das erhaltene Nachtlager war, so erwachte er doch weit eher, als Niccolo, sein gemüthlicher, keiner Entdeckung entgegen sehender Wirth. Er ließ, da dieser seine gestrige Vorhersagung wiederholte, ja ihm sogar in der Ferne den steil emporsteigenden Felsenrücken bemerklich machte, alles Gepäck in der Meierei zurück, und sie machten sich kurz nach Anbruch des Tags auf den Weg. Kaum hatten sie sich durch ein kleines Gebüsch und einige Schluchten hindurch gewunden, als sein Begleiter ihm sagte: „Er solle nur unbedenklich weiter gehen; nunmehr sei nicht zu seh-

len!" — Nach dieser lakonischen Anweisung beurlaubte sich Niccolo mit der möglichsten Unbefangenheit.

Es war ein Sonnenaufgang, wie jener, als die unbekannte Stimme Henarez sein Glück verkündigt hatte; nur erinnerte ihn zugleich die dunkle Bergwand an seine erste Heimath; nur glühte der Hintergrund dieses Himmels noch in reinerm Feuer; nur buhlten diese Blumen noch gewürziger düftend und schöner gefärbt um Bewunderung, prangten diese Bäume noch grüner und üppiger, als selbst an den reizenden Küsten Neapels; nur schlug sein Herz noch ungeduldiger und lauter, und noch brünstiger breiteten sich seine Arme gegen den lichten, azurblauen Horizont.

Und immer paradiesischer wurde das Felsen-Thal, immer malerischer ordnete sich die Gegend. Dattelpalmen und weiße Maulbeerbäume von dem frischesten, saftigsten Glanzgrün, bis an die Wipfel mit Weinreben umrankt, streckten ihre Zweige über ihn

aus; die mannigfaltigſten Gattungen von Pflanzen und Stauden bildeten einen Fußteppich von dem bezauberndſten Farbenſpiel.

Jetzt gelangte er durch ein liebliches Wäldchen von Frucht- und Blüten-tragenden Orangen- und Granatbäumen zu einer weiten Umzäunung, die aus den Aeſten des Nopals *) und hohen Aloeſtengeln geflochten war; jetzt bemerkte er einige weiße, mit bunten Bändern geſchmückte Lämmer, die unbefangen auf der wie mit Schmelz überſtreuter Wieſe graßten; jetzt zeigte ſich ihm in einem Kreiſe faſt himmelhoher Cypreſſen eine aus dem Gipfel des Felſens hervorſprudelnde Quelle, die, nachdem ſie in mehrern Abſätzen eine ſchäumende Kaskade gebildet hatte, in ein

*) Nopal, der Feigenbaum aus der Barbarei, oder eigentlicher der Indianiſche Feigenbaum. Er wird, wie die auf den griechiſchen Inſeln zu einer außerordentlichen Höhe wachſenden Aloe's, vorzüglich zu Einfaſſungen gebraucht; ſeine Früchte ſitzen auf den Blättern und ſeine Fruchtbarkeit iſt ſo groß, daß man nur ein Blatt in die Erde zu ſtecken braucht, um ihn fortzupflanzen.

zierliches Becken von gelbem Marmor fiel, und sich dann mit einem cristallhellen Bache vereinigte; jetzt erblickte er unfern des Wasserfalls einige, von den malerischen Gruppen des Johannisbrodbaums und den reizendsten südlichen Blütensträuchen umgebene Sitze, und — nein! was er nun gewahr ward, unmöglich konnte das Wirklichkeit seyn; gewiß war es Täuschung der Sinne und Feerei!

Noch einmal blickte er nach dem lieblichen Trugbild; der Boden schien ihm heilig und er wagte es nicht, einen Fuß breit weiter zu gehen; sein Athem stockte, sein Herz drohte die Brust zu zersprengen; und immer, immer noch gaukelte das schwelgerische Traumgesicht vor seinen Augen.

Auf einer der Rasenbänke lag in einem leichten, rosenfarbnen Gewand, das den blendendsten Hals und Nacken, die schimmerndsten Arme nicht verbarg, mit fest geschloßnen Augenliedern ein himmlisch schönes, höchstens sechzehnjähriges, doch, wenn ihn sein

Auge nicht trog, etwas bleiches und wie in einem ſtarren Schlaf liegendes Mädchen; ein andres, eben ſo gekleidet, doch eher noch ſchöner und jugendlicher, war über die Schlummernde gebeugt, drückte ſie mit den zärtlichſten Blicken ſanft an ſich, küßte ſie auf die Stirn und breitete einen zarten, wie aus Nebel gewebten Schleier, der über die Hälfte ihres eignen Geſichts in durchſichtigen Falten herabwallte, über die Schläferin, als ſollte der Morgenſtrahl ſie noch nicht wecken. Die Wachende ſchien dem entzückten Jüngling wie aus Roſen- und Lilienduft gebildet, ſchien ein verkörperter Engel, der den Schlaf einer Heiligen bewacht — ach! alles, womit das todte Wort dieß himmliſche Leben und Weben des lieblichen Paars zu ſchildern ſich erkühnte, wär' nicht im Stande, auch nur entfernt den Abglanz der Erſcheinung zu verſinnlichen, deren jetzt der wonnezitternde Henarez in dieſem Vorhof des Himmels gewürdiget ward.

Nein! nein! die wahrsagende Stimme, nein! seine Hofnung hatte ihn nicht getäuscht. Einige Augenblicke stand er in stiller Entzückung; dann warf er sich auf die Kniee und erhob seine Hände, wie ein Betender.

Aber war es das Rascheln seines Kleids an den Zweigen, war es das silberne Geläut eines hüpfenden Lammes, war es das Geflatter zweier weißer Tauben unter dem Laube der Cypressen, was die wachende Schöne aufmerksam machte, was den Morgentraum von den Wimpern der Schlummernden verscheuchte; genug, jene wandte ihr Gesicht, streckte die Lilienhand, wie zurückweisend, gegen ihn aus — genug, diese richtete sich langsam auf, und — in diesem Augenblick bemerkte Henarez, daß er sich doch, wiewol nur zur Hälfte, getäuscht hatte. Denn der ätherische Schleier, in welchen zwei Mädchen nach seiner Vorstellung sich mit schwesterlicher Eintracht getheilt hatten, ja die Verschleierte selbst, war wie in Luft zerflossen;

nur ein Mädchen, nur eine Erwachende, erhob ihr unverdecktes, aber rosig blühendes Gesicht, und richtete mit süßer Unschuld und Schwärmerei die schimmernden Augen, als hätte bis jetzt ein Traum der Liebe vor ihnen geschwebt, auf den knieenden Fremdling.

Auch sie schien ihn nur für eine Luftgestalt, seine Erscheinung nur für die Fortsetzung ihres Traums zu halten; auch ihr Blick verweilte mit holder Trunkenheit und innigem Entzücken auf Henarez; auch ihre Arme schienen sich, als wollten sie einen geliebten fliehenden Schatten umschlingen, gegen ihn auszubreiten, und, wie eine durch die Ankunft des Geliebten freudig überraschte Braut, lispelte sie in dem schmelzendsten Italiänischen Accent und süß, wie ein Seufzer der Nachtigall: „Du — du, mein Geliebter?“

Der in frommes Anschauen versenkte Henarez glaubte sich in höhere Sphären versetzt; für ihn gab es jetzt nichts Wundervolles, nichts Unglaubliches mehr. Die an

ihn ergangene Stimme: Heute winkt dir dein Glück! war ja ungezweifelt der nämliche Wonneton, welchen er jetzt wieder vernahm; zwei Gestalten, die er doch gewiß mit offnen, wachenden Augen gesehen zu haben glaubte, waren ja in eine einzige zusammengeschmolzen; die runden Lilienarme des schönsten weiblichen Wesens breiteten sich ja gegen ihn aus, als wollten sie ihn zärtlich an einen Busen schließen, der selbst in der fest anliegenden Umhüllung die idealischen Formen einer jungfräulichen Anadyomene noch weit übertraf.

Beklommen, zitternd, doch schnell, sprang er vom Boden auf und bewegte sich ihr entgegen; zurückweichend, schüchtern, schaamhaft erröthend, schien die Liebliche ihren Irrthum zwar zu erkennen, aber doch verließ sie den Rasensitz, und schwebte einige Schritte auf ihn zu.

„Wer bist du, Tochter des Himmels?" — fragte Henarez, und schlug betroffen das Auge zur Erde.

„Man nennt mich Medora" — antwortete das Mädchen „aber" — sie blickte furchtsam auf die schöne, hochathmende Brust — „sag' mir auch deinen Namen, freundlicher Fremdling!"

Henarez. Henarez hieß ich bis jetzt — aber — man darf ja den Ueberirdischen mit frommer Bitte sich nähern — wolltest du mir eine erfüllen?

Medora. Und welche?

Henarez. Lieblich, wie Saitenlispel der Engel, würde zwar der Name Henarez von deinen Lippen mir tönen; doch — kenne ich nun einen lieblichern Laut! Gönne mir ein Entzücken, das dich ja so wenig kostet; nenne mich Medor!

Das Mädchen lächelte mit unbeschreiblicher Holdseligkeit; ihr Mund wies eine weiße Perlenschnur zwischen zwei Reihen der feurigsten Corallen. Selbst die Unschuld, nähm sie Mädchengestalt an, könnte die Allgewalt ihrer Schönheit nicht ohne Wohlgefallen ge-

wahr werden; Medora erhob ihre reinen klaren Augen zu Henarez und sagte mit hinreißender Schalkhaftigkeit: „Sei denn willkommen auf dieser Insel, guter Henarez, nun auch Medor genannt!“

Henarez, nun auch Medor genannt, ergriff, wie begeistert, ihre kleine Hand; er wollte seine Lippen darauf pressen, wie ein Andächtiger auf ein schönes Heiligenbild, aber selbst hiezu verließ ihn sein Muth; er drückte sie nur leise an sein pochendes Herz, blickte dem Mädchen in das große, schimmernde Auge, und sagte mit ehrerbietiger Zärtlichkeit: „Sage mir mehr von dir, Himmlische! Sage mir, ob das alles Wirklichkeit ist; sage mir, wo ich bin?“

„Doch wol auf einer der Jonischen Inseln?“ — versetzte sie in dem vorigen, unschuldsvollen, doch ein wenig neckenden, Tone.

Sind sie dein Vaterland?

„Vielleicht!“

Ich hätte geglaubt, du wärſt nicht allein, als ich dich entdeckte; gleichwol —

Medora ſchien auf einmal nachdenklich und ernſt. — „Vielleicht, daß der Spiegel des Waſſerſtrahls, daß der Widerſchein des Staubregens mein Bild verdoppelte!“ — ſagte ſie etwas beklommen, und ſchwieg einen Augenblick. Doch ſchnell ſetzte ſie wieder leichter und lebhafter hinzu: „Wol war ich allein, guter Medor! Ich kam mit frühem Morgen hieher, um, indeß meine kleine Heerde weidete, mir einige Früchte zu brechen“ — ſie zeigte auf ein hohes, aus Stäben von Roſenholz und Silberdrat geflochtnes Körbchen, das, mit den ſchönſten Orangen, Granatäpfeln, Trauben und Feigen angefüllt, auf der Raſenbank ſtand, hob es auf das freundliche, lockenumwallte Haupt und ſchien im Begriff, zu gehen — — „und ward dabei bald ſo ermüdet, daß in der Kühle der Quelle ein ſanfter Schlummer mich überſchlich.“

„Wo wohnst du, freundliche Göttin dieser Fluren? Darf ich dich nicht begleiten?“ — fieng Henarez zagend wieder an.

„Wir werden uns wiedersehen!“ — antwortete Medora — „doch für jetzt muß ich dir Lebewohl sagen.“

Henarez, furchtsam und blöde, wie die erste Liebe, wagte es weder sie länger aufzuhalten, noch mit Bitten zu bestürmen. Sie bot ihm zum Abschiede freiwillig die Hand, die er nun doch an seine Augen zu drücken wagte, und gieng, mehrmals sich umblickend, in den gegenüber liegenden Hain. Ihre kleine zahme Heerde folgte ihr ungerufen auf dem Fuße, und bald verbarg das blühende Gebüsch die reizendste aller Hirtinnen.

Ein Seufzer aus dem Tiefsten seiner Brust weckte den ihr immer noch in trunkner Bewunderung nachsehenden Henarez aus seinem

seinem entzückenden Zauber, und gewiß hätte er sich überredet, nur geträumt zu haben, wäre nicht die rauschende Quelle mit dem schönen Marmorbecken unverrückt an ihrem Platze geblieben und — hätten ihm nicht von Medora's Rasenbette einige silberne Lahnfasern ins Auge geblitzt, die doch zuverläßig von ihrem Fruchtkörbchen sich losgesplittert haben mußten. An diese knüpfte der junge Schwärmer die Gewißheit seines Glücks, und bald erzeugte sich in ihm der Vorsatz, die ganze fruchtbare Gegend zu durchstreifen, um vielleicht zu irgend einer gewünschten Entdeckung zu gelangen.

Doch leider traf nur gar zu bald die Vorhersagung seines Wirthes ein. Denn er mußte nach kurzem Herumschweifen bemerken, daß ein hoher, mit rankendem Laubwerk malerisch bewachsner Felsrücken das ganze Thal begrenze, und, ob schon hierdurch die Gegend vor den brennenden Südwinden einigermaßen geschützt wurde, so nöthigte ihn

doch bald die Hitze des Mittags, wieder zur kühlen Kaskade seine Zuflucht zu nehmen.

Aber auch hier schien ihm nun, da die schöne Oreade sich nicht mehr zeigte, alles einsam, und selbst das Geplätscher des Wassers dünkte ihm bald sehr einförmig und langweilig. Er verließ daher, als er nur ein wenig ausgeruht, das liebliche Thal und beschloß, wieder in seine gestrige Herberge zurück zu kehren, und von da aus mit jedem Morgen eine fromme Wallfahrt nach der Quelle anzustellen.

„Warum sollte ich mich, vielleicht vergeblich, abmühen" — sagte er zu sich selbst — „einen Weg durch die Berge auszuspüren? wo kann ich das Glück suchen, als wo ich es schon fand? Je weiter ich mich von hier entferne, desto weiter entferne ich mich ja von meinem Glück!"

Kaum war er auf dem Meierhofe wieder angelangt, als Niccolo ihm einen bedeckten, ziemlich gewichtigen Korb überbrachte, den in

seiner Abwesenheit ein junges Mohrenmädchen für ihn überbracht habe. Nicht nur die Handhabe, sondern auch der ganze Korb, war mit Reben umflochten, und enthielt eine Schaale voll goldner und purpurfarbner Früchte, wobei selbst die umstrickte Melone und die auserwähltesten Gartengewächse, als Brokoli, Spargel, und Artischocken, nicht fehlten. Alles war zwischen grünen Blättern und bunten Blüten reizend zusammen geschichtet, und stand in einer Umgebung Cyprischer Flaschen; ja bei wiederholter Untersuchung fanden sich sogar auf einem um den Henkel gewundenen Zettel die Worte: „Gastgeschenk für den Erwarteten.“ Die Handschrift war die nämliche, welche ihm aus dem, durch den Mönch überbrachten, Billet noch sehr genau im Andenken schwebte.

Kein Wunder, wenn Meder's Neugier hierdurch einen noch höhern Grad von Spannung erhielt und er auf's neue alles anwendete, von dem Landmanne etwas ge-

naueres auszukundschaften. Allein dieser blieb standhaft bei seiner Versicherung, daß er weiter nicht das mindeste wisse, und setzte lustig hinzu: „Nun, beim heiligen Spiridion, Signor! wär' ich an eurer Stelle, ich wollte mir deshalb keinen Kummer machen! Meines Erachtens muß doch die Feie oder der Zauberer, die sogar für euern Gaumen sorgen, auch, wie wir, von Fleisch und Bein seyn, und einen Erwarteten wird man ja wohl nicht ewig fliehen und meiden!"

Diese Art zu schließen leuchtete dem Henarez endlich ziemlich ein, und der heitre Sinn des Wirths erweckte bald auch in ihm so viel Hoffnung und frohes Gefühl, daß er nur die hesperidischen Früchte, die nach seiner Vermuthung Medora's Finger gebrochen und geordnet haben mußte, wie ein Heiligthum aufbewahrte, aber mit anbrechendem Abend seine Mahlzeit unter dem Dache eines blühenden Baums veranstalten ließ und den Cyprier nicht nur selbst mit heitrer Laune ver-

ſuchte, ſondern auch Niccolo und deſſen, nur Neugriechiſch verſtehende Frau, zur Theilnahme einlud.

In der gewiſſen Zuverſicht, morgen die reizendſte Schöne und vermuthliche geheime Wohlthäterin wieder zu finden, ſchlief er für heute ziemlich ruhig ein, war aber auch faſt noch eher, als die Sonne, wieder auf dem geſtrigen Wege.

Zwei ganzer Tage hatte ihn ſeine ſehnſuchtsvolle Erwartung getäuſcht, und ſeine Unruhe kannte nun faſt keine Gränzen, ſeine Hoffnung gieng ſchon in Hoffnungsloſigkeit und Trauer über.

„Und wär' es nur ein Traum geweſen,“ — ſagte er am dritten Morgen heftig zu ſich ſelbſt — „wär' es ein Traum geweſen; o alle ihr Heiligen! ſo laßt mich noch einmal, und dann auf ewig ſo träumen!“

Schon erblaſſte wieder der Morgenſtern; ſchon durchſtrich Henarez mit forſchenden Blicken den fruchtbaren Thalgrund, und ha! jetzt klangen aus weiter Entfernung ſüße Töne und — nein, er täuſchte ſich nicht — Medora's Stimme herüber. Er durchbrach das verwachsene Gebüſch; er ſchaute nach allen Himmelsgegenden umher; aber, obſchon der Schall beſtimmt von der Morgenſeite ertönte, ſo dünkte er ihm doch immer deſto ferner, je mehr er ſeine Richtung darauf zunahm.

Endlich, da alle Mühe vergeblich ſchien und doch bald hie, bald da, der zauberiſche Ton von neuem an ſein Ohr ſchlug, ergab er ſich in die Nothwendigkeit, und warf ſich auf einer kleinen Erhöhung nieder, um den Geſang zu belauſchen.

Und jetzt in ziemlicher Nähe, doch leis und lieblich, wie Geiſterſtimmen, tönte Saite und Lied, und der Lauſchende vernahm ſehr deutlich jedes einzelne Wort.

Das liebliche Mädchen ſang zu einer Muſik, wie er noch niemals vernommen hatte. —

Frage nicht, von wo ich bin?
:Mit der Liebe ſüßem Schalle
Forſche, Jüngling, nicht, wohin
Meiner Hoffnung Fittig walle?
Die verborgen dich erkoren,
Ja erkannt für dich verloren.

Oeſtlich ſchwebt mein Vaterland
Ueber deinen Blick erhoben,
Und dieß bräutliche Gewand
Ward auf ferner Flur gewoben.
Rein're Sonnen, mild're Lenze
Färbten meine Blütenkränze.

Sieh' das duft'ge Wolkenbild
Von der Iris Hand gezogen;
Zu dem irdiſchen Gefild
Hat es liebend ſich gebogen;
Liebend magſt du hinverlangen,
Nimmer ſeine Strahlen fangen.

Schnell in leichte Luft verweht,
Schweigt der Hauch der Hirtenflöte;
Nie vom Oſt zurück erſteht
Leuchtet dieſe Sonnenröthe;

andre Herzen, andre Lieder,
Nimmer hören diese wieder.

Jetzt schwieg die zur innigsten Wehmuth sinkende Stimme; aber nach einer kurzen Stille, während welcher man das Fallen eines Baumblattes hätte vernehmen können, erhob sich Saitenton und Gesang auf's neue, schmelzender, feuriger, als zuvor:

Wo der Born des Lichtes quillt,
Die Gestirne Strahlen trinken,
Wird des Herzens Glut gestillt,
Liebe und Gewährung winken.
Wandle fromm an meiner Seite,
Daß ich dich zur Wonne leite.

Hebe, Jüngling, deinen Blick,
Hemme deiner Sehnsucht Frage,
Und entweihe dein Geschick
Nicht mit ird'scher Neigung Klage.
Deinem Glauben, deinem Hoffen,
Stehn des Himmels Thore offen.

Glücklich, daß du mich gesehn,
Wandle rein und für hienieden;

Doch mit tödlicher Liebe Ziehn
Unterbrich nicht unsern Frieden.
Zartgeknupfte Zauberbande
Leiten dich zum Sonnenlande.

So sehr Henarez durch den räthselhaften Inhalt dieses Liedes in einen neuen Traum voller Unerklärlichkeiten eingewiegt ward, so glaubte er doch nach einigem Nachdenken, daß es eine Art Antwort auf seine Fragen nach Medora's Abkunft abgeben solle, und faßte den festesten Entschluß, die reizende, ihm immer noch unsichtbare Sängerin durch zudringliches Forschen nie wieder zu kränken und vielleicht von sich zu entfernen. Desto erlaubter schien es ihm dagegen, sie selbst aufzusuchen, und, kaum war er aus dem Schatten der Bäume getreten, als er sie sogleich auf einem grünen Abhange des Gebirgs erblickte. Ihr Gesicht war wieder verschleiert, ein schön geformtes Instrument, dessen gold-

ner Saitenzug blos über gekrümmte Zweige gespannt schien, ruhte zwischen Arm und Busen. Es dünkte ihm, als werde auch sie seiner gewahr; wenigstens winkte sie mit der Hand und schien zu ihm herabsteigen zu wollen.

Entzückt nahm Henarez die nämliche Richtung, nur mußte er leider, um geradeaus zu gehen, den Weg durch ein Wäldchen einschlagen. So oft die Bäume etwas lichter wurden, sah er sie immer näher wallen; doch da er sich zuletzt ihr schon ganz nahe glaubte, stand er an einem breiten, ziemlich reissenden Bache ohne Brücke und Steg, über welchen zu gelangen an Unmöglichkeit gränzte. So rastlos er am Ufer hin und her suchte, um vielleicht einen Nachen anzutreffen, so war doch alle Mühe vergeblich; ja bald war Medora gänzlich aus seinen Augen verschwunden, und es blieb ihm nichts übrig, als dem Strome nachzugehen, um vielleicht bei irgend einer seichtern Stelle überzusetzen.

Erſt nach Verfluß einer Stunde fieng das Flußbette an, ſich zu verengen; er befand ſich in der ihm wohlbekannten Gegend mit den Cypreſſen und Raſenſitzen, und bemerkte, daß der Quell des Fluſſes Medora's Waſſerfall ſei, bemerkte, — wilder ſtrömte das Blut zu ſeinem Herzen — wiewol noch in ziemlicher Entlegenheit, Medora, die Liebliche, ſelbſt.

Sie hatte jetzt Schleier und Saitenſpiel ſchon wieder abgelegt, fütterte in frommer Unſchuld ein paar zahme, glänzende Schwäne, und ſchien nichts weniger zu vermuthen, als daß irgend ein männliches Auge ſie beobachte. Wenigſtens erhob ſie ſich nach wenig Augenblicken von ihrem Sitze, einer halb in den Boden geſunknen, ganz mit wuchernden Blütenſtauden umwachſenen Korinthiſchen Säule, flocht ſich mit der reizendſten Unbefangenheit das bis zu den Knieen reichende blonde Haar, ſtreifte das leichte Gewand von den ſchönen Armen bis zur Achſel hinauf, band ein leich-

tes, goldnes Kettchen vom Halse und zog darum eine schimmernde Einfassung aus dem jugendlich geschwellten Busen. Jetzt warf sie dem darin befindlichen Bilde noch einen zärtlichen Blick zu, legte das Medaillon behutsam auf das hochhervorragende Capital der Säule, und eilte dann an die Kaskade, um Gesicht und Hände mit dem frischen Quellwasser zu erquicken.

Der liebende, gefühlvolle Medor würde es sich unter keiner Bedingung verziehen haben, die kindliche Schöne in ihrer Beschäftigung zu unterbrechen, und seine Gegenwart durch ein Geräusch zu verrathen. Da jedoch die Säulentrümmer ziemlich weit von dem Wasserfalle entfernt und von einer Seite mit Myrthen und Capergesträuchen, wie mit einer Laube, ganz überwölbt waren, so trieb ihn sein Herz, sich leise näher zu schleichen, um bei günstigem Glück vielleicht das Bildniß zu erkennen, das einer so schönen Ruhestelle genoß.

„Ach gewiß“ — flüſterte ihm Hoffnung und Furcht zu — „iſt es das Bild eines Vaters, einer Mutter, einer Schweſter!“ — Doch der Gedanke an eine Schweſter führte ihn weiter zu dem Gedanken an einen Bruder, und nun — ach! wer konnte es wiſſen, ob es nicht auch das Bild eines andern Jünglings, eines Geliebten war?

Dieſe letzte Vermuthung jagte alles Blut in ſeine Wangen, und von Eiferſucht entzündet, eilte er ſchneller nach der Ruine, war nur noch einige Schritte davon entfernt, entdeckte ſchon, — o all' ihr Heiligen! — daß eine weiß gekleidete Jünglingsgeſtalt aus der goldnen Faſſung hervorſchimmere, als Medora ihr Hand- und Geſichtsbad vollendet hatte und langſamen Schritts wieder auf die Säule zu wanderte.

Henarez gewann nur noch ſo viel Zeit, ſich unbemerkt hinter die Myrthen zurück zu ziehen. Medora ſetzte ſich wieder, nahm das Bild in ihren Schooß, betrachtete es lä-

scheind, band das Halskettchen wieder um, und drückte das Bild, gleich als wollte sie von ihm, ehe sie es wieder verbärge, zärtlichen Abschied nehmen, an die Lilien der Brust, an die Rosenknospen der Lippen.

Länger konnte Hemarez seinen Schmerz nicht beherrschen. — „Ach Medora!" — seufzte er laut. Das holde Mädchen, von dieser Ueberraschung ein wenig bestürzt, wandte sich dessen ungeachtet freundlich zu ihm und sagte mit kindlicher Freude: „Sei gegrüßt, lieber Medor!"

„Bin ich dir lieb —" erwiderte Medor, und preßte ihre Hand zärtlich an sein klopfendes Herz — „ach, Reizendste deines Geschlechts, so vergönne mir eine Frage!"

Medora erhob schalkhaft-drohend den Finger. — „Du bist ein arger Frager," — sagte sie, doch ohne Mißfallen — „Bleibst du länger unter meiner Vormäßigkeit, so wirst du dir das abgewöhnen müssen."

Nun, ſo verwandle ich die Frage in eine Bitte.

„Etwa in die Bitte, die eine Frage zu „beantworten?“

Nicht ganz, aber faſt ſo! — Zeig' mir das Bild, welches dir ſo theuer ſcheint.

„Dacht' ichs doch; das Gemälde „ſoll ſtatt meiner deine Neugier befrie„digen?“ — (Nach einigem Nachſinnen.) „Nun, eigentlich wol, ſollte ich dirs ab„ſchlagen; doch, wenn mich Medov' an ei„nen Gewiſſen nicht verrathen will. —“

Sie legte die Hand um ſeine Schulter, und hielt ihm mit leichter Tändelei das Bild unter die Augen. Der glückliche Medor — glaubte in einen Verkleinerungsſpiegel zu blicken; das Bild war ſein eignes, nur um vier bis fünf Jahre jünger.

So ſtarker Glaube auch dazu gehörte, das, wovon ihn doch ſeine Augen überzeugten, für wahr zu halten; ſo war doch die Aehnlichkeit zu auffallend, zu unleugbar; ſo

war es dasselbe weiße Atlaskleid, derselbe rosenfarbne Mantel, dieselbe grüne Hutfeder, womit ihn sein Vater zu Madrid hatte mahlen lassen; so war ja selbst die kleine Narbe am Halse nicht vergessen, die er noch als Knabe erhalten hatte, als er, um desto eher zu dem geliebten Mariani zu kommen, über einen schwankenden Steg gelaufen und in den angeschwollnen Regenbach hinabgestürzt war.

„Kennst du wol den Knaben?" — lispelte Medora freundlich, als sie seine frohe Bestürzung bemerkte, deutete mit dem Finger verstohlen auf die Narbe, und wandte das Auge nach seinem Halskragen.

„Und ist dir der Knabe werth?" — antwortete Henarez, wie aus einem lieblichen Traume sich auf Augenblicke erholend.

„Dem Knaben dürfte ich antworten!" — und nun entstand eine Pause, während welcher erst nur Blicke sprachen, und Medor zuletzt in tiefes Nachdenken versank.

„Was

„Was iſt dir, Medor?“ — unterbrach Medora das Stillſchweigen — „Du biſt heute ſo einſylbig, feierlich, traurig —“

Kann dich das wundern? Alles, was mir ſeit meinem hieſigen Aufenthalte begegnete, ſcheint mir Magie, und doch ſoll ich nicht fragen; doch verbot mir dein geheimnißvoller Geſang —

„Welcher Geſang?“

Dein Frühgeſang — vorhin — kaum vor einer Stunde — dort auf dem grünen Abhang des Felſens.

„Was ſagſt du da? Noch bin ich kaum „eine halbe Stunde wach — o, Medora iſt „manchmal eine Langſchläferin! — und mein „erſter Gang war gerade nach der Schwa„nenhütte, und dann —“

Läugne mirs nicht. Ich ſah' dich auf der Mitte des Berges, wo der Boden ſo grün, wo die Felsgeſträuche mit weißen Blüten wie überſchneit ſind; du ſchlugſt deine Laute, dein liebes Angeſicht war verſchleiert —

„Wie konnteſt du mich da erkennen? — ſagte Medora etwas betroffen, ſah ihn ernſthaft an, und ſchwieg einige Augenblicke. Dann fiel ſie wieder mit leichtem Frohſinn ein: „Wir wollen nicht darüber ſtreiten. Vielleicht ſag' ich dir ein andermal mehr!“ —

Bei dieſen Worten ſtand ſie auf, reichte ihm zum Abſchied die Hand, und verſchwand wieder hinter den Büſchen.

Dem glücklichen Henarez wurden nun im Umgange mit der reizenden Medora alle Seligkeiten der erſten Liebe zu Theil. Da die Geliebte niemals ſeine Begleitung zu wünſchen ſchien, ſondern immer abbrach, ſo oft er auch nur von fern das Geſpräch auf ihren Aufenthalt, auf ihre Aeltern, auf ſo manches, worüber er gern Erklärung gehabt hätte, hinlenkte; da auch ſein Wirth Niccolo, obſchon er an dieſem bald mehrern Scharfſinn entdeckte, als deſſen äußeres Anſehen ver-

rieth, ihm nie eine befriedigende Auskunft gab, sondern sich stets mit völliger Unwissenheit entschuldigte; so beschloß Henarez, so sehr sich auch sein Herz dagegen sträubte, geduldig den Zeitpunkt abzuwarten, in welchem sich die Räthsel vielleicht von selbst lösen würden, und die schöne Gegenwart mit dankbarem Herzen und der lebendigsten Empfänglichkeit zu genießen.

Er hatte sich bald auf der Meierei ein mit weiter Aussicht versehenes Zimmerchen völlig eingerichtet, und da er vermuthete, ziemlich lange, wo nicht zeitlebens, hier zu bleiben, durch Niccolo's Besorgung, der sich unaufgefodert dazu erbot, seine Bücher, seine Flöte, seine Zeichnungsgeräthschaften nachkommen lassen. Nun suchte er während der in jenen Gegenden ziemlich drückenden Mittagshitze, oft auch die Hälfte der Nacht hindurch, die träg dahinschleichenden Stunden mit Beschäftigung zu verkürzen; er mahlte an Medora's Bilde, das ihm

jedoch als zart, nie — ach! was träumt nicht ein liebender Jüngling? — wie himmlisch und überirdisch genug gelingen wollte; er sann auf Melodieen und dichtete Lieder, womit er oft die ihrigen, wenn sie aus weiter Ferne zu ihm herüber tönten, zärtlich beantwortete. Wenn aber der Abend herannahte, oder der Stern des Morgens vor Aurora's höherm Lichte sich verbarg, dann durchstrich er die arkadischen Gefilde und ward größtentheils durch Medora's Anblick erfreut. Selig fühlte er sich dann in der Wirklichkeit, und noch lange nachher selig in der Erinnerung; ja er würde ein wahres Götterleben geführt haben, hätten sich nicht auch einige Tropfen Wehrmuths in den Kelch seiner Wonne gemischt. Denn nicht nur das Geheimnißvolle in Medora drückte zuweilen heftig auf seine Seele; sondern sein Herz dünkte ihm auch zuweilen auf eine sonderbare Weise getheilt, so wie Medora nicht stets dieselbe.

So oft ſie ihm nämlich verſchleiert erſchien — welches immer nur des Morgens, oft noch im Frühſchimmer des Mondes geſchah — verkündete ſie ſich aus der Ferne mit wunderlieblichen Tönen, und wenn ſie ſich ja ihm naherte, dann lag in ihrem Daherſchweben, in der ganzen Bewegung ihrer ſchönen Geſtalt, in ihrer Stimme, in dem Aufſchlagen ihrer, wie Sterne aus lichten Wölkchen, durch den Schleier hindurch ſchimmernden Augen, etwas ſo Hohes, Wunderbares, Heiliges, daß er ſich ſelbſt einer ſolchen Geliebten faſt unwerth fühlte und es nicht wagte, ihr Alles zu ſagen, was es empfand. Sie ſelbſt ſprach dann zuweilen auf eine ſeltſame Weiſe von fernen reizenden Gegenden, von uferloſen, unüberſehlichen Meeren, von lichtern Sterngürteln, als der, welcher dieſe Erde umgiebt, von ſchönern Morgenröthen, als uns erſcheinen, von dem Ort, wo Sonnen aufgehen und verſinken; und ſo wenig ſeine Fantaſie der entzückten Schwärmerin zu

folgen vermochte, so schienen ihm doch alle ihre Worte so gewiß, so unleugbar, daß er sich selbst, wie durch einen unwiderstehlichen Zauber, in jene Lande versetzt, schon selbst der Erdenbande entfesselt fühlte.

So hingerissen und entzückt von ihrem ganzen himmlischen Wesen, so über sich selbst erhoben und in unbekannte Sphären versetzt er dann auch war, so hätte er es doch um keinen Preis gewagt, von seiner heißen, grenzenlosen Liebe auch nur das mindeste zu erwähnen, noch weit weniger aber, Medoren nur mit einem Finger anzurühren; und dennoch fühlte er sich mit ihr so ganz eins, so wie mit unsichtbaren Armen von ihr umfangen, daß Zeit und Ewigkeit in einem Blick ihren Augen zu vergehen schienen. Erst, wenn sie ihn verlassen hatte, kehrte er in das Erdenleben zurück, und nichts konnte ihn erfreuen, als die Hoffnung, sie vielleicht diesen Abend, oder doch morgen — o morgen gewiß! — wieder zu finden.

Gröſtentheils gieng ſeine Hoffnung in Erfüllung. Nun luſtwandelte ſie entſchleiert unter ihren Lämmern am Waſſerfall, oder im Hain der blühenden Granatbäume, und nun ſchien ſie mit dem Schleier zugleich alles Majeſtätiſche, alles ſein Herz zum Schweigen Bringende, gänzlich abgelegt zu haben, war nur ganz kindliche Unſchuld und Freude, zärtliche, hingebende Liebe. Nun durchſtrich ſie mit ihm Hand in Hand Anhöhen und Thäler, brach ihm die ſchönſten Früchte von den zur Erde gebeugten Aeſten, reichte ihm einen Becher, den ſie in der Quelle gekühlt und koſtend mit ihren Roſenlippen berührt hatte, erwiderte ſeinen Händedruck, weigerte ihm ſelbſt nicht den Kuß und ließ ihn in ihren Armen neben ſich ruhen. Dann erwachten wol auch oft im Buſen des feurigen Jünglings heißere Wünſche; er preßte ſie glühend an ſich; er warf ſich vor ihr nieder; er geſtand ihr, daß nur ihr völliger Beſiz, nur

ihre Hand, ihm seine Ruhe wieder zu geben vermöge.

„Unzufriedner! Stürmischer!“ — sagte sie dann wol mit sanftem Vorwurfe, aber die Zärtlichkeit ihres Blicks verrieth ihm sehr deutlich, daß sie nicht zürne — gnügt dir nicht an dem, was bis jetzt der Himmel uns vergönnte? fürchtest du nicht, durch dein Bitten mich zu betrüben, vielleicht das höchste Glück von uns zu verscheuchen?“ — Und nun wurde sie gewöhnlich still und ernst, äußerte auch wol, sie habe nicht allein über sich zu gebieten; sobald er aber wieder in sie drang, ihn zu ihrem Vater zu führen, brach sie die Unterredung ab und verließ ihn schnell, doch mit freundlichem Lächeln.

Eines Morgens, als Henarez am Abend zuvor, an der Brust des zärtlichen Mädchens sich und alles um und neben sich vergessend, seine Wünsche auf's neue geäußert,

als ſie ihn mit einem: „Vielleicht naht ſich die Zeit, wo ich dir antworten darf“ — liebevoll beruhigt hatte, begegnete ſie ihm wieder verſchleiert. Sie ſchien dießmal noch weit reizender, himmliſcher, als je, aber auch ernſter und trauriger, und reichte ihm noch aus der Ferne zwei Blumenſtengel entgegen, die ſie unter dem Schleier von ihrer Bruſt nahm.

Noch nie hatte Henarez ähnliche Blumen erblickt; ſie glichen keiner andern auf Erden, ob ſie ſchon die Gerüche aller in ſich vereinigten; die eine hatte weiße, wie die Aepfelblüte mit Roſenſchein ſanft überhauchte Blätter und aurorfarbne Fäden und Griffel; die andre war hellroth, wie die ſogenannte brennende Liebe, und ihr Kelch ſchwarz und golden.

„Wähle unter dieſen!“ — lispelte Medora.

„O gieb mir ſie beide, liebliches Mädchen!“

„Beide nicht auf einmal; so will es die unerforschliche Macht, welche über uns waltet!“

Henarez beugte sich unwillkührlich nach der glänzenden, feuerfarbnen. Medora sah' es mit wehmüthigem Lächeln; aber indem Henarez seine Hand ausstreckte, waren beide Blütenstengel, wie vom Winde verweht, seinen Augen entschwunden, und die Geberin selbst trennte sich schnell von ihm, beschied ihn aber auf den Abend wieder, wo ihre Stimmung gewiß wieder heiterer seyn würde.

Und wirklich kam sie ihm dießmal mit anbrechendem Abend sogar ein Stück Wegs entgegen. Freude und Zärtlichkeit blitzte aus ihren Augen, eine gewisse reizende Unruhe herrschte in ihrem ganzen Wesen, und sobald Henarez, nach einer feurig erwiderten Umarmung, die gestern gegebene Hofnung in Erinnerung brachte, erbot sie sich tändelnd, doch die Augen von ihm abwendend, ihn so-

gleich zu einem Prieſter zu führen, der vielleicht in einigen Wochen ihre Hände zuſammenfügen ſolle.

Fröhlicher hatte Henarez ſich noch nie fremder Leitung überlaſſen, aber auch noch nie war er beſſer geführt worden. Denn die ſteile, unerklimmliche Felſenwand zeigte bald eine verborgne, nach wenig Schritten geräumiger werdende Spalte, und kaum hatte ſich Henarez an der Hand des geliebten, ihn ſorgſam leitenden Mädchens, durch einen dunklen Höhlengang hindurchgewunden, als er bei dem wieder einbrechenden Tageslicht eine ſich weit ausdehnende, noch viel reizendere und fruchtbarere Landſchaft gewahr ward. Ein freundlicher Pallaſt, mit einem ſchönen Säulengange umgeben, lag in dem Mittelpunkte derſelben, und in der Ferne zeigte ſich neben einer ſteinernen Capelle eine zwar nur mit Baumrinden und Stroh bedeckte, aber mit dem Gewinde der Weinroſe ganz und gar grün umwebte Eremitenhütte.

„Dort wohnt deine Medora" — sagte das Mädchen, mit dem Finger nach dem schönen, von der Abendsonne hell erleuchteten Landhause deutend — „aber wir wollen jetzt weiter!"

So gelangten sie denn nach der Einsiedlerhütte, und sobald der davor sitzende Eremit das liebende Pärchen erblickte, stand er auf und kam ihnen entgegen.

„Hier sind wir, lieber Vater!" — rief Medora und warf sich um seinen Hals.

„Seid mir gegrüßt, meine Kinder! sei mir willkommen, mein Sohn!" — antwortete der Alte, und zog sie beide an sein Herz — und Henarez erkannte augenblicklich an Stimme und Bildung den geliebten, als todt beweinten Freund und Lehrer Mariani.

Ein heitres, nicht eben anachoretiſches Mahl, wobei Medora, vor innerm Entzücken mehr fliegend, als gehend, das Amt der jungen Hausfrau trefflich verwaltete, feierte die Wiederumarmung. Henarez mußte Mariani alles erzählen, was ihm ſeit ihrer Trennung begegnet war, konnte aber um ſo ſchneller zum Schluſſe eilen, weil er bald bemerkte, daß Mariani ſchon das Hauptſächlichſte davon bekannt war. Dieſer verſprach ihm zur Vergeltung einen Auszug ſeiner eignen Lebensgeſchichte, ſchien aber abſichtlich ſo lange damit zu zaudern, bis Medora, von ihrer Lieblingsdienerin, einem jungen Negermädchen, abgeholt, bei Vater und Bräutigam ſich mit Küſſen beurlaubte.

„Meinen wahren Namen" — ſo fieng Mariani nach ihrer Entfernung an — „las man ehedem im goldnen Buch der Venezianiſchen Edlen; aber ſchon ehe du, lieber Henarez! meiner Obhut übergeben wurdeſt, hatte man ihn dort ausgelöſcht. Meine Ju-

gend war nicht thatenlos verstrichen; doch eben die Beweise meiner republikanischen Gesinnungen und meines Muthes, verbunden mit verschiedenen kühnen Aeußerungen über die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, hatten mir mächtige Neider und Feinde erweckt, und diese benutzten meine öftern Reisen nach Korfu zum Vorwand, mich einer Staatsverrätherei zu beschuldigen. Schon war ich nahe daran, vor die geheime Staatsinquisition gebracht zu werden, wo dann der Tod oder lebenslängliche Gefangenschaft unter den Bleidächern mein unvermeidliches Schicksal gewesen wäre, als ich, von einem edlen Freunde gewarnt, mich noch frühe genug durch die Flucht rettete. Dieser Freund war kein andrer, als der muthvolle Don Diego, dein trefflicher Vater, der mir die geringen Dienste, die sich ihm in frühern Zeiten bei der Entführung deiner Mutter geleistet hatte, durch die Rettung meines Lebens mit eigner, nicht geringer Gefahr vergalt."

„Die Haupturſache meines öftern Aufenthalts zu Korfu, welchem ein gegen mich vorzüglich erbitterter Podeſta ſtaatsverderbliche Abſichten anzudichten wußte, war die feurigſte Liebe zu der Tochter eines vornehmen Korſioten, der reizendſten ihres Geſchlechts und Medora's Mutter. Die Stärke und Glut unſrer Liebe leidet keine Schilderung; da aber die Verſchiedenheit der Religion und überdieß Familienverhältniſſe mancherlei Schwierigkeiten in den Weg legten, ſo ſollte meine Verbindung mit der liebenswürdigen Helena, wenigſtens noch vor der Hand, ein Geheimniß bleiben.“

„Hätte ich bei meiner Flucht der Stimme meines Herzens folgen dürfen, ſo würde ich freilich mein Exil nach Korfu verlegt haben, und dieß um ſo mehr, weil meine Gemahlin ihrer erſten Entbindung entgegen ſah. Doch da dieſe Inſel mit Venedig zu genau verbunden iſt, und die Muthmaßungen meiner Verfolger ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach

dorthin zuerst richten mußten, so erwählte ich den Weg nach Spanien, und fand dort in einem Kloster durch Vorschub deines Vaters sehr bald ein Asyl.“

„Die Unruhe und Bekümmerniß, die ich unterdessen bei dem Gedanken an meine Gattin empfand, ward nur dadurch in etwas vermindert, daß ich sie unter dem Schuh ihres Vaters und unter der freundlichen Obhut einer edlen Freundin, Namens Irene, wußte, welche sich nach dem Tode ihres Bräutigams zum ledigen Stande entschlossen und bei Helenen ihren immerwährenden Aufenthalt genommen hatte. Doch bald wollte auch dieser geringe Trost nicht mehr anschlagen, weil ich, ungeachtet der deshalb getroffnen Maaßregeln, lange Zeit keine Nachricht von der geliebten Insel erhielt.“

„Endlich langte zwar wieder ein Brief von Irenen, aber zugleich die Trauerpost an, daß meine Gattin, kurz nach einer höchst gefährlichen Niederkunft mit Zwillingstöchtern, verstor-

verſtorben ſei, und nur eine Erbin ihrer Schönheit und Tugend hinterlaſſen habe.“

„Mein Schmerz gränzte an Verzweiflung; die Erde ſchien mir keines Wunſches mehr werth; ich traf wegen meiner kleinen Tochter mit meinem Schwiegervater und Irenen, durch Briefe die nöthige Verabredung und nahm ſelbſt die Weihe.“

„So zuverſichtlich ich nun mein Leben, das nach dieſem unerſetzlichen Verluſte wenig Reiz für mich hatte, in den heiligen Mauern ruhig beſchließen zu können hoffte; ſo mußte ich doch erfahren, daß das geheime Gericht der Zehn meinen Aufenthalt entdeckt und einige Fante's zu meiner Aufhebung oder Ermordung abgeſandt habe.“

„Auch will ich nicht läugnen, daß die Einförmigkeit des Kloſterlebens und die rohe Unwiſſenheit der Mönche mich nach und nach anekelte; kurz, meine Wünſche vereinigten ſich bald mit dem ſchon oft geäußerten Verlangen deines Vaters, in ſeinem tief ver-

borgnen Gebürgsſchloſſe meinen Aufenthalt zu nehmen.“

„Was nunmehr erfolgte, weißt du ſelbſt aus den Erinnerungen deiner Jugend. Deine zärtliche Anhänglichkeit verband mich auf's neue mit der Welt, und wahrſcheinlich wär' ich nie wieder von deiner Seite gewichen, hätte ich es eines Theils wagen dürfen, in der Nähe des Hofs und in den Kreiſen der Vornehmern wieder zu erſcheinen, und wär' andern Theils nicht kurz nach dem Tode deiner Mutter die Nachricht von dem Ableben meines Schwiegervaters in Korfu bei uns eingegangen.“

„Nun rief mich die Vaterpflicht gegen meine verwaiſte Tochter und die Sorge für ihr Erbtheil aus Spanien ab. Um von meinem eignen Vermögen ſo viel, als möglich, zu retten, hatte ich alle meine Güther an deinen Vater verkauft, und er hoffte durch ſeine bedeutenden Verbindungen diſem Ver-

trage dasjenige Ansehen zu verschaffen, was ihm etwa an gesetzlicher Kraft abgieng."

„In der That glückte dieß auch mit dem beträchtlichsten Theile, aber leider hatte auch diese List auf's neue die Aufmerksamkeit und Erbitterung meiner Feinde gereizt. Nach einem kurzen Aufenthalte auf Korfu, während dessen ich alles Nöthige angeordnet, das in einer schönen Gegend gelegne Grab meiner Helena mehrmals besucht und in Medora das holde Ebenbild ihrer Mutter auf das zärtlichste lieben gelernt hatte, mußte ich wieder vor den Staatsspionen flüchten, und begab mich mit einem türkischen Schiffskapitain, der mir und deinem Vater schon manche Proben seiner Treue und Klugheit gegeben hatte, nach der Gegend von Constantinopel. Da auf dieser Fahrt ein Schiff unsrer Convoy im Sturm untergieng, so verbreiteten wir, um alle fernere Nachstellungen zu verhindern, das Gerücht, als sei auch ich mit unter den Verunglückten. Deinem Vater habe ich spä-

terhin die Wahrheit gemeldet; doch faſt muß ich zweifeln, daß ihn dieſe Nachricht noch am Leben getroffen.“

„Die Sehnſucht nach meiner Tochter Medora, von deren aufblühender Schönheit die edle Irene mir die erfreulichſten Berichte abſtattete, und der Tod meines unverſöhnlichſten Feindes, eines der Staatsinquiſitoren, beſtimmten mich dann, nach Korfu zurück zu kehren.“

„Schon während meiner Abweſenheit war auf meine Veranſtaltung über Helena's Grabhügel eine Kapelle erbaut worden, und, um durch meine Erſcheinung die Benachbarten nicht auf mich aufmerkſam zu machen, beſchloß ich, in der Nähe dieſes Bethauſes eine Clauſe anzulegen, und hier, von wo ich ſehr leicht und unbemerkt nach meinem Landhauſe kommen kann, dem Anſcheine nach, ein Anachoretenleben zu führen. Daß dieß Gelübd nicht allzuſtreng von mir beobachtet wird, haſt

du vermuthlich schon zu bemerken Gelegenheit gehabt."

„Ihr habt mir" — hub jetzt Henarez an — „in Hinsicht eurer Geschichte so ziemlich alle Räthsel gelöst, theurer Mariani! allein ich kann nicht verschweigen, daß dessen ungeachtet" —

„Ich bin noch nicht ganz am Schlusse;" — erwiderte Mariani, indem er noch einmal die Kelchgläser füllte — „was ich dir sagen kann, sollst du noch vor Schlafengehen treulich erfahren."

„Es kann dir kein Geheimniß geblieben seyn, mit welcher Zärtlichkeit ich dich von jeher umfieng; hätte ich einen Sohn gehabt, ich hätte ihn nicht zärtlicher lieben können. Dein Vater mußte mir von deinen weitern Fortschritten in jedem seiner Briefe ausführliche Nachricht geben, und ich gestehe dir, daß ich in mancher Hinsicht mit dir noch weit zufriedener war, als er selbst. Er schickte mir von Madrid aus dein Miniaturbild,

und ich suchte dieß unter einigen andern, mir theuern Andenken so oft hervor, als ich mich mit der Welt und meinem Schicksal aussöhnen wollte."

„Es fängt an zu tagen!" — unterbrach ihn Henarez mit froher Beklommenheit.

„Es wird noch heller werden, lieber Henarez! Laß mich enden!"

„Meine Zuneigung zu dir, die sich nach allen eingezogenen Erkundigungen nur noch verstärken mußte, die zärtliche Liebe gegen Medora, meine Freundschaft für deine Aeltern, meine Dankbarkeit gegen deinen Vater, welcher sich meinetwegen nicht selten den gefährlichsten Unternehmungen unterzogen hatte, selbst das Gefühl einer Verbindlichkeit gegen ihn in Hinsicht mancher bedeutenden Aufopferung — denn ich erfuhr nur gar zu bestimmt, daß er weit größere Summen an mich ausgezahlt, als in der That aus den Trümmern meines Vermögens geborgen hatte — erregte zuerst den flüchtigen Wunsch in mir,

dich mit meiner Tochter zu verbinden. Welche reizendere Aussicht konnte es für mich geben, als zwei, mir so unendlich theure Kinder durch und mit einander zu beglücken?“

„War aber dieser Gedanke anfänglich nur vorübergehend, so ward er bald mein Lieblingsgedanke, meine schönste Hoffnung, als sich die Seele meiner Medora vor meinen Augen immer lieblicher entfaltete. Die Glut ihres Herzens, die Zartheit ihrer Empfindung, die Unschuld ihres mit der Welt unbekannten Gemüths, und selbst eine gewisse sonderbare Stimmung, eine gewisse sanfte Schwärmerei, die, je mehr sie heranwuchs, desto mehr in ihrem ganzen Wesen sich äußerte, gaben mir bei der großen Verderbtheit der meisten Jünglinge deutlich genug zu erkennen, daß sie nur durch einen Gatten glücklich werden könne, wie du dich von deiner Kindheit an gezeigt, und nach allen Nachrichten auch späterhin erhalten und bewährt hattest“

„Ich erzählte Medoren in unsern schönsten Stunden alles, was ich von dir wußte, und fand bald an ihr eine so aufmerksame Zuhörerin, daß sie in dir ein Ideal zu lieben anfieng, und mir keine Ruhe ließ, bis ich ihr dein Bildniß schenkte, welches der zärtlichen Schwester, wie die Schmeichelnde sagte, ja ohne Widerrede zukomme."

„Nach dem Tode deines Vaters, welchen ich bald erfuhr, schien mir zu Erreichung meiner Absicht der rechte Zeitpunkt noch nicht ganz gekommen. Doch nach Verfluß eines Jahre gab ich Medoren endlich die Versicherung, daß ich dich zu uns einladen wolle."

„Du kannst dir ihre frohe Bestürzung, ihre Schaam, wenn man anders das schöne Erröthen der unschuldigsten, sich selbst noch nicht kennenden Liebe also nennen darf, unmöglich so lieblich denken, als dieß Bild noch jetzt vor meiner Seele steht. Furchtsam wagte sie zum erstenmal eine Bitte, und ich gab ihrem Wunsche, selbst den Brief an dich zu

ſchreiben, um ſo lieber nach, je mehr ich — verzeih' dieß dem alten Lehrer! — deiner jugendlichen Liebe für alles Wunderbare und Geheimnißreiche alles mögliche zutraute, und dich bei einem gewünſchten Erfolge dieſes Verſuchs, der allenfalls nicht der einzige geblieben wäre, um ſo froher zu überraſchen hoffte."

„Ich erhielt durch meinen türkiſchen Freund, den Kapitain des Amurats, und durch Niccolo, einen meiner älteſten und geprüfteſten Diener, zeitig genug Nachricht von deiner Ankunft, und nur der Wunſch, dich einige Zeit unbemerkt zu beobachten und zu prüfen, nur gewiſſe Offenbarungen, welche meine ſchwärmeriſche Medora zu haben vorgiebt, konnten mich beſtimmen, die Freuden der erſten Umarmung einige Zeit zu verſchieben."

„Dieſe Offenbarungen" — fiel Henarez haſtig und mit geſpannter Aufmerkſamkeit, doch zugleich mit einiger Verwirrung, ein — „und ſo manches mir unerklärliche — — Ihr

ſprach von zwei Töchtern, welche euch eure Helena geſchenkt habe —"

„Sieh', lieber Henarez!" — antwortete Mariani — „ſchon hat ſich der Mond hinter jene weitſchattenden Gebürge geflüchtet und Mitternacht iſt vorüber. Alles, was dir ſonſt noch geheimnißvoll ſcheinen mag, mußt du von Medora ſelbſt oder ihrer mütterlichen Freundin zu erfahren ſuchen. Ich bin ſchon zu alt, zu erkältet, zu weltklug — nenne es, wie du ſelbſt für gut findeſt — um an gewiſſe Einflüſſe der Geiſterwelt bei wachenden Augen zu glauben, ob ich ſchon, nach manchen Ereigniſſe zu urtheilen, nicht alles geradezu ablängnen mag. Das Reich des Glaubens und der Wunder gehört ja recht eigentlich den Frauen und" — Marianis Geſicht verzog ſich in ein wohlwollendes Lächeln — „den liebenden Jünglingen; wollte ich Alter dir davon erzählen, ſo müßte dir aus meinem Munde alles wie ein Mährchen aus deinen Knaben-

jahren vorkommen. — Hier, dieſe Thür führt zu deinem Schlafkabinet; nimm dieſe Kerze — gute Nacht, lieber Gaſtfreund!“

So wenig das Innere des kühlen, einer Grotte gleichenden Zimmers, wohin das Maulthier des geſchäftigen Niccolo's ſchon das ganze Gepäck ſeines Gaſtes überbracht hatte, dem einfachen Aeußern der ſtrohbedeckten Einſiedlerhütte angemeſſen war, und ſo duftig das Bett, vermuthlich von Medora's Hand geſchmückt, — denn auch ein Band, das Henarez an ihrem Buſen erblickt hatte, lag verrätheriſch unter den Blumen — dem Eintretenden ſich entgegenblähte; ſo wenig, oder vielmehr um ſo weniger, konnte Henarez ein Auge ſchlieſſen. Schon die von Mariani am Schluſſe ſeiner Erzählung nur flüchtig erwähnten Offenbarungen, welche in Henarez ſo manche wunderbare eigne Bemerkung erneuerten, hätten den Schlaf von

ihm verſchenken und ſeine Seele in ein unruhiges, fieberhaftes Grübeln verſetzen müſſen: aber gewiß war es auch kein Wunder, wenn Medora's Buſenband den Liebenden auf das lebhafteſte an die Geliebte erinnerte, und ihm ihr Bild in glühenden Farben vor die Seele mahlte.

Wirklich glaubte er auch, als ihn zuletzt ein Morgentraum überſchlichen hatte, ſie, über ſeinem Lager ſchwebend, erblickt zu haben; wirklich dachte er beim Erwachen an nichts ſehnlicher, als jede Verzögerung ſeines Glücks durch flehentliches Bitten aus dem Wege zu räumen. Und kaum fiel der erſte Sonnenſtrahl durch das Fenſter, das wie ein Riß des Felſens in der Grotte künſtlich angebracht war, als er ſich vom Lager erhob, und, um ſeine heiße Wange an der Morgenluft zu erfriſchen, ohne den geliebten Lehrer zu wecken, in das nahe Wäldchen eilte.

Blitzend zuckten die Schimmer der Frühſonne durch die Spitzen der Caſtanien und

Palmen, und kaum war er einige Schritte gewandelt, als er, wie in den Wipfeln, eine feurige Melodie und, von Medora, gesungen, folgende Worte vernahm:

Bald im Heiligthum der Liebe
Finden sich der Sehnsucht Blicke;
Bald begegnen sich die Lippen,
Windet Seele sich um Seele,
Schmiegt sich wallend Brust an Brust.

Küsse rauschen durch die Stille,
Durch die liebeheil'ge Stille,
Wie der Silberton der Laute,
Wie der Zither lispelnd Girren
Durch die Sommernacht dahin.

Aus den Augen stürzen Thränen
Ueber liebeheiße Wangen
Auf der Jungfrau reinen Busen,
Mischen sich in Flammenküsse,
Werden zärtlich aufgeküßt.

Wie sich Düftchen mit Gerüchen
Süßer Balsamblüten mischen,
So vermischt sich Kuß und Athem
Zärtlich mit den heißen Lippen
In der Liebe Heiligthum!

Mit stockendem Athem, mit fliegender Brust, horchte Henarez auf das liebliche Brautlied; noch einigemal klangen die Saiten, noch einmal schien sich die Stimme erheben zu wollen; aber ein Morgenschauer rauschte durch die Zweige, Mariani trat aus seiner Zelle, und alles verstummte.

Freundlich bot der Einsiedler dem Jüngling zum Morgengruße die Hand, und dieser, vom Wonneton der Hymenäen noch erglühend, warf sich mit hervorstürzenden Thränen an Mariani's Hals und rief schluchzend aus: „O Mariani, dem ich meinen Himmel, dem ich Alles verdanke, laßt diese Sonne über ein glückliches Paar untergehen!“

„Meine Einwilligung hattest du längst, Ungeduldiger!“ — antwortete der Greis mit Güte — „die Priesterweihe, welche ich empfieng, gewährt mir die Freude, euren Bund selbst zu heiligen; aber alles übrige kommt auf Medora, oder vielmehr, wie

ſie ſich überredet hat, auf eine innre, ihr rathende Stimme an.“

„O mangelt nur Medora's Einwilligung“ — verſetzte Henarez entzückt — „ſo bin ich der Glücklichſte; denn eben vernahm ich dort von der Höhe einen Geſang —“

Mariani lächelte ungläubig, nahm aber ſein Wort nicht zurück.

„Geh' denn hin, mein Sohn! — ſagte er —“ zu der jungfräulichen Braut, von der du ſo ſicher baldige Gewährung hofft, gehe denn hin zu der ſtrengen Irene,“ und verſuche dein Glück. In der Kapelle werdet ihr mich beim Gebet finden.“

Freudetrunken eilte Henarez nach dem weißen, im Morgenroth blinkenden Pallaſt, und bemerkte ſchon von fern auf dem platten Dache die Negerin, die ihn zu erwarten ſchien und, ſo bald ſie ihn gewahrte, von dem Söller herabſtieg. Noch ehe er durch den Säulengang in den Saal trat, kam ſie ihm entgegen, und bat, ein wenig hier zu ver-

ziehen, weil Medora und Irene erst vor kurzem das Bad verlassen hätten und jetzt im Putzzimmer sich ankleideten.

Nach kurzem Verzug, der freilich dem sehnsuchtsvoll Harrenden eine Ewigkeit dünkte, kamen sie endlich auf ihn zu, Irene, eine hohe Gestalt, deren einfache weiße Tracht, blos durch ein violetsammtnes, goldgesäumtes Oberkleid etwas gehoben, die Würde des Jungfrauenstandes mit mütterlicher Milde vereinigte, und Medora, die himmlisch schöne Medora — o, sollte Henarez seinen Augen trauen? — Im weitgefalteten, blendenden Kleide, einen Purpurgürtel um die jugendliche Brust, einen Myrthenkranz auf dem blonden, lang herabwallenden Haar.

„Ists möglich, Schönstes der Mädchen! ists möglich, meine Medora, und — meine Mutter!“ — rief Henarez, und warf sich mit ausgebreiteten Armen vor Braut und Brautführerin nieder — „führten die Himmlischen den Augenblick meines Glücks schon herbei?

herbei? täuſcht mich kein zauberiſches Traumgeſicht?“

Jene blickte wohlgefällig auf ihn herab, ſah verſchämt zur Erde und ſchwieg; Medora's Geſicht glühte mit noch höherm Roth, als ihr Gürtel; ſie ſprach mit niedergeſchlagnen, thränenfeuchten Augen: „Es iſt mir geheißen — ich folge dir, wohin du mich führſt!“

Schweigend, doch mit hochpochender Bruſt, wandelten ſie, nur von der ſchwarzen Sklavin und einigen andern Dienerinnen begleitet, Arm in Arm nach der Kapelle; die Thüren rauſchten auf; Mariani in geiſtlichem Ornat ſtand vor dem Altar.

Der Eintritt in den kleinen, aber mit nicht geringer Kunſt und Pracht erbauten Tempel verſetzte ſie alle in noch ernſtere Stille, in noch wehmüthigere, ſüßere Beklommenheit. Die hohen Fenſter waren faſt ganz von den

sie auswärts umgebenden hohen Bäumen verdunkelt; nur eine weiß-alabasterne Lampe und das durch die offne Kuppel fallende Morgenlicht erhellten die liebliche, feierliche Dämmerung. Medora's Busen wallte in schnellen Schlägen; Irene bedeckte das Gesicht mit dem Schleier und weinte; Henarez Auge weilte entzückt auf der reizenden Braut, und fiel dann, fast unwillkührlich, wieder auf das Altarblatt, das schon beim Oeffnen der Thür seine Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Es war von Meisterhand eine Geschichte des alten Testaments, eine Hagar in der Wüste darauf vorgestellt, und, ungeachtet der davor hängenden Ampel, schien doch alles Licht von dem himmlisch schönen, der armen Verschmachtenden einen Wasserquell zeigenden Engel auszugehen, der dem bezauberten Bräutigam auf das auffallendste Medoren zu gleichen schien.

In diesem feierlichen Augenblicke, glaubte der liebende Schwärmer seine Medora auf

e gedoppelt zu ſehen, und wär' vielleicht noch
bald nicht aus ſeiner Träumerei erwacht,
te nicht Irene ſeine Hand gefaßt und die
anſchmiegende Medora ſanft in ſeine
me gelegt. „Geh' denn, geliebte Tochter!“
ſprach ſie, und konnte den Lauf ihrer
ränen nicht mehr hemmen — „geh von
m Buſen der Mutter in die Arme des
reißgeliebten. Er wird dich lieben, wie ich
ch liebte, und dieß — alle Heiligen und
ibſt den frommen Schatten der verewigten
Helena ruf' ich zu Zeugen! — iſt der
chönſte Segen, den ich dir auf deinem Wege
um Altar geben kann!“

Jetzt kniete Henarez und Medora
voll inniger Rührung auf die Altarſtufen, und
mit tiefer Stimme ſprach Mariani die
Worte der Weihe über ſie aus.

Sie wechſelten die Ringe, erheben ihre
Hände, um ſie in einander zu legen — da
dünkte es Henarez, als bewege der Engel
des Altargemäldes die Fittige, als erhebe

sich vor ihm ein weißbläulicher Schimmer, balle sich in bald lichtere, bald dunklere Kreise, schwebe einige Augenblicke an der Oeffnung der Kuppel und senke sich dann langsam auf Medora herab.

Erschrocken heftete er fester sein Auge auf sie; sie schien etwas bleich, ihr Auge halb gebrochen; doch blitzte ihr Myrthenkranz wie ein Diadem von Smaragden, ihr Busengürtel flammte gleich feurigen Rubinen, und auf ihrem Kleide wogten helle Streifen, mit Sternen durchschimmert, hin und her; und als sie, wie von einer Ohnmacht befangen, ihm die Hand reichte, da schwebte, licht, wie der Abglanz des Mondes auf Schneegefilden, noch eine andere Lilienhand daneben, gleich einem luftigen Schatten.

Henarez konnte, so sehr er auch alle seine Fassung aufbot, kaum das Ende der Ceremonie abwarten, und eilte dann, ohne sich seine sonderbare Beklemmung abmerken zu

lassen, mit seiner Geliebten schnell in die freie Luft.

Es gelang Henarez, ungeachtet der angestrengtesten Bemühung nicht ganz, seine Zerstreuung, seine scheue Aengstlichkeit, zu verbergen. Selbst Medora und Irene schienen etwas, ja wol gar etwas näheres, wenigstens zu ahnen. Gegen Abend schlugen sie einen Spaziergang nach dem Marmorbrunnen vor, und Mariani wandte, um keinen Zeugen ihrer Unterredung abzugeben, eine Abhaltung vor.

Jetzt, da sich für Henarez an Medora's Arm alle Bilder der schönsten Tage seines Lebens erneuten, traten auch bald die bezauberndsten Hoffnungen vor seine Seele, und seine Heiterkeit würde keine Grenzen gehabt haben, wäre bei jenen Erinnerungen nicht auch das Andenken an Medora's erstes Erblicken in der Umarmung eines Lust-

bilds wieder erwacht, welches seinem Entzücken eine gewisse Feierlichkeit und ungewöhnliche Heftigkeit beimischte.

„Was ist dir?“ — redete ihn endlich Medora mit hinreißendem, um Liebe werbendem Blick an, indem sie seine Hand zärtlich an ihre Brust drückte. — „Entdecke mir, deiner Gattin, und unserer edlen Freundin, was auf deiner Seele liegt. Es könnte doch wol der Fall seyn, daß wir dich zum Theil erriethen, und auch manches dir zu entziffern im Stande wären.“

Henarez konnte sich bei den süßen Bitten und Liebkosungen der reizendsten Braut unmöglich einer Täuschung schuldig machen, und entdeckte ihr, wiewol mit der größten Behutsamkeit, sein sonderbares Gesicht am Marmorbrunnen und vor dem Altar, erzählte ihr von den Tönen und Gesängen in der Höhe und Ferne, und verschwieg sogar nicht, daß Mariani gewisser geheimer Stimmen erwähnt habe, an welche Medora glaube.

„Ich will dir Alles ſagen, du über Alles Geliebter, was ich ſelbſt weiß" — erwiderte Medora nicht ohne einige Bänglichkeit — „das übrige magſt du dir, ſo gut es angehen will, ſelbſt erklären, wenn du nach mir auch Irenen gehört haben wirſt.

Meine Ueberzeugung bringt mir allerdings den Glauben an eine mir ſelbſt unerklärliche Verbindung meines Weſens mit der Geiſterwelt auf. Wie es zugeht, iſt mir ſtets ein Geheimniß geblieben; aber ſo viel iſt entſchieden, daß ich zuweilen in einen kurzen, gewaltſamen Schlaf falle, der ſich durch ein mich umgebendes Dämmerlicht und durch unbeſchreiblich liebliche Töne jederzeit ankündigt. Mehrmals habe ich verſucht, dieſer wunderbaren Ermattung und Betäubung zu widerſtehen, aber niemals iſt es mir gelungen.

Nicht ſelten erſcheine ich mir dann ſelbſt im Traume, wie in einem Spiegel oder durch einen Flor, nur iſt mein Bild leichter, luftiger, zerfließender — etwa ſo, wie es hier

auf dem Crystall des Brunnens schwebt" —
— Medora beugte sich bei diesen Worten, den Geliebten umschlingend, über die reine Fläche des Wassers, und setzte dann mit der hinreißendsten Innigkeit hinzu — „auch wol noch schöner, als diese deine Medora. Dann sage ich mir, was mir begegnen wird, und was ich selbst dabei thun soll, wie — diesen Morgen. Nicht selten scheine ich mir aber auch außer mir selbst zu schweben und mit leichter Bewegung über die Spitzen des Grases und der Blumen dahinzuwallen, ohne sie im mindesten zu krümmen. Selten dauert ein solcher Zustand über eine halbe Stunde, und oftmals würde ich selbst nicht wissen, daß er mir wieder begegnet sei, fühlte ich nicht eine gewisse Trägheit, eine meine Kräfte auflösende, doch nicht unangenehme Ermattung. Dir mehr davon zu entdecken bin ich nicht vermögend. Was Irene davon glaubt, würde mich jetzt vielleicht auf's neue mit Furcht und Tiefsinn erfüllen; darum erlaube

deinem Mädchen, daß ich dich auf wenig Augenblicke verlasse. Giebt es doch unterdeß noch so manches zu besorgen, was meine Irene bei der Schnelligkeit dieser Hochzeitfeierlichkeit unmöglich anordnen konnte, und doch ungern vermissen würde."

Mit erkünsteltem Frohsinn hüpfte sie fort, und warf ihrem Henarez noch manchen Kuß aus der Ferne zu.

„Die liebe, zarte Seele hat recht," — fiel nunmehr Irene ein — „daß sie Dinge zu vergessen sucht, die doch nur zu einem unnützen, die Sinne verführenden Grübeln Anlaß geben können. Auch was ich selbst ihnen zu erzählen für Pflicht halte, ist wenig, und leitet nur höchstens auf entfernte Vermuthungen."

„Sie wissen vielleicht schon, daß ich, als die vertrauteste Freundin von Medora's

Mutter, bei ihrer Niederkunft zugegen war.“

„Sie sah derselben schon lange vorher mit unglaublicher Beängstigung entgegen, nicht blos, weil Mariani entfernt, und vielleicht tödtlichen Gefahren ausgesetzt war, sondern auch, weil schon in der ersten Nacht nach ihrer Vermählung ein sonderbares Traumgesicht sie geschreckt hatte.“

„Ihre Phantasie hatte ihr nämlich vorgespiegelt, sie sitze in einer Laube und betrachte mit stillem Wohlgefallen ihren Trauring. Auf dem Mittelsteine desselben, einem gelben Hyacinth von der seltensten Größe und Schönheit, zeige sich, wie in einem Spiegel, ein lächelndes, sich umarmendes Kinderpaar, doch das eine von ihnen nur wie ein Schatten, mit blassen, undeutlichen, aber von einer Glorie umgebenen Zügen, das andre hingegen mit frischen, blühenden Wangen.“

„Ueber die Deutung dieſes Traums hatte ſie einen alten Popen befragt, und dieſer war unklug genug geweſen, der Zagenden ihre erſte Niederkunft als ſehr ſchwer, die zweite aber glücklicher zu prophezeihen.“

„Bei alledem ſchien jetzt etwas von dieſer Traumdeutung in Erfüllung gehen zu wollen.“

„Das reizende Weib, das noch jetzt wie eine Geſtalt aus höhern Regionen mir vorſchwebt, litt unbeſchreiblich; erſt nach Verfluß mehreren ſchrecklicher Stunden entdeckte uns die ſehr erfahrne Wehmutter mit Zittern, daß eine Zwillingsgeburt zu erwarten, aber, weil beide Kinder ganz mit einander verſchlungen wären, eine Entbindung unmöglich ſei, wenn nicht eins derſelben vorher getödtet werde.“

„Denken ſie ſich ſelbſt, wenn ſie es vermögen, unſre Angſt, unſer Entſetzen. Die faſt ganz ſchon entkräftete Helena ſank vor Schreck in eine todtenähnliche Ohnmacht; und

als sie sich wieder erholte, besiegte sie ihren Schmerz mit wahrhaft heldenmäßiger Standhaftigkeit, und betete laut zu einem, über ihrem Bett hängenden Bilde der heiligen Jungfrau von Kassope, beide Leben zu retten, wär' es auch mit Verlust ihres eignen."

„Sie sank auf's neue in einer Art von Bewußtlosigkeit auf die Kissen zurück, und schien einige Augenblicke sanft zu schlummern. Dann richtete sie sich wieder auf; ihr Auge schien munter, alle ihre Lebensgeister gestärkt. Mit bewundernswürdiger Heiligkeit befahl sie nun der Wehmutter, zu thun, was nicht zu vermeiden stehe."

„Dieß geschah denn, mußte aber freilich dem Mutterherzen doppelt schmerzhaft seyn, weil beide Kinder, das todte sowol, als das lebende, schön, wie kleine Genien, und dabei einander so ähnlich waren, wie zwei Rosenknospen von gleichem Alter und an einem Stengel."

„Daß Helena, durch dieſe ſchrecklichen Ereigniſſe völlig entkräftet, ihre Entbindung nur einige Wochen überlebte, und mit ihrem Kinde unterm Altar der Kapelle begraben liegt, iſt ihnen vermuthlich ſchon bekannt. Kurz vor ihrem Tode, rufte ſie mich zu ſich und erzählte mir mit Sammlung aller Lebensgeiſter, was ſie zu jenem ſtandhaften Entſchluſſe geſtärkt habe. Es ſei ihr nämlich ein Engel erſchienen und habe ihr verkündigt: Von dieſen beiden, noch vereinigten Leben ſei nur eines zu retten; doch, wenn schon der Lebensfaden des einen Kindes früher abgeriſſen werden müſſe, um nicht Mutter und Kinder zugleich zu verderben, ſo habe doch die Gebenedeite das Gebet der Flehenden erhört, und es ſolle auch der körperloſen Seele geſtattet werden, irdiſch zu wandeln und jede reine Freude der Kindheit und Jugend zu genießen, doch alſo, daß ſodann das Leben der Schweſter einen Stillſtand mache, und nur ſo lange, bis die Rückkehr der Him-

meiswohnenden die Ruhe der Erdentochter stören könne."

„Dieß ungefähr konnte ich mir aus den, zuweilen unverständlichen Reden meiner sterbenden Freundin zusammensetzen, und, da sie sich selbst mit einem frommen Blick gen Himmel der verschmachtenden, von einem Engel gestärkten Hagar verglich, so ist dieß Bild für den Altar gewählt worden, wobei denn der Künstler aus eignem Antriebe den himmlischen Gesandten nach Medora gemahlt hat."

„Von dieser letztern aber — denn ich will ihre Nachsicht gegen solche Unglaublichkeiten nicht länger mißbrauchen — könnt' ich nöthigen Falls mit einem Eide bekräftigen, daß ich mehrmals, wenn sie schlief, ein ihr ganz ähnliches Luftgebild, neben ihr erblickt habe, daß sie noch jetzt zuweilen in eine sonderbare Starrsucht verfällt, daß sie von je Dinge wußte, die weit über ihre Jahre giengen, und daß sie stets das Beste erwählte, wenn

ſie das befolgte, was ſie, wie ſie glaubt, ſich ſelbſt im Traume gerathen hat.“

Hierauf beſchloß Irene ihre Erzählung, und reichte dem in tiefes Nachdenken verſunkenen Henarez die Hand, um nach dem Landhauſe zurück zu kehren.

Henarez hatte nun doch wenigſtens eine Art von Erläuterung, und begnügte ſich um ſo mehr, die Geheimniſſe der Geiſterwelt vor der Hand einzig und allein den Geiſtern zu überlaſſen, je mehr ihn die ſchönſte Wirklichkeit ſchon hienieden in höhere Zonen verſetzte. Dachte er bei den Küſſen der reizendſten Braut ja wieder an die Einwirkungen eines höhern, verſchwiſterten Weſens, ſo umarmte er doch jetzt ſeine Medora eben wegen dieſer Berührung mit dem Ueberirdiſchen nur um ſo feuriger, und ſah, verloren in Träume der Liebe, dem Ende des hochzeitlichen Mahls mit ungeduldig klopfendem Herzen entgegen.

Endlich verschwand Medora mit Irenen; Henarez küßte Mariani, und folgte der Negerin, die ihm, in Begleitung mehrerer bekränzten Mädchen, welche Fackeln, musikalische Instrumente, Blumen und Fruchtkörbchen trugen, zur Thür des Brautgemachs leitete. Auf, und schnell hinter ihm zu, rauschten die Thüren des Cabinets; in weiter Entfernung tönte die Melodie, die er diesen Morgen vernommen hatte, doch ohne Begleitung der Stimme; schöner, als die bräutliche Cythere, schlummerte Medora, der die Scham nur eine einzige Kerze für das Brautgemach, der die Liebe für die jugendliche Brust, für die runde, blendende Achsel, nur den Schleyer der goldnen Haare gestattet hatte, auf dem blütenbekränzten Ruhebett. Die Musik verstummte; Medora öffnete die liebetrunkenen Augen, hob den blendenden Arm, und die Kerze verlöschte.

Und

Und ſchon hatte Aurora über das ſchwanenweiße Lager der Liebe ihren Roſenflor ausgeſpannt, als der glückliche Henarez aus dem ſüßeſten Schlummer erwachte. Er ſuchte die Geliebte, aber ſie war ſchon entflohn; nur der Myrthenkranz und die bräutliche Buſenbinde lagen ihm zur Seite. Er rief ihren Namen — und in demſelben Augenblick ſah er ſie über ſich ſchweben, doch verſchleiert.

„Wohin, Geliebte?“ — lispelte er zitternd, und breitete ſeine Arme gegen ſie aus. „[redacted]“ — wortete die ſüßeſte Stimme. — „Aber traure du nicht, theurer Medor! Mein Bild bleibt in deinem Herzen und in deinen Armen zurück!“ —

Die Erſcheinung lüftete ein wenig den Schleier und zeigte ihre ganze verklärte Geſtalt; ein ſüßes Schmachten drang zu Henarez Bruſt, und eine ſonderbare Trunkenheit ſenkte ſich auf ſeinen Blick, die ihn nie wieder verließ; noch einmal breitete er die

Arme aus, und verschwunden war Alles. Nur eine goldne Wolke erfüllte das ganze Gemach.

Ungewiß, ob er gewacht, oder geträumt habe, stand er schnell auf, und forschte bei der harrenden Negerin nach ihrer Gebieterin. Sie zeigte ihm den Weg nach dem Wasserfalle, und noch ehe er dort anlangte, kam ihm Medora mit einem frischen Kranze entgegen.

„Ich wollte dich mit Blumen wecken, lieber Langschläfer!“ — sagte sie in aller Glorie einer jungen Frau — „aber an Blumen überfiel mich wieder der unwillkührliche Schlaf. Doch hab' ich mich während dieses Schlummers im tiefsten Hintergrunde meiner Seele selbst wieder gesehen, und das Echo meiner Stimme hat mir gesagt, daß ich nun lange, lange nie anders schlummern werde, als nur da, wo ich es selbst will — in deinen Armen, geliebter Jüngling!“

In ungetrübter Glückſeligkeit verfloſſen nun den jungen Vermählten einige Jahre, bis der Tod die edelſte der Freundinnen, die ſanfte Irene, von ihrer Seite riß. Von dieſem Augenblicke an fühlte auch Medora eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach dem Tode; ſie konnte ſich oft des Gedankens nicht erwehren, daß ihr Henarez eine ſtille Sehnſucht nach ihrer himmliſchen Schweſter hege, die, wie ſie glaubte, mit ihr bald eins, bald aber auch von ihr getrennt ſei; alle Schwärmereien ihrer erſten Jugend kehrten zurück, und endlich entdeckte ſie ſogar ihrem Geliebten, daß ſie ſich ſelbſt wieder geſehen und die Erfüllung ihrer Wünſche vorhergeſagt habe.

Allen ihr von Henarez zugeſprochenen Troſt, alle Hinweiſungen auf Hoffnung für dieſſeits, beantwortete ſie nur mit ſanfter, rührender Zärtlichkeit, und als bald darauf Mariani in ein ſchöneres Leben übergieng,

da schien die Hand des Todes auch ihre Blüte zugleich mit berührt zu haben. Sie verblühete, wie eine Blume, deren Stengel geknickt ist, und senkte, wie jene, das sterbende Haupt.

Die Betrübniß ihres Gemahls grenzte an Verzweiflung; wohin er sich wandte, stiegen die Bilder seines unersetzlichen Verlusts vor ihm auf; mondenlang schloß er sich ein, und sprach mit keinem seiner Bekannten.

Endlich erholte er sich wieder; sein Blütenleben war vorüber; er war schnell zum Manne gereift und fühlte seine Pflicht, nun auch Früchte zu tragen.

Einstmals lockte ihn die Morgensonne, die er lange gemieden hatte, wieder ins Freie. Er setzte sich in die Nähe des Marmorbrunnens und heftete sein Auge nachdenkend auf den, so schönen Erinnerungen geweihten, Boden.

Da regten sich plötzlich alle Wipfel, und

wohl bekannte Töne drangen an sein Ohr, doch noch weit schöner und geistiger, als er sie jemals gehört hatte, und da er zum Himmel aufblickte, da ward er zwei Himmelsjungfrauen gewahr, beide nun duftig und verschleiert. Und beide hoben, ihm winkend und sich zärtlich umschlingend, den ätherischen Schleier, und er hörte ihre Stimmen: „Nun sind wir zwei wieder eins — und wir drei sind es — und werden ewig es bleiben!“

Von nun an war aller Schmerz von ihm genommen; eine sanfte Ruhe und stille Heiterkeit lebte in seinem Herzen; alles Irdische schien ihm keines Lächelns, keiner Thräne mehr werth; weder Kummer noch Freude rührte sein Herz.

Er begab sich nach Italien zurück, unternahm weite Reisen bald zu Lande, bald zur See, und machte seinen Namen sowohl im Kabinet, als im Felde, auf das rühmlichste bekannt. Doch führte er mitten im

Geräusch des Lebens einen einsamen Wandel, und behielt manche Eigenheiten an sich, die wider seine Absicht die Neugier Anderer reizten. Niemand durfte in sein Kabinet, und gleichwol betheuerten seine Bedienten insgeheim, daß man oft Musik und mehrere Stimmen daselbst vernehme.

Es verbreitete sich daher endlich sogar das Gerücht, als habe er einen Umgang mit Verstorbenen, und selbst das geistliche Gericht maß dieser Sage so viel Glauben bei, daß es einst unvermuthet eine Untersuchung seiner Papiere anordnete. Man fand einen zahlreichen Bücherschatz und Rechnungen über die bedeutendsten, zu wohlthätigen, weitumfassenden Zwecken verwendeten Summen, doch nichts weniger, als magische oder kabbalistische Schriften, und der vermeintliche Geisterseher ward daher auf das ehrenvollste für völlig unschuldig erklärt.

Gegen einen Freund, den einzigen, den er zu Zeiten seines Vertrauens würdigte, sagte er einst, da ihn dieser über dies Gerücht befragte, mit dem heitersten Lächeln: „Durch Zauberkreise und Linien wirst du nie Geister rufen; freiwillig müssen sie dir nahen, oder du siehest sie nimmer; aber glücklich ist der zu nennen, der schon hienieden mit der irdischen auch die himmlische Schönheit seine Braut nennen durfte!"

Erst in seinem achtzigsten Jahre rief der Tod ihn ab. Er lag heiter im Bett, einem Fenster gegen über, durch welches ein milder Morgenwind strich. Sein alter Diener, den er noch aus Korfu mitgebracht und stets um sich gehabt hatte, erzählte, er habe in den ersten Frühstunden einen hellen Schimmer und einen Kranz von weißen Blumen über dem Haupte des Don Henarez schweben sehen; der Kranke habe sich schnell in die

Höhe gerichtet und beide Arme gehoben; nach wenig Minuten sei der Schimmer verschwunden, und, da er selbst Muth gefaßt, dem Bette näher zu treten, habe sein Herr, wie ein schlummernder Patriarch, die Stirn in die Hand gelegt gehabt und sei, ohne die mindeste Spur der sonst gewöhnlichen Todesangst, still und ruhig verschieden gewesen.

Druckfehler.

S. 9. Z. 20. l. Trotzer ſt. Trotzen
— 11. — 13. l. geblumten ſt. geblummten
— 11. — 18. l. erwiderte ſt. erwiederte
— 16. — 1. l. dagegen ſt. dägen
— 16. — 11. l. überbrachte ſt. überreichte
— 33. — 11. l. vertraut ſt. alles vertraut
— 36. — 4. l. höchſtdieſelbſt ſt. höchdieſelbſt
— 59. — 1. v. unten l. Bardenſtein ſt. Bartenſtein
— 71. — 1. l. Junius ſt. Julius
— 76. — 20. l. nicht zu laſſen ſt. kaum zu laſſen
— 99. — 6. l. Pellegrino ſt. Peuerino
— 99. — 9. l. ſieg ſt. ſiegt
— 133. — 16. l. unverſohnlichen ſt. unverſöhnlichem
— 157. — 11. l. die Krone der ſt. die Krone die
— 162. — 15. l. mich ſt. nicht
— 163. — 15. l. bis ſt. daß
— 199. — 11. l. überſtreuten ſt. überſtreuter
— 228. — 8. l. ſeufzte ſt. eufzte
— 228. — 8. l. nie ſt. wie
— 260. — 1. l. von ſt. vor

Tulpen.

Von

Friedrich Kind.

Zweites Bändchen.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch
1807.

6906848-8

Inhalt.

V. Die Einſiedler an der Iwerza . . . Seite 1

VI. Das Morgenſtündchen . . . . . — 61

VII. Die Todtenglocke . . . . . — 143

VIII. Der Abendſtern . . . . . — 213

IX. Der alte Huſar . . . . . — 259

X. Die Blutstropfchens-Nelke . . . . — 271

XI. Aspasia . . . . . — 287

XII. Das Johannisfeſt . . . . . — 307

V.

Die Einsiedler an der Twerza.

I.

Xenia an Gregor.

Wirſt du den düſtern Blick nicht feindlich wenden,
Wenn deine Hand beim Dämmerlicht
Der Felſenhütte dieſen Brief erbricht,
Und Züge deine Augen blenden,
Sonſt oft erſehnt, doch jetzt willkommen nicht?
Wirſt du dieß Blatt nicht zitternd von dir legen,
Und ſtarren Aug's, mit furchtgelähmten Knie'n,
Aus deiner Eichen heil'gem Dunkel flieh'n,
Dem Wandrer gleich, der auf den Heimathswegen
Im Schatten ſchlief, wenn ihn die Natter ſticht?

O fliehe nicht vor einſt geliebten Tönen;
Die Marter, die Verrath und Meineid traf,
Sie wiege deine Rache in den Schlaf!
O fliehe nicht! Laß Reue dich verſöhnen!
Nicht ich allein, es fleht dich Jaroslav!

Gott! welchen Namen wag' ich auszuſprechen!
Mit ihm erneu' ich zagend meine Schuld.
Doch nicht an deinen Schmerz und Xenia's Verbrechen
Erinnr' er dich ... nur an des Edlen Huld!
Er ſpricht durch mich; des großen Herzens Wähnen
Traut der gebeugten Feindin deiner Ruh',
Traut meinem Fleh'n, den nicht verhehlten Thränen,
Noch ein'ge Kraft an deine Seele zu.
Er wähnt, daß meine Worte noch dich rühren,
Und daß dein Herz, die es einſt heiß geliebt,
Nicht ſtetem Gram zum Opfer giebt.
Ich ſoll den Freund in ſeine Arme führen,
Den ich verſcheucht, den ich ſo ſchwer betrübt!

Was Jaroslav dir war . . . wie war den
Dienern allen
Geliebt, geehrt der blühende Gregor? . . .
Aus deinem eignen Munde mög' es wiederhallen;
Ich halte dir den eignen Spiegel vor . . .
Ach, sollt' ich nicht auf ewig ihn zerschlagen? . . .
Aus jenen goldnen, längst entwichnen Tagen,
Da mich, der Hütte Kind, dein Herz erkohr.
Da war es . . . da . . . gerührten Blicks
sprachst du
Dem furchterfüllten Mädchen Hoffnung zu:
„Kein Vater liebt den Sohn . . . o laß uns
nicht verzagen! . . .
„Wie mich der edle Herzog Jaroslav.
„Als er mich einst, den früh verwaisten Knaben,
„Vom Eichang abgestürzt, im tiefen Graben
„Kaum athmend, schwer verwundet traf,
„War er mein Retter, legte den Verband
„Um meine Stirn' mit seiner Fürstenhand.
„Schnell sind der Kindheit Tage mir verflossen,
„Durch seine Güte täglich neu verschönt;
„Und kaum, daß ich, dem Knabenspiel entwöhnt,

„Nur Freude fand an Waffen und an Roſſen,
„Da wählt' er mich zu ſeiner Jagd Genoſſen,
„Und ſchenkte mir, der Gnade reiches Pfand,
„Dieß ſchöne, waldbekränzte Wieſenland,
„Wo ich" . . . Gregor! laß nichts mich unterdrücken,
Muß ich aufs eigne Herz den Dolch auch zücken! . . .
„Wo ich der Erde Schmuck, wo Xenien ich „fand.
„Ach, täglich ſinnt er, neu mich zu beglücken;
„Die andern ſind ihm Knechte; ich ſein Freund.
„Oft, wenn im dichten, ſchneebedeckten Wald
„Hoch über uns das Heer der Nacht erſcheint,
„Oft wenn im tiefen, unwegſamen Grunde
„Des Dienertroſſes letzter Laut verhallt,
„Kein Huf mehr tönt in nächtlichſtiller Runde,
„Blickt er mich huldvoll an und ſpricht:
„Ich will dir lohnen . . . und, beim heil'gen Licht
„Der Sterne Gottes! . . . werd' ich kindlos ſterben,
„So wähl' ich dich zu meinem Sohn und Erben!"

So wollteſt du mich tröſten mit des Fürſten
Milde,
Die aus der Vaterliebe ſchönem Bilde
Nur reich're Nahrung ihrer Sorge ſog.
Und meines Buſens banges Klopfen trog
Mich nicht. . . . Wen Jaroslav zum Sohn
erkohren,
Für den ſchien nicht die Kirchnersdirn' gebohren.

Schon längſtens ſchaut' im Kreiſe der Bojaren
Der Herzog nach der Jungfrau'n Krone um;
Der Schönſten nur gönnt er zum Eigenthum
Die Hand Gregors. Der Edlen Töchter waren,
So viel die Twerza ſieht auf weitem Pfade,
So viele blüh'n an Wolga's Hochgeſtade,
Entzündet von des Jünglings Lenzgeſtalt,
Gefeſſelt von der Schönheit Allgewalt;
Die Väter neideten des Günſtlings Ruhm
Und des Gebieters unbeſchränkte Gnade;
Der Mütter Aug' hob hoffend ſich empor,
Und alle Mädchenbuſen ſchlugen für Gregor.

Da tratſt du zu dem Knäs mit ſanfter Bitte:
„Mein Herr und Vater! aus der niedern Hütte
„Erwählt' ich mir der Armuth holdes Kind . . .“
Ob Jaroslav ſchon jähen Zorns entbrannte;
Obwol ergrimmt die ſtolzen Väter ſind;
Sein huldvoll Herz, es konnte deinem Fleh'n,
Des Sohnes Gram nicht dauernd widerſteh'n;
Die Güte ſiegte; ſeine Gnade wandte
Zu mir ſich hin, die nimmer er geſeh'n.
„Zeuch hin“ — ſprach er — „dein Glück nicht
„zu verſchieben;
„Die du erkohrſt, will ich als Tochter lieben!“

Vergieb, Gekränkter, daß die Züge ſchwanken,
Und eine Thräne, lang zurückgepreßt,
Dieß Blatt mit heißen Tropfen näßt.
Ich rein'ge nicht des ſchwachen Herzens Wanken
Durch glatter Worte ſchlauerfund'nen Schein;
Es treffe mich dein Zorn . . . doch mich allein,
Nicht den Gemal, der arglos, unbewußt,
Den Pfeil geſandt auf ſeines Treuen Bruſt,
Der ſchwer gebüßt! . . . er treffe das Geſchick,

Das euren Herzen seine Sympathie,
Das . . . ach, zu mir! . . . euch gleiche Glut
verlieh;
Er treffe einen schwarzen Augenblick . . .
Mein herbes Schicksal, das im Lebensmaie
Den Saamen säte der verletzten Treue.

In frühe Tage führ' ich dich zurück,
Und manches, was ich vormals dir verschwiegen,
Soll offen jetzt, wie vor der Gottheit, liegen;
Mein ganzes Herz durchschaue jetzt dein Blick;
Dann erst [illegible] mich, die geheime Mächte,
Die Irrwahn, arger Sinnentrug, verführt.
Wenn schon den Richter keine Thräne rührt;
Doch ungehört verdammt nicht der Gerechte!

Kaum sah ich noch zum achten Mal
Der Berge Haupt, das tiefe Thal,
Vom neuen Frühling mild umflossen;
Da lockte mich der Sonne sanfter Schein,
Liebäugelnd durch die jungen Sprossen,
Zum gelbumblümten Birkenhain;

Ein leichtes Spiel der Lüfte flogen
Die Löckchen um des Kindes Hals und Bruſt;
Mein Lämmchen ſprang in lang entbehrter Luſt,
Und folgte mir, von Liebe nachgezogen.

Leicht hüpften wir zum Buſche, kindlich froh,
Zwei liebende Geſpielen; bald entfloh
Dem Lämmchen ich, das ſtutzend nach mir hüpfte;
Bald folgt' ich ihm, das meiner Hand,
Das der Umarmung leichten Sprungs entſchlüpfte,
Bis ich von Zweigen grüne Seile wand,
Und jenen heißen Wunſch aufs neüe wagte,
Den mir der Aeltern Dürftigkeit verſagte:
Ach, hätt' ich nur ein Glöckchen und ein Band!

Die Sonne glühte heißer; und vom Spiel,
Vom weiten Lauf ermüdet, fiel
Ich auf den Raſen; eine Hängeweide
Bot eine luſt'ge Laube für uns Beide.

Doch eh' ſich Schlummer über mich ergoß,
Hört' ich ein wiegend Rauſchen in der Höhe;
Ein Adler, deſſen Flug ſtets eng're Kreiſe ſchloß,
Schwebt ſchwer herab. Erſchrocken ſehe
Ich auf mein Lämmchen, dem der Starke Tod
Mit feur'gem Aug' und ſcharfen Fängen droht,
Und drück' es ſchreiend an mein Herz . . .
da ſchoß
Ein Falk' auf ihn mit Blitzes Schnelligkeit!
Sie faſſen ſich; ſie kämpfen, kreiſchen, hauen,
In wildem Grimm, mit Schnabel und mit
Klauen;
Blut färbt den Boden; ſchrecklich ſchreit
Der kräft'ge Adler . . . flattert, wankt und fällt
In das Geſtripp' . . . und . . . Himmel welche
Freude!
Es ſinkt des Falken ſchimmernd Halsgeſchmeide,
Sein Federſchmuck, mir in den Schoos . . .
und ſchellt!

Welch ſüßer Ton dem überraſchten Kinde!
Das Glanzmetall welch reiche Augenluſt!

Erfüllt iſt jeder Wunſch der jungen Bruſt;
Das drathdurchflochtne, grüne Riemgewinde
Beut Schnur genug . . . und welch ein heller Klang!
Der Schellchen ſechs am ſchön geſtrickten Bunde; . . .
Ich küßt' und ſchüttelt ihn, und ſprang
Vor Freuden ſchnell davon mit meinem Funde;
Da eilte, hoch auf wildem Tigerroſſe,
In prächtiger, mir unbekannter Tracht,
Mit hohem Speer und blankem Jagdgeſchoſſe,
Im Antlitz Huld bei Majeſtät und Macht,
Ein Rittersmann vorbei mit flatterndem Gewande;
Es ruht der Falke auf des Sattels Rande.

Dort jagt' er hin! . . . Ich flog mit ſchnellerm Schritte
Mit meinem Lämmchen nach des Vaters Hütte;
Die Mutter weinte heimlich, weil die Noth
Nur karge Speiſe für den Mittag bot,
Und ſah mich kaum, da langt' ich leis empor

Und hielt das Halsband klingelnd an ihr Ohr.
„Was haſt du, Kind? . . . wo, wo haſt du's genommen?
„Welch ſchöne Steine! welch ein Silberton!
„Du Benedeite auf des Himmels Thron,
„Bewahre vor Verſuchung deine Frommen!“

Sie forſchte lang, bis ich vor Aengſten weinte;
Sie ſagte, was ich offen kund gethan,
Dem heimgekehrten Vater an,
Und fragte, was er jetzt zu thun vermeinte?
Und ohne Speiſe gingen ſie alsbald,
Indem ſie einſam die Betrübte ließen,
Die Mutter auf die nahen Wieſen,
Der Vater in den tiefſten Wald.
Erſt ſpät am Abend kehrten ſie zurück;
Sie hatten keinen Rittersmann gefunden;
Sie konnten keines Falkners Spur erkunden;
Mein blieb der Schmuck . . . ſo wähnt' ich . . .
welch ein Glück!

Doch dieſer Hoffnung ſüße Bilder trogen;
Der Vater ſchloß im alten Mauerſchrein
Die Falkenhaube ſorglich ein;
Noch manchen Tag ward Kunde eingezogen,
Und öfters, was vom Adlerkampf
Und Rittersmann ich wußte, noch beim Dampf
Des ſchon verlöſchten Abendheerds erwogen.
Zuletzt, als ich einſt ſpät erwachte,
Stand, über mich gebeugt, lieb Mütterchen
und lachte;
Mein Lämmchen ſprang; es klingelte; ich fand
Um ſeinen Hals ein rothes Schellenband.

Einſt . . . längſt bedeckte ſich der Strom mit
Eiſe,
Und friſcher Schnee gewährte gute Bahn . . .
Trat frühen Tags der Vater eine Reiſe
Mit dem ergrauten Prieſter an.
Die Mutter ſprach nach ſeinem Abſchied heiter
Mir zu, nahm ihre Ehrenkleider;
Sie hüllte mich mit Mutterliebe ein,
Und zog mich fort zum weißbedeckten Hain.

In finſtrer Höhle lebte hier verborgen
Ein zaubriſch Weſen . . . wie in ſpätern Tagen
Ich oftmals von der Mutter hörte ſagen . . .
Ein, noch die Heidengötter ehrend Weib.
Ihr mußte Baum und Thier, ja Todte ſelbſt, gehorchen,
Bei Tageslicht der Sterne Feuer funkeln,
Die Mondesſcheibe ſich verdunkeln;
Sie tauſchte nach Gefallen Ort und Leib,
Und, was verborgen in der Zeiten Grund,
That ihr ein Wolf der Wildniß kund.

Zu dieſer mächtigen Prophetin zog
Die gute Mutter heimliche Begier,
Zu wiſſen, was das Waldereigniß mir,
Was doch des Aaren Fall, die Falkenbeute,
Des ſchönen Ritters Wunderbild bedeute.
Nie ſchmückte ſie mit frommer Hand den Bog, *)
Nie löſchte ſie die ſtill gelobten Kerzen,
Daß nicht dem warmen Mutterherzen

*) Ein in die Wand befeſtigtes Bild des Schutzheiligen.

Mit manchem Seufzer dieſer Wunſch entfloß;
Doch wehrte ihr des Vaters heil'ge Strenge,
Daß ſie mit Götzenprieſtern ſich vermenge.

Und kaum, daß wir, von bangem Grau'n erfüllt,
Der ſchwarzen Höhle weitgeſprengte Bogen,
Wo rother Dampf von faſt erſtorb'nem Feuer
Manch Rieſenhaupt, manch drohend Ungeheuer
Aus Tuffſtein und Baſaltgebälk umhüllt;
Daß wir des Innern grauſen Spalt durchzogen;
Kaum, daß die Mutter ſchweigend ſich verneigt,
Der Zauberin des Falken Zierde zeigt;
Da reißt ſich dieſe auf, und ſpringt
Geſträubten Haars; die Zauberpauke klingt;
Hellodernd, in gerader Richtung, ſchlägt
Die Flamme auf . . . die Hexe kommt geflogen,
Stürzt aufs Geſicht, hebt ſich empor, und brüllt:
„Sie iſts! ſie iſts, die einſt die Krone trägt,
„Des mächt'gen Herzogs auserwählte Braut!
„Heil Xenia, der jeder Stern gewogen!

„Heil

„Heil Xenia, in günſt'ger Nacht geboren!
„Der Mächtigſte, den je dein Aug' geſchaut,
„Iſt vom Geſchick dir zum Gemahl erkoren!“

Die Mutter bebt und athmet kaum;
Von Froſt geſchüttelt, faß' ich ihren Saum,
Umſchlinge zitternd ihre Knie'
Und flehe unter heißen Thränen ſie,
Zu fliehen vor der ſchrecklichen Geſtalt,
Die, karg bedeckt mit ſtarrbehaartem Felle,
Die Augen rollt, die Fäuſte ballt;
Da ſcheint ein finſter Wind zu wehen,
Der Boden langſam ſich zu drehen,
Und . . . ſchnell umgiebt uns eine ros'ge Helle;
Wir ſtehen an geſchmückter Säle Schwelle,
Und blitzend, wie in einem Strahlenſchein,
Erblicken wir auf einem Purpurthrone,
Beſät mit Perl und Edelſtein,
Den Herrſchermantel, Stab und Krone . . .
Verſchwunden iſt der Zauber, wie in Nacht;
Wir ſteh'n allein an tief verſunknem Schacht.

Und freudig ſchließt die Mutter mich in Arm,
Küßt zärtlich mir die kalten Wangen warm,
Und kehrt zurück ins einſam ſtille Haus;
Hier breitet ſie, mir Liebe zu bezeigen,
Gemalte Eier, ſüße Kringel aus;
Dagegen muß ich ihr die Hände reichen,
Von allem, was ich ſah, zu ſchweigen.

Treu hielt ich das Gelübd'; doch unverholen
Sey dir, daß oft im Dunkeln, wie am Tag,
Der goldne Saal vor meinen Augen lag,
Geſchmückt mit königlicher Macht Symbolen,
Die ich nicht kannte. Wie aus ſchön'rer Welt
Oft Himmelsſtrahl in Kindesſeele fällt,
So lebt' ich oft in jenes Lichtes Milde,
Und weidete, ſüßträumend und verſtohlen,
Mit ſtiller Luſt mich an dem Wonnebilde.

Auch ſchien dem Glanz, den ich im Geiſt geſeh'n,
Manch günſtig Zeichen ſchon vorauszugeh'n.
Statt bittrer Armuth kam in unſre Mitte

Manch kleines Glück . . . ich ahnte damals nie,
Daß uns mein Fund von seinen Schätzen lieh . . .
Und nie versagte mir die Mutter eine Bitte,
Obwol, als wär' sie in der Liebe karg,
Dem ernsten Vater sie's verbarg.
Auch Er schien täglich wärmer mich zu lieben,
Stets eifriger um meinen Unterricht,
Und, gleich dem Baum, dem schirmend Moos umflicht,
Zum Lohn der Pfleger stark emporgetrieben,
Verrieth mein Wuchs die zärt're Jugend nicht.
Der Pate selbst, ehrwürdig, silberweiß,
Sah oft auf mich mit stillem Wohlgefallen,
Und nahm mich auf in seiner Kinder Kreis;
Ja er, das ganze Dorf, gab mir den Preis
Vor seinen Töchtern, vor den Mädchen allen.

Schon zog der zweite Winter mir heran
In unschuldvoller, nie getrübter Freude;
Ich sah nur Blumen auf der Lebensbahn;
Da wich, des unerweichten Todes Beute,
Die sanfte Mutter von der Tochter Seite.

Noch sterbend gab sie mir die treue Hand,
Sprach leise: „Eines möcht' ich noch erleben,
„Eh' ich dahin muß in das stille Land,
„Wie dich, mein Kind, das Schicksal wird er-
„heben;
„Dann schied ich gern . . . doch wiederhole mir
„Den frühern Schwur; bewahre tief im Stillen,
„Was Zeit genug die Vorsicht wird enthül-
„len!" . . .
Ich reichte schluchzend Mund und Hände ihr . . .
„Wol könnte mich der fromme Vater hassen,
„Wenn Er erführ" . . . So sah ich sie erblassen;
Sie, die ihr ganzes Herz mir eigen gab,
Die sanfte Freundin, sank ins dunkle Grab.

Tief war mein Schmerz, und heiße Thränen
flossen;
Mein volles Herz, die Lippe, war verschlossen;
Doch, wie die Flamme, die gebunden wühlt,
Die Gluten sammelt, nie verkühlt;
So zehrt' auch mir im kindlichen Gemüthe
Das bängliche Geheimniß; oft im Traum

Stand ich aufs neue in dem Zauberraum,
Und ſah es flimmern; Aug' und Wange glühte!
Oft, wenn ich ſinnig auf der Wieſe ging,
Sah ich der Mutter Schatten dämmernd wallen;
Oft ſucht' ich, wenn mich Waldesnacht umfing,
Die Sträucher, wo der Adler war gefallen;
Ich ſah mich um, ſo oft der Winde Spiel
Die Wipfel beugte, wenn ein Blättchen fiel,
Und hielt den Athem an, und lauſchte,
Ob nicht ein Wunder aus den Büſchen rauſchte.

Doch allgemach zerfloß der Traum in Luft,
Den drei der Jahre nicht genähert hatten;
Die Bilder winkten, wie verbleichte Schatten,
Nur ſelten aus der Vorzeit Gruft.
Geheime Sehnſucht hob die junge Bruſt;
Ein ſüß Gefühl, von dem ich nie gewußt,
War nur allein zurückgeblieben.
Nicht jene Täuſchung, andre Träume trieben
Mich in der Fluren ſchöne Einſamkeit;
Mit inn'ger Luſt, mit Schweſterzärtlichkeit
Mußt' ich den Baum, mußt' ich die Blume lieben.

Da . . . gebt, ihr Heil'gen! daß ich nicht
verzage
Bei dem Gedächtniß jener Tage;
Laßt ſchmerzlicher Erinn'rung Pein
Der Reuerfüllten Büßung ſeyn! . . .
Da, als ich einſt in hohem Wieſengras
Verticft in mein Gewebe ſaß,
Drang Hörnerklang erweckend an mein Ohr,
Und, folgend der geſchwinden Meute,
Der Führer von dem ganzen Jagdgeleite,
Erſchien ein Jüngling . . . du Gregor!
Vergebens wollte unter Brombeerhecken
Sich die Erröthende verſtecken;
Dein ſanfter Blick, dein liebevoller Gruß,
Gewann mein Herz, und feſſelte den Fuß.

Nicht ziemt es mich, die Schatten zu erwecken,
Nicht ziemt es mich, Knäs Jaroslavs Gemal,
Zu rufen jenen goldgeſäumten Stunden,
Wo Lieb' und Unſchuld ſich gefunden;
Doch . . . bei der Wahrheit heil'gem Strahl!
Bei meines Herzens immer offnen Wunden!

Bei Ihr, die einſt den Göttlichen gebohren!
Bei jeder Hoffnung, ſei's geſchworen:
Nicht kannt' ich, eh ſich Seel' um Seele wand,
Des heißgeliebten Jünglings höhern Stand;
Nicht Sucht nach Gröſſe, reine Liebe nur,
Hat ihn gelobt, der ew'gen Liebe Schwur.
Erſt als Gregor zu unſrer Hütte kehrte,
Frohlockend Greis und Enkel ihn,
Des Fürſten Günſtling, den Gebieter ... ihn,
Den Jüngling meines Herzens, ehrte,
Da ſchwoll in ſeinem Arm die überraſchte Bruſt
Von ſtolzer, nie empfund'ner Luſt;
Es winkte mir mit roſenfarbnem Scheine
Der Kindheit faſt vergeßner Hoheitstraum;
Doch fand er nicht in meinem Buſen Raum
Vor dem Gefühl: Er iſt der Meine!

Verhängnißvoll ſchwebt jetzt ein Tag herauf;
Ich ſeh' ihn dämmern mit gebrochnem Herzen ...
Jetzt flammen ſie vor meinen Blicken auf,
Die hellen, hochgeweihten Kerzen!
Ich ſehe die Geſpielen ſchön geſchmückt,

Des Popen Töchter ſelbſt, mich ehrend, wallen;
Sie ziehen auf beſtreuter Blumenbahn
Zum Hauſe Gottes feierlich hinan;
Ich ſehe meinen Vater, ſtill entzückt,
Die Pforten öfnen; alle Glocken hallen,
Und, mit des Himmels höchſter Gunſt beglückt,
Geh' ich an deiner Hand, die Seligſte von allen!
Die Seligſte! . . . Vom fröhlichen Gewimmel
Heb' ich den thränenfeuchten Blick gen Himmel . . .
Da ſchießt, mit Schnelligkeit des Sturms,
Ein Falke durch der Wolken lichten Schein,
Und ſenkt ſich auf das Kreuz des Kirchenthurms;
Es blitzt ſein Hals von Gold und Edelſtein,
Es klingen Glöckchen an dem grünen Bunde;
Ach, alles gleicht dem faſt verkauften Funde! . . .
Es wallt mein Blut; dem ſchnell erblichnen Munde
Fehlt, wie im Schreckenstraum, die Kraft zu ſchrei'n. . . .
Jetzt öfnen ſich der Hochzeitführer Glieder
Und . . . meiner Pulſe ſchnell'res Jagen ſtockt . . .
Von des geliebten Falken Flug verlockt,

Erſcheint des Ritters fürſtliche Geſtalt,
Die mir erſchien in jenem Birkenwald,
Und alles ſtürzt zu Boden nieder,
Und alles drängt ſich, ihn verehrend, zu;
Mein Vater und der Pope ſelbſt ... auch du!

Doch nichts ſcheint Er zu achten, eilt zu mir ...
Wo, Vater und Geliebter, weiltet ihr? ...
Es ſinkt die Fackel aus erſtorbner Hand;
Ich ſuche Arme, aufrecht mich zu halten;
Zuſpringend löſcht der Herrſcher ſelbſt den Brand,
Der ſich entzündet in des Schleiers Falten,
Drückt feurig mich in ſeinen Arm, und ſpricht:
„Noch ſah mein Aug' der Erde Schönſtes nicht!
„Gebohren für der Krone Götterſtrahl,
„Komm zum Altar, als Jaroslavs Gemahl!“

Das Leben flieht; das matte Auge bricht;
Es ſtürmt auf mich Stolz, Schrecken, Schaam und Pflicht;
Betäubt, erſchreckt, ein kaum gereiftes Kind,

Glaub' ich vor Schmach und Wehmuth zu
vergeh'n;
Bald seh' ich mich mit Schimpf beladen steh'n,
Weil fast verkauft des Fundes Schätze sind;
Bald winkt mir blendend aus der Zauberkluft
Der Krone Glanz in sanftem Rosenduft;
Es steigt der Mutter Geist aus seiner Gruft; ...
Fern ist Gregor im fröhlichen Gedränge ...
„Heil Jaroslav! Heil unsrer Herzogsbraut!"
So ruft von allen Seiten laut
Die niedre, hocherstaunte Menge ...
Er drückt die Hand, die in der seinen war ...
Wie wagt' ichs auch, dem Mächtigen zu wehren,
Den alle göttergleich verehren? ...
Und zieht mich zärtlich drängend zum Altar! ...

Ich war vermählt, doch wie im Fiebertraum ...
Es schien die Erde längst für mich vergangen,
Ich selbst von Zauberbildern wie umfangen.
Der frohe Herzog hört den Vater kaum,
Küßt mir die kalten Thränen von den Wangen,
Giebt jenem Geld und glänzende Juwelen;

Es huld'gen mir im Staub die niedern Seelen,
Und lauten Jubels naht der Dienertroß;
Er führt mich fort auf seinem Tigerroß.

Schon leuchtet fern im Abendroth die Zinne;
Es zeigt sich schon das neugethürmte Twer;
Da kehren mir die fast entwichnen Sinne,
Und stürzen mich in tiefer Schwermuth Meer;
Ich fühle mich von seinem Arm umfaßt;
Er führt mich triumphirend zum Palast,
Und zeiget mir die goldgeschmückten Säle,
Und bittet sanft, daß ich die schönsten wähle.

Es fliehen Tage, da aus tiefem Grunde
Kein Athem ohne bange Seufzer steigt,
Obwol der Knäs, bang ahnend meine Wunde,
Fast nie von meiner Seite weicht,
Und seiner Hoheit Pracht um mich verbreitet;
Doch, welches Fest er liebevoll bereitet,
Obwol das Schloß dem Hain der Freuden
gleicht;
Sanft weinend nehm' ich seine Güte an,

Dem Kranken gleich, dem tröstend Freunde nah'n,
Des Mitleids Hand des Frühlings Blüten zeigt,
Und dessen Muth . . . an keine Früchte reicht;
Denn . . . finster drohend, zwar in düstrer Weite,
Hob sich der Vorzeit mahnend Bild empor,
Der Traualtar, der Fluch gebrochner Eide,
Und, bald mich mordend, bald im Sterbekleide,
Der Schatten Heiligster . . . Gregor!
Und einst, als ich nach unruhvollem Schlaf
Erwache, seh' ich Jaroslav,
Der zärtlich sich an meiner Jugend weidet,
Voll Mitgefühls und Liebe, um mich leidet.

„Erheitre dich" — spricht er mit sanftem Tone —
„Wer dich einst liebte, gönnt dir auch die Krone!
„Was giebt es Tröstenders für ein Gemüth,
„Das nicht von niedrer Selbstsucht glüht,
„Als die Geliebte allverehrt zu wissen? . . .

„Auch hab' ich dich dem Bräut'gam nicht ent-
„riſſen;
„Des Himmels Leitung führte mich zu dir!"

„Das Schickſal gab des Lebens Wonne mir,
„Es gab mir einen Edlen, mir zum Freund,
„Zum jüngern Bruder mir gebohren.
„Wol war ihm ein Bojarenkind erkohren;
„Doch einer Hirtin hatt' er Treu' geſchworen;
„Die Glückliche, zum ſchönſten Loos erwählt,
„Ward jüngſt dem Freunde anvermählt."

„Ich mißte ihn; die Einſamkeit zu trägen,
„Beſchloß ich auszureiten, um zu jagen;
„Doch ruht' ich bald im grünen Waldrevier,
„Und wunderbare Träume kamen mir."

„Wie? . . . dacht' ich . . . Ward nicht Al-
„les mir gegeben?
„Warum ſo einſam, ohne Gattin, leben?
„Wie ſchön, wenn gleiche Feſſeln uns umwänden,
„Vier Herzen künftig liebend ſich verbänden!"

„Und, wie von oben mir herabgesandt,
„Fiel's in die Seele . . . ein Entschluß ent-
„stand;
„Ich ließ am Bruch die Jagdbegleitung liegen,
„Nahm meinen liebsten Falken auf die Hand,
„Und ritt davon, und ließ den Vogel fliegen:
„Wohlauf, mein Falk', die Brautschau zu be-
„ginnen;
„Die du mir zeigst, soll einen Thron gewinnen!"

„Und ziehend in geradem Fluge
„Schwebt, am Gestad' der trüben Twer,
„Der wackre Vogel vor mir her;
„Als ob er die Bestimmte suche,
„Erst langsam; bald verdoppelt er
„Den Schlag der pfeilgeschwinden Schwingen,
„Um in den tiefsten Wald zu dringen."

„Und immer weiter fleugt er fort,
„Als müßt' er mein Geschick ereilen;
„Obwol dem laufgeübten Roß
„Der Schweiß von Bug und Mähne floß,

„Doch folg' ich hitzig ein'ge Meilen;
„Ich ſehe mich an unbekanntem Ort;
„Doch dünkt mir, daß ich einſt nach Aaren
„Allhier gejagt vor langen Jahren."

„Jetzt lenkt der Falke ſeinen Flug,
„Und läßt mich einen Thurm gewahren;
„Ich blicke auf; da wallt ein Hochzeitzug
„Daher in dichtgedrängten Paaren,
„Und, was berauſcht, entflammt, mein Auge
„ſchau't,
„Biſt . . . ohne Bräut'gam . . . du, die
„ſchönſte Braut!"

„Drum weine nicht; o weine nun nicht mehr!
„Wer miſcht des Zufalls Looſe? wer
„Entgehet dem, was ihm beſchieden?
„Dich gab das Glück dem Knäs von Twer,
„Und, den Verluſt dem Bräut'gam zu vergüten,
„Erwähle ſelbſt, was meine Schätze bieten.
„Bald führt mein Freund und Bruder, Er,
„Der lang Erhoffte, die Vermählte her.

„Wie wird er ſtaunen, ruf' ich ihm ins Ohr:
„Auch ich bin glücklich, glücklicher Gregor!"

Jetzt erſt traf mich des Rächers Blitz, und nieder
Zur Erde ſtürzt' ich; ach, dieß wunde Herz,
Es rang mit Tod; es zuckten alle Glieder . . .
„Er weiß es nicht!" — rief ich in wildem Schmerz —
„Laß mich verzweifeln . . . nimmer kehrt er „wieder,
„Gregor, der Edle, Er, mein Bräutigam! . . .
„Zertritt die Schlange, die den Freund dir „nahm!
„Nicht dieſen Blick beleidigter Gebieter!
„Nicht deine Liebe, dein Erbarmen nicht,
„Den Fluch verdient gebrochne Pflicht!" . . . . . .

Du haſt mich nun gehört. Was wir verbrochen,
Hat ſchwer des Schickſals Hand gerochen.
Gott ruf' ich an, der meine Thränen zählt,

Die

Die des Gewiſſens Foltern mir entpreſſen;
Gott hat des Kummers volles Maas gemeſſen,
Der Jahre ſchon des Herzogs Seele quält.
Erblickteſt du der Wange Liljenbleiche,
Die du einſt roſig, wie der Mai, geſchaut;
O ſäheſt du die jugendliche Braut
Vor ihrem Sommer eine frühe Leiche;
Du würdeſt ſchnell die ſanfte Hand erheben
Und jede Schuld erbarmend mir vergeben!

Doch nichts von mir! Nicht ich will dich gewinnen,
Und grenzenloſe, nie geſtillte Qual
Tilgt nie, was ich verbrach; eh' ſoll das Meer verrinnen,
Als dieſe Thränen; eh' der Augen Licht
Verlöſchen, als der Schmerz verletzter Pflicht!
Nicht mir, doch ihm, dem edelſten Gemahl,
Will ich den Freund, den Sohn, zurück erflehen,
Und, glückt mir dieß, geſtärkt zum Grabe gehen;
Den Freund und Sohn, den er mit jeder Sonne,

Bei jedes Abends Dämmerung vermißt,
Daß er gedenkt mit ſtiller Wehmuth Wonne,
So oft ſein Schmerz, zu klagen, ſich vergißt;
Den er geſucht bei Lebenden und Todten,
Nach dem er raſtlos die getreu'ſten Boten
Mit glänzender Verheiſſung ausgeſandt,
Und den erſt jetzt der greiſe Diener fand!

O! wenn in deiner Wälder grauſen Oede
Dein fühlend Herz ſich nicht zum Fels verſteint;
Wenn noch des Morgens ſanfte Röthe,
Wenn noch der Sterne heil'ges Silberlicht,
An die bewegte Seele ſpricht;
Wenn Schmerz dich rührt, dein Aug' noch
Thränen weint;
Wenn Glaube noch an Gottheit dich erfüllt;
Wenn noch dein Buſen höher ſchwillt
Bei dem Gedanken, wie mit edler Liebe
Dich Jaroslav in früh'ſter Zeit umfing,
Wie ſtets an dir mit immer gleichem Triebe
Des edlen Herzogs große Seele hing;
Wenn dich's erhebt, ihn dankbar zu erfreuen,

Des Segens Aehren auf sein Volk zu streuen;
Wenn du den Schmerz verlernst bei fremdem Glück;
So . . . keinen Brief! o komm, komm selbst zurück!

2.

Gregor an Xenia.

Nein! nicht dem ew'gen Gram zum Raube,
Nicht thränenlosem Jammer hingegeben,
Verfließe nun dieß lang gehaßte Leben! . . .
Er schwebt herab aus seinen Sternenthoren,
Der mir entfloh, der milde Tröster, Glaube
An Gott und Wahrheit . . . Wie ich einst dich sah,
Seh' ich dich wieder, edle Xenia!
Nicht für den Himmel bist du mir verloren!

Nicht für den Himmel . . . doch, es ist geschworen . . .

Bei meinem Schmerz! . . . das heilige Gelübd,
Daß nie den Edlen, der dich auserkohren,
Nie Xenien, für jedes Glück gebohren,
Des Frühverblühten düstrer Blick betrübt.
Wenn Mitleid, zarte Neigung, Euch bethören;
Wenn Ihr vergeßt, wie glühend ich geliebt;
Wenn eigne Tugend Euch Vertrauen giebt,
Ich werde nimmer euern Frieden stören;
Wie? sollt' auch ich die Stimme überhören,
Die warnend, drohend, tief im Innern spricht,
Der Wahrheit Stimme und den Ruf der Pflicht? . . .
Gregor kann sterben . . . doch dich sehen nicht!

Dich seh'n . . . und ihn . . . der liebend mich beschirmt;
Der mich emporgehalten, wie die Ranke
Der starke Eichbaum, wenn es blitzt und stürmt;
Der, wie ein Gott, nur segnend mir erschien;
Den edlen Freund und Volksgebieter . . . ihn,
Ihn wiederseh'n und dich! . . . entzückender Gedanke!

Verrätherisch drängt zum Herzen sich das Blut,
Und auf der blassen Wange lodert Glut;
Doch, ob der Geist in wildem Wahnsinn schwanke,
Ich stehe bleich an der geschloßnen Schranke;
Weh' dem, der frech die Himmlischen versucht . . .
Nichts rettet mich, als Flucht! . . .

Könnt' ich dich hassen, könnt' ich dich verachten;
Könnt' ich dir fluchen, wie ich oft gethan,
Wenn in der Wildniß, nahe dem Verschmachten,
Ich frevelnd Gottes Langmuth klagte an;
Hätt'st du gewankt aus Eitelkeit und Schwächen;
Ich wollte, wenn es Jaroslav gefiel,
Der wüthendsten Verzweiflung Spiel,
Dich wiedersehn, durch Frohsinn mich zu rächen!

Doch ach, warum mich in der Wüste suchen?
Warum, besiegt von zarten Mitleidstrieben,
Hat Xenia dem Hassenden geschrieben? . . .

War's nicht Erleicht'rung, der Verräth'rin fluchen?
Iſt's mindres Leid, die Leidende zu lieben,
Und ſie zu meiden? . . . Nicht gebrochnen Schwur
Verklag' ich nun; des Zufalls Opfer nur
Seh' ich, der Espe gleich in Ungewittern,
Die holde Braut, des Todes Beute zittern . . .

Und alle jene Tage leben wieder auf,
Geliebten Schatten gleich, die Sterbenden ſich zeigen;
Es führt die Nacht aufs neue ihre Reigen,
Ich ſeh' auf's neu' in ihrem ſchönen Lauf
Die Morgenröthe von den Hügeln ſteigen,
Wie damals, als der Liebe Ruf mir klang
Und meine Welt aus düſterm Chaos ſprang!

Leicht ſchlug mein Herz; nur kindliche Gefühle
Erfüllten es für Jaroslav;
Und, wenn mein Pfeil beim jugendlichen Spiele

Der nächste war am vorgesteckten Ziele,
Mein Wurfspieß die geschwinde Beute traf,
Mein muth'ges Roß am höchsten bäumte
Und doch, von mir gebändigt, zitternd schäumte,
Dann kannte des zufriednen Jünglings Brust
Nicht andres Glück, nicht höh're Lust.
Selbst als der Knäs mit väterlicher Güte
Erforschte, wer aus edler Fräulein Zahl
Für meinen Blick am schönsten blühte,
Schien mir genug des edlen Fürsten Wahl,
Um unverweilt das Bündniß einzugehen;
Noch hatt' ich keine Xenia gesehen!

Dem Armen gleich, dem noch als frühem Kinde
Ein schrecklich Loos das milde Licht geraubt;
Er fühlt es nicht, er hat es nie geglaubt,
Was er entbehrt, der still zufriedne Blinde,
Bis vor des Arztes segenreicher Hand
Allmählig weicht des wunden Auges Binde,
Und nun vor ihm in ungewohnten Strahlen
Sich Farben sondern, holde Formen mahlen;

So bebt' auch ich, als an des Waldes Rand,
Im leichten, eng' anſchließenden Gewand,
Ein Himmelskind . . . ſo ſchien mir's . . . vor mir ſtand,
Ein Himmelskind, in reiner Kindesſitte,
Doch mit der Jungfrau ſchlanker Hochgeſtalt,
Im frommen Aug' die furchtſamſcheue Bitte,
Nicht zu verweilen ihre flücht'gen Schritte,
Nicht zu erforſchen ihren Aufenthalt,
Und doch im hohen Wuchs, in allen Mienen
Den Talisman, dem alle Geiſter dienen,
Der Schönheit göttliche Gewalt!

Nun erſt ward jene Sonne mir belebt,
Die nur des Tages Leuchte mir geſchienen;
Sie wollte ja, vom Blütenzweig umwebt
Der Erde Schönſtes, ſtill entzückt belauſchen;
Nun erſt verſtand ich jener Wellen Rauſchen,
Nun erſt der Sterne liebliche Magie;
Die ſchöne Erde blühte nur für Sie!
Und mir . . . o dem Beglücktesten hienieden
War unverdient der Götter Loos beſchieden!

Die Himmliſche war mein; der Knäſenknabe
Ein Weltgebieter durch des Herzogs Gabe;
Das kleine Haus, das Xenien umſing,
Ein ſtiller Tempel, den das Chor der Freuden
Mit immer friſchem Blumenſchmuck umhing;
Selbſt des Gebieters Zorn, der Trennung Leiden,
Der Holden Thränen, mußten Engel neiden;
Ihr Arm umſchlang, die Schönſte küſte mich,
Und ſprach mit ſüßem Ton, dem jede Klage wich:
„O gieb Ihm Alles, Alles Ihm zurück;
„Hab' ich nur dich, ſo mangelt mir kein Glück!"

So liebt' ich dich; ſo liebteſt du mich wieder!
Doch jede Gunſt ward von der Vorſicht Hand
Der frommen Treue zugewandt.
Verſöhnt ward er, der edelſte Gebieter,
Und meiner Tage ſchönſter ſtieg hernieder.

Des Frühlings Pracht umgab das Brautgemach;
Die Freunde nahten von entfernten Orten;

Von frohem Jubel scholl der Hütte Dach,
Und laute Freude harrte an den Pforten
Der holden Braut, der noch die keusche Hand
Der Priest'rin junge Mirten wand;
Der Riegel klirrte . . . ha, sie kam,
Sie trat heraus, von Wonne und von Schaam
Verschönert, konnte je sie schöner werden,
Und Alles rief: Die Reizendste auf Erden!

Stolz schlug mein Herz! An deiner Hand zu wallen;
Der Keuschesten, der Zärtlichsten von allen,
Des ird'schen Engels sel'ger Bräutigam,
Welch Hochgefühl, das fast den Athem nahm!
Sie, die in jedem Reiz der Jugend blühte,
Von süßer Liebe Rosengluten glühte,
Gab mir die Hand, zum Altar sie zu leiten;
Arm schien das Glück, erschöpft an Seligkeiten!

Doch beut es kühn noch eine Gabe an.
Es wirbelt Staub; es öfnet sich die Bahn;

Es hält der Zug; es schallt in Jubeltönen:
Der Herzog kommt, das Hochzeitfest zu krönen!

Erglühend eil' ich auf den Theuren zu,
Auf seine Hand den Kuß des Danks zu pressen;
Er ist umringt vom treuen Volk im Nu;
Ich stehe fern, von seinem Blick vergessen;
Ich seh' ihn schnell der Reihen Glieder sprengen
Und flücht'gen Schritts zur schönen Braut sich drängen.

Er sucht mich dort! . . . so wähn' ich, will ihm nach;
Da faßt ein blasser Jüngling mich am Kleide,
Und zieht mich finster auf die Seite.
Nicht hört' ich ganz, was mir der Fremdling sprach;
Doch war sein Blick verstört, die Lippe bleich,
Sein ganzes Wesen einem Irren gleich,
Und, was ich von dem hohlen Ton vernommen,
War: „Halte hoch, was du mir hast genommen!"

Ich bin erſtaunt, betroffen; halte ihn;
Er reißt ſich los; durchs drängende Getümmel
Seh' ich den Armen ſcheuen Aug's entflieh'n; ...
Da hallt Triumphgeſchrei zum Himmel:
Heil ſey der Braut des großen Jaroslav!
Und, von des Herzogs Arm umſchloſſen,
Seh' ich dich ſinken, dich zum Altar zieh'n,
Und ... gleich dem Flucher, den der Blitz-
ſtrahl traf,
Steh' ich betäubt, von grauſer Nacht umfloſſen!

Lang' ſtarrt mein Auge fühllos himmelan,
Ob ſich die Sonnen nicht verhüllen;
Es krampft die Lippe, Läſterung zu brüllen;
Es ſtampft der Fuß die blumenreiche Bahn;
Schon hör' ich fern die Lobgeſänge ſchallen;
Es öfnen ſich die niedern Kirchenhallen;
Frohlockend ſtürzt das Volk heraus;
Der Zug beginnt zum frohen Hochzeithaus.

Nein! nicht erträgt das ſterbliche Gemüth,
Was ſelbſt den Himmliſchen den Glauben

An den Gerechten müßte rauben.
Von Frost durchbebt, indeß die Wange glüht,
Reiß' ich mich auf, zum finstern Wald zu eilen;
Wen Unschuld, Freundschaft, Vaterhuld verrieth,
Der muß sein Herz mit Wolf und Bären theilen!

Ich eile fort, auf ungebahnter Reise
Stets rastlos, ohne Trank und Speise,
Als die der Strom, des Waldes Wurzel, beut.
Nur die Entkräftung nöthigt mich zum Schlummer,
Doch nur auf kurze, schwer durchträumte Zeit;
Und kaum erwach' ich, kaum ersteht mein Kummer,
Ein Geist der Hölle, so entflieh' ich weit
Vor seinem Bilde durch die düstern Gründe,
Und blicke wild in nachtumgebne Schlünde. . . .

Ich messe nicht nach Wochen und nach Monden
Den Schreckensraum verzweiflungsvoller Flucht;

Die Wolke gab mir Regen, und der Dornstrauch Frucht,
Und Hütten, wo die Menschen wohnten,
Hat, selbst erkrankt, der Flüchtling nie gesucht.
Doch einst, da wild der Sturmwind brauste,
Der Felsen troff, der Hagel sauste,
Stand ich betäubt an einer schwarzen Schlucht,
Und wählte sie, als eine sichre Bucht
Vor Menschenblicken . . . diese Zackenreihen
Wird nie ein fröhlich Aug' entweihen!
So hofft' ich . . . denn aus eisgezahntem Munde
Schäumt' schwarz Gewässer nach dem wilden Grunde,
Und schrecklich, ein zertrümmert Riesenhaus,
Lag Stamm und Felsstück in verworrnem Graus;
Wohin ich sah, die Tiefe auf und nieder,
Fand hier mein Herz den eignen Spiegel wieder;
Verwüstung nur und Trümmer, starr und kalt,
Vor Berg und Thal, und Strom und Felsenspalt.

Ein Winter floh in finſtrer Qual; nur ſelten
Kam, wie ein Traum aus eingeſunknen Welten,
Ein deutlicher Gefühl in meine Bruſt;
Doch war ich meines Lebens kaum bewußt.
Wenn einz'le Blitze meine Nacht erhellten,
Stand Jaroslav von Schuld gereinigt da,
Weil er dem Reiz, den ich bethört geſehen,
Dem Zauberblick nicht konnte widerſtehen;
Doch . . . als Verräth'rin Xenia!

Und als gelöſt das ſtarre Eis der Zacken
Zur grauſen Tiefe wieder rauſchend ſchoß;
Als auch in meiner Hölle ſchwarze Wacken
Ein mildrer Strahl der Sonne ſich ergoß,
Und frühen Tags ich aus dem Felſen trat,
Da wählt' ich einen nie beſuchten Pfad.
Und kaum, daß ich vom Zackenfall geſchritten
Und einem grünen Thale mich genaht,
Als ſanfte Töne mir entgegenglitten;
Zur Balalaika leiſem Silberklang
Vernahm ich einen traurigen Geſang.

Unwillig beb' ich; meine Schritte ſtocken . . .
Wie? können auch des ew'gen Winters Flocken,
Das ſtarre Eis, von Menſchen nicht befreit?
Dringt dieß Gezücht auch in den Abgrund ein? . . .
Doch freundlich wechſelnd, zärtlich tröſtend locken
Des Liedes Töne; ſtill bezaubert ſaugt
Mein Herz den Troſt, der durch die Lüfte haucht.

Ich ſchleiche näher, zweifelnd, wider Willen,
Und immer ſüßer lockt der Saiten Ton;
Es ſcheint das Lied des Geiers Grimm zu ſtillen;
Ich blicke durch der Zweige grüne Hüllen
Und . . . unterm Felſen ſitzt ein Unglücksſohn,
Dem helle Thränen Aug' und Wimper füllen.
Er küßt gerührt ein bleiches Roſenband,
Das um der Balalaika Hals ſich wand,
Drückt's an ſein Herz, und preißt mit ſanften Tönen,
Mit frommem Blick, die Reize einer Schönen,
Und weint, und ſingt, daß ob des Herzens Friede

Zer-

Zertrümmert ward von treuer Zärtlichkeit,
Doch Troſt erſcheint im ſanften Klagelied,
Und daß im Lied verſchöne ſich das Leid.

Da kann ich nicht des Herzens Macht bezwingen,
Die zaubriſch mich zum Unglücksbruder zieht;
Doch kaum, daß meine Schritte näher dringen,
Da reißt er ſich in ſcheuer Furcht empor,
Und ruft mir zu, indem er eilig flieht:
„Willſt du mein ſpotten, glücklicher Gregor?“

Gregor? mein Name? Gott! in dieſer Wüſte? . . .
Bis hieher drang die Stimme meiner Schmach! . . .
Von Zorn ergriffen ſtürz' ich hitzig nach,
Als ob ich den Verräther morden müßte.
Ich faſſe ihn mit ungezähmter Wuth,
Und rufe mit Verzweiflung ihm ins Ohr:
„Elender du! . . . gehaßte Menſchenbrut! . . .
„Wer wagt es hier? wer ruft, wer höhnt Gregor?“

Er fleht um Schonung; blickt betrübt mich an;
Das eigne Unglück scheint er zu vergessen;
Mein Anblick scheint ihm Thränen zu erpressen.
„Gott!“ — ruft er aus — „Wer hat dir Leids „gethan?
„Beglückter du, von Engeln zu beneiden,
„Was nöthigt dich, der Freude Kreis zu meiden?
„Wer war's, der dir den Kelch des Jammers „bot?
„Verließ sie dich? . . . verrieth dich Xenia? . . .
„Sprich . . . knieend fleh' ich . . . lebt sie? „ist sie todt?“

Und, schwer getroffen, steh' ich schaudernd da;
Es bebt die Hand, und Zorn und Rache weichen;
Sanft tröstend führt er mich zum Sitz der Eichen,
Faßt meine Hand, und bittet sanft, und weint,
Als wär' ich längst sein Bruder und sein Freund.

„Was du auch litteſt" — ſpricht er mir
freundlich zu —
„Die Einſamkeit ſchenkt edlen Seelen Ruh'!
„Ich kenne dich; du wirſt mich nicht erkennen,
„Werd' ich auch meinen Namen nennen;
„Wol manchmal ſahſt du flüchtig mein Geſicht;
„Doch gab das Glück mir gleiche Güter nicht."

„Ein Pope war mein Vater; nimmer ſah'n
„Die Heil'gen einen edlern Greis, als ihn;
„Ich war ſein ältſter Sohn, und Theophan
„Ward ich genannt, und, wie ein Maitag
„ſchien
„Bei ſtetem Glück die Jugend zu entflieh'n;
„Da . . . da ergriff mich ein vermeßner
„Wahn! . . .
„Die Reizendſte in unſerm frohen Kreiſe
„Sah ſanft auf mich, nach Schweſternweiſe.
„Doch mehr als Bruder liebt' ich ſie; mein
„Leben,
„Mein ew'ges Heil hätt' ich für ſie gegeben!"

„Und immer blieb ſie ſanft, obwol der Holden
„Kein Fürſtenkind, kein Erdenmädchen glich,
„Und ſelbſt des Jünglings Traumgebild ihr wich,
„Ob alle Augen ihr Bewund'rung zollten;
„Ja einſt, da ich ein lieblich Lied ihr ſang,
„Nahm ſie aus Locken, die ſich zart und golden,
„Wie Strahlen um der Heil'gen Stirnen,
„rollten,
„Dieß Roſenband, mit freundlichem Geſicht . . .
„Es iſt verblaßt, doch meine Liebe nicht . . .
„Und ſah mich liebreich an, und ſchlang
„Zu ſüßem Lohn, mit ſüßen Zauberblicken,
„Es an die Cither und um meinen Rücken."

„Hell ging mir auf der Hoffnung Morgenſtern;
„Ich war berauſcht von ſüßerträumtem Glücke,
„Und furchte nicht des nahen Unfalls Tücke;
„Da ſcholl der Ruf, des Dorfes neuem Herrn,
„Dem Fürſtenfreund, hat Xenia gefallen;
„Das ganze Dorf wird hoch durch ſie geehrt,
„Und bald wird Jubel durch die Gaſſen ſchal-
„len;

„Drum eile jeder . . . o, ſie iſt es werth! . . .
„Um ſchöngeſchmückt beim Hochzeitzug zu wallen;
„Auf, muntrer Sänger, ſtimme Lieder an,
„Die Braut zu preiſen., wackrer Theophan!“

„Ich floh hinaus zum einſamſtillen Wald;
„Ich war verloren . . . doch ich mußte ſchweigen;
„Ich wagt' es kaum, die welkende Geſtalt
„Bei Tageslicht dem frohen Volk zu zeigen;
„Das dunkle Thal, der ſtille Platz der Leichen,
„War meines Kummers liebſter Aufenthalt . . .
„Und ſchon erſcholl der frohe Hochzeitreigen;
„Noch kämpft' ich, meinem Schickſal nicht zu
„weichen,
„Und ſchmückte mich, im Herzen Nacht und
„Graus,
„Zum Hochzeitfeſt, gleich den Geſchwiſtern, aus.“

„Da trat ſie ſchön, wie Engel, aus dem
„Haus,
„Und reichte liebelächelnd dir die Hand;
„Hin war mein Muth; die ganze Erde ſchwand;

„Und, wie aus meiner Hoffnung Paradiesen
„Aufs neue jetzt, auf ewig nun verwiesen,
„Sah ich nur dich, der ihr zur Seite stand,
„Dich Glücklichen . . . und böse Engel bliesen
„Mir freche Wünsche, Mordgedanken ein;
„Doch fanden sie nicht Raum; mein Herz war
„rein!
„Ich trat zu dir, mit wildverstörten Blicken,
„Und flehte dich, die Holde zu beglücken;
„Dann floh ich fort in tiefe Einsamkeit,
„Nur meinem Gram und . . . Xenien geweiht!“

„Schon schwand ein Jahr, seit ich mit jeder
„Sonne
„Der schönen Hoffnung Träume mir zurück
„In das Gedächtniß rufe, mich an jener Wonne
„Erquicke, an der Holden Schwesterblick,
„Und für der Heißgeliebten Glück
„Gebet und Thränen zu den Heil'gen wage;
„Es trägt der Baum, es trägt das Felsenstück
„Der Holden Namen, und die Freudentage,
„Da sie mir lächelte; es tönt die Klage

„Süß flüſternd durch des Waſſerfalles Ried,
„Und fächelt lieblich um die Trauerweide;
„Denn ſüß erſchallt der Liebe Lied vom Leide,
„Und Liebesleid verſchönert ſich im Lied!“

So ſprach der Jüngling, ſah zum Morgenlicht,
Als käm ihm Troſt aus fernem Himmelslande;
Nicht haſſen konnt' ich ihn, ihm fluchen nicht,
Obſchon ich nun den Wüthenden erkannte,
Der mich von der Geliebten zog,
Und . . . ſchuldlos . . . um des Himmels
Glück betrog;
Obwol die Wunde, neu geöfnet, brannte;
Obwol er ſelbſt, da zagend ich erzählte,
Wie Jaroslav ſich meiner Braut vermählte,
Mit ſtummem, thränenſchwerem Blick
Den Tod erbat vom rächenden Geſchick.

Bald reichten wir uns ausgeſöhnt die Hand,
Und . . . eng' und ewig iſt des Unglücks
Band! . . .
Ich theilte dankbar ſeine ſchilfne Hütte,

Und zarte Freundschaft kam in unsre Mitte,
Obwol sein Haß den edlen Jaroslav,
Der meinige nur die Verräth'rin traf.

Ach! er war glücklich; denn er konnte lieben;
Er konnte froh zum ofnen Grabe geh'n,
Wo Liebende sich wiederseh'n;
Nicht ich . . . Von finsterm Gram getrieben
Rief ich zum Himmel: Ja, du hast die Eide,
Du hast der Falschen heil'gen Schwur gehört,
Und zürnend nun dein Aug' von ihr gekehrt;
Sie hat nicht Theil an deiner ew'gen Freude!
Verdammniß ist ihr Loos! . . . Verdammniß!
heult' es nach
Aus tiefem Schlund, wo sich die Woge brach.

Doch nie verzweifle an des Höchsten Güte
Der Unglückssohn in seinem tiefsten Schmerz!
Verzage nicht, du gramzerrißnes Herz,
Ob Ost und Nord durch morsche Planken wüthe,
Sich nirgends dir ein rettend Eiland biete!

Auch mir ward Troſt, ward Glaubensmuth, gegeben,
Und nicht in ew'gem Gram verfließt mein Leben!

Jüngſt kam mein Freund, der ſanfte Theophan,
Mit frohem Blick und ſchnellem Schritte
Am ſpäten Abend in die Hütte;
Er ſah gerührt, mit Engelshuld, mich an,
Und weinte . . . und an ſeiner Seite ſtand
Der treue Bote, den du mir geſandt! . . .

O habe Dank, du mitleidsvolle Seele,
Geliebte Fürſtin, die du mein gedacht,
Und Troſt geſendet in des Jammers Höhle!
Sie iſt dahin, die grau'nerfüllte Nacht,
Und ohne Sünde, ohne Fehle
Seh' ich dich wieder in der Sonne Pracht,
Die unumwölkt am reinen Aether lacht.
Doch, wehe mir! wollt' ich in ihren Strahlen
Erneuen des zerriſſnen Herzens Qualen!
Nein! ewig muß ich mich von meinem Glück verbannen;

Auch . . . meine Liebe iſt erwacht,
Und warnend winkt mein Engel mir von dannen!

Von Allem, was mir Eure Macht kann bieten,
Ihr Edlen, die mein Herz ſo heiß verehrt!
Iſt Eines nur dem matten Pilger werth.
O gönnet einen Zufluchtsort dem Müden
Am Strom der Twerza, wo, an Freundes Hand,
Den Blick ich wende nach dem Friedensland:
Wo mich, gerettet aus empörter Welle
Und in der Ruhe Haven eingeſchifft,
Kein Blick des Hohns, kein Blick voll Thränen, trifft . . .
Gewährt mir eines Kloſters ſtille Zelle!

3.

An den Wandrer.

Siehst du jene Kuppeln ragen?
Kloster Otrotsch wird's genannt.
In der Vorzeit grauen Tagen
Hat hier Liebe Leid getragen
An des treuen Dieners Bruderhand;

Hat beweint des Schicksals Loose
Und gedacht der holden Braut;
Früh erkämpft des Himmels Rose;
Schlummert in des Klosters Schooße,
Das des Fürsten Reue ihm erbaut.

Nennt dir keine Pyramide
Ihn, den Dulder früher Zeit;
Längst umfing ihn süßer Friede,
Und sein Leiden lebt im Liede,
Und im Lied verherrlicht sich das Leid

VI.

Das Morgenſtündchen.

Dramatiſche Bagatelle

in einem Aufzuge.

Personen:

Der Prinz.

Hermann, sein Leibjäger.

Röschen.

Henri, erster Marqueur in einem Hotel.

Heinrich, Kellnerpursche.

Karl, dessen Bruder, Schornsteinfeger.

Bediente und Aufwärter.

Die Scene in einem Hotel.

Erſter Auftritt.

Ein kleines Zimmerchen im oberſten Geſtock des Hotels.

Röschen ſitzt bei einem Lämpchen, und iſt ämſig mit Nähen beſchäftigt. Einige leere Bierflaſchen ſtehen auf dem Tiſche. Karl, mit der Hand auf den Beſen geſtemmt, ſteht ihr gegenüber, und iſt mit großem Appetit aus einem töpfernen Suppennapf.

Röschen. Nun? ſchmeckt's, armer Junge?

Karl. Ei, ei, liebe Jungfer Muhme! das wollt' ich meinen. — Hab' ich doch immer gedacht: Wenn ich nur einmal auf ein Viertelſtündchen ein recht großer, vornehmer Herr ſeyn ſollte!

Röschen. Du? ein vornehmer Herr?

Karl. Nun ja — nur so zum Spaß, mein' ich — und ein wenig im Ernste dazu!

Röschen. Und wenn nun; was wolltest du dann?

Karl. Ei, ich habe drei Wünsche! — Vor allen Dingen, dacht' ich, wollt' ich mir dann so eine recht tüchtige Biersuppe machen lassen, so recht extra gut, gerade wie diese! — Deshalb brauch' ich nun schon kein großer Herr mehr zu werden.

Röschen. Und sodann?

Karl. Sodann — hör' sie wohl zu, Jungfer Röschen! — dann wollt' ich sagen: Jungfer Röschen und Christian Heinrich Fest! kommt her. Da habt ihr eine Mütze voll große Thaler, und nun lauft mir über Hals und Kopf zu meinem Supertend, und laßt euch aufbieten — und damit Holla!

Röschen. Das wär' gar nicht uneben. Aber das dritte?

Karl. Ja, das dritte — — Christian

Karl

Karl Feſt, wollte ich ſagen, es iſt Schade, daß aus dir nichts rechts werden ſoll. Aber komm her — da haſt du eine ſchöne blaue Jacke, ganz mit Silber beſetzt, und du biſt von Stund' an Ober-Leib-Queerpfeifer bei mir!

Röschen. Du biſt nicht geſcheut, Karl, mit deiner ewigen Queerpfeife! Setz' dir doch nicht ſolche Sachen in den Kopf!

Karl (legt den Löffel weg). Ach, ſie mag wohl recht haben, liebes Röschen! aber ich kann ihr gar nicht ſagen, wie mir manchmal zu Muthe iſt. Wenn ich ſo des Morgens recht luſtig und curios zum Schornſtein herausgucke, weit über die Häuſer hinüber, und in alle Winkel und Höfe von oben hinein, da denke ich wol manchmal: heiſa, luſtig, Karl! Klingt es aber, ehe ich michs verſehe, unten von der Straßenecke herauf: Dari, dari, da la la ꝛc. (er ahmt die Muſik der Scharfſchützen nach), da wird mirs ſchon ganz brühwarm. Doch, das möchte noch hingehen! Nun kommts

aber immer dicker und dicker; die Gewehre flimmern in der Sonne; zu allererſt der Regimentstambour voran mit dem ellenhohen Federbuſche und dem langen Stocke, und nun hinterdrein Pickelflöten und Hörner, lange und kurze, gerade und krumme Pfeifen — und nun geht's — — (er marſchirt, mit dem Beſen figurirend, und pfeift den Anfang eines Marſches) ja, liebe Jungfer Muhme, ſie mags glauben oder nicht, da kann ichs nicht länger oben aushalten. Huſch, ziehe ich den Kopf rein, und denke im Herunterfahren: Du guter Karl, du biſt doch ein recht armer Junge!

Röschen. Nun, laß dir nur die Suppe nicht drüber verkühlen!

Karl. Es iſt wol wahr, Röschen! aber — bei alledem, Bierſuppe hin, Bierſuppe her —

Es wird leiſe gepocht. Er geht wieder zur Schüſſel.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich.

Röschen. Wer da?

Heinrich (noch von außen). Ists erlaubt, Jungfer Röschen?

Röschen. Nur herein, wer ein gut Gewissen hat!

Heinrich (tritt ein). Das hab' ich, liebes Röschen! heute wie gestern, und gestern wie heute! — (zu Karl.) Du auch schon da, und läßt dirs schon schmecken?

Röschen. Laß ihn doch! Karl sagte gestern das Kehren hier an, und der arme Schelm friert manchmal so sehr! Da habe ich dem Gesellen ein gut Wort gegeben, und von den Neigen, die du mir bringst, ein warmes Biersüppchen für ihn gekocht —

Karl. Ja, und ich habe mich der Jungfer Muhme und der Biersuppe zu Ehren heute so schmuck gewaschen, wie beim Neujahrgratuliren —

Heinrich. O du gutes, braves Mädchen!

Karl. Ach ja wol, ja wol! — Vivat! (er trinkt den Reſt aus.)

Röschen. Aber auf das gute Gewiſſen zurück zu kommen, Vetter Heinrich —

Heinrich. Nun, du denkſt doch nicht etwa? —

Röschen. Warum haſt du dich denn geſtern Abends mit keinem Auge ſehen laſſen? haſt mir nicht einmal gute Nacht gewünſcht? Warte, ich will dich in Zukunft Reſpect lehren, oder —

Heinrich. Je, liebes Röschen, haſt du denn nicht gehört, was es geſtern Abends gegeben hat?

Röschen. Ich? kein Wort! Woher ſoll ich denn was erfahren? Ich komme ja nicht aus der Stube.

Heinrich (die Augen niederſchlagend). Der Musje Henri ſchleicht dir doch auf allen Schritten und Tritten nach!

Röschen. Mit deinem Musje Henri! Gewiß, du machst mich noch einmal recht böse damit!

Heinrich. Nun, ich habe doch Augen im Kopfe, und weiß es, daß er mich Deinetwegen nicht ausstehen kann, und mich bei dem Herrn unaufhörlich anschwärzt —

Röschen kehrt ihm den Rücken zu.

Heinrich. Und ein hübscher Mensch ist er auch; ein Mensch, wie gedrechselt, gewandt, verschlagen, in alle Sättel gerecht — weit hübscher, als ich, — kann parliren, und pointiren, und die Volte schlagen, trägt Werkeltags, wie Feiertags, seine seidnen Strümpfe, riecht nach Bisam, hat Dosen, Ringe, zwei Uhren —

Röschen läuft ans Fenster.

Heinrich. Dazu — verdenken kann ichs ihm auch nicht; denn — — hübsch bist du doch nun einmal, wie ein Engel, und — — (halbweinerlich) wenn ich nur nicht müßte, ich hätte gewiß nicht das Herz, dich zu lieben.

Karl (zu Röschen). Nun, sey sie nicht garstig, liebes Jungfer Mühmchen!

Heinrich (zu Röschen). Sey nicht böse, daß du so gar hübsch bist, und daß ich mich unterstehe —

Röschen (dreht sich lachend um, und reicht ihm die Hand). Nun, laß nur gut seyn. Es ist nicht so böse gemeint! — — Aber, ich weiß immer noch nicht, was gestern passirt ist?

Heinrich. Nun, es ist ein großer, vornehmer Herr bei uns abgestiegen.

Karl. Der könnte mirs gleich auf ein Viertelstündchen abtreten!

Heinrich. Und da ward uns befohlen, daß wir immer bei der Hand seyn sollten. Abends um 7 Uhr langte er an; dann wurde gespeißt; dann um 11 Uhr an den Farotisch; dann um 1 Uhr auf die Redoute, und punct 4 Uhr ins Bett.

Röschen. Wer ist er denn eigentlich?

Heinrich. Ja, das ist nicht bekannt. Sein Reisewagen ist zum Gehen und Stehen,

Sitzen und Liegen — ich glaube gar, auch zum Schwimmen und Fliegen, eingerichtet; seine Leute ſtarren von Golde und tragen Backenbärte wie die Bärführer.

Röschen. Da iſts wol gar ein König oder ein königlicher Prinz?

Heinrich. Wer kanns wiſſen! Jetzt reiſt ja alles die Kreuz und Queer durch einander! Da giebts weiße, gelbe, grüne, blaue Kokarden, rothe und ſchwarze Federn, Mönchskutten und Huſarenpelze, eisgraue Männchen und ſchöne, blutjunge Dämchen — das läuft dir durch einander, wie beim Schattenſpiel an der Wand! — Aber, was den Herrn Fremden anlangt — — ſteinreich muß er wenigſtens ſeyn, das iſt gewiß! Denn der eine junge Jäger — der alte iſt dir ein wahrer Griesgram — rief mich zu Hülfe, weil er einen großen reihen Kaſten — ach, Röschen, der Kaſten war ſelbſt ſo ſchön, wie ein Geſangbuch eingebunden — nicht allein fortbringen konnte, und der Jäger ſagte, der wär' voller Ducaten!

Karl. Poh, der kann Bierſuppen eſſen!

Röschen. Nun, das iſt ja ſchön! Wenn der fortgeht, da wirds Trinkgelder ſetzen!

Heinrich. Je nun, es iſt dir ein ſchöner, junger, allerliebſter Herr, lauter Feuer und Leben — warlich, man denkt kaum, daß man auch ein Menſch iſt, neben ſo einem! — und er ſieht mir gar nicht darnach aus, als wenn er ſich ſchimpfen ließ. Ich bin nur erſt ein paar Jährchen hier, aber man kriegt das bald weg. — Wenn die vornehmen Herrſchaften ſo gar abſcheulich große Menſchenfreunde ſind — — (nachahmend) „Lieber Sohn! bring' mir doch ein Glas recht friſches Waſſer" — „Meine gute Köchin, was gilt denn hier zu Lande die Kanne Butter?" — wenn ſie unſer einen lieber gar nicht bemühen möchten; da ſuchen ſie's gewiß hinter den Ohren, wenn die Rechnung gebracht wird! Springt aber ſo einer aus dem Wagen — „Heda! Purſch, das Felleiſen rauf! — Du dort, eine Flaſche vom beſten! — Was ſperrſt du das Maul auf, Karl! greif

den Koffer an!“ u. ſ. w. oder, iſt er dazu zu vornehm, wenn er einem wenigſtens ſo recht munter und friſch in die Augen guckt; da ſeht's bei der Abreiſe gewiß keine Schimmel, ſondern Füchſe!

Röschen. Nun, wie fällt denn deine Taxe bei dieſem aus?

Heinrich. O, der hat ein paar Augen! — huh! durch zehn eiſerne Thüren! — Wenn nur nicht etwa der Herr Haushofmeiſter oder Kammerdiener mit uns ins Erbe geht, ſo weiß ich gewiß, daß auf mich wenigſtens ein Laubthaler kommt!

Röschen. Da wären denn bei dir die 20 Thaler bald voll! Wenn ich nun die 30 Thaler Brautgeld aus meinem Familiengeſtift, meine erſparten 10 Thaler und meinen Sophien-Ducaten von der Comteß dazu rechne —

Karl. Was gilt denn ſo ein Ding?

Heinrich. Drei Thaler — weißt du das nicht?

Karl (zählt geſchwind an den Fingern). Sind 83 Thaler!

Röschen. Richtig! Alſo fehlen an dem Böttchermeiſter nur noch 17 Thaler!

Heinrich (traurig). Ja, liebes Röschen — —

Röschen. Nun? wie kommſt du mir denn vor? du machſt ja ein Geſicht, wie ein armer Sünder! Ich will doch nicht hoffen, daß du deine Meinung gegen mich —

Heinrich. Wie du auch gleich ſprechen kannſt! — Nein doch, nein doch, liebes Mädchen! Wenn ich denke, daß ich vielleicht in einem Jahre Meiſter werden und dich heirathen könnte, da möchte ich ja gleich aufſpringen und Juchhe ſchreien vor Freuden! — Aber — — ich habe da wieder eine Sorge auf dem Herzen — und weil ich mir doch einmal einen Muth faſſen muß, und wir auch alle drei gleich beiſammen ſind —

Karl. Alle drei beiſammen! — Heiſa! da hab' ich doch auch einmal ein Wort drein zu ſprechen.

Röschen. Siehst du, Heinrich, daß du falsch bist? Du hast eine Sorge auf dem Herzen, und ich erfahre kein Sterbenswörtchen davon!

Heinrich. Nun, so höre nur, liebes Röschen! — Siehst du, ich habe schon oft daran gedacht, daß der Bruder Karl mir von den Aeltern doch gleichsam als Sohn hinterlassen ist, und daß er am Ende doch kein Schornsteinfeger bleiben kann, weil er nichts hat. Soll ich ihn nun so mit der wilden Gans um die Wette hinein leben lassen, und es wird älter — —

Röschen. Ach ja, Heinrich, da hast du vollkommen recht —

Karl. Ach ja, ihr guten Leutchen, ich möchte wol was ordentliches lernen!

Heinrich. Da habe ich nun gedacht, wenn ich ihn bei einem andern Handwerke aufdingen ließ — ein funfzehn Thaler würden dazu wol reichen — — und wenn wir auch noch zwei, drei Jährchen länger warten müß-

ten — — Ach, es ist freilich wol schlimm; aber — er ist doch mein einziger Bruder, und die Mutter hat mir ihn noch auf dem Sterbebette gleichsam übergeben, und gesagt —

Karl. Rede doch nicht davon, lieber Heinrich, oder ich muß heulen. Nein, Schornsteinfeger mag ich selbst nicht bleiben; aber, da giebt es wol noch andern Rath! Wie? so ein reicher, vornehmer Herr hätte die Ducaten in Metzen, und du solltest dein schönes, sauer zusammengespartes Geld so um nichts und wieder nichts nun auf einmal weggeben? — Nein, nein! da giebts wohl noch andern Rath.

Heinrich. Andern Rath? Und der wäre?

Karl. Siehst du, Bruder, ich lasse mich anwerben! Zum Stäbchen nehmen sie mich doch gewiß; und wenn ich nun recht gut thue und groß genug werde — Hahaha! der Tambour entgeht mir dann nicht! Gebe ich aber dem Herrn General ein recht gutes Wörtchen, heisa! da bring' ich's wol gar gleich zum Queerpfeifer!

Heinrich. Wie oft ſoll ich dirs noch ſagen, daß — —?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Henri, zwei Weinflaſchen unter der Schürze.

Henri (mit affectirter Flüchtigkeit). Ah, guten Morgen, ſchönes Kind! Wohl geſchlafen, wohl geruht, ma belle Rosette? — — Aber, was alle Teufel! Hier giebts ja ordentlich ein honettes Geſellſchaftchen! Das wär' mir ſo! — Heda! was ſteht er da, Heinrich! was ſteht er hier, als wär' das Hotel ſo leer, als die Kirche? — Was ſollen die Flaſchen hier? — Wieder was bei Seite geſchleppt? wieder was unter die Schürze practicirt — Hocus, pocus, marſchier! — Den Augenblick fort damit! Marſch, in den Keller, Bouteillen geſpült! — Den Augenblick Marſch!

Heinrich. Ich muß wol gehen, weil

Sie hier das Commando führen; aber — diese Reigen haben mir die Gäste gegeben, und mit dem unter die Schürze practiciren — — (er hat die Bierflaschen genommen und stößt damit an die Weinflaschen des Henri, daß eine davon zerspringt) solche Vorwürfe verbitte ich mir! Verstehn Sie mich, Musje Henri?

Henri (mit Reinigung seiner Strümpfe beschäftigt und sehr verlegen). Diese Bouteillen sollten zu Mylord —.

Heinrich. Sind also zwei Treppen zu hoch gestiegen. (ab.)

Henri. Tölpel — infamer!

Eine Stimme von außen ruft: Karl! bist du bald fertig?

Karl. Gleich! (nimmt seine Leiter. Zu Henri:) Ja, so was verbittet sich mein Bruder, und Sie — Sie sind ein recht schlechter Mensch! Wissen Sies, Musje Henri?

Henri. Du willst auch reden? Du bist auch noch hier? (zu Röschen.) Ich wollte Ihnen doch rathen, liebes Mamsell Röschen,

daß Sie ein wenig auf Ihre Sachen Acht hätten; immer fehlt etwas in der Küche, wenn die ſchwarzen Teufel — — (zu Karl, der ihm winkt) Den Augenblick packe dich aus ehrlicher Leute Stube, und geh' an deine Arbeit, oder ich will dem Geſellen befehlen, daß er dir den Pelz wäſcht!

Karl. Er? meinem Geſellen befehlen? Hahaha! das iſt luſtig! — Adieu, und recht ſchönen Dank, liebes Röschen! (ab.)

Vierter Auftritt.

Röschen. Henri.

Henri (nachdem er die Scherben zuſammengeſucht hat, ſetzt ſich einen Stuhl und wirft ſich vornehm hinein). Nun wären wir ja allein, ſchönes Kind, und könnten einige vertraute Wörtchen mit einander ſprechen! Aber das muß ich Ihnen vor allen Dingen aufrichtig geſtehen, daß ich, ohne Nachtheil meiner Ehre, künftig

mit solchen Menschen, wie der Heinrich und die schwarze Brüderschaft, unmöglich mich treffen darf.

Röschen (die ihren Unwillen kaum unterdrückt hat, und Henri gar nicht ansieht). Auch ich muß Ihnen vor allen Dingen sagen, daß ich nur eben um dieses Heinrichs willen Ihren Besuch, Ihre Zudringlichkeit bisher —

Henri. Keinen Groll, allerliebste Kleine! Es ist wahr, ich bin exact in meinem Dienste; aber der Herr weiß es auch, und —

Röschen. Und mein Vetter Heinrich nicht minder!

Henri (vornehm die Achsel zuckend). Wie mans treibt, so gehts! — Sehen Sie, mein schönes Kind, unser eins geht mit mancherlei großen Männern um; da habe ich mir so nach und nach so ganz eigne, ganz vortreffliche Sentiments gesammelt. Eines meiner liebsten darunter — ich hört' es immer von einem gewissen sehr berühmten Grafen, der fast gar nicht ohne mich leben konnte — mein Gott! wie

hieß

hieß er doch gleich? — Wa — Wal — Waltron! richtig, Waltron hieß er, hat auch Komödien geschrieben, war ein Gourmand der ersten Größe — „Du mußt fallen" — sagte dieser immer zu mir — (nimmt Tabak) „Du „mußt fallen, lieber Henri! oder siegen, oben „oder unten liegen, Ambos oder Hammer seyn!" — Ist das nicht ganz excellent?

Röschen. So, so? — Darum hämmern und hacken Sie wol auch immer auf den Heinrich los, und thun ihm alles gebrannte Herzeleid an?

Henri. Ich? ich jemanden gebranntes Herzeleid anthun? und vollends einem solchen Menschen? — Wahrhaftig, da verkennen Sie mich; dazu denke ich viel zu nobell! Freilich, auf Ordnung und Anstand muß ich halten im Hause; wozu wär' ich sonst da; warum ließ mich der Herr schalten und walten nach Belieben? —

Röschen. Diese Scherben scheinen vom Gegentheil zu zeugen.

Henri. Kleinigkeit das! Hahaha, Kleinigkeit! Und wenns Dutzende, wenns Hunderte wären! — Der Herr, wenn er an der Thür stünd, würde sich auf den Bauch klopfen und lachend sagen: Für das Schätzchen, Henri? Nun, proste, Herr Bruder!

Röschen. Ja, wer nur so einfältig wär', es zu glauben!

Henri. Auf Ehre, englisches Mädchen! Und wenns tausend wären, hätte ich sagen sollen! O Er weiß, daß Genie in mir ist; Er weiß es! — Diese hier (setzt die andre Flasche auf den Tisch, nimmt Gläser aus der Tasche und breitet einen Bogen mit Confect aus), — ist freilich nur noch eine, aber kein Domherr würde sie verschmähen — auf Ehre! — Sie erlauben mir doch, in ihrer schönen Gesellschaft mein gewöhnliches Frühstück einzunehmen? (will einschenken.)

Röschen. Mich verschonen Sie damit; schon zehnmal habe ich es Ihnen gesagt, und sage es noch einmal! Uebrigens, wenn Sie

Ihre gute Meinung gegen mich aufs höchſte treiben wollen —

Henri. O mein Gott! reden Sie, ſprechen Sie! Ich ſelbſt erwarte von Ihrer guten Meinung, von ihrer Gewogenheit gegen mich, ſo unendlich viel, das mich zu dem glücklichſten Menſchen auf dem ganzen Erdkreis —

Röschen. In der That — Ich verſtehe Sie nicht.

Henri. Glaub's, glaub's, ſüße Kleine! Eben das ſchmerzt mich, hat mich ſchon lange geſchmerzt! Aber eben darum will ich mich endlich etwas beſtimmter erklären. Sehen Sie, Sie ſind ſo ein artiges, allerliebſtes Mädchen, und wenn Sie nur ein wenig von gewiſſen Vorurtheilen abgehen wollten —

Röschen. Und die wären?

Henri. Allerliebſt! charmant! Sie nehmen Lehre an, Sie hegen Zutrauen zu mir! O, da werden Sie bald Progreſſen machen, auf Ehre! — Sie ſind nun ſchon ſo ein ſiebzehn Sommer — he? — wenns hoch kommt, acht-

zehn alt, und noch die liebe lautere Unschuld — freilich eine wahre Seltenheit in einer so schönen Residenz, aber doch wahr! — ach wahrhaftig das Gesichtchen schon roth, wie Zinnober! — Da fehlts Ihnen nun freilich an Erfahrung, an Welt — —

Röschen. Ich mag nicht widersprechen.

Henri. Und gerade die habe ich! Wenn Sie nun ein wenig nachgiebiger, gefälliger, zuvorkommender werden wollten — hier im Hotel giebts täglich so viele schöne, vornehme, reiche Fremde — o mein Himmel, welches Sümmchen ließ sich durch eine Alliance zwischen uns zusammen bringen! Ich wär' dann immer ihr Rathgeber, ihr erster, vorzüglichster Freund, und hätten wir unsre Schäfchen ins Trockne gebracht — wer weiß, macht der Herr nicht einmal Banquerot? — — Sie werden verstehen —

Röschen. Ja, ja, vollkommen, und damit auch bei Ihnen kein Mißverständniß möglich bleibt, so will ich Ihnen sagen —

Henri. O Sie entzücken mich! Sprechen Sie, sprechen Sie, ma belle Rosette!

Röschen. Daß ich die Miethe für diese Dachstube Ihrem Herrn vierteljährig mit dem Tage bezahle —

Henri. Weiß wohl! Brauchen's aber nicht mehr, brauchen's in Zukunft nicht mehr! Wir wollen andre bezahlen lassen, wollen ein größeres Zimmer nehmen —

Röschen. Daß mithin diese Stube mein ist —

Henri. Wer zweifelt daran, allerliebstes Närrchen? aber wozu — —?

Röschen. Und daß Sie jetzt, diesen Augenblick, Ihre Flasche nehmen und mich verlassen sollen!

Henri. Mon dieu! Ich falle aus den Wolken! Spaß oder Ernst? —

Röschen. Werden Sie augenblicklich gehen, oder soll ich Leute herbeirufen?

Henri (packt die Flasche ein). Seht das Jüngferchen! — Nun wahrhaftig, unter den

Wachsfiguren ſollten Sie ſich ſetzen laſſen, als keuſche Lucretia! — Aber ſchon gut, ſchon gut, Mamſellchen! Was Sie nicht ſeyn mögen — (beſtaft) wenns der Ernſt iſt — — dafür ſollen Sie doch in wenig Tagen bei der ganzen Stadt gelten. Auf ſo etwas verſteht ſich unſer einer, und manchmal iſts eine Cur, die vortreffliche Dienſte thut! — — Ein ſiebzehnjähriges, vater- und mutterloſes Waischen — ein Lärchen, wie von Wachs — der Name Röschen — lebt von Nähen und Waſchen — Addreſſe im Hôtel d'Angleterre 4 Treppen hoch No. 3. — — Hahahaha — Adieu, Adieu, mein ſchönes Röschen! (ab.)

Röschen. Nichtswürdiger! — (trägt das Confect nach.) He, Musje Henri, das Confect für Mylord! (ab.)

Fünfter Auftritt.

Ein prächtig meublirtes Gaſtzimmer mit einem Kamin. Seitwärts im Hintergrunde zwei Thüren mit Verhängen. Weiter vor zwei Pfeilerſpiegel. Darunter Conſolen. Auf einer derſelben zwei goldne Uhren, ein Officiershut, ein paar Damenhandſchuhe; auf der andern zwei Piſtolen und eine faſſanene Chatoulle, unverſchloſſen. Im Vorgrunde zwei Cabinetsthüren. Eine Uniform mit Stern, ein Officiersdegen, Schärpe, Dolchſcheide, Maske und Redoutenhut ꝛc. auf Stühlen zerſtreut. Es ſchlägt eine Uhr.

Der Prinz zieht den Verhang einer Niſche zurück. Man ſieht ihn, noch halb angekleidet, auf einem Bett mit ſeidnen Matratzen.

Prinz. Kaſt heller, lichter Tag! — Ei, wer in die Nacht hineinwacht, darf auch wol einmal in den Tag hinein ſchlafen. Drum immer noch ein wenig gelauſcht, bis das No-

fenmädchen des Morgens mir selbst die Vorhänge aufzieht! — Ja, eine Göttin mag Aurora immerhin seyn, aber — so schön, wie das Rosenmädchen dieser Nacht ist sie doch nicht! (läßt den Vorhang wieder zurück fallen.)

Sechster Auftritt.

Der Prinz (in der Nische). Karl.

Karl (kommt in dem Kamin heruntergefahren. Er bleibt einige Augenblicke ganz erstaunt kauern, und erhebt sich dann mit möglichster Behutsamkeit). Poz alle tausend! wo bin ich? Ist denn das eine Küche, oder ist mir die Biersuppe zu Kopfe gestiegen? (reibt sich die Augen.) Nein, wahrhaftig, ich bin irre gefahren! Ach du mein Himmel, so ein prächtiges Zimmer hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Was das für Tapeten sind, und überall klebt Gold darauf, fingersdick; alles so schön, wie eine Kanzel zu Pfingsten! (er tritt einige Schritte

vor, ſchaut ſich furchtſam um. Man bemerkt in der Folge dann und wann das Geſicht des Prinzen an den Vorhängen.) Es iſt kein Menſch zu hören und zu ſehen; ob ichs denn wage, ein bischen hier zu bleiben? — Ei warum nicht? Kommt ja eins, huſch! retirire ich mich in den Kamin! (noch einen Schritt vor.) Da liegt ja eine recht ſchöne Montur — alle Wetter! was der Stern flimmert und flammert! — und hier — was der Geier! ein ganz ſchwarzes Mohrengeſicht, und — nein! weiß der Himmel! ein Prieſtermantel! (auf den Stern deutend.) Du da? — ah, Karl iſt nicht ſo dumm — du gehörſt dem Herrn König; nun, und der wird freilich auch den Herrn Beichtvater bei ſich haben! (tritt noch einen Schritt vor, daß er ſich in den Spiegeln erblickt.) Ei, ſieh da! — ei, ganz gehorſamer Diener, mein lieber Karl! (kehrt ſich um.) Ganz gehorſamer Diener, mein lieber Karl noch einmal! (macht ſich hin und her Complimente u. ſ. w. Das Nicht zu viel und zu wenig in dieſem ganzen Monolog muß der Einſicht

der Schauspielerin überlassen bleiben). Was man nicht alles erlebt, wenn man in die große Welt tritt! Ganze Wände von Glas — nein, wer mir das erzählt hätte, dem hätte ich ins Gesicht gelacht! — Aber hübsch ist es doch bei alledem, sich so von Kopf zu Fuße begucken zu können, zumal wenn man sich so einmal recht rein gewaschen hat! Wenn ich nur meinen Hut mit der blanken Zinnschnalle gleich hier hätte! — Da sind ja zwei Hüte auf einmal; die sind noch was schöner, als meiner! der hier — nein, vor dem habe ich Respect; das ist wol der Priesterhut. Aber der — sacker-lot! da liegen gar ein paar Weibshändschchen drauf! — Ne, ist die Frau Königin auch mit da? — Ach, wenn ich denke, was ich für Ehre erlebe — die Händschchen der Frau Königin in meiner Hand — ach! ich möchte die niedlichen Dingerchen gleich küssen, wenn sich das für so einen armen Jungen schicken thät! (bläst sich die Finger, wischt sie an seinen Haaren ab, und legt dann die Handschuhe mit vielem Re-

ſpect auf den Tiſch.) Ne, allerliebſte Frau Königin, Karl iſt gar nicht ſo ganz dumm! — — Aber der Hut da, o! der iſt auch gar zu prächtig! Jemine, wie mir der ſtehen müßte! — — (er ſieht ſich wieder furchtſam um, läuft denn ſchnell ans Kamin, legt dort Beſen und Kappe ab, und ſetzt dann behutſam den Officiershut auf.) O Sie allerliebſter Herr Chriſtian Karl Feſt! — Nein, 's iſt doch kaum zu glauben, was gleich ſo ein Hut für Autorität giebt! Nun, eine Queerpfeife dazu ans Maul (mit der Pantomime des Rauchens, marſchirend) — Alle Wetter! der Herr General von den Queerpfeifern, wie er lebt und leibt! — Präſentirt's Gewehr, Purſche! (nachläſſig) Schön Dank! — — Kommt man dann von der Parade — — (er beguckt die Uhren) Ah! du mein Himmel! das ſind ja die puren Brillianten und Diamanten — Kommt man dann von der Parade, (er hält die beiden Uhren an ſich, daß die Ketten herumbaumeln, und geht gravitätiſch) ſo geht man, mir nichts, dir nichts, in den erſten Beckerladen. —

„Eine geſchmierte Sechſerſemmel, Frau Met„ſterin! Ein Gläschen Kümmel, ehrlicher Met„ſter Rundbauch!“ — und wenns ſchmeckt, läßt man ſich wol noch eins geben! (legt alles ſehr behutſam wieder hin, wie es gegeben hat. Halbtraurig:) Ja, ja, wer ſchon ſo weit wär'! (geht zu dem andern Spiegel) Nun muß ich mir doch auch die andere Beſcheerung ein bißchen beſehen! — Ein paar Piſtolen! — Ne, mit euch hab' ich nichts zu thun; ihr könntet wol losplatzen! — Aber der ſchöne Kaſten hier — ah, das iſt gewiß der Geſangbuchskaſten, von dem der Bruder erzählte — (er öfnet den Deckel) Ich bin des Todes! lauter Geld, als wenns erſt vom Goldſchmidt käm, und Rolle bei Rolle, wie die Orgelpfeifchen; alles durch einander, wie Kraut und Rüben. — Ach, wer da nur mit zwei Fingern eine Priſe nehmen dürfte, der wär' glücklich zeitlebens — und den Bruder ließ ich noch dieſen Vormittag mit Röschen zuſammen trauen, und nach Tiſche kauft' ich mir eine Queerpfeife, die müßte nur

ſo ſeyn! — — Ihr wollt mich wol locken, ihr blanken Dingerchen? Ja, guten Morgen! (macht den Decket zu) Mein Schulmeiſter hat mir das ſiebente Gebot rechtſchaffen eingebläut, und meine gute Mutter ſagte beim Abſchiede: Dein lebelang — — (er verſchluckt das übrige. Dann wieder heiterer:) Nein! nein! (öfnet noch einmal). Seht, ich kann euch getroſt unter die Augen ſehen, und ſo ſchön ihr mich anlacht, ſo —

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen.

Prinz (der ihm bis jezt mit froher Laune zugeſehen, im Ueberrock, tritt plözlich auf ihn zu). Was machſt du hier, Junge?

Karl (ſtürzt erſchrocken vor ihm nieder, und hebt zitternd die Hände auf). Ach, allerliebſter Herr König, haben Sie Barmherzigkeit! Ich

bin ein armer Essenkehrerjunge, aber — ich bin ehrlich! ich bin ehrlich!

Prinz. Nun wahrhaftig, Purſche, das ſcheinſt du mir! Steh' getroſt auf! Ich habe dir ſchon lange zugehört, und ich muß dir ſagen —

Karl. Sie haben mich behorcht? Ach, du mein Himmel! — Nun, ſo nehmen Sie's nur ja nicht ungütig und ungnädig, wenn ich was dummes zu Markte gebracht habe. Meine Meiſtersfrau ſpricht immer: Horcher an der Wand — — (ſchlägt ſich aufs Maul) Ach, wenn der Karl nur gerade dasmal nicht ſo entſetzlich dumm wär!

Prinz. Laß gut ſeyn! Du gefällſt mir ſo, Muſje Karl —

Karl (dreht ſich auf dem Beine herum). Muſje Karl! Der König hat mich Muſje Karl geheißen! Heiſa!

Prinz. Ich bin nur Prinz.

Karl (vertraulich). Nun, das iſt wol eins? Werden's doch einmal, wenn der Papa ſtirbt?

Prinz. Du gefällst mir recht wohl! Du bist ehrlich, lustig —

Karl (mit Pantomime). Wenns nichts Warmes setzt!

Prinz. Hast mir gleich mit frühem Morgen einen Spaß gemacht — — Ich bin selbst gern lustig, muß ich dir sagen, Musje Karl! habe die lustigen Leute gern — — und kurz und gut, bitte dir was von mir aus!

Karl. O! — Eine Gnade soll ich mir ausbitten! eine Gnade!

Prinz. Ja doch, wenn du's so nennst — eine Gnade! Nur zu!

Karl (überlegend). Eine Gnade! eine! — — (schnell) Herr Prinz! könntens denn nicht etwa zwei Gnaden seyn?

Prinz. Das ist eins! Nur frisch, frisch! Nicht lang besonnen!

Karl. Nun Sie, allerliebster Herr Prinz, wenn Sie denn einmal so gar gut seyn wollen, so machen Sie doch fürs aller Erste meinen

Bruder und meine Jungfer Muhme auf der Stelle zu Mann und Frau.

Prinz (lächelnd). Ich? — — Wer ist dein Bruder?

Karl. Christian Heinrich Fest, gelernter Faßbindergesell, und jetzt Kellnerpursche hier im Gasthof.

Prinz. Ist er auch wie du? ist er brav?

Karl. Sie können drei solche Jungen dazu nehmen, wie ich bin, 's wird noch keiner draus, wie Er! Denken Sie nur einmal — Meinen Vater habe ich gar nicht gekannt; die Mutter ist auch lange todt — — da hat mich Heinrich in die Schule geschickt, und aufs Handwerk gebracht —

Prinz. Und wer ist denn die Jungfer Muhme?

Karl. Wir sind nur vom alten Methusalem mit einander verwandt; sie heißt Maria Rosina Wernerin, macht Manschetten und solchen Kram, und wohnt auch hier, unterm Dache! Ach, Herr Prinz, die ist Ihnen erst gut,

gut, und, zwar arm, aber so fleißig und häuslich und mitleidig — Ich und mein Bruder nennen sie immer nur: liebes Röschen.

Prinz (sehr heiter). Röschen! Auch ein Röschen! Nun da — — Ist sie hübsch?

Karl. Wie ein Röschen nur seyn kann!

Prinz (lachend). Du Schelm! Du sprichst gescheuter, als du wol denkst! — Ich glaube, du bist selbst in die Jungfer Muhme verliebt?

Karl. Wenn ich zehn Jahr älter wäre, wer weiß!

Prinz. Und das Röschen will deinen Bruder?

Karl. Ei ja wohl will sie! — Mein Bruder ist aber auch gar kein garstiger Mensch; das dürfen Sie gar nicht denken; und — ich werde wol auch noch einen Kopf größer wachsen — hem! hem!

Prinz. Und warum haben sich die Leutchen noch nicht geheirathet?

Karl. Ja, wenn's blos auf ihren Willen ankäm! Aber sie brauchen noch ein 17 Thaler-

chen Geld, daß der Bürger und Meister fix und fertig werden kann — — Wär's was drüber, nun so könnt's auch weiter nichts schaden!

Prinz. Nun, wir wollen sehen! Dazu könnte Rath werden.

Karl (springend). Kann Rath werden, kann Rath werden! Hab' ich euch's doch vorhin gesagt!

Prinz. Das wäre denn also die eine Gnade!

Karl. Ja! Aber die zweite — allerliebster Herr Prinz! ich sagt' es schon vorhin, ich wachse wol auch noch einen Kopf gröſser — (er richtet sich.)

Prinz. Was meinst du damit?

Karl. Nicht wahr, Herr Prinz, Sie sind auch Soldat?

Prinz. Versteht sich; von der Wiege an! bin's selbst, und habe ein ganzes Regiment.

Karl (springend). Prächtig! Prächtig! — Nun sehen Sie, Sie haben vorhin gesagt,

daß ich Ihnen gefiel, und ich muß Ihnen nur ſagen, daß Sie mir auch recht wohl gefallen —

Prinz. Wirklich? das freut mich.

Karl. Ja wahrhaftig, ganz ausnehmend, ganz extra! Nun — und ſo dächt' ich, die Sache wäre ſo gut, als richtig!

Prinz. Was meinſt du denn eigentlich?

Karl. Wiſſen Sie was, Herr Prinz? der Aufkittel gefällt mir gar nicht; ich möchte gern einen bunten — ſo, Sie verſtehen mich ſchon — mit beſetzten Näthen — — Wiſſen Sie was? Werben Sie mich an, Herr Prinz! Ich verlange kein Handgeld.

Prinz. Du willſt Steckenjunge werden?

Karl (ſehr traurig). Wenn man bei Ihrem Regiment ganz von unten auf dienen muß — —

Prinz. Was ſonſt —?

Karl. Wenns angehen thäte — — ſo könnten Sie mich doch wol gleich zu Ihrem unterſten Leibquerpfeifer machen! Zum General wollt' ich's dann ſelbſt wol bringen.

Prinz. Das läßt ſich eher hören. —

Nun, weißt du was, Karl! ich werde mich nach dir und deinen Leutchen erkundigen, und wenn ſich alles in Wahrheit ſo befindet —

Karl. Das befindet ſich ſo; ich kann nicht lügen. — Nun, wenn ſich alſo alles in Wahrheit ſo befindet —

Prinz. So ſollen deine Wünſche erfüllt werden!

Karl. Iſts wahr? — Ich kanns kaum glauben vor Freuden! — Geben Sie mir die Hand drauf!

Prinz. Du ſollſt alles gleich ſelbſt mit anſehen; denn vermuthlich bin ich in einer Stunde nicht mehr hier — — (Nach einigem Beſinnen.) Jetzt Marſch! wieder dahin, wo du hergekommen biſt! Dort kannſt du dich verbergen — aber komm mir nicht eher zum Vorſchein, bis ich rufe!

Karl. Ich bleibe drin, wie eingemauert! — Heiſa! Luſtig! (fährt in das Kamin. Der Prinz zieht die Klingel.)

Achter Auftritt.

Der Prinz. Karl im Kamin. Nachher Henri mit ſilbernem Coffee-Service, das ihm an der Thür von einem Aufwärter gereicht wird.

Prinz (geht einige Schritte auf und ab, ſtößt auf die Handſchuhe und küßt ſie). Ach, dießmal wird mir die ſchnelle Abreiſe doch ſchwer werden. Alles erinnert mich an die Holde, ſelbſt der Zufall! — Röschen heißt die Kleine? Auch ein Röschen, aber doch gewiß keine Roſe Hohenthurn — auch eine Emilia, aber keine Emilia Galotti!

Henri (eintretend). Monseigneur — —

Prinz. Guten Morgen! — Eine Taſſe!

Henri (zeigt auf die ſchon vorhandene). Iſt hier.

Prinz. Ich wünſche Geſellſchaft. Noch eine, mein' ich.

Henri geht an die Thür und läßt durch den

Aufwärter eine zweite holen. Ehe dieser zurückkommt, schenkt er ein und präsentirt dem Prinzen.

Prinz. Mein Freund, dient er schon lange in diesem Hotel?

Henri. Unterthänigst — seit meiner Zurückkunft aus Frankreich — volle 6 Jahr!

Prinz. So kennt er wol auch die Einwohner dieser Stadt, und besonders dieses Hauses, ziemlich genau?

Henri. Ew. Durchlaucht — ohne Ruhm zu melden — Einheimische und hier Durchpassirende, wie mich selbst!

Prinz. Hat auch Bekanntschaft unter dem hiesigen schönen Geschlecht?

Henri (aufmerksam — mit feinem Lächeln). Ich bin erster Marqueur im ersten Hotel.

Prinz. Sonach kann man auch bei ihm sichere Nachrichten einziehen?

Henri (kriechend, doch vertraulich). Erkundigen sich Monseigneur bei allen jungen Herrschaften, die uns jemals beehrt haben, nach

dem Henri, so — der Respect erlaubt mir nicht, mehr zu sagen.

Prinz. Es soll ja hier im Hause ein gewisses Mamsell Röschen logiren?

Henri (immer gespannter). Ew. Durchl. meinen vermuthlich — (mit boshaftem Lächeln) das sogenannte schöne Röschen?

Prinz. Man sagt wirklich, sie sey schön!

Henri. Schön! sehr schön! ein Stern der ersten Größe! — Ew. Durchl. erlauben, mich für einen Kenner zu halten —

Prinz. So? in der That? — Wovon nährt sie sich?

Henri (gezogen). Sie — näht und wäscht Manschetten, strickt Börsen und Tabaksbeutel, macht Putz — Monseigneur verstehen —

Prinz. Ist sie — ehrlich?

Henri (wie erstaunend). Ehrlich —? Ew. Durchl. erlauben, in dem Wörterbuche der eleganten Welt scheint das Wort ehrlich —

Prinz. Nun!

Henri. Wenigſtens von mancherlei Bedeutung und —

Prinz. Heraus damit!

Henri. Mit: „ſchwach von Verſtande" — ſo zu reden, „dumm" — ziemlich gleichbedeutend zu ſeyn! — Wahrhaftig, es wär' Verläumdung ſo etwas von dem ſogenannten ſchönen Röschen —

Prinz (etwas haſtig). Ich frage, ob das Mädchen brav, rechtſchaffen, tugendhaft iſt?

Henri. So viel mir bekannt worden, hat die Policei noch nicht Veranlaſſung gefunden —

Prinz. Spreche er deutlich! Ich kann das hinterm Berg halten, das Achſelzucken, durchaus nicht leiden!

Henri. Monseigneur erlauben gnädigſt zu bemerken, daß es äußerſt unmoraliſch, ſo zu ſagen, injuriös ſeyn würde, wenn man von einem ſiebzehnjährigen, unverheirathcten Frauenzimmerchen, wenn ſie gleich mutterſeelen allein im Hotel logirt und ſich Röschen nennt —

Prinz. Werd' er nicht unverſchämt! — — Alſo — ſie iſt —?

Henri. Sie iſt — eines heitern Charakters!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Hermann.

Hermann (einen Brief in der Hand, durchaus finſter). Der Geſandte ſendet dieſe Depeſche. Sie iſt dieſe Nacht angekommen.

Prinz (nachdem er erbrochen und hineingeſehen). Leider! wie ich vermuthet! — (zu Hermann.) Es bleibt dabei, daß wir reiſen! Die Poſtpferde ſind doch beſtellt?

Hermann. Der regierende Herr ſendet Züge aus dem Marſtall. Sie ſtehen bereit.

Prinz. So? Sehr verbunden! (zu Hermann.) Die Douceurs nach dem höchſten Anſatz! (wieder zu Henri gewandt.) Man hat mir von der bewußten Perſon gerade das Gegen-

theil ſagen wollen. Es ſcheint mir, als ob der weit und breit berühmte Henri ein wenig lüge —

Henri. Monseigneur, was ich ſage — auf meine Ehre!

Prinz. Pah — ſeine Ehre?

Henri. Monseigneur bringen mich aufs Aeußerſte — Sollte das ſchöne Röschen auch vielleicht die Gnade gehabt haben — ſo ſchwöre ich doch bei allen —

In dieſem Augenblick ſtürzt Karl mit einigem Gepolter aus dem Kamin, und will auf Henri zu. Dieſer erſchrickt, faßt ſich aber gleich wieder, da er Karl erkennt.

Zehnter Auftritt.

Der Prinz. Henri. Hermann. Karl (wieder in der Karre).

Henri. Wär' ich doch beinahe erschrocken! — Aber — Was willst du hier, Junge? was unterstehst du dich? — Willst du den Augenblick —!

Prinz. Der Pursch bleibt, und — Er besorgt die Rechnung, Marqueur! — (Henri ab.) Du mußt gehorchen lernen, Karl! Habe ich dir nicht befohlen, nicht eher zu kommen, bis ich rufe?

Karl. Ach, gnädigster Herr Prinz! ich konnt' es wahrhaftig nicht länger aushalten. Ich habe mir fast die Finger weggebissen, aber, es so mit anhören zu müssen, wie der schlechte Mensch —

Prinz. Gut! gut! (zu Hermann.) Ankleiden nachher!

Hermann. Wird nicht lang aufhalten.

Prinz. Maulſt du einmal wieder, Alter? Hab' ich dir nicht befohlen, deinen Sohn auf mich warten zu laſſen, und dich niederzulegen —

Hermann. Der junge macht's doch nicht ſo recht, wie der alte —

Prinz. Haſt recht, Alter!

Hermann (will die Kleider zuſammen nehmen)

Prinz. Laß das noch eine Weile! Jetzt geh' erſt einmal in die vierte Etage zu — — (zu Karl) Wie heißt ſie?

Karl (Henri nachäffend). Unterthänigſt — Roſine Wernerin!

Prinz. Alſo, zur Jungfer Wernerin, und ſie ſolle einen Augenblick herunterkommen.

Hermann. Hieher? auf dieſe Stube?

Prinz. Ja doch, hieher und ſogleich! Meine Gemalin habe von ihr gehört, und wolle ſich etwas ausſuchen. Verſtanden?

Hermann. Gemalin?

Prinz. Ja doch, Gemalin!

Hermann. Gemalin! — Gut! gut! (kopfſchüttelnd ab.)

Prinz. Du, Karl, wieder auf deinen Poſten, und komm mir nicht eher, bis ich commandire!

Karl. Ich werde ja nicht! (ab.)

Eilfter Auftritt.

Der Prinz. Karl (im Kamin). Nachher Hermann. Später Röschen.

Prinz. Bin ich doch ordentlich unruhig, das ſchöne Röschen zu ſehen! Iſt ſie wirklich ſo ſchön, als ſie der eine gut, und ſo gut, als ſie der andre ſchön ſchildert, ſo — möcht' ich mir immer den Küraß umſchnallen laſſen! — — Ach, am Ende iſts doch nur die Täuſchung eines geliebten Namens und ein Widerſchein von dem ſchönen Geſtirn dieſer Nacht — —

Hermann. Wird gleich kommen! — wollte ſich nur erſt ein bischen in Staat wer-

ſen, weil ſie vor der Frau Prinzeſſin — (ſchüttelt den Kopf.)

Prinz. Laß mich allein mit ihr!

Hermann (ſchüttelt den Kopf und geht an die Chatoulle. Indem er hineinſieht, vor ſich:) Da hat wieder König Pharao den Durchzug gehalten — (will verſchließen.)

Prinz. Haſt du noch genug?

Hermann. Genug!

Prinz. Ich nicht! Gieb!

Hermann. Fünf und zwanzig? funfzig?

Prinz. Hundert! Zweihundert, wollt' ich ſagen!

Hermann legt kopfſchüttelnd zwei Rollen auf den Tiſch, und verſchließt.

Röschen (in einem ſeidnen, doch bürgerlichen, Hütchen, ein Spitzentüchchen unterm Arm, öffnet ſchüchtern die Thür.)

Hermann. Nur hier herein, Jungfer! (läßt ſie ein, und geht kopfſchüttelnd ab.)

Zwölfter Auftritt.

Der Prinz. Karl (im Kamin). Röschen.

Röschen bleibt ganz an der Thür stehen, und sieht zur Erde.

Der Prinz (vor sich). Nun bei allen Liebesgöttern und Grazien! haben denn die Röschen hier sich zu meinem Untergange verschworen?

Röschen (sieht sich überall um; dann furchtsam einige Schritte näher). Ich bitte gehorsamst um Verzeihung; vermuthlich bin ich fehl gegangen —

Prinz. Wen suchen Sie denn, mein gutes Kind?

Röschen. Die Frau Prinzessin in dieser Etage — hat befohlen —

Prinz (nimmt mit einer leichten Wendung die Handschuhe, als ob er damit spielte). Ach, ganz recht, ganz recht! Ich hörte, daß meine Cemalin —

Röschen (auf die Handschuhe sehend, etwas beherzter). Wo finde ich die gnädigste —?

Prinz. Nur eine kleine Geduld! Meine Gemalin wird wol kommen! Sollte sie aber auch nicht, so habe ich selbst Kenntniß, und, wie ich mir schmeichle, Geschmack genug, um mit einem so allerliebsten Kinde Handels einig zu werden. (Sucht sich in der Folge — versteht sich mit Anstand — Röschen immer zu nähern. Sie weicht aus, so viel thunlich. Karl guckt dann und wann vorsichtig ein Augenblickchen aus dem Kamin.)

Röschen. Ich muß gestehen, — daß ich in einiger Angst bin — und fast — ein Mißverständniß befürchte. — Ich bin nur arm, und verkaufe nur meine eigne Arbeit, Petinet, gestickte Halstücher, Haubenstreifchen — ich kann nicht glauben, daß für eine so hohe Dame meine Arbeit schön und theuer genug —

Prinz. O doch! doch! Meine Frau ist ökonomisch —

Röschen. Die Damen von Rang tragen nur ausländische Fabrikate —

Prinz.

Prinz. Gerade das Gegentheil bei meiner Gemalin! Zeigen Sie mir! Von dem Schönsten! Zu Negligees, Dormeusen, Matins wird's gewiß angehen! — Ich muß Ihnen sagen, daß meine Gemalin ein ganz eigenes Wesen ist, und ihren ganz eignen Geschmack hat! — Zudem, was von so allerliebsten, niedlichen Fingern gefertiget ist —

Röschen. Befehlen Sie, daß ich wiederkomme, bis die gnädigste Frau —?

Prinz. Nicht doch, nicht doch, mein Kind! Bleiben Sie doch! — Wahrhaftig, diese weißen, kunstreichen Hände — zwar ich kann nicht läugnen, daß Ihro Liebden in der That ein Händchen haben zum Küssen! (auf die Handschuhe deutend) — aber auch diese Händchen sind so zart, und ich liebe sanften, weiblichen Umgang so sehr — Wollten Sie wol indessen, bis meine Gemalin kommt, (auf den Kaffee deutend) ein wenig die Wirthin machen? — O setzen Sie ab, setzen Sie hieher! Sie fürchten sich doch nicht vor mir?

Röschen. Ach nein, gnädigster Herr! (ſie ſchenkt ein, und reicht ihm die Taſſe.)

Prinz. Herzlichen Dank, mein ſchönes Kind! — Wollen Sie ſich nicht auch bedienen? Die Taſſe iſt für Sie da!

Röschen. Das würde ſehr unſchicklich ſeyn —

Prinz. Das ſehe ich nicht ein! Und — wenn ich Sie nun darum bitte —? — Nun, wenn Sie lieber ſüßen Wein wollen, ſo ſoll den Augenblick — — (ſtellt ſich, als wollte er ſchellen.)

Röschen. Ich ſchenke mir ein! (ſchenkt zitternd ein, nimmt die Taſſe an den Mund, bläſt, kühlt ſich ins Geſicht —)

Prinz. Was iſt Ihnen?

Röschen. Die — Taſſe iſt noch ſo heiß!

Prinz (vor ſich). Sie iſt doch auch gar zu allerliebſt, aber — auch gar zu gut! — (laut.) Ich muß Ihnen nur offenherzig geſtehen, daß meine Gemalin — mich jetzt gar nicht begleitet, daß ich aber zu viel Schönes

und Gutes von Ihnen gehört habe, um nicht den Wunsch, Sie kennen zu lernen —

Röschen. Doch scheint es mir — — (mit einigem Stolze) als könnte hier nur vom Verkennen die Rede seyn, und meine augenblickliche Entfernung — (will fort.)

Prinz (mit aufrichtiger Wärme). Sie sind gut, liebes Mädchen! weit besser, als man wünschen möchte, aber — (mit Laune.) Glauben Sie mir aufs Wort, ich bin auch noch nicht von den Schlechtesten, und — warum wollen Sie am Ende nicht eben so gern an mich verkaufen, als an jeden Andern? Sie verkaufen an die ganze Stadt; ich bezahle baar, ohne viel zu handeln, verlasse mich auf dieß ehrliche Gesichtchen —

Röschen (sehr verschämt). Ich habe auch einiges für Herren —

Prinz. Nun, sehen Sie! — Zeigen Sie doch!

Röschen. Halstücher, Geldbeutel, Brief-

taſchen — Dieſe beiden ſind von den ſchönſten! (zeigt ihm zwei Brieftaſchen.)

Prinz. Dieſe hier mit einem Strauß Centifolien und Myrtenguirlanden —

Röschen. Und mit der Deviſe: Die Roſe welkt, doch meine Liebe nicht!

Prinz (faßt ſie unters Kinn — ſchnell). Deine Liebe?

Röschen (ſich zurückziehend). Das ſagt nur der Dichter, und — der künftige Käufer!

Prinz. Gut geſprochen! (Nach einigem Nachdenken, vor ſich.) — Der Einfall wär' nicht übel, aber — — (laut.) Nein, dieſe paßt nicht. Man muß die Roſe nicht ans Welken erinnern, und — Liebe — nein! das darf ich ihr nicht ſagen!

Röschen. Ich überlegte das leider auch zu ſpät, ob ich ſchon dieſe Brieftaſche zu einem Geſchenk beſtimmt hatte —

Prinz. Du?

Röschen. Ja, ich kanns nicht läugnen;

darum habe ich auch hinterdrein dieſe geſtickt.
(ſieht ihm die andre.)

Prinz. Schön! ſchön! Weiſſer Atlaß und lauter Roſenknöspchen —

Röschen. Und die Deviſe: Ueberall dein Bild!

Prinz. Vortrefflich! dieſe kauf ich! — Läßt du ſie mir wol für zehn Dukaten?

Röschen. Zehn Dukaten! (freudig.) Das iſt viel! ſehr viel! (ſchwankend) Ich weiß nicht, ob ich das nehmen darf — —

Prinz (vor ſich). Sie ſcheint doch dem Gelde nicht abgeneigt! — (gibt ihr die Dukaten auf.) Hier ſind ſie! Aber — du muſt mir auch eine kleine, unſchuldige Revanche verſtatten, zur Zugabe! Du ſagteſt, du hätteſt dieſe Briefſtaſchen ſelbſt erſt zu Geſchenken beſtimmt —

Röschen. Ja, wenn Sie's nicht ungnädig nehmen; ſo iſt auch!

Prinz. Zudem — auf dieſer da Roſen, auf dieſer Roſenknöspchen, beidesmal Anſpie-

lung auf deinen Namen — Nicht wahr, Kind, du hatteſt einmal einen vornehmen Liebhaber?

Röschen. Nein, nein! gewiß nicht! — Sie haben recht und auch unrecht.

Prinz. Erkläre mir das!

Röschen. Nun, freilich wollt' ich die Beichtaſchen einmal verſchenken, aber bloß aus Dankbarkeit, und die Roſen ſpielen auch an auf den Namen — nur nicht auf meinen — nein! auf meinen gewiß nicht!

Prinz. Wie denn ſonſt?

Röschen. Sehen Sie, ich habe eine vornehme Pathe, nur ein Jahr älter, als ich, die hat mich immer ſehr lieb gehabt, und meine Mutter hat dort im Hauſe lange gedient, und ich habe die ſchöne Comteß auch immer ſo von Herzen geliebt —

Prinz. Nur weiter!

Röschen. Und ſo oft ich einmal hingekommen bin, hat ſie mich immer reichlich beſchenkt; ſelbſt dieſes Kleidchen und dieſer Dukaten — (Sie zeigt ihren Halsdukaten.)

Prinz (als wollte er den Dukaten beſehen). Ah —

Röschen (ihn abwehrend). Gnädigſter Herr, Sie ſcheinen manchmal ſo ſanft, und manchmal wieder —

Prinz (vor ſich). Merk dirs, Moritz! — Nun, fahre nur fort!

Röschen. O, die Pathe Comteß, die iſt ſchön, lang und ſchlank, die Liebe und Güte ſelbſt! Tanzen und Reuten muß man ſie ſehen! — Da wollte ich ihr nun auch einmal meine Liebe bezeigen; aber — nachher, weil ſie mich immer ſo von neuem beſchenkte, wenn ich hinkam, dachte ich wieder, das könnte wie Bettelei herauskommen — und — da hab' ichs lieber im Herzen behalten, wie lieb ich ſie habe.

Prinz (neugierig). Und die Comteß hat auch deinen Namen?

Röschen. Nein doch! freilich! ich habe vielmehr den meinen von ihr.

Prinz. Röschen?

Röschen. Nein, dazu ist sie zu vornehm — Rosa!

Prinz. Was? —

Röschen. Nun, ja doch! die jüngste Comteß Hohenthurn! die kennt ja die ganze Stadt.

Prinz (freudig auf und ab). Rosa von Hohenthurn! Die reizende Rosa! — Nun, wahrhaftig, Mädchen, du und ich sind unter glücklichen Zeichen geboren! (vor sich.) Ja, ja! so soll's seyn! — — Ich werde dich nicht wieder sehen, schönes Rosenmädchen! aber — mein Name soll doch in deiner Brust eine schöne Erinnerung wecken! — — Gut, gut, gut so! Aber auch diese — einen Kuß wenigstens muß ich mir von ihr verdienen! Das Mädel wär am Ende im Stande, mich auszulachen!

Röschen (will das Geld einstreichen). Ich danke Ihnen, gnädigster Prinz! —

Prinz. Noch einen Augenblick Geduld, liebes Kind, ich habe noch Etwas mit Ihnen zu sprechen. — Glauben Sie mir gewiß, daß

ich es gut mit Ihnen meine, und daß nur ihr eignes Beſtes mich bewogen hat —

Röschen. Sie ſetzen mich in Erſtaunen! Wie wäre das möglich?

Prinz. Haben Sie nicht einen Bräutigam, Namens Heinrich?

Röschen. Sind Sie allwiſſend? — Ich kann es nicht läugnen.

Prinz. Hat dieſer nicht einen Bruder, der Schornſteinfeger iſt und Karl heißt.

Röschen (ahnend). Großer Gott! wohin ſoll das führen? — Ja, ja, das iſt wahr!

Prinz. Nun, ſo fürchte ich, daß — — Ohne Umſchweife! Dieſer Purſch iſt dieſen Morgen durch das Kamin in meine Stube geſtiegen; dieſe Geldchatoulle hat offen geſtanden — und —

Röschen (vom größten Schreck ergriffen). Barmherziger Gott! — Armer, unglücklicher Junge! — — (fällt auf die Knie.) Gnade für ihn! Gnade für den armen Karl, der noch nie —

Prinz (sehr erweicht). O nicht doch! fassen Sie sich doch! stehen Sie auf! Das wollte ich nicht. (hebt sie auf — dann wieder heiterer:) Es ist gar nicht so schlimm; eben deswegen wollte ich ja mit Ihnen sprechen, und — wenn Sie mir für die Befreiung des armen Karls einen einzigen Kuß schenken wollten — (legt leicht seinen Arm um sie.)

Röschen. O tausend dankbare Küsse auf diese wohlthätige Hand, wenn Ihre Güte, wenn Ihre Nachsicht, den Unglücklichen rettet!

Prinz. Nicht Ihre Dankbarkeit, nicht einen Handkuß, sondern —

Röschen. Lassen Sie meinen Bräutigam, den Bruder des Unglücklichen, rufen, und, in seiner Gegenwart — wenn der Kuß eines armen Mädchens Ihnen eine gute Handlung verschönern kann —

Prinz (ohne Verstellung). Sie rühren mich, und ferne sey es von mir, den Frieden dieses Herzens zu stören! — Wissen Sie denn, Karl ist unschuldig —

Univ.-Bibl. München

Röschen. O Gott sey Dank! Gott sey Dank!

Prinz. Ich weiß durch ihn von Ihrer Liebe und den unbedeutenden Hindernissen, die ihrer Verbindung entgegen stehen, und ich gebe Ihnen mein fürstliches Wort, nicht eher abzureisen, bis Ihr Glück begründet ist!

Röschen. Es scheint mir alles so wunderbar, was Sie sagen; kaum glaub' ich, zu wachen und wirklich zu leben —

Prinz. Ich werde Sie überzeugen! Doch ehe dieß geschehen kann — — Sie habe ich geprüft; aber kaum kann ich glauben, daß Ihr Liebhaber ein so edles, liebevolles Herz verdiene!

Röschen. Ich kenne ihn schon seit Jahren. Er ist treu, wie Gold, treu und ohne Falsch —

Prinz. Das werden wir sehen! — Wollen Sie wol die Güte haben, indessen diese Maske zu nehmen und in dieß Kabinet zu treten?

Röschen. Nein, gnädigſter Herr! um Alles in der Welt nicht! Ich glaube, Heinrich wär' vor Schrecken gleich des Todes, wenn er mich hier, bei Ihnen verſteckt und verkleidet —

Prinz. Wie aber, wenn ich Ihnen eine ganz unverdächtige Geſellſchaft gebe?

Röschen. Wer könnte das ſeyn?

Prinz. Ich kann Geiſter citiren!

Röschen. Geiſter? doch nur gute?

Prinz. Schwarz, wie die Hölle, und doch gut!

Karl (ſingt im Kamin, indem er ganz zuletzt ein wenig mit dem Kopfe herausguckt).

„Geſtern Abend ging ich aus
In den grünen Wald hinaus;
Saß ein Häschen hinterm Strauch,
Guckt' mit hellen Aeuglein raus!"

Röschen. Was iſt das? (ſieht ſich um, doch ohne Karl gewahr zu werden.)

Prinz. Mein Mephiſtophiles! (ruft am Kamin.) Queerpfeifer!

Karl (springt heraus). Hier!

Prinz. Ist diese Gesellschaft unverdächtig genug?

Röschen (lächelnd). O ja, gnädigster Herr!

Prinz (zu Karl). Nun, so hilf die Jungfer Muhme einmal ankleiden! (klingelt.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Hermann.

Hermann. Befehlen —?

Prinz. Der Kellnerputsch Heinrich soll sogleich zu mir kommen! — Dann Einpacken und Ankleiden! Es wird angespannt!

(Hermann ab.)

Röschen hat unterdessen sich maskirt.

Prinz. So! schön! allerliebst! Nun hier herein, und lassen Sie mir den Herzallerliebsten nicht so gar leichten Kaufes davon — sonst — — Geschwind! Man kommt schon!

(Röschen und Karl ins Kabinet.)

Vierzehnter Auftritt.

Der Prinz. Röschen und Karl (im Kostüme). Hermann. Heinrich. Bediente und Aufwärter.

Hermann. Hier ist er! (zu den Bedienten und Aufwärtern.) Dieß hier zum Einpacken! Die Chatoulle in den Wagen! (Bed. und Aufw. nehmen auf und tragen fort. Es bleibt nichts, als die Kleidung und der Mantel des Prinzen, welche Hermann zu sich nimmt.)

Heinrich. Mein Herr König, oder wer Sie sonst sind — ich habe sollen hereinkommen. Aber — es ist wol ein Irrthum. Ich bin nur der Heinrich; aber der vornehme Marqueur, der heißt Henri, eben, weil er der vornehme ist, und ich bin gegen ihn nur ein einfältiger Pursche, der mit großen Herren gar nicht umzugehen weiß.

Prinz. Eben dich wollte ich haben, weil ich etwas sehr Wichtiges mit dir sprechen muß.

Heinrich. Mit mir? (vor ſich.) Was das für ein allerliebſter gnädiger Herr iſt! (laut.) Das kann wol nicht ſeyn! Sie? mit mir armen Purſchen?

Prinz. Nun nun, wenn du auch arm biſt, ſo biſt du doch immer ein recht feiner junger Menſch —

Heinrich. Ehrlich und redlich, und ſo viel Verſtand, als ein Faßbinder braucht — das iſt alles!

Prinz. Höre Purſch, du haſt doch gewiß deine 72 Zoll. Willſt du nicht Soldat werden? Es iſt dir ein gar herrliches, luſtiges Leben, und tauſendmal beſſer, als ſo eine Kellerwarm-Exiſtenz! Du kannſts mit der Zeit zum Officier bringen, und ich gebe dir auf der Stelle 20 Dukaten Handgeld.

Heinrich (ſchmunzelnd.) Nein, das wäre nun doch gar nichts für mich!

Prinz. Haſt du's Kanonenfieber?

Heinrich. Das nun eben nicht, Herr König, aber ein anderes — (zeigt aufs Herz.)

Prinz. Das Liebesfieber?

Heinrich. Ach ja, und recht ſtark!

Prinz. Du haſt aber doch nicht etwa ſchon ein Mädchen?

Heinrich. Ach ja, und auch recht ſtark! — Wenn ich mich nur unterſtehen dürfte, es Ihnen zu ſagen, wie mirs ums Herz iſt!

Prinz. Das iſt doch fatal! Du biſt ja zu gar nichts zu brauchen.

Heinrich. Das dächte ich doch nicht!

Prinz. So, ſo? Du kannſt noch zurück? — Nun, ich ſehe ſchon, daß du ein kluger Purſche biſt! Kurz und gut alſo, es hat ſich ein ſehr hübſches, ſittſames, nicht ganz unbemitteltes Mädchen, dem ich wohl will, ſterblich in dich verliebt, und ich habe verſprochen, ihren Freiwerber abzugeben.

Heinrich. Der Herr König will ſich einen Spaß mit mir machen; wär' es aber der Ernſt, ſo thät mir es leid —

Prinz. Was? du willſt nicht?

Heinrich. Nehmen Sies ja nicht ungnädig — ich kann nicht dienen!

Prinz. Aber warum denn nicht?

Heinrich. Je nun, ich habe ja schon gesagt — — weil ich schon versprochen bin!

Prinz. Laß jene laufen! Die ich dir vorschlage, ist reich, schön, tugendhaft —

Heinrich. Das ist viel auf einmal! Aber die meine ist hübsch und auch gut, und so, wie sie, giebt es keine mehr auf der Welt. Das ist doch noch mehr!

Prinz. Die meine ist ein leibhafter Engel —

Heinrich. Und die meine ein recht liebes, braves Mädchen, gerade, wie ich sie haben will — das ist am Ende doch gerade genug!

Prinz. Du solltest doch wenigstens die meinige sehen!

Heinrich. Was kann das helfen? Ich mag sie nicht!

Prinz. Wer kann das wissen?

Heinrich. Ich weiß es!

Prinz. So lasse ich mir nicht gleich den Korb geben; ich befehle dir — —

Heinrich. Ja, wenn das ist — (vor sich.) Das Ansehen hat man umsonst!

Prinz (ins Kabinet). Mamsell! (etwas leiser.) Ohne Queerpfeifer!

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich. Röschen (maskirt aus dem Kabinet tretend).

Prinz. Nun, Heinrich? Nicht wahr, die ist hübsch? — Vergleicht euch indeß! Zur Verlobung komm' ich schon noch zurecht! (zu Hermann.) Komm! (Prinz und Hermann ins andre Kabinet ab.)

Heinrich. Was Geier? Gar verlarvt! Nun, das ist mir doch warlich zu rund!

(Sie stehen einander gegen über, und besehen sich von allen Seiten.)

Röschen (dieſen ganzen Auftritt hindurch mit verſtellter Stimme). Hem! hem!

Heinrich. Was ſagten die Mamſell?

Röschen. Ich huſtete nur!

Wieder eine Pauſe.

Röschen (Nieſt).

Heinrich. Ihr Wohlſeyn, Mamſell!

Röschen. Ich danke Ihnen.

Wieder eine Pauſe.

Röschen (vor ſich). Der Spitzbube! „Das Anſehen hat man umſonſt!“

Heinrich (eben ſo). Sie ſieht aus, wie eine vornehme Madam — mag wol gar ein abgeſetztes Schätzchen des Herrn Königs ſeyn!

Wieder eine Pauſe.

Röschen (vor ſich). Ich muß nur anfangen! — (laut.) Sie ſind nun drittehalb Jahr in dieſem Hauſe, Monſieur Heinrich?

Heinrich. Zu dienen!

Röschen. Man ſagt, es gefiele Ihnen nicht ganz hier; Sie wünſchten ſich weg, wünſchten ſich ſelbſt zu etabliren?

Heinrich. Wer wünscht das nicht?

Röschen. Sie wünschten sich auch zu verändern —?

Heinrich. Nach Befinden der Umstände!

Röschen. Sie hätten sich auch schon was ausgesucht —?

Heinrich (vor sich). Sie muß gehorcht haben! (laut.) Das könnte wol seyn!

Röschen. Eine gewisse Jungfer Wernerin!

Heinrich (vor sich). Was Geier? Hätt' ich sie denn genannt? (laut.) Ja, ja, es ist keine Sünde, so zu heißen.

Röschen. Bewahre! das will ich auch nicht gesagt haben. — Ein wenig vorsehen möchten Sie sich indessen doch; das Sprichwort sagt: Traue, schaue, wem? —

Heinrich. Da haben Sie recht —

Röschen (vor sich). Wie meint er das? (laut.) Es kann immer ein Mädchen recht hübsch und artig seyn, und doch —

Heinrich (etwas höhnisch). Morgenbesuche abstatten!

Röschen (vor sich). Ei! ei! (laut.) Man sagt, das Mädchen sey auch nicht ganz ohne Mittel; sie kriege eine Ausstattung —

Heinrich. Aber ehrlicher Weise; aus einem Testamente!

Röschen. Ich weiß wohl; aus dem Wernerschen Gestifte —

Heinrich (vor sich). Das ist mir zu arg. (laut.) Sie mögen recht haben!

Röschen. Sie haben sich auch so ein 20 Thälerchen gesammelt —

Heinrich (vor sich). Die Mamsell hat den Teufel! (laut.) Wer sagt Ihnen denn das?

Röschen. Der kleine Finger! Ich könnte Ihnen wol noch mehr sagen; aber — Wenn sich nun ein anderes, wenigstens eben so hübsches, Mädchen fänd, das schon jetzt ein ansehnliches mehr besäß, als sie wol dächten, und vielleicht in Zukunft —

Heinrich. Das Gewisse ist mir lieber, als — die ungewissen Unterstützungen!

Röschen. Und das Sie noch weit zärtlicher liebte — —

Heinrich. Das kann sie nur bleiben lassen!

Röschen. Wie Sie auch wunderbar sind! (nimmt seine Hand, die er ihr nur gezwungen läßt.) Verstehen Sie sich etwa auf Träume, lieber Musje Heinrich?

Heinrich (reißt sich los und will fort). Ich will gleich nachsehen, ob die alte Kartenschlägerin hier ist, die immer früh zu den Damen geht.

Röschen (hält ihn). Nicht doch! Sie sollen mirs selbst deuten; ihr Herz soll es!

Heinrich. Das wird stumm seyn, wie ein Fisch!

Röschen. Ach, lieber Musje Heinrich, mir hat heute Nacht von einem großen, hellen Feuer geträumt. Wissen Sie, was das anzeigt?

Heinrich. Ganz und gar nicht.

Röschen (sehr zärtlich). Eine Braut zeigt es an, eine Braut!

Heinrich (vor sich). Sie ist toll! — (laut.) Ja, da passen nur die Träume nicht zusammen.

Röschen. Wie so?

Heinrich. Mir hat diese Nacht von pechschwarzen Pferden geträumt, und das bedeutet allemal, daß aus einer Sache nichts wird.

Röschen. Das sollte mir sehr leid thun. — Ich liebe Sie so zärtlich —

Heinrich (vor sich). Das ist mir zu arg! (laut.) Da thut mirs wahrhaftig leid um Sie, sieht aber nicht zu ändern.

Röschen. Sie würden ein gemachter Mann —

Heinrich. Das findet sich wol!

Röschen. Sie könnten ihren Bruder auf das nachdrücklichste unterstützen —

Heinrich (ernst.) Das wäre etwas; aber — ich habe ja gesunde Hände — Nein! es geht doch nicht!

Röschen. Sie können so grausam seyn? Sie mögen mich nicht?

Heinrich (vor sich). Nein, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen! (laut.) Kurz und bündig! Nein!

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Der Prinz (völlig angekleidet), der schon eine Weile zugehört hat, und Hermann aus dem Kabinet.

Prinz. Ich erstaune. Du willst sie also nicht? — Es ist dein völliger Ernst?

Heinrich. Nehmen Sie's ja nicht ungnädig — Ja! ja! mein völliger Ernst!

Prinz. Auch nicht, wenn ich sie ausstatte —

Heinrich. Nein! nein! nein! Nicht im geringsten!

Prinz. So thut mirs wirklich leid, daß

du dein Glück mit Füßen ſtößeſt! So thut mirs leid, liebes Röschen!

Röschen (demaskirt ſich. Hermann nimmt den Domino und geht kopfſchüttelnd ab). Du verſchmähſt mich, Heinrich?

Heinrich (ſehr erſchrocken). Lieber Gott! du hier, Röschen? — (hält ſich die Augen zu.) Ha! das iſt zu arg! das iſt zu arg! — (feſt.) Wen ich hier verſteckt finde — ach, das Glück meines Lebens iſt auf immer dahin, ich bin ſo unglücklich, ſo los von der ganzen Welt — — aber, wen ich hier, im ſchönſten Staate hier verſteckt finde — Nein! Nein! Nein! Wir ſind geſchieden, Röschen, auf ewig! (will fort.)

Prinz. Bleib, Freund! Sey nicht gleich ſo wild; höre erſt —

Heinrich (ſehr weich). Leb wohl, Röschen! — leb wohl, liebes Röschen! (will fort.)

Prinz. Du ſollſt da bleiben, hab' ich befohlen! Dein Mädchen iſt unſchuldig —

Heinrich. Ach, das kann auch kein König befehlen!

Prinz. Sie hat sich nur den Augenblick, ehe du eintratst, hier verborgen.

Heinrich. Desto schlimmer! — — Ach ich bin unglücklich! ich bin ganz unglücklich!

Prinz (ruft ins Kabinet). Queerpfeifer raus!

Karl (springt heraus und fällt Heinrichen um den Hals). Da bin ich schon! — Sey kein Narr, Herzensbrüderchen, ich habe hier bei ihr gesteckt, und sie ist so gut, wie ein Engel, und hat dich so lieb —

Heinrich. Du bist hier bei ihr gewesen? Du bist so lange hier gewesen, als sie?

Karl. O noch eine halbe Stunde länger! Der Herr Prinz hat mich Musje Karl geheißen, und, ich habe mir zwei Gnaden ausbitten dürfen!

Heinrich (zu Röschen, kleinlaut). Bist du noch böse, Röschen?

Röschen. Bist du's? (Sie sehen sich einen Augenblick an und fallen sich dann in die Arme.)

Prinz. Bravo, bravo, Leutchen! das gefällt mir —

Röschen und Heinrich fahren aus einander.

Heinrich. Ach, nehmen Sie's nur nicht ungütig, daß wir —

Röschen. Wir bedachten nicht —

Prinz. Laſst's gut ſeyn! — Aber die Zeit eilt; ich muß hier meine Geſchäfte arrangiren. (nimmt die beiden Handſchuhe und die ſeidne Briefstaſche, und zieht ſein Taſchenbuch heraus.) Alſo, dieſe Briefstaſche iſt gehandelt; (zu Röschen) ſtreichen Sie ein! (legt einen Handſchuh in ſein Taſchenbuch, den andern in die ſeidne Briefstaſche.) Für das übrige — (ſchiebt ihr die beiden Rollen hin) kaufen Sie erſtlich dem braven Karl anſtändige Kleidung, und (er ſchreibt einen Namen auf eine Karte) ſpediren ihn auf der Poſt an dieſe Addreſſe! Der ehrliche Alte, zu dem er kommen ſoll, iſt ein ſehr geſchickter Muſikus — (zu Karl.) Wenn du was braves lernſt, wirſt du zuerſt wenigſtens Hautbeiſt!

Karl (ſpringend). Ich bin Queerpfeifer-Rekrut! Hautboiſten-Rekrut!

Prinz. Da bleibt aber ſchon noch etwas übrig; es ſind zuſammen 200 Dukaten. Der Reſt iſt euer — für einen einzigen Gang —

Röschen. Ach, gnädigſter Herr! —

Heinrich. Für einen einzigen Gang —?

Prinz (giebt Röschen die ſeidne Brieftaſche). Wenn Sie Hochzeit machen, tragen Sie eine Torte und dieß zu der ſchönen Pathe Comteſſ. Sagen Sie ihr, der Name Roſa habe den glücklichen Räuber zum Hochzeitvater gemacht; ſagen Sie ihr —

Karl. Victoria! Victoria! — Ich fahre zum letztenmal in den Schorſtein und ſchreie über die ganze Stadt weg: Vivat! Vivat der allerliebſte Prinz! hohaho! (ſchnell in den Kamin.)

Röschen und Heinrich (fallen vor dem Prinzen nieder, zugleich): Wie ſollen wir Ihnen genug danken? — Ach, wie gut ſind Sie! — O Gottes Segen —!

Prinz. Bist du nun zufrieden mit mir, schönes Mädchen? — Aber so muß es nicht seyn, so —! (hebt sie auf und legt sie einander in die Arme.) Ach wer auch so neben Rosa ständ! (Man hört, jedoch gedämpft, ein Quartett von Posthörnern.) Fort! fort! (Heinrich und Röschen wollen ihm nach.) Nicht von der Stelle! — Lebt wohl! (ab.)

Heinrich, Röschen (ihm nachrufend). Ach Gottes Segen — Und eine Rosa —

Heinrich. Bestes Röschen! —

Röschen. Lieber, guter Heinrich! —

Heinrich. In vier Wochen sind wir getraut!

Röschen. In sechs Wochen bist du Meister!

Karls Stimme wie von oben. Vivat! Vivat! hoha!

Heinrich. Wir haben entsetzlich viel Geld —

Röschen. Wir können auch Weine einlegen —

Heinrich. Wir hängen einen großen Kranz raus —

Röschen. Wir lassen einen dicken, goldnen Bacchus machen —

Karls Stimme. Vivat! Vivat! Hohaho!

Heinrich. Heisa! — (zu den Zuschauern.) Und wer von den Damen nette Badewännchen braucht, und wer von den Herren zuweilen frühstückt, der wird doch wol einem jungen Anfänger was zuwenden?

Die Postbörner fallen wieder ein und der Vorhang fällt.

VII.

Die Todtenglocke.

Zueignung.

Wie lange raſ't auf klirr'ndem Waffenwagen
Die Mordgier, Schwerd und Pechkranz in der Hand,
Durchs dunſt'ge Feld, wo Leichenwälle ragen;
Schweift gräßlich jauchzend durch der Städte Brand?
Soll auch der Frommen gläub'ge Bruſt verzagen?
Hat der Erbarmer ganz ſein Aug' gewandt?
Wird ſtets der Strom mit blut'ger Woge ſteigen,
Das Morgenroth mit Rauch umflort ſich zeigen?

Lob, Ehr' und Preis! Es winkt der Herr im Himmel;
Als Friedensglocke dröhnt der Feuerſchlund;
Die Streiter zieh'n mit jubelndem Getümmel
Zum Heerd der Heimath, zu der Liebe Bund.
Den Geigern folgt der Kinder froh Gewimmel;
Es ruft zum Dom der tiefen Orgel Mund;
Der Helm iſt grün, und Haar und Bruſt der Frauen
Bunt, wie ein wallend Blumenbeet, zu ſchauen.

Schon kehrt der Pflüger nach der wüſten Stelle
Und wählt zum Markſtein de. Geſammen Mal.
Der Zimmrer haut, der Maurer ſchwingt die Kelle,
Die Brücken ſperrt der Wagen reiche Zahl;
Der Schäfer weidet noch bei Sternenhelle
Schalmeiend durchs geſchwätzige Birkenthal,
Und alles hofft, daß in der Eiche Schatten
Nun Fried' und Recht, und Fleiß und Glück ſich gatten.

Jauchzt nicht zu früh! In drohender Nähe ſchweben
Gefahr und Schrecken, euch noch unbekannt.
Ein Todesengel wich; doch andre heben
Das bleiche Antlitz aus der Wolken Rand.
Vor ihrem Blick erſtarrt das rege Leben;
Aus gift'gem Dunkel raſtlos abgeſandt
Und ſicher treffend, mit des Blitzes Eile,
Durchſchwirren Hütt' und Schlöſſer ihre Pfeile.

Unſel'ge Tage! Von der Parze Rocken
Riß wild verworren jeder Faden ab.
Im Silberhaar, im Schimmer goldner Locken,
Sinkt Greis und Jungfrau in das weite Grab.
Unſel'ge Tage — wo gedämpfte Glocken
Verkunden, daß die Gnade ſteigt herab;
Wo Leichenzüge jedem Herzen Leben
Und jedem Buſen Athem wiedergeben!

Still! sie ertönen! — Alles horcht und wanket
Auf öde Straßen aus dem öden Haus,
Und, wie die schwarze Bahre näher schwanket,
Bricht jedes Aug' in heiße Thränen aus;
Die Freude kehrt zurück, und Hoffnung ranket
Sich Arm in Arm mit der Erinn'rung Graus:
Nur Eine — jüngst die Glücklichste von allen,
Seh' ich verlassen durch die Reihen wallen!

Und diese Eine — ihre kurzen Wonnen,
Ihr nie gestillter, schwerer Todesschmerz,
Was mit der Zeiten Fluten längst verronnen,
Sey hier geborgen für ein fühlend Herz.
Dir, Ida, weih' ich, was ich fromm begonnen,
Dir, Ida, hold in Trauer, wie im Scherz.
Im reinen Spiegel deiner Wehmuthszähren
Wird selbst das Leid zur Wonne sich verklären.

1648.

I.

Clara Gartenbergin in N. an Maria Heerwartin in F.

Schmolle nicht, liebe Schweſter, daß ich dich und deinen Mann, der mich oft zum Spott als die fleißigſte Schreiberin geprieſen, ſo lange auf eine Antwort warten ließ. Du wirſt glauben, das Friedensfeſt, welches auch bei uns, wie in allen deutſchen Landen, mit großem Gepräng begangen worden, habe mich abgehalten; aber, aufrichtig geſprochen, ſo habe ich den Feierlichkeiten zwar leiblich beigewohnt, doch im Geiſt und in der Wahrheit weit we-

niger dabei empfunden, als die ältern, verständigern Leute.

Du weißt, daß ich während der noch glücklich abgeschlagenen Belagerung geboren und bei steten Kriegstrubeln aufgewachsen bin; zudem ist unsre Stadt in den letzten Jahren ziemlich mit feindlicher Besatzung verschont geblieben, und ich . . . freilich bin ich wol noch ein einfältiges Kind . . . ich kann mir gar nicht als wirklich denken, was man von den Greuelthaten mitunter erzählt hat. Jetzt nun, da sich alles über die hergestellte Ruhe freut, denke ich immer, daß das ja eigentlich gar nicht anders seyn könne und dürfe. Auch laufen noch unaufhörlich die traurigsten Nachrichten von Hunger und Noth ein, womit die entfernten, verheerten Gegenden schrecklich heimgesucht werden; wer kann sich da recht mit Leib und Seele freuen?

Also, das Friedensfest kann meine Zögerung nicht entschuldigen, aber wol . . . du wirst über mich lachen, und nicht ganz mit Unrecht . . .

aber wol häusliche Beschäftigung, deutlicher zu reden, die Führung des Hauswesens, welche jetzt einzig und allein auf den schwachen Schultern deiner armen Clara ruht.

Du fragst, wie das zugeht? und ob die gute Base Hedwig das Amt der Schlüssel willfährig an mich abgetreten? Ja, liebe Maria, das ist eben die große Neuigkeit, die ich zu berichten habe, aber dir, um mich einmal recht ausreden zu können, so karg zumessen will, wie der Arzt einem Genesenden den stärkenden Wein.

Ich muß lachen über diese Vergleichung; ist's doch wirklich, als hing einem das an, wovon man immer hört. Mir hat Base Hedwig in den letzten Wochen ihres Hierseyns, wie ein leibhaftiger Ober-Feld-Chirurgus, unaufhörlich von vortrefflichen Wundbalsamen und verwundeten Generalen vorgeredet.

Doch genug zum Eingange! Du weißt besser, als ich, wie die gute Hedwig in unser Haus gekommen ist, und daß sie alles, was

ſie ſich nur abdarben können, auf ihren Stiefſohn gewandt hat. Dieſer, in deſſen Lobe ſie ſtets ſehr weitſchweifig war, jetzt aber ganz unerſchöpflich iſt, hatte vor einigen Jahren die Würde eines Licentiaten der Medicin und die Feldleibarztſtelle bei einem der vornehmſten kaiſerlichen Kriegsoberſten erlangt, und ſchickte ihr zuweilen ſchöne Geldröllchen, wovon ſie aber keinen Heller verthan hat. Seit einiger Zeit blieb alle Nachricht von ihm aus, und ich habe ſie manchmal des Nachts bitterlich ſeufzen und weinen hören, auch wol insgeheim ſelbſt ein Thränchen zur Geſellſchaft geweint.

Nun denke dir, liebe Maria, ſelbſt die Freude, als vor kurzem wieder ein Brief von ihm einlief. Sie hatte mir noch keinen gewieſen, aber den wies ſie mir, und da ſtand drin, wie er ihr gar viel zu erzählen habe, und daß er am kaiſerlichen Hofe ein Amt erhalten ſollen, wenn er den Glauben ändre, daß er das aber nicht gethan, ſondern bald zu ihr kommen werde, und daß ſie nicht mehr

den reichen Anverwandten . . . das hat mich ordentlich verdroſſen von ihm . . . zur Laſt fallen ſolle, u. ſ. w. Ja, alles das ſtand in dem Briefe und noch weit mehreres; aber, wie er das Alles gegeben hatte, das mag ihm eine Geſcheidtere nachmachen; mir ich nicht!

Genug, die gute Alte hatte nun bei uns keine bleibende Stätte und gab meinem Vater von Zeit zu Zeit ſchüchtern zu verſtehen, daß es ſich nunmehr nicht länger ſchicken wolle, in Lohn und Brote zu ſtehen, und dergleichen, bis dieſer endlich darein willigte, daß ſie mir die Wirthſchaft übergab. Manch Thränchen hat es freilich von beiden Seiten gekoſtet; aber ſie iſt nun ausgezogen, und der Stiefſohn iſt angekommen.

Nächſtens erfülle ich das Verſprechen, ihre Einrichtung und . . . den Wunderdoctor zu beſehen, und dann ſollſt auch du etwas näheres hievon erfahren.

Der Vater iſt nach ſeiner Art munter, und läßt euch grüßen. Ich höre ihn eben in der

Wechſelſtube mit den Geldſäcken klimpern; du beſcheideſt dich alſo von ſelbſt, daß er jetzt nichts Schriftliches beiſchließen kann.

Ich empfehle dich und deine lieben Kinder in den Schutz des Höchſten.

2.

Maria Heerwartin an Clara Gartenbergin.

Ich danke dir, mein liebes Clärchen! daß du mich wieder mit einem, und zwar mit einem recht ausführlichen Briefe erfreut haſt. Zwar wußte ich ſchon eins oder das andere von der Veränderung im väterlichen Hauſeweſen, aber doch war es mir lieb, von dir alles noch genauer zu erfahren.

Wir befinden uns alle bei guter Geſundheit, wofür man bei jetziger ſchlaffen Witterung dem Höchſten nicht genug danken kann, und ich weiß dir von uns nicht das Geringſte

zu ſchreiben. Was aber deinen . . . Wunder-doctor anlangt, da rathe ich dir doch, ein wenig auf deiner Hut zu ſtehen. Ich weiß mich noch recht gut zu beſinnen, daß der junge Palmer . . . wir nannten ihn damals nur Vetter Marel . . . dich immer im Garten herumgetragen hat, und einmal zum Weihnachtsabend bracht' er dir gar eine ſelbſtgefertigte Chriſtſchäferei mit Moos und Figuren. Der Vater wollte ihm durchaus einen Marienguldn dafür ſchenken, aber er hätte das Geld um nichts in der Welt genommen, und du hatteſt über die Lämmchen mehr Freude, als ſelbſt über den Zuckerbaum und die große Wachsdocke in Drapd'or.

Nachher habe ich ihn nur einmal wieder geſehen, als er von dem Gymnaſium auf ein paar Tage hier war; aber vor einigen Wochen bei ſeiner Durchreiſe hat er uns beſucht . . . Clärchen! ich kann dir nicht ſagen, was aus dem Marel für ein ſchöner und doch ſo beſcheidener Mann worden iſt! Er ging hier noch in

Ungarſcher Tracht; da hätteſt du ſehen ſollen, wie die Leute ihm auf den Gaſſen nachliefen, wenn er in dem ſchwarzen Sammtpelz mit goldnen Schnuren die Gaſſe herauflam. Mein Mann, der doch ſonſt eben nicht redſelig und zutraulich iſt, hat ihn bis in die ſpäte Nacht bei ſich behalten, und ihm gewaltig zugeſetzt, daß er ſich hier einrichten ſolle.

Von dem, was er erzählt hat, könnte ich einen ganzen Bogen voll ſchreiben; denn ich habe immer an der Thür gehorcht, und ſelbſt die kleine Adelheid wollte nicht einſchlafen. Aber ich will der Mutter Hedwig nicht ins Handwerk pfuſchen. Darum ſage ich nur noch: Clärchen! Clärchen! wahre dein Herz!

Gehab dich wohl und grüße den Vater!

3.

Der Licentiat Maximilian Palmer an den kaiserlichen Hauptmann Caspar von Geismar.

Liebster Freund,

Endlich bin ich in meiner Vaterstadt angelangt und habe meine Bücher und Instrumente etwas in Ordnung gebracht. Das erste Blatt, das ich in dieser meiner eignen Wohnung berühre, verwende ich zu einem Brief an dich; an dich, trauter Geismar, den die Vorsicht selbst meinem Herzen zuführte, der in Freud' und Leid, auf dem schlüpfrigen Wege der Gunst und im Felde der Gefahr, stets mein Rathgeber und redlichster Beistand war!

Dir, der von Jugend auf sich an das Getümmel des Lagers gewöhnte, wird es kaum begreiflich seyn, welch sonderbares Gefühl einen friedlichen Gelehrten überfällt, wenn er, nach jahrelangem Herumschweifen, in die stille Hei-

math zurückkehrt. Wie viele Dörfer und Städte war ich durchzogen, und doch, wie wunderbar ward mir zu Muthe, als ich die Kirchthürme meines Geburtsorts wieder erkannte! Wie oft war ich auf dem Schlachtfeld durch die Haufen der Todten und Verwundeten festen Muthes gewandelt, und doch, da ich jetzt in der Morgensonne die weißen Leichensteine über die Kirchhofsmauer meiner Vaterstadt hervor ragen sah — welche Beklemmung, ich möchte fast sagen, welche Bangigkeit, bemächtigte sich meines Herzens! Nie, nie, habe ich den Tod gefürchtet; seinem unversöhnlichsten Feinde muß der Arzt ja keck ins Gesicht schauen lernen; aber jetzt, da mir einfiel: Hier ruhen deine Aeltern und Großältern; hier wird deine gute, edle Mutter, hier wirst auch du, so die Vorsicht deine Wünsche erfüllt, ein stilles Kämmerlein finden . . . wie ernst und feierlich ward meine Stimmung, wie langsam und bedächtig mein Schritt!

Doch ich mußte mich mit Gewalt von dieſer, obwol nicht unangenehmen Wehmuth losreißen. Der freudigſte Empfang ſtand mir ja bevor, und wie ſehr würde ich meine fromme, redliche Mutter betrübt haben, hätte ſie auch nur einen einzigen Pulsſchlag in mir geahnet, der nicht der Freude heilig geweſen wäre.

Es iſt unmöglich, dir ihre lebhafte Fröhlichkeit, die Zärtlichkeit ihrer mütterlichen Umarmungen, das Rührende ihrer hervorſtürzenden Thränen, auch nur einigermaßen zu ſchildern, und kaum hatte ſie ſich einmal beruhigt, als ſie mich ſchon wieder aufs neue in ihre Arme ſchloß, dann mir Stück vor Stück zeigte, was ſie ſorglich für mich eingerichtet, dann wol gar mich an das Fenſter zog, um auch die Nachbarn zu Zeugen ihrer Freude, zu ... wirklich, es lag ſo etwas in ihrem gutmüthigen Freudentaumel ... zu Neidern ihres mütterlichen Stolzes zu machen.

Ich mußte mich ihren Fragen und Erzählungen faſt den ganzen Tag überlaſſen, und

konnte erſt gegen Abend nach dem Triebe meines vollen Herzens ein wenig ins Freie gehen.

Ich durchwandelte einige Straßen; überall ſtieß ich auf Erinnerungen meiner Jugend, zuweilen auch auf bekannte, doch gealterte, Geſichter, die mich lange fragend anſahen, und dann meinen Gruß freundlich erwiederten. Endlich war ich, ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, auf den Thumplatz gekommen. Ein altes Bild an der Mauer, wo eine ganze Familie vor dem Kruzifix auf den Knien liegt, . . . rechts der Vater und die Söhne, links Mutter und Töchter, alle in abſteigender Linie, wie die Pfeifen an einer Orgel, . . . dann aber der Großvater wie aus der Erde hervorwächſt, und ernſten, geiſtergleichen Geſichts, bedeutend mit dem Finger auf die abgelaufene Uhr zeigt . . . dieß Bild, das ſonſt oft, wenn ich zur Schule ging, meinen Frohſinn unterbrach, verſetzte mich ganz in jene frühern Zeiten; ein Knabe des Glöckners ſtand am Pförtlein des Thurms,

hielt mich für einen Fremden, und fragte, ob ich nicht den Petersthurm besteigen wolle?

Das war es, wonach meine eingeengte Brust, ohne es deutlich zu fühlen, sich gesehnt hatte; nur eine Aussicht in die weite Gegend, auf welche eben hehr und ernst der Abend herabsank, konnte meine aufgeregte Seele beruhigen. Ich stieg die Treppe hinan, umging das ganze Thurmgeländer; schon stieg der Nebel aus dem Strom, der Thau von den Wiesen empor, und die Sonne ging in rothen Wolken hinter mit Korn und Wein bepflanzten Gebürgen unter, und neben mir wurde zum Türkengebet geläutet.

Mein Herz schlug laut, voll feierlicher Andacht, und nur ungern ließ ich mich stören, als der Thürmer mich einlud, nun auch seine Glocken zu besehen.

Die Glocken des Petersthurms sind wegen ihres hellen Klangs und kunstreichen Gusses sehr berühmt, und ich mochte dem ehrlichen Alten nicht das Vergnügen verkümmern, seine

Schätze

Schätze lobpreisend zeigen zu können. Er war unerschöpflich in der Geschichte dieser Glocken, nannte mir ihre Namen, und nickte mir freundlich zu, wenn ich das künstliche Bildwerk und die Verse darum höchlich bewunderte.

Doch das beste hatte er sich weislich aufgespart; sein größter Stolz war das Todtenglöcklein, nach seiner Versicherung, fast ganz von Silber. Unter ihrer Krone sind geflügelte Engelsköpfchen angebracht; darum läuft ein Reim in ziemlich unleserlichen Mönchs-Buchstaben; doch bracht' ich endlich ungefähr den Sinn heraus: „Mich hat gegossen Eberhard Rösler und mich hieher geschenkt; bei seinem Hinscheiden ward ich zum erstenmal geläutet."

Ich kann dir nicht sagen, wie mich das aufs neue ergriff; der fleißige Meister stand lebendig vor mir, wie er die freundlich-lächelnden Engelgesichter geformt und mit jedem, das ihm nach Wunsche gelungen, geliebäugelt, und dabei mit der Ruhe des guten Gewissens an sein

letztes Stündlein gedacht hat. Ich wollte drauf wetten, daß er, wenn er hieran gearbeitet, unmöglich mit der Frau zanken oder den Lehrjungen züchtigen können. . . .

Doch über dem Unbedeutenden das Wichtigere nicht ganz zu vergessen, so muß ich dir noch melden, daß ich hier ein sehr gutes Fortkommen erwarten darf. Mein ehemaliger Lehrer, der Oberpfarrer, hat mich auf das herzlichste wieder auf- und angenommen, und der treffliche Misanthrop, Doctor Bär, durch dessen Verwendung ich an Palfy gekommen bin, mithin auch dich kennen gelernt habe, will, wie er sagt, mit mir wieder jung werden.

Es schmerzt mich, daß ich den Brief schon schließen soll; das Schreiben ist doch wenigstens ein kleiner Ersatz für unsere sonstige trauliche Unterhaltung. Gott erhalte dich mir, mein bester Weismar!

4.

Clara an Maria.

Ich soll mein Herz wahren, gute Maria? Ja, warum hast du auch mit deiner Warnung so lange gezögert? und warum mußte dein Brief gerade diesmal einen Umweg nehmen? Wenn nun ein Unglück entsteht, so bist du und der Zufall allein Schuld daran!

Du siehst wol, daß ich immer noch heiter und fröhlich bin, und giebst deine Besorgnisse hoffentlich auf; ich will mir daher nicht das Vergnügen versagen, dir über . . . die bewußte Sache die versprochne ausführliche Nachricht zu ertheilen.

Du besinnst dich, daß ich Willens war, die gute Base Hedwig und den Vetter . . . nun, die Verwandtschaft ist zwar ein wenig weit, aber Vetter heißen müssen wir ihn doch wol . . . also den Vetter Palmer zu besuchen. Hedwig hat ein zwar kleines, aber nettes

Quartier auf der Jakobsstraße gemiethet, und es, wie du leicht denken kannst, nach Herzenslust ausgeschmückt. Ihr Herzblatt, der Herr Stiefsohn . . . denn sie kann sich nur in seiner Gegenwart entschließen, das Herr wegzulassen . . . war eben zum Doctor Bär gegangen, und sie hatte daher um so mehr Muße, mir alles und jedes zu zeigen. Erst gings durch die Küche, wo das kupferne und zinnerne Geschirr einen gar hellen Schein giebt, dann in ihr eignes, und in das Putzzimmer, zuletzt in Maximilians Studierstübchen. Ja, liebe Schwester, das hättest du selbst mit sehen sollen! In der That, es giebt an Schönheit und Glanz unsrer eignen großen Stube, obschon dort eine ganze Amazonenschlacht auf den Wänden zu schauen, wenig nach, und ich glaube es der guten Alten recht gern, daß der Vetter nur ihr zu Liebe das alles erträgt. Die Tapeten sind von schwerem, großgeblumten grünen Damast, die Fensterwolken bilden einen ganzen Betthimmel, und der Rahmen

des Spiegels muß dem Bildhauer und Vergolder manchen Schweißtropfen gekostet haben. Bei alledem ist der guten Alten ein großes Leidwesen widerfahren, wovon sie aber um keinen Preis etwas verlauten lassen würde; denke selbst, unter dieser irdischen Pracht, sogar unter den schönsten Blumentöpfen und Schaufiguren, stehen bleiche, lebensgroße Bein-Gerippe, und selbst die spiegelnden Bohnschränke sind mit Todtenköpfen und mancherlei Monstris, die nur ein Arzt um sich leiden kann, reichlich besetzt.

Base Hedwig zeigte mir das alles mit niedergeschlagenem Blick und manchem stillen Seufzer, ging aber bald, um sich zu trösten, zu etwas fröhlicherm über, und breitete nun mit unerschöpflicher Beredsamkeit mancherlei Ehrengeschenke, die ihr Sohn erhalten, eine goldne Kette, einige köstliche Ringe . . . dann auch mancherlei Seltenheiten, die er mitgebracht, ein großes Buch voll getrockneter Kräuter, türkische Teppiche und Tücher, einige

Büchslein mit Balsam von Mekka, und, was weiß ich alles noch sonst, vor meinen staunenden Augen aus. Zum Schluß mußte ich auch noch das Ungrische Wams, ja selbst Säbel und Halbstiefeln sehen, worin der Herr Licentiat Gnade vor deinen richtenden Blicken gefunden hat, und gerade, da Hedwig dies auskramte, trat er selbst unvermuthet ein. Ich glaube wahrhaftig, daß ich über und über roth geworden bin. Ich sprang von der Truhe hinweg, als hätt' ich sie bestehlen wollen ... Ja, liebe Schwester, du hast Recht. Was ist aus dem Marel für ein schöner, bescheidener Mann worden! ...

Das verwünschte Geplauder! Eben schickt der Vater und läßt fragen, ob der Brief noch nicht fertig sey; sonst müsse er für diesmal liegen bleiben. Ich hätte dir noch so vieles zu schreiben, und doch bin ich nun so beklemmt, so unruhig, weil mich die Post drängt ...

Gehab dich wohl, gute Maria!

5.

Geheimschreiber Sylvani an den Licentiat Palmer.

Es fällt mir schwer, hochgelahrter Herr Licentiat und hochgeehrtester Freund und Gönner, den Befehl des Herrn Feldzeugmeisters zu erfüllen, und doch darf ich mich dieser traurigen Pflicht nicht entziehen. Sie sind ein Mann; ein Mann, dem der Anblick des Todes nichts ungewohntes, nichts schreckbares seyn kann; ich würde Ihren Muth zu entehren scheinen, wollte ich Umschweife suchen . . .

Ihr vor einem Monat mit der Feldpost eingegangener Brief an den Herrn Hauptmann von Geismar folgt anbei uneröffnet zurück; der wackere Kriegsheld, den Sie einst schwer verwundet unter den Leichnamen hervorzogen, ist, nicht von einer feindlichen Kugel getroffen, sondern in seinem Standquartiere, nach einem Krankenlager von wenig Tagen, in ein ande-

res Leben übergegangen. Er hat, eingedenk der alten Freundschaft, Sie zu seinem Erben ernannt; jedoch tragen des Herrn Feldzeugmeisters Gnaden Bedenken, seinen Nachlaß dermalen an Sie abgehen zu lassen.

Wir sind Freunde und wackere Kriegsgefährten; warum sollt' ich vor Ihnen verbergen, was man nur den Schwachen zu verheimlichen sucht? Es ist nicht mehr zu leugnen, daß in den umliegenden Gegenden eine ungewöhnliche Sterblichkeit grassiret; einige schreiben das Uebel den Ausdünstungen der vielen Gebliebenen, andere einem Heuschreckenheer zu, welches im Morgenland durch den Wind in die See, und von da wieder ans Land getrieben worden sey. Von dort aus soll die Contagion über unsre Lande sich verbreiten. Hiesige Stadt ist, Gott sey Dank! bis jetzt noch verschont; doch wer weiß, wie lange wir uns dessen noch zu getrösten?

Ich empfehle Sie in den Schutz des Höchsten, als ꝛc. ꝛc.

6.

Hedwig verw. Bernſteinin an Maria Heerwartin.

Hochgeehrte Frau,
Herzgeliebteſte Frau Muhme
und Tochter,

Ich kann mir nicht helfen, ich muß an Sie ſchreiben, und Sie werden es mir zu gut halten, daß ich auch das Frau Tochter von Alters her noch immer beibehalte.

Das liebe Kind, die Clärchen, hat Ihnen gewiß ſchon gemeldet, daß mein Herr Sohn wieder hier iſt. Er hat mir auch geſagt, daß er auf der Reiſe bei Ihnen geweſen, und hat mir einen ſchönen Gruß von Ihnen mitgebracht, welches mich ſehr erfreuet.

Nun hören Sie aber, wie das weiter gegangen, und warum ich in meiner Noth an Sie ſchreiben thue.

Alſo der Herr Licentiat war angekommen,

und Clärchen that mir die Ehre, meine neue Wirthschaft zu besehen. Da war er nun erst nicht da; denn er hat schon starke Kundschaft, wie auch der Herr D. Bär . . . Sie werden sich wol noch auf ihn besinnen: Sie fürchteten sich immer vor ihm, weil er so dicke Augenbraunen hat, und auch oft so gelb aussieht . . . sein gar großer Patron und Gönner ist. Aber, da er kam, nämlich der Licentiat, wurde das gute Kind feuerroth, und riß die großen blauen Augen noch viel weiter auf; und er wollte erst gerade auf sie zu, aber besann sich noch zu gutem Glück, und nahm sie nur ganz sanft bei der Hand. Hernach traten sie ans Fenster, und er behielt immer ihre Hand. Die Sonne schien recht freundlich herein, und da ich die beiden bildschönen jungen Leutchen so sah, mußte ich hinausgehen; denn die Augen gingen mir über. Da ich nun wieder kam, wol nach einer Viertelstunde, standen sie immer noch so, und er zeigte ihr ein Kraut, das die Blätter sinken läßt, wenn man sie anrührt, und Clär-

chen griff immer ein Blatt ums andre an, und er sagte ihr viel Schönes und Gelehrtes von der Natur des Krautes, was ich nicht alles verstand, und sie griffen wol auch manchmal ein Blatt zusammen an.

Das war gut, und wie sie gehen wollte, zog er mich auf die Seite, und ich mußte ihr ein schönes türkisches Tuch verehren, das er sich selbst nicht getraute, ihr zu schenken, und er stand nur hinterm Thürfenster und lauschte, ob sie's auch nehmen würde.

Aber sie nahm es, und hatte eine große Freude, und hat es immer getragen, als wäre es noch prächtiger, als es doch wirklich ist, da selbst die Weiber in der Ottomanischen Pforte solche Tücher tragen.

Hernach ist sie öfter wiedergekommen, des Morgens und Mittags, und auch des Abends, manchmal nur auf einen Husch; und mein Sohn ist auch bei dem alten Herrn Gartenberg gewesen, welcher ihm Wein vorgesetzt und

alle Ehre erwiesen, und auch über seinen Husten befragt.

Da werden Sie nun immer noch nicht wissen, wo das Unglück herauskommen soll; aber es kommt nach, leider Gottes! ach ja!

Ja, es war alles schön, und lauter Freude und Lust; da kriegte mein Herr Sohn aus Ungarn oder Mähren einen Brief, daß sein Hauptmann und Edelmann, der sein bester Freund gewesen, plötzlich an einem Faulfieber gestorben sey. Dieser hatte den Maximilian nun wol zum Universal eingesetzt; aber das kümmerte ihn nicht so viel, und so verständig und gesetzt er sonst ist, so war er doch ganz weg über die Todespost, und ich wußte mir keinen Rath. Er aß und trank nicht, und so stark er sich auch stellte, so sah er doch aus wie eine Leiche, und schlief keine Nacht.

Da sagte ichs dem guten Clärchen, daß sie ihm doch zureden sollte, und sie war auch gleich willig dazu. Sie kam noch denselben Nachmittag, und ich ging immer ab und zu.

Clärchen weinte, als wäre ihr eigner Bruder gestorben, und der Maximilian drückte und küßte ihr jezuweilen die Hände, und eh' ich michs versehe, kommt mir die Clärchen nachgegangen und fällt mir um den Hals, und weint helle Thränen, und sagt immer: „Du „bist meine gute Mutter Hedwig, und der „Maximilian ist mein, und ich nehme sonst „keinen."

Ich sagte nun wol das und jenes; aber der Maximilian ist doch auch ein Mann, der sich sehen lassen darf; sein Vater ist Pfarrherr gewesen, und er selbst hat groſse Gelehrsamkeit, und könnte wol ein kaiserlicher Leib- und Hof-Arzt seyn, wenn er seinen Glauben hätte abschwören wollen. Nun, so überließ ich endlich die Sache Gott, und sie küßten sich noch beim Abschied vor meinen Augen.

Nun kommt aber das Aergste. Denken Sie, wertheste Frau Tochter, das gute Clärchen hat doch gleich am folgenden Morgen alles dem alten Herrn Gartenberg haarklein gestan-

den, und der ist darüber entsetzlich bös worden. Die Clärchen soll sich nicht unterstehen, wieder meine Schwelle zu betreten, und wir sind doch ehrliche Leute, und dem Licentiat hat er für seine Gänge und Wege ein Papier mit Gelde geschickt, und er sollte sich nicht weiter bemühen.

Das ist nun eigentlich die Ursache, warum ich an Sie schreiben wollen, herzgeliebteste Frau Tochter! Sie sind doch die älteste Tochter und gelten was bei dem Alten, und Sie wissen auch wol noch, wie es Ihnen däuchte, als Sie Ihren Mann nehmen mußten und doch den schwedischen Herrn Officier lieber gehabt hätten. Ich sehe es noch heute, wie ich Sie zur Trauung anputzte und Sie mir zuletzt, ganz wie auch Clärchen, um den Hals fielen und sagten: „Nun, wir wollen nicht mehr an „ihn denken, und nicht mehr weinen, gute „Hedwig! Es ist nun einmal so!“

Also, was Sie thun können, das thun Sie doch ja, auch um meinet- und Clärchens willen. Das Geld macht es ja nicht allein in

der Welt, und der Maximilian wird nicht verderben, ſieht auch gewißlich nicht auf das Geld; und ein Gelehrter iſt auch ehrenwerth, und Doctor kann er werden alle Tage.

Nun ſtelle ich alles dem Höchſten und Ihnen, liebe Frau Tochter, anheim, und verbleibe mit ſchönſtem Gruße an Ihre Kleinen ꝛc.

7.

Der Kaufherr Adam Gartenberg an Maria Heerwartin.

Liebe Tochter,

Anbei erhältſt du durch den Fuhrmann Peter Pech 1 Fäßl. Traubenroſinen, ½ Centn. Wachslichter beſter Qualität, und 4 Pfund Lebkuchen für meine Enkel, welche den Höchſten bei guter Geſundheit zu verzehren bitte.

Deinen Brief wegen der Clara habe mit reiflichem Nachdenken, wie du auch gebeten,

verlesen. Aber ich werde die gefaßte Entschliessung nicht abändern, da es meine Pflicht, als Vater für euch zu sorgen, und nicht zugeben kann, daß dasjenige, so ich von meinem Großvater und Vater sel. ererbt, auch mit sauerm Schweiße selbst zusammengebracht, in Bücherbibliotheken verwandt, oder sonst wieder vergeudet werde. Ein Jeder halte bei seines Gleichen, dies ist meine Meinung, und ich habe auch den Herrn Licentiaten bereits also beschieden. Verschone mich daher mit weitern Vorstellungen. Frage nur deinen Mann, der wird dir sagen, daß es nicht angehe, und versteht es solcher besser, als du oder arme Verwandte, die sich freilich gern mit Begütherten noch näher befreunden möchten. Kann ich dem jungen Herrn mit einigen Hundert Gülden zu seiner Wirthschaft dienen, so will ich ihm solches Capital aus christlicher Liebe ganz ohne Zinsen vorstrecken; aber meine Tochter, und nach meinem Tode die Hälfte des Ganzen, wäre ein wenig zu viel. Das ist also hiermit abgethan!

Es

Es sterben in unsrer Gegend vilfe Leute, und, wen Gott mit etwas Vermögen gesegnet hat, der hat jetzt keine frohe Stunde. Wenn es ärger werden sollte, will ich mein Haus dem alten Buchhalter übergeben, und mit der Clara und den Handlungsdienern aufs Vorwerk Dreieichen, oder wol gar in mein Fabrikdorf Bergstädtel ziehen, welches jedoch Gott in Gnaden annoch abwende.

Indeß wollen wir beten und arbeiten, und auch du thue mit deinem Manne desgleichen!

8.

Amtlicher Bericht an den versammelten Rathsstuhl.

Q. B. V.

Einem Hochedlen und Weisen Raths-Collegio habe bereits sub dato den ... wegen dermaliger Zeitläufte und im Stillen grassiren-

der Krankheiten meine pflichtmäßigen und wohlgemeinten Bedenklichkeiten an den Tag gelegt; allein man hat solche Anzeige, als die Stimme eines Unglück weissagenden Leichhuhns und hagestolzen Melancholici, nicht geachtet, und nicht nur 64 Ballen rothtürkisch Garn, obschon ich solches nicht zu gestatten dringend gebeten, allhier auspacken und lüften, sondern auch die beiden Griechischen Kaufleute Steri o, welche im Gasthofe zum Heilbronnen, am sogenannten Fleckfieber, mit Tode abgegangen, öffentlich begraben, ja sogar, wider mein ausdrückliches flehentliches Verbot, die Särge bei einem grossen Zulauf Menschen auf dem Kirchhofe nochmain eröffnen lassen.

Ich stelle es an jenem Tage zu Recht, ob man daran klüglich gehandelt, und bitte den Höchsten, daß er mich in meinem 73sten Lebensjahre zu einem s. v. Lügner und falschen Propheten mache. Ich bezeuge es aber laut vor Gott, und vor einem wohlweisen Rathe, auch einer löblichen Bürgerschaft, daß der

Wirth und ſeine Leute im Heilbronnen an einer wahren, unverkenntlichen peſtilenzialiſchen Seuche verſtorben, und daß auch das bereits eingeriſſene Sterben alle Zeichen einer giftigen Anſteckung an ſich trage. Dieſer Heilbronnen wird für unſre arme Stadt, ſo Gott nicht durch ein Wunder das Beſſere wirket, ein wahrer Unheils- und Elendsbrunnen werden, und obſchon einige junge Doctoren verſichert, daß bis jetzt nur die Theurung der Lebensmittel und die feuchte Luft in den Erdgeſtocken unter dem niedern Volke mancherlei ſchnelle Todesfälle verurſacht habe, ſo wird es doch nur allzubald offenbar werden, was der alte heidniſche Poet Horatius ſchreibet: **Pallida mors aequo pulsat pede etc.** welches zum Beſten der Laien alſo zu vertiren ſeyn möchte:

Hannß Holzmeyer acht't alles gleich,
Sei Bettenump oder hoch und reich.

Da es mir nun auch hinterbracht worden, daß den Vorſitzern E. E. Rathes die zwar noch im Finſtern ſchleichende, aber bald einen Aus-

bruch drohende Gefahr nicht gänzlich entgangen, sondern anheute und nunmehr, da bereits 3 Glieder des Raths bettlägrig befunden, eine allgemeine Versammlung angeordnet worden; als habe auch ich, obschon man mich alten Mann stets gekränkt, und den Quacksalbern, Badern und Olitätenkrämern, auch Wurmdoctoribus und andern Charlatanen, allen Vorschub geleistet, dem allgemeinen Wesen nicht entstehen wollen, sondern in dieser Nacht mit denen zwei Freunden, so mir Gott auf dieser Welt geschenket, mich berathen, und werden wir, so es uns gestattet wird, mit Gottes Beistand ausführen, was wir in seinem Namen beschlossen.

Es würde nicht taugen, wollte ich der mancherlei Fehler und Gebrechen gedenken, so man bis jetzt begangen; also kann nur von dem geredet werden, was in Zukunft Noth ist. Um aber dieses E. E. Rathe klärlich darzustellen, würde mehr Zeit erfordert, als die jetzige preßhafte Lage gestattet, und gebe ich daher

nur kürzlich zu bedenken, daß, um alles schleunig und mit Nachdruck ins Werk zu setzen, einige Männer von gnugsamen Muth, Geschick und Erfahrung an die Spitze gestellt werden müssen, um dem Uebel, so es möglich, kräftiglich Schranken zu setzen.

Es hat sich aber der Doctor Franconi bei jetziger ungesunder Luft erinnert, daß seine Aeltern annoch in Italien leben, und ist gestern dahin abgegangen, damit es ihm nach der Verheißung wohlgehe und er lange lebe auf Erden. Dahingegen hat der zweite Sohn des Herrn Bürgermeisters, Ephraim Goldhammer, so eben eine botanische Reise angetreten, und wird ohne Zweifel künftighin der heilenden Mittel eine große Menge mit anhero zurück bringen. Solchergestalt ist, da auch der Doctor Stör krank danieder lieget, Doctor Gerhard aber am Zipperlein laboriret, die Anzahl der Aerzte, wenn ich diejenigen, welche des Namens sich nicht einmal förmlicher Weise

erfreuen dürfen, nicht mitzähle, außerordentlich gering, und kann ich keinen derselben zu meinem Vorhaben brauchen. Dahingegen habe ich selbst nur eins oder zwei Jahre oder Tage noch zu leben, und mein Freund, der Oberpfarrer zu St. Annen, hat keine Frau und Kinder, und der Licentiatus Palmer, so während der Winterquartiere zweimal die türkische Gränze bereist und große Erfahrung gesammelt hat, will sich mit uns beiden Alten allem aussetzen, was zum Besten gemeiner Stadt dienet.

So man nun diesen unsern Vorschlag genehmigt, zu dessen Ausführung wir uns in dieser Nacht auf Gewissen und Hand-Schlag verpflichtet haben; so wird der Hr. Oberpfarrer mit seinen Diaconis das Geistliche, wir aber wollen das Zeitliche besorgen, wie es einem rechtlichen und gewissenhaften Pestiario allenthalben geziemet und gebühret. Und haben meine beiden Freunde solches zu Urkund mit unterschrieben.

Ich bitte Gott, daß er einen h. Rathsſtuhl mit ſeiner Weisheit erleuchte, als Dero

pflichtſchuldiger

Jeremias Bär,

Doctor medicinae et p. t. Physicus jur.

Vorſtehendes haben genehmigt und unterzeichnet

M. Ehrenfr. Gottſchalk Möller,

Oberpfarrer zu St. Annen.

Maximilian Palmer.

9.

Maximilian an Clara.

Ich darf dich nicht ſehen, Theuerſte auf Erden! auch wenn mich das ſtolze Verbot deines Vaters nicht länger zurück ſcheuchte; doch ſichert dich der Spiritus, mit welchem dieſes Blatt getränkt iſt, vor aller Gefahr. Rette dich, Geliebteſte! rette dich ſchleunigſt aus den Mauern dieſer Stadt. Vermuthlich ſchon mor-

gen früh werden die Thore gesperrt. Rette dich, und gieb mir durch deine Entfernung den Muth, den ich brauche!

Clara, ich beschwöre dich bei unserer Liebe, fliehe aufs schleunigste! Meine gute Mutter Hedwig — Gott! wie soll ich dirs, du Sanfte, Fühlende, sagen, und doch mußt du es wissen, um die Größe des drohenden Unglücks zu kennen — auch sie ist ein Opfer, und wird schwerlich den Morgen erleben. Ich bin allein in der Welt.

Lebe wohl. Vielleicht seh' ich dich nie — doch ja! Gott und deine Liebe werden mir beistehen! Nur fort, fort, Clara! und noch ehe der Morgen graut!

IO.

Lucas Schnellwage an Adam Gartenberg in Bergstädtel.

Ew. Wohledlen, meinem hochgeehrtesten Herrn Patron, thue vermelden, daß nach Dero wertheſten Abreiſe auf Dero Comptoir und hieſigem Platze nichts vorgefallen, als wie folget. Nämlich

Imo. iſt bald nach Dero Abfahrt, welche ich in Gottes Geleit befehle, mit frühem Morgen der Herr Lic. Palmer zu mir gekommen, und hat ſich ängſtiglich erkundigt, ob Dieſelben mit den lieben Ihrigen von hier abgegangen. Und da ich ihm dieſes bejahet, hat er alsbald die Augen gen Himmel gehoben und die Hände zuſammengeſchlagen und hat mich alten Mann mehreremalen faſt brünſtiglich an ſich gedrückt und einmal über das andere gerufen: Gott ſey Dank! Gott ſey Dank! Nun iſts gut! ſo daß ich deſſelben gute Affection

gegen Ew. Wohledl. und dankbares Gemüth für das vor einigen Monaten übersandte Recompens deutlich verspüren können.

IIdo. sind noch an demselben Morgen die Thore geschlossen blieben, so daß niemand mehr passiren kann ohne einen besondern Schein. Item ist ein Theil der Schleußenstraße und die ganze Judengasse, wo das Uebel sich am furchtbarsten zeiget, ganz in der Frühe verrammet worden, und darf niemand daselbst aus und ein, außer denjenigen, welche die beiden Herrn Pestiarii, will heißen, der Herr D. Bär und Lic. Palmer, dazu bestellt haben.

IIIio. ist gestern Nacht die Frau Eheliebste des Hochedlen Herrn Vice-Stadtrichters, item der Herr Doctor Stör und zwei Thumherren plötzlich verstorben, sollen aber des Abends ohne Geläut und in aller Stille begraben werden, inmaßen Anstalt getroffen, mehrere Leichen zugleich bei nächtlicher Weile durch den Ausfall zu ihrer Ruhestätte zu bringen.

IVto. ist hierdurch allenthalben ein großes Schrecken unter die Leute kommen, so daß gestrigen und vorgestrigen ganzen Tag über kein Mensch auf dem Comptoir etwas gesucht. Habe daher als ein getreuer Arbeiter einstweilen das Inventarium und die Reste hervorgesucht, obwol vermeynend, daß zu deren Aufarbeitung hinreichende Zeit kommen werde. Endlich

Vto. sollen sich bereits in hiesiger Stadt liederlich Gesindel und Zigeuner rottirt haben, um die Häuser zu überfallen und zu plündern; werde daher meines Herrn Patrons Haus und Waarenlager nicht verlassen, falls man mich nicht etwa nach Gottes gnädigem Willen heraustragen sollte.

Womit ich in schuldigstem Respect beharre Ew. ꝛc.

P. S.

Bitte auch Ew. Wohledl. sämmtliche mitgenommene Handlungsbediente von mir schön-

ſtens zu grüßen, ingleichen gütigſt zu condoniren, falls dieſer Brief nicht ganz zierlich zu Dero Händen gelangen ſollte, maaßen alle Papiere vor dem Thore zerſtochen und in beizende Feuchtigkeiten getaucht werden müſſen, in Folge der von den Herren Pestiariis gegebenen Ordre.

II.

Clara Gartenbergin an Maria Heerwartin.

Gott ſtehe dir ferner bei, und uns allen, geliebte Schweſter! Gott ſtehe uns bei! dieß iſt die Stimme des ganzen Landes.

Du wirſt mich nicht für ſelbſtſüchtig halten, oder glauben, daß ich die allgemeine Noth über mein eigenes Unglück gering achte, wenn ich dich das Schickſal unſerer Vaterſtadt aus den beiliegenden, mehrmals gereinigten, folglich gefahrloſen Briefen erſehen laſſe, und meinen

Kummer in dein ſchweſterliches Herz ſchütte. Wen habe ich außer dir? und ſoll ich der Laſt meines Schmerzens ganz erliegen? . . . Ich erkenne mich ſelbſt nicht mehr, wenn ich von ohngefähr vor den Spiegel trete; alle Freuden der Jugend ſind von mir gewichen; meine Blüte wird frühe welken; ich bin in wenig Wochen um Jahre gealtert . . .

Du haſt von dem männlichen Entſchluſſe meines Maximilians . . . ach! wie wohl thut es mir, ihn doch gegen irgend jemand mein nennen zu dürfen . . . ſchon gehört. Selbſt unſer Vater meinte: es ſey viel von dem jungen Palmer, da er doch hier nichts zu verlieren habe; und als ich ihm den Brief zeigte, den Maximilian in der Angſt ſeines Herzens an mich geſchrieben, da unterdrückte er ſogar ſeinen Unwillen, ſchüttelte mit dem Kopfe, und ſagte: „Warlich, er meint es doch gut! Nun, „er ſoll mich gewiß gut denkend finden, wenn „auch nicht ſo, wie er es möchte!“

So sind wir denn hieher gereist, ohne daß ich ihn noch einmal sehen konnte, sehen durfte; ach! ich sehe ihn wol nie wieder! Wir erhalten immer Briefe seines Lobes voll, aber er selbst wagt es nicht, mir etwas von sich wissen zu lassen. Ach, nur eine Zeile von ihm, um zu erfahren, daß nicht auch unsre unglückliche Liebe ihn zu dem verzweifelten Entschlusse gebracht habe . . . was sag' ich? ist es mir nicht schmerzlich-süß, zu denken, daß es wirklich so sey! Gern sähe ich Eitle die Größe seines Herzens zuweilen geringer, um nur zu wissen, wie sehr er mich liebe.

Er, der Gute, der Edle, wandelt nun unter Sterbenden und Todten, ohne daß ihn jemand tröstet, ohne daß ein Auge ihm Dank lächelt, ohne daß ein liebendes Herz für ihn sorgt . . . ich Arme lebe hier in der reitzendsten Berggegend, athme die frischeste Luft und werde von der Schaar unsrer Spitzenklöpplerinnen fast wie ein höheres Wesen verehrt. Ach, du solltest es sehen, wie glücklich ich seyn

könnte . . . und wie elend ich bin! . . . Die freundlichen Kinder ſitzen um mich herum, friſch und blühend, wie erwachende Engel; alle ſehen mich ſtill und traurig an, und möchten mich erheitern, aber keine verſteht meinen Schmerz. . . .

Doch nein! ich will nicht undankbar ſeyn gegen Gott; eine Seele habe ich gefunden, die mit mir leidet, wenn ihr auch der Ausdruck fehlt, es zu ſagen. Ich muß dir von ihr ſchreiben, damit doch Etwas anders, als lauter düſtre Schatten, auf dieſem Blatte dahinſchweben. Dieſe Eine, das älteſte unter den Klöppelmädchen, iſt eine ſchlanke, blaſſe Geſtalt mit geſenktem Haupt, eine Bergmannstochter, deren Bräutigam von einer eingehenden Wand zerſchmettert worden iſt; ſie bewegt ſich unter den übrigen, wie die im Abendwind ſterbende Lilie zwiſchen den Roſenknospen, wie nach dem alten Märchen, der Geiſt der Braut, der einſt vom Kirchhofe zum Tanze der Geſpielinnen zurückkehrte.

Die andern guten Mädchen ſingen, um mich zu erfreuen, oftmals ein Lied zu Cither und Triangel; und erzählen lieblich-ſchauerliche Geſchichten von Kobolden, Bergmännchen und andern Grubengeiſtern, von blauen, wandelnden Flämmchen und gediegenen Schenktafeln; auch Käthel, ſo heißt die Vorſteherin, fing letzthin einmal an. Aber ſie kam bald auf ihren Andreas, und daß er ihr vor ſeinem letzten Anfahren geſagt: wenn auch im Winter keine Blumen mehr blühten hier oben, ſo blühe doch unten im Finſtern manches Zweiglein und Blümlein edlen Geſteins, von Gottes Auge bewacht.

Da konnte ſie nicht länger an ſich halten. Die hellen Thränen ſtürzten ihr aus den Augen; ſie fiel mir um den Hals und ſagte halb erſchrocken: Ach, edle Jungfrau! verzeiht . . . nicht wahr, Ihr wißt, warum ich weine?

Von dieſer Zeit an habe ich ſie ganz zu mir genommen, und ſie ſoll bei mir bleiben, ſo lange ich lebe.

Liebe

Liebe Maria! ich habe dir da alles unter einander geschrieben; aber so sieht es aus in meiner Seele. Ich will mich immer von dem Traurigen entfernen, und komme, wie Kätchen, stets darauf zurück.

Der Vater hat eben dem alten Buchhalter geschrieben, daß er dem Maximilian, weil er doch so brav sey und auch nach uns sich erkundigt habe, einen Korb des besten Weines senden solle zur Labung, und auch einen Gruß, doch ohne einige sonstige Annäherung. Könnte, dürfte ich nur einen Brief beilegen; o! nicht einmal einen so langen, wie ich an dich schreiben darf! nur einige, nur eine einzige Zeile! Vielleicht thue ich es doch einmal, wenns der Vater nicht erfahren kann. Sollte das Unrecht seyn?

Meine Augen schmerzen mich von vielem Schreiben. Gott beschütze dich mit deinem Mann und Kindern!

12.

Lucas Schnellwage an Adam Gertenberg.

Wohledler Herr Patron,

„Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir!" Diese Weise bläset eben der Thürmer zum erstenmal wieder vom Petersthurm, und ich fange daher auch diesen Brief in Gottes Namen an: Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir! immaßen denn, wie es das Ansehen gewinnet, Gott uns nunmehr errettet hat aus der großen Noth, und die Ueberbliebenen alles mit einem frommen Seufzerlein anzuheben wohl gegründete Ursache haben.

Ew. Wohledlen werden condoniren, daß ich Imo. fast seit 2 Monaten nicht geschrieben, obwol ich Zeit genug dazu gehabt, und, um nicht müßig zu gehen, früh und spät in mancherlei guten geistlichen und weltlichen Büchern gelesen, auch alle alte Rechnungen nochmals

durchgegangen und alles richtig befunden, bis auf die Schichtmeister-Rechnung vom Quartal Crucis a. pr. sub No. 114. wo der Kobaltausfall, wie ich schon damals zu sagen mich erkühnet, allerdings nicht 366 fl. 18 gr. $3\tau\frac{1}{2}$ pf. sondern so viele Gülden und Groschen $3\frac{1}{3}\frac{2}{3}$ pf. macht, wie ich mit rother Tinte notiret. Aber daß ich unterlassen, an Dieselben zu schreiben, davon ist

IIdo. die Ursache, weil die Passage während der Zeit gänzlich gehemmet gewesen, und nichts ein- und auspassiret, als einige Lebensmittel über die Stadtmauer, und des Nachts die Pestkarren, so sämmtlich mit Tuch beschlagen gewesen, damit die noch Lebenden das Gerassel nicht vernehmen können.

Nunmehr aber, da gel. Gott,

IIIdio. morgen früh die ersten Brief-Pakete wieder abgehen, werde nicht ermangeln, alles getreulich zu berichten, so viel ich alter Mann bei der großen Angst und Verwirrung mich dessen noch zu entsinnen vermögend.

Also muß ich Denenselben

IVto. melden, daß die Noth sehr groß gewesen und uns fast zu schwer worden. Anfänglich ist die ganze Jüden- und Lorenz-Gasse, auch die Gegend am Teich ausgestorben, und hat es angefangen, für die Gesunden an Proviant zu mangeln. Da aber die Pest-Aerzte und der Oberpfarrer nebst einigen mannhaften Gliedern des Rathstuhls nöthige Anstalt getroffen, so ist der Mangel gewichen, aber bald wieder ein andres Unheil entstanden, maaßen die gemeinen Leute gesagt, es hätten die Todtengräber aus Gewinnsucht Giftpulver ausgestreut, ja sogar den Jacobsbrunnen inficiret, so daß der Todtengräber mit seinen Knechten heimlich entflohen. Da ist nun wieder großes Drangsal entstanden, bis der Licentiat Palmer einige arme Bürger und deren Weiber beredet, die Wartung der Kranken und Begrabung der Todten zu besorgen, so sie jedoch nicht eher gethan, als bis man ihnen und ihren Nachkommen versprochen, bei allen Hochzeiten und

Kindtaufen mit aufwarten zu dürfen; sie auch nicht Pestleute, sondern Heimbürgen zu nennen, dieweil sie unbescholtnen bürgerlichen Standes, und die irdische Hülle geborgen für die ewige Heimath.

Nach diesem ist

Vto. alles wieder in Ordnung gegangen, und habe ich, wenn ich des Tags ans Fenster getreten, um mich zu erholen, nichts auf den stillen, nebeldüstern Gassen gesehen, als einige Herren Geistlichen, besonders den Oberpfarrer, mit dem heil. Sacrament, und die beiden Aerzte, so sämmtlich gar fürchterlich ausgesehen in weiten, gewächsten Mänteln und Gesichtsmasken, auch mit langen Stäben, womit sie den Kranken in den allzu inficirten Häusern unterweilen die geistliche Speise und leibliche Arzenei zum Fenster hinein gereichet. Aber gegen Abend habe ich die Pestweiber und Heimbürgsleute gewahrt, des Nachts aber die Wägen gehöret, so ganz schwarz angemahlt,

und nur dumpf auf dem Pflaster geschuttert. Wieder nach einer Weile habe ich

VIto. nur einen Doctor noch gehen sehen, und da ich ihn einmal aus dem Fenster angerufen, ist er leise zu mir getreten und hat mir mit kurzen Worten gesagt, daß auch der D. Vär dahin sey, und hat sich gar liebreich nach meinem Wohlbefinden erkundigt, und mir Muth zugesprochen, so mir alten Knaben sehr ans Herz gegangen.

Von andern aber habe ich späterhin erfahren, daß solcher Licentiat auch dem alten Physicus bis auf sein Hinscheiden redlich beigestanden, und dieser kurz zuvor noch zu ihm gesagt: „Ob tausend fallen zu deiner Rechten" . . . Dabei habe er aber gestockt, und sey todt aufs Kissen gesunken.

VIImo. Wiederum nach einigen Wochen hat sich die Zahl der Kranken täglich gemindert, und ist niemand mehr gestorben, wer nicht bereits angesteckt gewesen, und haben die Leute wieder hie und da an den Fenstern ge-

ſtanden, und ſich zugewinkt. Wäre aber zuletzt noch faſt der hochehrwürdige Herr Oberpfarrer Todes verblichen, ſintemaln er zwar nicht von der Contagion berührt, ſondern in eine quartanam verfallen. Es hat aber der Licentiat um ſo fleißiger ſich deſſen angenommen, je mehr er ſelbigem mit freundſchaftlichen Geſinnungen verwandt. Und iſt ſolcher durch Gottes Gnade, wie man berichtet, ziemlich wieder reconvalesciret.

VIIIvo. iſt der Licentiat Palmer durch Gottes wunderbare Gnade ſtets friſch und rüſtig geblieben, obſchon zuletzt alle Laſt einzig auf ſeinen Schultern gelegen, und darf ſelbiger ſich nicht ſehen laſſen, ohne daß die Leute, welche ſchon meiſtens auf immer von einander Abſchied genommen, maaßen denn in manchen Häuſern auch Mann und Weib, Aeltern und Kinder von einander gewichen, auf die Straßen treten, vor ihm niederfallen wollen, und ihn nächſt Gott ihren Retter und Heiland nennen. Wollte mit reſpectoreller Unvorgreiflich-

keit Denenſelben auch wol anrathen, gedachtem Licentiato eine Ergötzlichkeit zu übermachen, welches ſich für Ew. Wohledl. als den ſeldeſten Kauf- und Handelsherrn dieſes Platzes, gar wohl ziemet, zumalen auch bereits die Nachricht eingegangen, daß unſere gnädigſte Landesherrſchaft demſelben aus eigenem Antriebe eine güldne Gnadenkette verehrt, item ihm von der Univerſität W. das diploma doctoris ausgewirkt habe.

Schlüßlich habe noch

IXno. zu berichten, daß auf den heil. Oſtertag das öffentliche Dankfeſt gefeiert wird, als von welchem Tage an auch die Leichen mit Sang und Klang, item dem Leichengeräth und dem Schülerchor, ſo viel deren noch am Leben, wiederum beerdigt werden ſollen. Hoffe daher, Ew. Wohledl. baldigſt wieder allhier zu ſehen, bei welcher Gelegenheit ich alles treulich zu übergeben denke, als ein rechter Haushalter, und Ew. ꝛc.

13.

Clara Gartenbergin an Maria Heerwartin.

Maria! könnt' ich dich in meine Arme ſchließen; könnt' ich ihn ſehen, ihn, den Retter, den Edlen! dürft' ich, dürft' ich nur durch ein Wort, nur durch einen Blick, ihm ſagen, wie ich ihn ehre, achte — ach, welche Worte hätte die Sprache für meine Gefühle?

Wo ſoll ich anfangen, wo ſoll ich enden, liebe Schweſter, dir alles zu erzählen, was ſeit wenig Tagen auf meinem glühenden Herzen ruht? So muß es einem Sterbenden ſeyn, wenn ſich die Himmel ihm öffnen!

Hoffentlich weißt du es ſchon, daß nun das grenzenloſe Unglück beendet iſt, und in wenig Wochen das Dankfeſt begangen wird; aber haſt du es auch gehört, daß mein Maximilian der rettende Engel Aller war, daß ich ihn wiederſehen werde, daß ſelbſt der Fürſt ſeine Ver-

dienste belohnt hat, daß auch unser Vater den Namen Palmer mit Achtung und Ehrerbietung ausspricht, und gegen die Leute nun selbst unsere Vetterschaft erwähnt? Erst gestern noch, da der Buchhalter den hier beigeschlossenen Brief geschickt hatte, rieb sich der Vater lange die Stirn und sagte endlich bedeutungsvoll: „Der Max, der Max, macht mir viel zu schaf„fen. Ich will aber auch sogleich dem Lucas „schreiben, daß er meinen schönsten silbernen „Pokal demselben zusende.“

Ich hätte nun freilich ein anderes Geschenk für ihn erlesen, aber — ach! ich werde ihn ja bald sehen! Gedulde dich, armes Herz!

Ich schreibe schon wieder unordentlich, gute Schwester! Du mußt mir das verzeihen; es ist jetzt gar so mancherlei durch meine Seele gezogen. Also, nur noch so viel, daß wir leider erst am Tage des Dankfests selbst in N. wieder eintreffen werden. Der Vater ist jetzt wegen seiner Gesundheit weit ängstlicher, als

vordem, und nimmt lieber das Gewisse fürs Ungewisse.

O hätten die Stunden Flügel bis dahin! Mit welchem Blick werd' ich ihm unter die Augen treten! Werd' ich die Augen auf- oder zur Erde schlagen? werd' ich die Arme zurückhalten können, daß sie sich nicht nach ihm ausstrecken?

14.

Auszug aus einer hinterlassenen Handschrift Gotthold Ehrenpreiß Kronbiegels, weil. Custodis zu St. Annen, betitelt: „Gen Himmel brennendes Buß- und Dankopfer, d. i. „das erst lamentirende, und sodann „jubilirende N."

„. . . Also ist durch Gottes Erbarmung und die Mannhaftigkeit eines Licentiati medi-

einzo der schrecklichen Pestseuche ein Einhalt geschehen, und der Sonntag des heil. Osterfests zu einem allgemeinen Buß- und Dankopfer angesetzt worden.

Ich kann aber nicht verfehlen, hochgeehrter Leser, dir annoch eine merkwürdige und sonderlich nachdenkliche Historiam aufzubewahren, und wollte dir bescheidentlich wohl rathen, daß du, so du nichts dringenders zu verrichten, dich einmal deiner Sterblichkeit erinnern und den allhiesigen Gottesacker beschauen wollest. Allda wirst du linker Hand des Kirchhofgatters einen Schwibbogen, und in demselben ein Bildniß antreffen, auf welchem von dem nun auch verstorbenen Meister Veit Brückner besagter Licentiatus medicinae mit einem rothen Doctorhut und pergamentenen Wappenbrief, daneben eine gar schöne Jungfrau, ein Brautkränzlein in der Hand haltend, in Lebensgröße abgeschildert zu finden. Darüber findet sich ein gemahltes Glöcklein, und ist dabei die Inschrift zu lesen:

Als man zählt neun und vierzig Jahr,
Da tausend sechshundert verflossen war,
Dies Glöcklein jedem Lust und Freud,
Doch uns geläutet schweres Leid.

Damit du nun diesen Spruch wohl verstehen mögest, will ich dir alles berichten, wie es sich begeben und ichs noch von Personen, die damals gelebet, mit eignen Ohren vernommen.

Nämlich: dieser wackre Junggesell im schwarzen Habit ist berührter Licentiatus medicinæ gewesen, und hat ihm der gnädigste Landesherr eine goldne Kette und das diploma doctoris gnädigst konferiret. Es ist aber auch der Ruf seiner Thaten bis zu dem Kaiserhofe erschollen, und hat Se. des damals regierenden Römischen Kaisers glorwürdige Majestät, vorzüglich auf Verwendung eines von hohem Adel, Namens Palfy, demselben einen freien Adelsbrief und Wappen, für ihn und seine Nachkommen auf ewige Zeiten, zugesandt, nämlich ein getheiltes Schildlein, worin ein goldner Palmbaum im rothen, und der silberne

Schlangenſtab des heidniſchen Heil-Gottes Aesculapii im blauen Felde, ingleichen ein junges gekröntes Mägdlein auf dem offnen Helme mit wehenden Haaren und zwei weiß und blau geſchachten Fähnlein, welches Aërem, oder die geſunde Luft, vorſtellen ſollen, wie ich ſolches alles in einem freien Ständlein zu Gunſt der Nachkommenſchaft und zu ewigem Gedächtniß mit flüchtiger Feder allhier abgeriſſen habe.

Es ist aber solches gnädigste kaiserliche Diplom erst einige Stunden vor dessen Begräbniß allhier angelangt, sintemaln er sich über die Maaßen angestrengt und weder Tag, noch Nacht gerastet, darüber aber in eine schwere Krankheit verfallen, und solchergestalt der erste und letzte seines Stammes geblieben.

Zu derselben Zeit hat aber auch allhier gelebt ein reicher Kauf- und Handelsherr, so durch Erbschaft und Erkaufung verlorner Schiffe großen Reichthum erworben, auch eine wunderschöne Tochter, Namens Claram, gehabt. Diese nun hat den Licentiatum höchlich geliebet, ist aber mit ihrem Vater vor der Contagion geflüchtet.

Als nun die Seuche am heftigsten gewüthet, ja der ordentliche Stadtphysikus und Pestdoctor daran verstorben, so, daß die Last dem Licentiato fast schwer und unerträglich werden wollen, hat eine fremde Kaufmannsfrau, so alhier gezogen und geboren, und der Clarae Schwester gewesen, selbigem zu seiner Leibes-Recrea-

tion, so ihm auch wol zu gönnen gewesen, ein Kistlein mit Citronen und Pomeranzen über die Stadtmauer hinein transportiren lassen. Es hat aber der Licentiatus aus einer der Pomeranzen einen Zettel gezogen, ihn geherzet und geküsset und unter seinem Wammes verborgen, ist auch von Stund an gar heiter und unerschrocken herumgewandelt. Haben etliche dieß Zettlein für ein geheimes Liebesbrieflein, andere hingegen für ein Amulet und Pestsegen halten wollen, wodurch der Licentiatus alle pestilenzialische Ansteckungen überwunden. Welches aber hiervon das Wahre, überlasse billig dem geneigten Leser selbst zu judiciren.

Ob nun übrigens wol der reiche alte Mammon anfanglichen, wie auch jetzt zu geschehen pflegt, die Gelahrsamkeit gar gering geachtet und den Freier mit schnödem Geld und Guth abfinden wollen; so ist doch selbiger in sich gegangen, da ihm am Ostertage auf dem Vorwerke Dreieichen durch die überbringende Estafetten die Nachricht zukommen, daß selbst kaiserliche

ferliche Majestät den Licentiatum zu adelichen Ehren befördert. Und hat selbiger sich auf den Bauch geschlagen, und zu seinem Töchterlein gesagt: „So der Kaiser ihn nicht gering achtet „zu einem Edelmanne, will ich ihn fernet „nicht geringe halten zu meinem Eidame.“

Also ist das Mägdlein vor Freuden gehüpfet und gesprungen, ist alsbald in ihr Kämmerlein gegangen und hat brünstiglich gebetet und geweinet. Sodann aber hat sie für sich ein Mirten- oder Wintergrün-Kränzlein gebunden, auch goldne Spänglein und ein Brauthemd von Spitzen angethan, so ihr die Gewerk- und Knappschaft ob reicher Gutthat verehret, um ihren Liebsten also bräutlich geschmückt zu umfangen.

Und als sie mit dem Vater der Stadt nahe gekommen, hat das Musikchor eben die Melodie: Nun lob' meine Seel' den Herren ꝛc. vom Peteristhurm mit Pauken und Posaunen schön erklingen lassen, sodann hat das Todtenglöcklein zum erstenmal wieder angefangen zu läuten,

und haben alle dieß ein gutes Zeichen geheißen, weil bis dahin die Leichen zusammen, und des Nachts, ohne Geläut und Leichengeräth, hinaus geschafft worden sind in die Kalkgruben. Da sind alle Leute, auch die noch kaum fortgekonnt, aus den Häusern gelaufen, und auf ihre Knie gesunken, und haben, alles vergangene Leid vergessend, sich umarmet und Gott gedanket; als man aber erfahren, wen sie daher gebracht, hat sich bei deren einigen die Freude in Leid verkehrt und haben kläglich geseufzet, daß der dahin gemußt, dem die ganze Stadt ihre Rettung verdanke, andere aber sind über die Freude den Dank schuldig blieben.

Es ist aber solcher Licentiatus gestorben nach Ausweiß des mit ihm wieder anhebenden Todtenregisters alt 33 Jahr 2 Monat 3 Tage.

Und da die Träger mit der Bahre ans Marien-Thor gekommen, ist auch Clara angelangt mit ihrem Vater, und ist ausgestiegen auf freier Straße. Da hat sie den Oberpfarrer erblickt,

ſo den Conduct geführt, und bei ſelbigem ohne Scheu angefragt: wo ihr Bräutigam ſey?

Der alte Pfarrherr aber iſt blaß worden, als wandle ihm etwas an, und hat ſich ſtill gewandt, und auf das rothſamtne Baret und den Wappenbrief am Bartuche gezeigt, und Clara iſt dieſem ihrem Beichtiger für todt in die Arme geſunken.

Nachher hat ſich ſelbige zwar wieder erholt, aber nie wieder ein Wort geſprochen, obſchon nach einigen Jahren der Vater geſtorben und ihr großes Gut und Geld anheim gefallen. Sondern ſie hat ſtets den Dürftigen Gutes erwieſen, und iſt täglich mit ihrer treuen Magd, einer ſittſamen Perſon und Berghäuers-Tochter, in weißen Kleidern auf den Gottesacker gegangen, und hat gebetet, ſo oft die Todtenglocke ſich hören laſſen. Und hat keinem Menſchen ein Leides gethan, ſondern ſind die Menſchen ihr gern ausgewichen; aber die Kinder haben ſie gegrüßt und ihr Veil und Thymian,

auch andere Blumen gebracht, dafür denn ein jegliches einen neuen Silberbatzen erhalten.

Endlich, da sie 48 Jahr alt gewesen, hat der ewige Gott sich ihres Leids erbarmet, und sie zu sich gerufen in das himmlische Freudenreich. Sie hat aber vor ihrem Tode alle ihre Habe dem Armuth vermacht, und rühret von ihr insbesondre das reichbegabte Clarenstift her bis auf diesen Tag. Auch sind sonst Pfarrer und Schullehrer wohl bedacht worden, wie ich denn selbst 10 Mfl. Leuchterzins an jeglichem Ostertage erhalte, so mir und meinen armen Würmlein wohl zu Gute kommen.

Verhoffe denn auch zu dem grundgütigen Gott, daß ihr selbiger ihre brünstige irdische Liebe verzeihen wolle, als warum denselben flehentlich bitte ꝛc.“

VIII.

Der Abendstern.

Ich hatte mir ſchon im Matroſenjäckchen — im Flügelkleide darf ich nicht ſagen; denn die Fittige ſtehen nur jenen lieblichen Kindern zu, die, wie allbekannt, ſpätſtens im ſechzehnten Jahre zu leibhaftigen Engeln reifen — alſo, ſchon im Matroſenjäckchen hatt' ich mir mancherlei, ganz beſondere Liebſchaften zugelegt. Den Vorrang unter allen behaupteten der Abendſtern und die Roſe.

In meinen Jünglingsjahren las ich in den Dichtern, daß der Abendſtern der reitzendſten aller Göttinnen angehöre; daß Ichor aus Cytherens Dornenwunde die Roſe gefärbt habe. Das Geſtirn und die Blume der Liebe mußte dem Jünglinge natürlich doppelt liebenswürdig erſcheinen.

Nun bin ich ein Mann worden, und komme ſo eben von einem Spatziergange nach den Morgenländern zurück.

Meine Leſer und Leſerinnen können leicht denken, daß ich auch dort jene meine Lieblinge nicht vergaß. Sie, die das heitere Gemüth des Griechen zu den lieblichſten Dichtungen gereizt hatten, konnten unmöglich die glühende Phantaſie des Orientalen unbeſchäftigt gelaſſen haben. Ich forſchte und forſchte; aber meine reine, faſt abgöttiſche Verehrung für die Roſe ward mir gewaltig verleidet.

Zwar hörte ich anfänglich mancherlei von einem Liebesverkehr ſprechen, das einſt zwiſchen Roſe und Nachtigall ſtatt gefunden habe, und weidete mich an den ſüßeſten Hoffnungen! Als ich aber bei einem alten Iman tiefer in das Geheimniß zu dringen verſuchte, und der fromme Prieſter mit grenzenloſer Ehrfurcht und Salbung die erſte Roſe — nicht etwa blos die erſte gelbe oder aurorfarbne Roſe, die denn in der That einen recht lieblichen —

Leinölgeruch ausspenden — nein! das ganze Geschlecht der Rosen, aus nichts geringerm, als — man denke! aus dem Schweiße des großen Propheten, entspringen ließ — nun, man kann leicht vermuthen, wie mir zu Muthe ward!

Nein, wahrhaftig diese Blumen-Genesie war doch auch gar zu türkisch! Ich mochte den geistlichen Vater nun gar nicht wegen des Abendsterns in Unkosten setzen. Unwillig verließ ich ihn, und reisete, ohne mich irgendwo zu verweilen, einige hundert Meilen tiefer ins Land. Als ich vierzehn Wochen lang durch eine fast endlose Sandwüste gezogen war — meine Leser können sich auf meinen Reisebericht eben so sicher verlassen, als auf die der Damberger und Taurinius — gelangte ich mit einbrechender Dämmerung zu einer Horde herumstreifender Araber. Die Leute waren um vieles rechtlicher, als sie aussahen, und drangen mir saure Stutenmilch und halb ge-

röſtetes Kameelfleiſch mit ächtpatriarchaliſcher Gaſtfreiheit auf.

Als wir uns geſättigt hatten, ſtreckten wir uns in der hellen Nacht guten Muthes in das dürre, ſchilfähnliche Gras, und der Abendſtern leuchtete uns ins Geſicht.

„Weißt du, wer dort wohnt?“ — fragte mich ein alter Araber. Er nannte mir einen Namen, und es war ein weiblicher. Natürlich ſchien mir dieß von guter Vorbedeutung; ich verlangte mehr zu erfahren, und der Araber zeigte ſich bereitwillig, meine Wißbegier zu befriedigen.

„Die Brunnen der Tiefe und die Fenſter des Himmels hatten ſich vergeblich geöffnet,“ — ſo begann er ſo ernſthaft und beſonders im Anfange ſo eintönig, als ſagte er Worte aus dem Koran her — „um den Erdboden von Bosheit und Frevel zu reinigen. Jeder Keim verderblicher Leidenſchaft war in den Kindern Noahs mit erhalten worden, und bald erſann der Geiſt des Böſen eine neue Liſt, um die

verjüngte Schöpfung seiner Herrschaft dauernder, als zuvor, wieder zu unterwerfen."

„Als einst Noah ermüdet von seinem Acker kam, lagerte er sich im Schatten, und dachte, niedergedrückt von der Last des Alters, an seine kräftige Jugend. Da gewahrte er im hohen Grase einen Paradiesvogel. Er verwunderte sich, daß dieser Vogel, der doch sonst immer in den Lüften schwebe, jetzt auf dem Boden ruhe, glaubte, er sey von dem Geflügel der Arche, und rief ihn zu sich nach seiner Gewohnheit. Doch der Vogel hörte nicht auf seine freundliche Stimme, und war eben so wenig einer von Noahs Geretteten, sondern der Versucher hatte nur diese Gestalt angenommen, um seinen längst erdachten Betrug auszuführen."

„Noah stand auf und trat näher. Er bemerkte, daß des Paradiesvogels buntes Gefieder fast ergraut war vor Alter; daß er die Fittige senke, die Augen schließe, und kaum noch athme. Zu gleicher Zeit vernahm Noah

über ſich ein Geflatter, und ſah auf den dichtbelaubten Zweigen einige junge Paradiesvögel ſitzen; um den Stamm aber rankte ſich eine üppig grünende Rebe, mit ſchwellenden, rothglühenden Trauben. Und die jungen Paradiesvögel hackten mit ihren Schnäbeln in die reifſten Beeren, und der Saft floß davon herunter, und ſammelte ſich auf einem hohlen Steine. Der alte Paradiesvogel aber ſtreckte mühſam ſeinen Hals aus, und ſchlürfte einige Tropfen. Und kaum hatte er davon geſogen, als ſeine Augen hell wurden, und er immer gieriger trank. Bald ſchwang er geſtärkt ſeine Flügel, und flog mit ſeinen Jungen luſtig davon."

„Da erſtaunte Noah über das, was er geſehen hatte, koſtete von dem Safte, und bemerkte, daß er lieblichen und ſüßen Geſchmacks ſey. Und er glaubte, daß ihm Gott eine Labung für ſein Alter gezeigt habe, und dankete dem Herrn, und ſammelte von den Reben,

ſo viel er finden konnte, und pflanzte ſich einen Weinberg."

„Du erzählſt mir von der Erfindung des Weins" — unterbrach ich meinen Araber etwas ungeduldig — „und ich wollte von dem Abendſtern hören!"

„Ohne den Weinſtock kein Abendſtern!" — entgegnete der Beduine, und ſah unter den ſchwarzen Augbrauen ziemlich ſtörrig und faſt drohend auf mich herab — „Willſt du beſſer verſtehen, als ich, was zur Geſchichte gehört, und was nicht? Ich habe ſie längſt in mein Gedächtniß aufgenommen und mehrmals darüber nachgedacht; du hörſt ſie heute zum erſtenmal, zeuchſt dann deines Wegs, und nimmſt nur das Ganze mit dir. Iſt aber das Ganze erzählenswerth, ſo biſt du mir auch für das Einzelne Dank ſchuldig, und magſt meine Geſchichte, wenn du denn ſo über alle Maaßen geſcheut biſt, gelegentlich beſſer erzählen."

Der Mann der Wüſte ſprach ſehr bündig und kernhaft, ja, wie es mir dünkte, ſogar

ziemlich verständig; ich schämte mich ein wenig und schwieg. Und der Araber fuhr finstern Blicks fort:

„Der böse Geist jauchzte über das Gelingen seines boshaften Anschlags, das fast seine eigne Erwartung übertraf. Selbst die Erwählten Gottes konnten den Lockungen des Traubensafts nicht widerstehen; der Sohn spottete seines trunkenen Vaters, der berauschte Vater fluchte dem geliebten Sohne, und, obschon des Herrn Zorn zwei Städte mit Feuer- und Schwefelregen vertilgte, so wandten doch selbst die Geflüchteten, von dem süßen Gifte betäubt, sich aufs neue von Gott, und wurden ein Raub schändlicher Begierden. Ein Menschengeschlecht nach dem andern verging in schweren Sünden; immer furchtbarer wucherte der Saame des Unkrauts; immer fester sah Satan sein Reich auf Erden gegründet. Ach! die heiligsten Bande lösten sich allgemach auf; Unschuld und Schaam, Gerechtigkeit, Mitleid und Liebe flohen zum Himmel zurück; nur die Herrschbe-

gier und Gewaltthat, nur die Wolluſt und der Mord, walteten unter den Menſchenkindern.“

„Endlich, nach vielen blutigen Jahrhunderten, als immer frecher das Laſter ſich wider den Himmel empörte, blickte der Herr auf die entweihte Erde, und eine neue Sündfluth ſchien ihm nöthig, den ſeufzenden Stern zu erretten. Doch er ſah den leuchtenden Bogen, den er in die Wolken geſetzt hatte, und dachte ſeines Bundes mit Noah, und erbarmte ſich, und rief zu ſich die Engel Aroth und Maroth und ſprach zu ihnen: „Steiget hernieder zu jenem Sterne, von dem Blutgeruch und Rauch zur Sonne aufdampfen, und nehmt menſchliche Geſtalt an, und übet Recht und Gerechtigkeit auf Erden. Aber hütet euch vor der Frucht des Weinſtocks, den der Geiſt des Argen dem Noah gezeigt hat zum Verderben, damit ihr nicht abfallet von mir und nach den Töchtern der Menſchen ſchauet in ihrer Schöne, und euch mit ihnen vermiſchet, gleich euren

Brüdern, die ich auch auf den Erdkreis sandte als meine Boten vor der großen Flut.“

„Die beiden Engel gehorchten alsbald dem Befehle des Allerhöchsten, schwebten unsichtbar zur Erde herab, und kamen bei Anbruch des Morgens in einem Walde, unweit der Hauptstadt von Persien, an. Das erste, was sie daselbst erblickten, waren zwei schöne, köstlich geschmückte, aber in Blut schwimmende Jünglinge. Ein ehrwürdiger Greis kniete bei den Leichnamen, vergoß einen Thränenstrom und rauste sich Haupthaar und Bart. Zu diesem trat ein Landmann und sprach: „Herr, wer sind diese Jünglinge? und was weinet ihr?“

„Da richtete der Greis sich auf, und setzte sich neben den Wanderer, und antwortete: „Sollt' ich nicht weinen, da diese Jünglinge sich einander getödtet haben, die doch meiner Obhut anvertraut waren von je, und die ich bewahrt habe bis auf diesen Tag, wie meinen Augapfel? Wisse denn, mitleidiger Wanderer, diese Todten sind die Söhne unsers Königs

von

von einer Mutter, und alle Gerechten hofften auf sie wegen ihrer frühen Tugend, die sonst nirgends gefunden wird auf Erden, und sie selbst liebten einer den andern mehr, als sich selbst.“

„Als aber gestern die Sonne aufging, da eilten die Jünglinge in den Wald, um zu jagen, und ich folgte ihnen. Wir erlegten des Wildes viel, und des Abends bereiteten uns die Diener ein Mahl unter diesen Cedern. Wir genossen gar freudig des Backwerks und der Früchte, und labten uns mit dem Safte des Weines, und gedachten in unsrer Heiterkeit nicht an die Heimkehr. Und da wir fast trunken waren, blickten wir auf, und sahen, daß schon der Abendstern heraufziehe in den Wolken.“

„Ah, der Abendstern!“ — rief ich halblaut, und hoffte, nun endlich der Sache näher zu kommen. Doch der Araber strich sich lächelnd den Knebelbart, und ließ sich nicht im mindesten unterbrechen.

„Der Himmel war ganz heiter und klar — alſo berichtete der Greis dem Landmanne — und die Sterne funkelten lieblich am Himmel. Die Jünglinge tranken immer fröhlicher, und ermunterten auch mich dazu, und umarmten ſich, und ſahen in die Höhe.“

„Sieh, wie ſchön geſtirnt der blaue Himmel iſt“ — ſagte der jüngere — „Welch eine herrliche Nacht!“

„Ich möchte mir wol was wünſchen“ — fing der ältere darauf an, trank noch einmal, und reichte dem Bruder die Schaale.

„Und was?“ — fragte der jüngere lächelnd, indem er trank.

„Einen ſo großen Wald, als der Himmel dort oben!“

„Das läßt ſich hören. Doch — da hätte ich noch einen luſtigern Wunſch.“

„Und welchen?“

„Ich wünſchte mir eine Heerde von ſo viel weißen Gazellen und Rehen, als die Sterne dort oben!“

„Wo wollteſt du aber mit deiner Heerde hin?“ — fragte der ältere etwas heftig.

„Ich triebe ſie in deinen Wald! Das verſteht ſich!“ — antwortete der jüngere ſchnell.

„Sie ſahen einander an, und griffen beide wieder zur Trinkſchaale.“

„Das würde ich nicht zugeben!“ ſagte der ältere dann.

„Er, ich thäts doch!“ erwiderte der jüngere.

„Du? Auch wenn ichs nicht erlaubte?“

„Dir zum Trotz!“

„So erlegte ich deine Gazellen und Rehe!“

„Das wollte ich ſeh'n!“

„Ja, ja, dir zum Trotz!“

„Sie wurden immer hitziger und erzürnter, tranken immer haſtiger, und griffen endlich zum Schwerd. Ich — o Schande und Fluch über dieſes graue Haupt! — ich wollte ſie aus einander bringen, aber ich taumelte, und bald ſanken ſie als Leichen neben einander nieder. Erſt mit aufgehender Sonne kam ich zur Be-

ſinnung, und bin nun zur Verzweiflung erwacht. Der König wird ſeine Rache in meinem Blut kühlen!“

„Die Engel Aroth und Maroth entſetzten ſich über dieſe neue Beſtätigung von der furchtbaren Gewalt des Weins, und nahmen ſich um ſo ernſtlicher vor, den Befehl des Herrn treulich zu erfüllen. Doch zugleich von Mitleid gegen den Greis erfüllt, beſchloſſen ſie augenblicklich, in die Körper der getödteten Königsſöhne zu fahren. Welche erwünſchtere Gelegenheit hätte ſich ihnen auch darbieten können? in welcher andern Geſtalt hätten ſie ihren Beruf, Recht und Gerechtigkeit zu üben auf Erden, bequemer auszuführen vermocht?“

„Indem noch der Greis mit dem ſtieren Blick des Jammers, der Landmann mit gutmüthiger Theilnahme, nach den Leichnamen blickte, fingen dieſe zu athmen und ſich zu beleben an. Bald richteten beide Jünglinge ſich auf, und faßten den Greis bei der Hand.“

„Gieb alle Furcht auf;“ — redete Aroth, der, als der ſtärkere und ſtolzere Geiſt, die Geſtalt des ältern Prinzen angenommen hatte, ihn an — „der Herr hat ſich unſerer und deines Alters erbarmt, und unſre Seelen wieder zurückgeſandt in ihre vorige Wohnung.“

„Kaum konnte der Greis glauben, was ſeine Augen ſahen. Doch da die Jünglinge ihm die gefährlichſten ihrer Wunden geſchloſſen und geheilt zeigten, ſo fiel der Alte betend auf ſein Antlitz, der Landmann aber, die Königsſöhne verehrend, auf ſeine Kniee nieder, und die Jünglinge legten beiden über das vor ihren Augen geſchehene Wunder ein unverbrüchliches Schweigen auf.“

„Doch bald gedachte der Greis, daß die Diener ohne Zweifel die Todespoſt ſchon dem Könige hinterbracht haben würden. Er ermunterte daher ſeine Zöglinge, ſchnell mit ihm nach der Hauptſtadt zurückzueilen, um die Trauer ihres königlichen Vaters zu ſtillen.“

„Kaum hatten sie den Rückweg angetreten, als ein fast unübersehbarer Zug von Höflingen ihnen entgegenströmte, welche, wie die Jünglinge aus der Ferne bemerkten, ganz heiter und unbefangen unter sich scherzten, aber doch zuweilen, um ihren Schmerz über das dem Könige widerfahrne Unglück gebührend zu bezeigen, in lautes Klaggeschrei ausbrachen, und sich wie Verzweifelnde geberdeten. Aroth und Maroth ergrimmten in ihrem Innern über diese schändliche Heuchelei, wären aber, als sie von den Höflingen gewahrt wurden, fast von ihnen getäuscht, und überzeugt worden, sich in ihnen geirrt zu haben. Denn die lauten Freudensbezeugungen und die tiefe Verehrung der Schranzen kannten nun schier keine Gränze: die ganze, noch vor kurzem wehklagende Menge warf sich auf die Erde und küßte den Staub; alle breiteten die Hände lobpreisend zum Himmel, alle Herzen schienen im Rausch der Wonne zerspringen zu wollen; alle Augen schienen vor Freudenzähren fast zu erblinden.“

„Als man ſich vom Taumel der freudigſten Ueberraſchung ein wenig erholt hatte, ſuchten denn doch einige Kämmerlinge, welche den Prinzenlehrer heimlich haßten, entfernter Weiſe den Urſprung des traurigen Gerüchts zu erkunden, welches nach ihrer Verſicherung mehrere Bewohner der Hauptſtadt bis zu Ohnmacht erſchüttert habe. Aroth und Maroth mußten zu einer Nothlüge ihre Zuflucht nehmen. Sie gaben zu verſtehen, daß ſie ſich, mit Vorwiſſen ihres Erziehers, nur todt geſtellt hätten, um die Treue und Ergebenheit ihrer Diener zu erforſchen, und kaum war dieſe Nachricht von Munde zu Munde gegangen, als alle Anweſende nichts angelegentlicheres zu thun wußten, als die Weisheit der Prinzen und ihres würdigen Lehrers bis zu dem Himmel zu erheben, und die grauſamen Wirkungen auf das ausführlichſte zu ſchildern, welche die ſchrecklichſte aller Botſchaften, wie ein furchtbarer Donner bei wolkenleerem Horizonte, in der ganzen Hauptſtadt, vorzüglich aber bei jedem der Er-

zählenden selbst, hervorgebracht habe. Zwar im Stillen hielten es einige für den dümmsten Knabenstreich, den König, den Hof, die ganze Hauptstadt, und vorzüglich sie selbst auf eine so unverantwortliche Weise aus dem Schlaf zu stören; zwar glaubten andere, daß es unter den Prinzen doch wenigstens zu Zwist und Zweikampf gekommen seyn möge; allein die erstern hätten sich eher die Zunge abgebissen, als etwas von ihrer Meinung verlautbaren zu lassen, und die letztern hofften, die Umstände schon gelegentlich noch genauer zu erfahren, und, nach Befinden, zum Sturz des, zuweilen etwas vorlauten, Prinzenlehrers zu benutzen."

„Man sendete indessen Eilboten an den König voraus. Alles, was in der Residenz zurückgeblieben war, stürzte aus den Thoren; man holte die Prinzen im Triumph ein; der königliche Vater selbst kam ihnen einige Schritte aus dem Palaste entgegen, und befahl augenblicklich, durchs ganze Land achttägige Festtage

anzustellen. Freudengeräusch und Jubel erfüllten alsbald die Hauptstadt. Tänzer und Tänzerinnen zeigten sich auf den öffentlichen Plätzen; überall sah man Ueberfluß und Wohlleben; eine eben ausgeschriebene Steuer war in kurzer Zeit verschwendet, um jede, durch die falsche Todespost geschlagene Wunde wieder zu heilen."

„Aroth und Maroth, obschon sie mit der menschlichen Gestalt auch Etwas von menschlichen Schwächen angenommen hatten, konnten die festlichen acht Tage kaum am Hofe aushalten. Die Schwelgerei, die Habsucht, der Stolz, die Heuchelei, womit sie sich allenthalben umringt sahen, erfüllte sie mit dem unwiderstehlichsten Ekel, und kaum war der neunte Morgen angebrochen, als sie sich in das Schlafzimmer des Königs begaben und um Erlaubniß baten, ungekannt und ohne Begleitung das Land zu durchreisen."

„Der König fand nun freilich diesen Einfall sehr sonderbar, und suchte seine Söhne

davon abzubringen; allein da sie auf ihrem Vorsatze beharrten, und das Reden ihn nachgerade ermüdete; so unterzog er sich endlich der Mühe, einer von ihnen schon bereit gehaltenen Vollmacht, wovon sie im Nothfall Gebrauch machen wollten, durch Ausdrückung des königlichen Insiegels das erforderliche Gewicht zu geben. Man streute in der Residenz das Gerücht aus, daß die Prinzen in gewissen Geheimnissen der Priester eingeweiht werden sollten, und daher eine Zeitlang unsichtbar seyn würden; ehe noch die Sonne des folgenden Tages erschien, befanden sie sich außerhalb der Mauern ihrer Hauptstadt."

„Sie wanderten durch Flecken und Städte; alles, was sich ihnen darbot, gestattete keinen Zweifel, daß die Verworfenheit und Schändlichkeit des Menschengeschlechts den höchsten Gipfel erreicht habe. Die erste Nacht brachten sie bei einem Armen zu, und nannten sich reisende Kaufleute; sie erwachten durch ein Geräusch, und fanden ihren Wirth im Begriff,

sie zu ermorden. In der zweiten Nacht blieben sie bei einem Reichen, und gaben sich für königliche Diener aus; ihr Wirth ließ am Ende des Abendmahls sein eignes Weib und seine einzige, kaum mannbare Tochter üppig geschmückt hereintreten, und bot sie seinen Gastfreunden als Bettgenossinnen an. Sie suchten dieß abzulehnen; aber als sie in ihr Schlafgemach traten, fanden sie Mutter und Tochter schon halbentkleidet auf dem nach Narden duftenden Lager."

„Entrüstet verließen Aroth und Maroth das Haus, schüttelten den Staub von ihren Füßen, und entschliefen in einem nahgelegenen Walde. Als sie erwachten, sahen sie sich fast aller ihrer Kleider und Kostbarkeiten beraubt."

„Am dritten Abende gelangten sie zu der hohen Mauer eines prächtigen Gartens. Es erhob sich ein heftiger Sturm und Platzregen, und da eben der Herr des Gartens das Thor schloß, so baten sie ihn um ein Unterkommen in seinem geräumigen Landhause. Er schalt sie

höhnend Bettler und Landstreicher, und warf hartherzig das Thor zu. Sie gingen längs der Mauer fort, und fanden ganz am Ende derselben eine elende, halb eingestürzte Rohrhütte, in welcher sie vor dem Ungewitter Schutz zu suchen beschlossen."

„Als sie hier eintraten, stürzte ihnen, durch ihre Ankunft ein wenig erschrocken, eine schöne, aber nur in Lumpen gekleidete Dirne entgegen. „Wen suchet ihr?" — fragte sie mit freundlichen, hell leuchtenden, doch bescheidenen Augen, und zeigte sich, als die Wanderer ihr Anliegen entdeckt hatten, sogleich bereitwillig, ihnen, so gut sie es vermöge, aus Halmen und Blättern eine Lagerstätte zu bereiten."

„Es war kein Wunder, daß die Engel, nach ihren bisher gemachten Erfahrungen, sich auch hier nicht eben in der besten Gesellschaft glaubten. Sie hielten das Mädchen, ungeachtet ihres sittsamen Wesens, für eine feile Dirne, und wurden nicht eher aus diesem Irrthume gerissen, bis ihre junge Wirthin das

Lager beſorgt hatte und im Begriff ſtand, ſich zu entfernen. Auf die Frage: wohin? erhielten ſie von ihr zur Antwort, daß ſie des Nachts nie ſchlafen dürfe, ſondern den Garten von außen umgehen müſſe, um das Wild und die Diebe zu verſcheuchen. Wirklich verließ ſie auch, nicht achtend des ſchrecklichen Wetters, die tröpfelnde Hütte, und kehrte erſt am Morgen in dieſelbe zurück."

„Aroth und Maroth, ſo ermüdet ſie waren, konnten nicht einſchlafen; ſie erſchöpften ſich die ganze Nacht über in mancherlei Muthmaaßungen, warum doch eine ſo holde und ſittſame Dirne, die zur Herrin des Gartens gebohren ſcheine, zur Hüterin derſelben dienen müſſe, und der anbrechende Morgen kam ihnen ſehr erwünſcht, weil ſie nun eine Erklärung hofften."

„Die reizende Thirza — ſo hieß die Hüterin des Gartens — öfnete ſorgfältig die Thüre, und trat erſt dann herein, als ſie ihre Gäſte ſchon wachend und völlig gekleidet ſah.

Aroths und Maroths Neugier überstieg jede Gränze, als sie im Schimmer der Morgenröthe die Eintretende genauer betrachteten. War sie ihnen gestern in der Dunkelheit nur reizend vorgekommen, so glaubten sie jetzt, noch nie etwas sanfteres und schöneres erblickt zu haben. Selbst die dürftige Kleidung konnte die holde Jungfrau nicht entstellen, und ihre von Dornen verwundeten Füße dienten nur dazu, das Erbarmen gegen diese schöne Unglückliche in die zärtlichste Theilnahme, in den feurigsten Wunsch, ihr zu helfen, zu verwandeln. Beide Jünglinge ruhten mit dem innigsten Wohlgefallen auf der hinreissenden Gestalt; beide wetteiferten mit einander, der armen Thirza die freundlichste Achtung zu bezeigen und den Ursprung ihres Unglücks von ihr zu erforschen."

„Auch Thirza fühlte sich zu den schönen Fremdlingen unwiderstehlich hingezogen; dieses sanfte Mitleid, diese zarte Schonnng, diese süße Ueberredung, diese bezaubernde Güte,

hatte sie noch bei keinem der Sterblichen gefunden!“

„Ich bin nicht immer so unglücklich gewesen“ — sagte sie, da sie den Fragen der Fremdlinge nicht länger widerstehen konnte, — „meine Aeltern waren Besitzer des Palasts und Gartens, welchen ich jetzt nächtlich bewachen muß; der Elende, der ihn jetzt sein Eigenthum nennt, lag einst ärmer und hülfloser, als ich jetzt bin, auf den Knieen vor mir und flehte um einen Blick des Erbarmens.“

„Wie ist das möglich, reizende Thirza!“ — ward sie in demselben Augenblick von Aroth feurig, von Maroth schmeichelnd, unterbrochen.

„Meine Aeltern“ — fuhr Thirza traurig fort — „lebten sehr einsam, und sahen in mir ihre einzige Hoffnung, ihr einziges Glück. Sie vermieden allen Umgang mit denjenigen, die ihnen an Stand und Vermögen gleich waren, und suchten auch mir schon frühzeitig begreiflich zu machen, daß es edlere Freuden

gebe, als die Vergnügungen der Menge, und eine schönere Bestimmung des Weibes, als über Sklavinnen tyrannisch zu herrschen. Mein Vater starb, ehe ich noch das vierzehnte Jahr beendigt hatte, und nach seinem Tode nahm uns einer seiner Brüder, der oberster Richter ist, in seinen Schutz."

„Ungefähr ein Jahr später wandelte ich einst mit einigen Dienerinnen bei einbrechendem Abende in unserm Garten, und vernahm ausserhalb der Mauer ein leises Aechzen. So furchtsam ich auch war, so trieb mich doch das Mitleid, den Garten zu verlassen. Wir fanden einen Jüngling, den Räuber geplündert und tödtlich verwundet hatten. Als er uns erblickte, richtete er sich mühsam auf, und flehte, ohne vor Schwäche reden zu können, durch Miene und Blick um Hülfe und Erbarmen."

„Ich zitterte; ich eilte zu meiner Mutter, und sandte alle unsere Diener zu dem Verwundeten. Er ward auf meinen Befehl in das Haus,

Haus, in das kühlste, freundlichste Zimmer geschafft."

„Es könnte ruhmredig von mir scheinen, wollt' ich euch den Antheil schildern, den ich an dem Unglücklichen nahm. Es sey daher genug, euch zu sagen, daß er nach einigen Monaten genaß, und auf die täuschendste Weise die rührendste Dankbarkeit gegen meine Mutter, die zärtlichste Zuneigung gegen mich, zu erkennen gab. Seine eigennützige Heuchelei gelang ihm so gut, daß meine Mutter ihm in kurzem meine Hand und den Besitz unsers ganzen Vermögens versprach; ich gab ihm willig meine ganze Seele hin."

„Nur einige Monate waren seit jenem Versprechen verflossen, als er, anfänglich nur entfernt, bald aber dringender, an die Erfüllung desselben erinnerte. Meine Mutter verlangte wegen meiner Jugend einen längern Aufschub, und er suchte nun mich für seine Absichten zu gewinnen. Doch so sehr ich ihn liebte, so wenig würde ich im Stande gewesen seyn, den

Wünschen meiner theuern Mutter zuwider zu handeln, selbst wenn ich nicht nach und nach die angstvolle Entdeckung gemacht hätte, daß ich einer edlern Empfindung werth sey, als dieser mein Bräutigam gegen mich hege."

„Mein Verlobter, der seine Begierde nach unserm Vermögen nicht länger in Schranken halten konnte, suchte nun mit meines Vaters Bruder, dem Oberrichter, der ihm vorher gänzlich abgeneigt gewesen war, in ein gutes Vernehmen zu kommen, welches ihm auch vollkommen gelang."

„Um diese Zeit starb meine Mutter, und zwar so plötzlich, daß ich einen ängstigenden Verdacht nicht gänzlich unterdrücken konnte und der Schreck über diesen Todesfall meine Traurigkeit noch um ein groſses vermehrte. Als ich einst in den ersten Tagen nachher an ihrem Grabe Blumen und Milch opferte, und ihrem Andenken kindliche Thränen weihte, überraschte mich mein Verlobter, und foderte mich heftig auf, ihm noch heute meine Hand zu

reichen. Ich kann euch nicht schildern, wie schmerzlich sein Ungestüm in diesem Augenblicke auf mich wirkte; ich konnte meinen Unwillen nicht unterdrücken, und weigerte mich standhaft, sein Verlangen zu erfüllen. Er ging zornig von mir, und kam einige Tage nicht wieder, während dessen ich mir Vorwürfe machte und seinetwegen sehr bekümmert war."

„Nach Verfluß einiger Zeit brachte ich in Erfahrung, daß er sich mit der Tochter meines Oheims vermählt habe, und hätte ich an seiner Treulosigkeit und Niedrigkeit noch einen Augenblick zweifeln können, so würde mich doch bald eine Vorladung des Kadi's völlig davon überzeugt haben. Mein ehemaliger Bräutigam machte Anspruch auf den ganzen Nachlaß meiner Aeltern, und so wenig ihm auch das mindeste Recht daran zustand, so ließ sich doch der Erfolg leicht voraussehen. Ich hatte mich nicht getäuscht. Der Schändliche versicherte, daß er meiner Mutter Haus und Garten, wie alles stehe und liege, noch bei

Lebzeiten abgekauft habe, bewieß dieses Vorgeben durch falsche Zeugen, und sein nunmehriger Schwiegervater sprach ihm mein ganzes Eigenthum zu."

„Ich, die unter dem Scheine des Rechts Beraubte, mußte nun keine Stätte, wo ich mein Haupt hinlegen konnte, und meine glückliche Nebenbulerin besaß Menschlichkeit oder Bosheit genug, mir, gegen Auflegung der Pflicht, den Garten des Nachts zu bewachen, diese elende Hütte einzuräumen."

„Schon hatte Thirza unter vielen Thränen längst ihre Geschichte geendigt, als noch immer, wie fest gezaubert, Aroths Blick an ihrem schönen Munde, so wie Maroths an ihren schmelzenden, sanftklagend gen Himmel gerichteten Augen hing. Doch jetzt, in demselben Augenblick, kehrten beide aus ihrer Vergessenheit zurück, und begnügten sich nicht blos damit, die Traurige durch die freundlichste Zusprache aufzurichten, sondern versprachen ihr auch unter den heiligsten Zusicherungen, sie zu

schützen und wieder in ihr Eigenthum einzusetzen. Sie verlangten in dieser Absicht von ihr, daß sie am nächstfolgenden Morgen unter dem Stadtthore sich einfinden solle, und verließen sie mit den feurigsten Dankſagungen und zärtlichsten Händedrücken."

„Aroth und Maroth wanderten nun in tiefem Nachdenken — denn ich kann dir nicht verschweigen, daß die schimmernden Gazellen-Augen Thirza's auf die beiden himmlischen Boten einen sehr lebhaften Eindruck gemacht hatten — nach der Stadt, und ließen sich augenblicklich zu dem obersten Richter führen. So sehr dieser erschrack, als er den königlichen Firman in den Händen der Ankömmlinge erblickte, so suchte er doch seine Angst unter den lautesten Freudensbezeugungen zu verbergen, und fügte sich in alles, was die königlichen Abgesandten verlangten. Oeffentliche Ausrufer verkündeten alsbald in allen Straßen, daß morgen unter dem Stadtthor ein Gericht gehegt werden solle, wobei jeder sich einfinden

könne, der durch einen richterlichen Ausſpruch Unrecht gelitten zu haben vermeine. Alle Einwohner harrten, theils mit Furcht, theils mit Hoffnung, des kommenden Morgens."

„So wenig die ſchon an Unglück gewöhnte Thirza von den Verheiſſungen der beiden Fremdlinge eine Abänderung ihrer Lage erwartete, eben ſo wenig konnte ſie doch unterlaſſen, am nächſtfolgendem Tage unter dem Stadtthore zu erſcheinen. Und wie freudig wurde ſie überraſcht, als die Herolde verkündeten, daß nun die Stunde zu Eröffnung des Gerichts gekommen ſey! als ſie aufſah, und ihre beiden edlen Beſchützer auf dem Sitze der Richter erblickte! Von Hoffnung belebt, mit von Freude beſtürmter Bruſt, warf ſie ſich vor den Stuffen des Richterſtuhls nieder, und trug ihre Sache mit der Beredſamkeit unterdrükter Unſchuld ſo einleuchtend und ſo hinreißend vor, daß ihres Vaters Bruder einmal über das andere erblaßte, in den Augen Aroths und Maroths aber der furchtbarſte Unwille aufflammte. Der

undankbare, ungerechte Besitzer ihrer Erbschaft, seine Gattin, die gebrauchten falschen Zeugen, wurden herbei geholt und verhört; sehr bald kam die Wahrheit ans Licht, und der liebenswürdigen Thirza wurde unter dem Jubel des Volks nicht nur ihr Eigenthum, sondern auch das Recht zugesprochen, über den Räuber desselben und sein Weib, als über ihre Sklaven, nach Willkühr zu verfügen. Sie erklärte mit sanfter Stimme, daß das Gefühl ihrer Dankbarkeit gegen die gerechten Richter keine Rache in ihrem Herzen aufkeimen lasse; daß sie daher ihren Beleidigern alles vergebe; und begab sich, schön erröthend bei den lauten Lobsprüchen der Versammlung, mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung gegen die Richter hinweg."

„Doch es eilt dir," — so unterbrach mein Araber jetzt sich selbst — „wie ich bemerke, gar sehr, auf das baldigste nach dem Abendsterne zu gelangen, und deine bisher bezeigte Geduld ist es schon werth, daß ich die vor Aroths und Maroths Richterstuhle noch ver-

nerhin gefällten Rechtesprüche, obschon sie sich von ihrer Salomonischen Scharfsichtigkeit und Weisheit auf das deutlichste überzeugen, und, wegen ihrer wunderbaren Verwickelung, einen Araber sehr vergnügen würden, jetzt mit Stillschweigen übergehe. Wisse daher, daß die beiden Königessöhne bis fast zur Erschöpfung ihrer Kräfte Recht und Gerechtigkeit übten, so daß man es ihnen endlich wol zu gute halten konnte, wenn sie sich nach einiger Erholung sehnten."

„Eher könnte es ein wenig auffallen, daß, als sie sich darüber mit einander besprachen, beide fast zugleich Thirza's Namen nannten, da sie doch diesen Namen über den Namen so vieler Anderer, welchen sie Gerechtigkeit verschafft hatten, gar leicht hätten vergessen können. Beide stutzten über diesen sonderbaren Zufall; beide faßten sich einander ins Auge, aber da beider Stimmen nun einmal auf ein und dasselbe gefallen waren, so war nichts natürlicher, als daß sie sich aufmachten, um ihre

gerettete Freundin in ihrer wieder erlangten Besitzung zu besuchen."

„Thirza hatte schon längst nichts sehnlicher gewünscht, als ihren Retern die lebhafteste Dankbarkeit an den Tag legen zu können; allein nur jungfräuliche Schaam, verbunden mit einer gewissen scheuen Ahnung, die sie sich selbst nicht eingestehen mochte, hatten sie abgehalten, sich ihnen wiederum zu nähern. Jetzt, da sie von ihren Dienerinnen erfuhr, daß die beiden königlichen Jünglinge in ihrem Garten lustwandelten, wurde jenes dunkle Gefühl von dem schönen Feuer ihres dankbaren Herzens gänzlich verdrängt; sie warf einen Schleier über ihr Gesicht, und ging ihren Wohlthätern entgegen."

„Aroth und Maroth glaubten kaum dieselbe Thirza vor sich zu sehen, als die holde, schlanke Jungfrau, die Reitzendste unter ihren Dienerinnen und Gespielinnen, einfach, doch ihrem Stande gemäß gekleidet, sie sittsam begrüßte. Sie fühlten sich beide von Bewunderung ihrer

schönen Freundin hingerissen, und nahmen sehr gern ihre Einladung an, diesen Abend bei ihr zu verweilen."

„Thirza ihrer Seits wendete alles an, ihre Wohlthäter auf das prächtigste zu bewirthen, und dieser Wunsch gelang ihr so gut, daß Aroth und Marvth so gar auf die Vermuthung geriethen, das Gebot des Allerhöchsten, nicht zu schauen nach den Töchtern der Menschen, sey doch wol nicht so ganz buchstäblich zu verstehen. Ja, bezaubert durch die schönen Augen und freundlichen Blicke ihrer Wirthin, die sich jedoch nie von dem strengsten Anstande entfernten, konnten sie zuletzt nicht einmal widerstehen, als ihnen Thirza eine Schale nach der andern mit Wein von Schiras und Tabris aufnöthigte."

„Heiterkeit und begeisternde Freude bemächtigten sich aller Herzen, und je mehr die Engel von dem holden Wesen Thirza's bezaubert, je mehr sie von dem süßen Feuer des Traubensafts in eine wohlthätige Wärme versetzt wur-

den, deſto weniger dachten ſie daran, daß es anjetzt noch lange nicht Zeit ſey, etwas von ihrer himmliſchen Abkunft zu verrathen. Vielmehr überließen ſie ſich allmählig einer gänzlichen Unbefangenheit, und erzählten von Dingen, die in der Regel kein Sterblicher, und wär er auch Prinz von Perſien, wiſſen kann."

„Thirza, die bei der reinſten Unſchuld zugleich einen ziemlichen Antheil weiblicher Feinheit beſaß, horchte auf ihre Worte mit ängſtlichem Entzücken; eine gewiß verzeihliche Neugier — denn ſie beſchäftigte ſich ja mit dem Himmel — gab ihr gleichſam von ſelbſt die unſchuldige Liſt an die Hand, ihren Gäſten immer öfter, und mit immer bittendern Blicken, bald feurigen Taberſeh, bald gelblichen Keſeke und bräunlichen Hallage *) darzureichen, und durch leiſe Fragen und Zweifel immer mehr von ihnen herauszulocken,

*) Namen perſiſcher Weine, die im Morgenlande vorzüglich geachtet ſind.

Der Erfolg hievon überschritt noch ihr Verlangen. Denn, nicht genug, daß sie zuletzt gar nicht länger zweifeln konnte, zwei Boten des Allerhöchsten an ihrer Tafel zu sehen, so konnte es ihr auch bald nicht länger entgehen, daß diese Söhne des Himmels so wenig, als irgend ein menschlicher Jüngling, der vereinten Macht des Weins und der Schönheit zu widerstehen vermöchten."

„Ein wenig geschmeichelt, doch noch weit mehr erschreckt durch diese letztere Entdeckung, war sie schon darauf bedacht, das Mahl abzukürzen, als der ältere Prinz, da er sich einen Augenblick von seinem Bruder unbemerkt glaubte, ihr heftig die Hand drückte, und zugleich sehr dringend um die Erlaubniß bat, sie allein besuchen zu dürfen, weil er ihr ein wichtiges Geheimniß zu entdecken habe; und kaum hatte sie aus Dankbarkeit, aus Achtung, und — Neugier furchtsam darein gewilligt, als auch der jüngere Prinz, mit einem schmelzenden Blicke, doch eben so verstohlen, als Aroth,

das nämliche von ihr erbat, und die nämliche Zusage erhielt."

„Aufs höchste entzückt durch ein Versprechen, das jeder allein erhalten zu haben glaubte, brachen die Engel auf, und mit den süßesten Hoffnungen kehrten sie in den Pallast des, längst seines Amtes entsetzten, Oberrichters zurück."

„In Thirzas Seele hingegen hatte dieses Ereigniß eine noch nie gefühlte, unglaubliche Unruhe erregt. Noch immer hatte sie in einsamen seligen Stunden gehofft, einst ein Herz zu finden, das, rein von niedriger Leidenschaft, einer edlern Liebe fähig sey, einer Liebe, nach welcher ihr eignes reines, sanft glühendes Herz sehnlich verlangte. Jetzt wankte dieser ihr schöner Glaube; die Erde dünkte ihr ein unwürdiger, trauriger Aufenthalt, und ein stilles Verlangen nach einem glücklichern Sterne erwachte in ihrer Brust. Denn waren selbst die Söhne des Himmels Begierden unterworfen, die sie, so gern sie sichs abgeläugnet hätte,

doch gewiß in den Blicken der Engel gelesen zu haben glaubte, was konnte sie hoffen von dem Jünglinge des Staubs?“

„Mit sich selbst uneinig, bald verloren in süße Schwärmerei, bald von innern Stürmen umhergetrieben, zuletzt von einem großen Gedanken ergriffen, harrte sie ungeduldig auf die Stunde, in welcher Aroth zurückzukehren versprochen hatte. Ernst anfänglich, mit sich selbst kämpfend und verschlossen, wandelte Er an ihrer Seite durch die Gänge der Palmen; als sie aber sich immer freundlicher und zärtlicher gegen ihn bewieß, als sie mit einladendem Lächeln ihm wieder schöne Früchte und die duftende Trinkschale darbot, da ward auch Aroth wieder so vertraulich und menschlich, als das erstemal, und entdeckte ihr stürmisch das Geheimniß seiner heißesten Liebe. Bald hatte sie ihm durch sanfte Worte nicht nur die völlige Gewißheit, daß er wirklich vom Himmel gekommen sey, sondern auch die Art und Weise

entlockt, wie man vom Himmel auf die Erde gelangen könne."

„Hiermit allein nicht zufrieden, bot ſie nun jeden unſchuldigen Zauber ihrer Reitze und die ganze verführeriſche Macht des Weins auf, auch von ihm zu erfahren, wie man von der Erde zum Himmel hinauf komme."

„Doch gerade hierüber ſchien ihr Gaſt ganz unerbittlich, und nur erſt, als er von Liebe und Wein in den höchſten Taumel verſetzt war, verſprach er ihr auch dieß zu entdecken, doch gegen einen Lohn, den die züchtige Thirza unmöglich gewähren konnte."

„Betrübt über den tiefen Fall ihres himmliſchen Gaſtfreundes, entfloh ſie aus dem Garten, und hoffte bei dem ſanfteren Maroth eine edlere Denkungsart, oder wenigſtens eine minder eigennützige Offenherzigkeit, anzutreffen."

„Der ſanftere, aber nicht minder verliebte Maroth hatte die Stunde, wo er die ſchöne Thirza wiederſehen ſollte, eben ſo wenig aus der Acht gelaſſen, als der ſtürmiſche Aroth;

es glückte der schönen Thirza sehr bald, ihm durch die Beredsamkeit eines zur Erde geschlagenen Auges und das Feuer des Traubensafts das Geheimniß abzuschmeicheln, wie man sich durch Aussprechung gewisser heiligen Wort• von der Erde zum Himmel erhebe. Die Freude über ihren geglückten Anschlag hätte sie fast auf einen Augenblick ihrer selbst vergessen lassen; die Wärme eines erwiderten Händedrucks, der Blick der Wonne, der aus ihren großen Augen strahlte, die Purpurfarbe, die auf ihrer Wange glühte, schienen dem Engel Vorboten einer süßen Gewährung; er bestürmte sie mit reitzenden Schilderungen himmlicher Dinge, und benutzte endlich die Träumerei der zärtlich aufhorchenden Schöne zum Raube eines ganz irdischen Kusses."

„Thirza erwachte durch diese Kühnheit, und wußte ihn durch das Versprechen eines baldigen Wiedersehens zu besänftigen und zu entfernen."

„Und kaum sah sie sich allein, als sie, unter heißem Gebet zu dem Herrn des Himmels, auf den Blumenrasen niedersank und die geheimniß-

vollen

vollen Worte ausſprach, die ſie von Maroth erforſcht hatte. Alle Blütenkelche bewegten ſich liſpelnd und ſchienen auf einmal die ſüßeſten Wohlgerüche um ſie auszuſpenden; liebliche Lüfte ſpielten mit ihrem Schleier; ſanft empor gehoben ſchwebte ſie über Berge, Wolken und Sterne; von Glanz geblendet, mit hochathmender Bruſt, mit geſenktem Blick, ſtand die Reine in wenigen Sekunden an den Stufen des Thrones Gottes."

„Und der Herr ſah verwundernd, doch gnädig, auf die Knieende herab, und durchſchaute ihre ganze Seele, und ſprach zu ihr: „Gehe ein, du Reine, zu den Freuden, nach welchen du verlangeſt. Du warſt es werth, unberührt von der Hand des Todes einer Erde zu entſchweben, die meiner vergeſſen hat, und den Funken der Liebe nicht mehr kennt, die ich ihren Bewohnern ins Herz pflanzte. Aber du — wandle nach jenem Sterne, den ich mit Liebe erſchuf, und wo reinere Seelen wohnen, als auf dem Planeten, den du trauernd verließeſt;

Hebe dich nach dem Abendstern, und regiere dort als der Liebenden Engel!“

„Da fühlte sich Thirza alsbald von neuem auf Windesflügeln getragen, und sank in einer duftenden Laube von unbekannten Blumen nieder, und regieret seitdem auf jenem sanften Sterne, zu dem auch zuweilen von dieser Erde reine Liebe hoffend aufblickt in den Stunden seliger Ahnung.“

Also erzählte mir der Beduine, und ich konnte mich, da er geendet hatte, nicht enthalten, meine Arme brüderlich um seinen Hals zu schlingen.

Nie wird das Andenken an jene Sternennacht in der Wüste aus meiner Seele wieder verschwinden, und nur das eine bekümmert mich, daß mein Araber die geheimnißvollen Worte, die Maroth an Thirza verrieth, mir nicht sagen konnte. Hätte ich sie erfahren, gewiß ich theilte sie mancher meiner Leserinnen ohne Eigennutz mit, und den übrigen sendete ich künftig, statt dieser irdischen, duftlosen Tulpen, wo nicht Rosen, doch wenigstens ein Sträuschen Nachtviolen, unmittelbar aus dem Abendstern!

IX.

Der alte Husar.

Der Abendſtern, von deſſen Regierungsverfaſſung vorſtehende Blätter eine kurze, doch ſehr authentiſche Nachricht enthalten, erinnert den Erzähler an ein Geſchichtchen, in welchem derſelbe Stern, wiewol nicht als Nachtreter, ſondern als Vorläufer der Sonne, eine Rolle ſpielt. So verſchiedenartig es mit jenem Perſiſchen Märchen iſt; ſo trägt man doch um ſo weniger Bedenken, auch dieſes hier mitzutheilen, je geringern Raum es einnimmt, und je gewiſſer es iſt, daß das Auge des Laien vorzüglich durch wechſelndes Farbenſpiel an ein Tulpenbeet gefeſſelt wird.

„Ja, lieben Freunde!“ — so erzählte uns an einem schönen frischen Herbstmorgen der biedre, für die Musik bis zur Aengstlichkeit leidenschaftliche Dorfcantor zu N., der, wie Kenner versicherten, bei günstigern Jugendverhältnissen wenigstens fürstlicher Capellmeister hätte werden müssen — „ja, lieben Freunde! jetzt kann man sich dieser herrlichen Gottesgegend wol freuen und, gleich der Lerche in excelsis, dem Herrn Zebaoth mit heller Stimme lobsingen; aber in meinen frühern Jahren habe ich hier Zeiten erlebt, wo ein gar festes Vertrauen dazu gehörte, ohne bange Sorgen die Morgensonne hinter den Bergen heraufsteigen zu sehen. Auf jenen Anhöhen standen die Oesterreicher, in jenen Schluchten die Preussen; wir erhielten von beiden fast täglich Besuche; wir hatten weder Pferd, noch Kuh, weder Milch, noch Brod mehr; fast in jeder Nacht krachten die Kanonen; ja — können Sie sichs vorstellen? — hier in diesen Kirchhof sollten zuletzt, da schon alles verloren schien,

nach dem Rathe eines geſchickten Ingenieurs, zwei der entſchloſſenſten Grenadierkompagnieen geworfen und — nun, mit dürren Worten! — dem gewiſſen Tode preis gegeben werden, um einen Rückzug zu decken. Nur ein Zufall wandte dieſe Gefahr von unſerm armen Dorfe ab; ſonſt ſtünd jetzt wahrſcheinlich weder Schulmeiſterwohnung und Pfarre, noch ſelbſt das liebe Gotteshaus auf dieſem Flecke; aber dafür erfolgte denn auch der gnugſam bekannte Maxner Finkenfang."

„Einſtmals — damit Sie doch auch ſehen, wie wahr der theure Gottesmann Lutherus die Muſik eine halbe Disciplin und Zuchtmeiſterin nennt, ſo die Leute gelinder und ſanftmüthiger, ſittſamer und vernünftiger mache, und wie ſelbſt die roheſten, verhärteſten Gemüther jezuweilen nach ſelbiger ſchmachten, wie der Hirſch nach friſchem Waſſer — einſtmals hatten wir wieder die ganze Nacht hindurch plänkern und den Boden ſchüttern gehört; an Zubettgehen war gar nicht zu denken, weil man in jeder Nacht

immer horchte, ob nicht die Flamme schon im Dachgiebel kniſtere. Ich hatte eben das Morgenläuten beſorgt, guckte zum Schalloche heraus, um zu ſehen, was uns heute wol bevorſtehe, und faltete meine Hände mit einem frommen Seufzer über die Bruſt, da alles ganz ruhig ſchien. Ehe ich noch mein Mützchen wieder aufſetzen konnte, jagte ein alter ſchwarzer Huſar — er hing ganz vom Alter niedergedrückt, wie ſpäterhin ſein großer Friederich auch, über dem Pferde — ja der jagte zum Kirchhofsthore herein und band ſeinen Braunen an meine Fenſterladen. Mir ward nicht zum allerbeſten zu Muthe; doch wackelte ich hinunter. Er ließ mir nicht Zeit, meinen, gewiß ſehr zuvorkommenden guten Morgen anzubringen, ſondern rief mir in barſchem Tone zu: „Den Kirchenſchlüſſel her, Schulmeiſter!“

„Ich erſchrak nicht wenig über dieſe Anrede. Das bischen Kirchenvermögen und der vergoldete Kelch mit der Hoſtienſchachtel, die von einer frommen Kirchenpatronin hieher ver-

ehrt sind, waren zwar wol in Sicherheit gebracht; doch fand sich noch eine Altarbekleidung mit Tressen und andres Abendmalgeräth von einigem Werthe. Ich suchte den Kirchenschlüssel, den ich unglücklicher Weise in der Hand hielt, zu verbergen; ich wagte Ausflüchte, Bitten und Vorstellungen; aber der alte Kriegsmann sah mit so ganz eigner Manier bald auf mich, bald auf seinen Säbelgriff, daß ich, um Unheil zu verhüten, vorging und die Pforte öffnete. Meine Frau, die wie einst Sara hinter der Hausthür gehorcht hatte, und — ich muß es der guten Mutter zu Ehren nachsagen — vor der Gefahr immer verzagter, in der Gefahr aber immer entschlossener, als ich selbst, war, kam, aus Besorgniß um mich, von freien Stücken hinter uns her."

„Der alte Husar drängte sich in der Halle hastig voran, ging, ohne sich umzusehen, an der Sakristei und dem Altartuche vorüber, und schritt, so schnell es sein Alter erlaubte, klirr! klirr! die Chortreppe hinauf."

„Hier ſetzte er ſich Athem ſchöpfend auf eine Bank und rief mir gebieteriſch zu: „Die Orgel auf! Ein Geſangbuch her!“ — So unerwartet mir dieß kam, ſo leicht ward es mir doch auf einmal ums Herz; ich konnte mir nicht anders vorſtellen, als der alte Schnurrbart ſey vormals ein College von mir geweſen und wolle mich jetzt überhören. So ein tentamen, meine Herren! pflege ich nun nicht zu ſcheuen; ich that augenblicklich, was er verlangte, und gab auch meiner Frau einen Wink; ſie zog die Balken; der Huſar ſchlug ein Lied auf, und ſprach: „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern! Spiel er das; aber fein ordentlich, Herr Schulmeiſter!“

„Nun war ich in meinem Elemente. Ich ſpielte die Orgel nach Herzensluſt; der Huſar fiel nach dem Präludium mit einer tiefen Baßſtimme ein; ich, und meine Suſanna hinter der Orgel, thaten ein gleiches; meine ganze Seele erhob ſich zu dem Herrn und mein Herz ſchlug am Schluſſe des herrlichen Chorals ſo

muthig, daß ich anjetzt wol ſchwerlich dem alten Huſar ſo gutwillig aufgeſchloſſen hätte, als vorher.“

„Gar kecklich ſchaute ich nach meinem Zuhörer; er hatte noch immer die Hände gefaltet, und zwei helle Thränen fielen über den eisgrauen Knebelbart auf ſie herab. Er wiſchte ſich, da ich auf ihn zutrat, mit dem Ballen die Augen, ſchüttelte mir die Hand, und ſprach: „Großen Dank, Herr Cantor! Wo iſt der Gotteskaſten?“

„Mein vorheriger Argwohn, daß es auf eine Plünderung angeſehen ſey, war gänzlich verſchwunden; ich holte die Armenbüchſe herbei, und der alte Huſar warf einen halben Gulden hinein.“

„Wir theilen, Herr Schulmeiſter!“ — ſagte er dann, zeigte mir noch zwei halbe Gulden und nöthigte mir einen davon auf — „Da klebt kein Blut daran; nehm' er für ſeine Mühe!“ Er verließ die Kirche, und wir begleiteten ihn.“

„Sowohl ich, als meine Frau, waren unglaublich bewegt. Ich konnte mich nicht ent-

halten, unſern wunderbaren Gaſt auf dem Kirchhofe zu befragen, wie ihm der Gedanke gekommen ſey, hier ſeine Morgenandacht zu halten?“

„Das will ich euch gern ſagen, lieben Leute!“ — antwortete er, und faßte uns beide treuherzig bei der Hand — „aber nur keine Predigt hinterher, Herr Schulmeiſter! das bitt' ich mir aus! — Geſtern Abend ſollte ein verlorner Poſten ausgeſtellt werden, um, mitten unter den herumſchweifenden Patrouillen, den Feind auf einem gewiſſen Punkte zu beobachten. Jeder von uns wußte, was die Sache auf ſich habe; wir ſind ſeit einigen Wochen brav daran geweſen; unſer Rittmeiſter frug nach Freiwilligen. Niemand bezeigte Luſt. Endlich ritt ich vor — und meine drei Junggens konnten ja wol den alten Vater nicht allein laſſen! — Er braucht es nicht zu wiſſen, Herr Schulmeiſter! wie wir es anfingen; genug, wir ſchlichen uns durch, und hielten die ganze Nacht über auf einer buſchichten Anhöhe.

Links und rechts blitzte es um uns her; wir sahen bald hier, bald dort feindliche Mannschaften; nicht meinetwegen — denn wie lange werd' ich noch reiten? — sondern nur wegen meiner Söhne, seufzte ich einmal in der finstern Nacht: Herr, erhalte uns! Kaum hatte ich es heraus, als es anfing zu dämmern und der Morgenstern mir ins Auge blinkte. Wie schön leuchtet der Morgenstern! fiel mir in diesem Augenblicke aus meiner Jugendzeit ein; gar manches was ich seitdem gethan und — was wol nicht allemal recht war — hängte sich wie eine Bleilast daran; ich rechnete nach, seit wie viel Jahren ich in keine Kirche gekommen, und ich that Gott das Gelübd', wenn ich dießmal davon komme, wieder einmal eine Andacht zu halten. Das habe ich denn nun gethan, und er kann wol denken, ob mir das:

Du Herr bists, der mich diese Nacht
Durch dein' Engel-Guardi bewacht!

von und zum Herzen gegangen. Meine Söhne — das ist nun noch leichtes, unbesonnenes

Volk, und ich alter Thor traute mich nicht einmal, ihnen etwas von meinem Verhalten zu sagen — sind dort unten eingekehrt in der Schenke; ich muß nun wol fort, daß sie nicht gar denken, mir sei was begegnet. Nochmals großen Dank, lieber Herr Schulmeister! Alle — Tausend, er schlägt seine Orgel, daß einem das Herz zittert! Nun ich denke doch, der Herr Gott wird sehen, daß ich auch ein Christ bin im Herzen, und sollt' ich heut oder morgen meinen letzten Ritt thun, so will ich in Himmel als Feldgeschrei rufen: Wie schön leuchtet der Morgenstern!"

„Mit diesen Worten setzte er sich auf und ritt davon. Wenige Tage darauf ereignete sich der bekannte Ueberfall unter Haddick; vermuthlich ist das Morgenlied des alten Husaren auch sein Schwanengesang gewesen."

X.

Die Bluttröpfchens-Nelke.

1

Herr Elrich jagt im grünen Wald
Auf goldgezäumtem Roß,
Gewahrt auf hohem Berge bald
Ein graugethürmtes Schloß.

2.

Ins tiefe Thal ein Fräulein ſchaut
Gar freundlich und allein.
„„Schön Gunthild, willt du die Braut
Von König Elrich ſeyn?““

3.

„Ach, eure Braut die wär' ich gern
In Silberſtuck und Kron';
Doch theilt mit Elrich, meinem Herrn,
Frau Iſabell den Thron.“

4.

„„Frau Isabell die ist nicht fein,
Ist gelb von Angesicht.
Willt, Schönste, meine Bule seyn
Nach zarter Minne Pflicht?““

5.

„Ist Gunthild auch jung und zart
Doch keine Bul' für euch!
Die Schwester Ritters Abilgard
Ist ehr- und tugendreich.“

6.

„„Dein Abilgard zog fern in Krieg;
Du lebst in Einsamkeit.
Er wirbt um Glück, um Ruhm und Sieg,
Und ließ dich ohne Freud'.““

7.

„Ich soll ins heil'ge Kloster zieh'n,
Und mich dem Altar weih'n —“
„„Und wolltest ungeliebt verblüh'n,
Du schönste Ros'? — ach nein!““

8.

„„Ach, wenn dein König dir gefiel,
So hold und treugesinnt;
So führt' ich dich zu Lust und Spiel
Nach meinem Labyrinth.““

9.

„„Ich hab' auf Säulen von Porphyr
Ein goldnes Haus erbaut;
Wo man ein weites Lustrevier
Voll hoher Damhirsch' schaut.““

10.

„„Viel fremde Vöglein, gold und grün,
In Purpurfederntracht,
Sind dort, und Nachtigallen zieh'n
Von Zweig zu Zweig bei Nacht.““

11.

„„Und Wunderbilder sonder Zahl,
Viel Bäume seltner Art,
Sind dort mit klarer Quellen Strahl
Und Blumenduft gepaart.““

12.

„„Dort iſt der Freude Sitz; dahin
Verirrt kein Lauſcher ſich;
Dort iſt die ſchönſte Königin —
Ach Gun'hild, liebe mich!““

13.

Sie trat verſchleiert aus dem Schloß
In ſtill geheimer Luſt;
Der König hob ſie auf ſein Roß,
Drückt' heiß ſie an die Bruſt.

14.

Er ſchlug bis hoch zum Aug' hinan
Den Mantel um ſein Kind,
Und kam in ſeinem Irrgart an
Gar freudig und geſchwind.

15.

Und als von ſeiner Liebesglut
Frau Iſabell erfuhr;
Gelobte ſie der Bulerbrut
Den Tod mit frohem Schwur.

16.

Sie ſchrieb mit ſchlau verſtellter Hand
Dem König einen Brief,
Als ob ein Mann in Weibsgewand
In Gun'hilds Armen ſchlief.

17.

Und zornerfüllt der König ſprach:
„„Sie ſchien der Unſchuld Bild;
Doch weil ſie Pflicht und Treue brach,
So ſterbe Gunhild.““

18.

Er warf ſich wüthig auf ſein Roß,
Sprengt' über Weg und Steg,
Und kam, eh' Dämm'rung ſich ergoß,
Zu ſeinem Luſtgeheg'.

19.

Er rief zu ſich drei Gärtnersknecht';
Der erſte weiß von Haar,
Der zweite wie ein Neger recht,
Der dritt' ein Rothkopf war.

20.

Er rief zu ſich drei Gärtnersknecht;
Und frug ſie: „„habt ihr Muth?
Gilt euch mein Will' ſtatt Spruch und Recht,
Und bebt ihr nicht vor Blut?““

21.

Der Weißkopf ſprach: „Herr König mein,
Es war des Knaben Brauch:
Mein Sprenkel ſchnitt des Finken Bein,
Ich bohrt' der Lerch' ins Aug'.“

22.

Der Mohrenkopf erwidert drauf:
„Wol gleich gilt mein Gebot!
Mir zappelt übern Aemſenhauf'
Sich Froſch und Maulwurf todt.“

23.

Der Judaskopf ſprach auch geſchwind:
„So ihr nicht heget Zorn,
Ich hab' verſcharrt ein Nonnenkind
Tief unterm Gartenborn.“

24.

Der König sprach gar dumpf und hohl:
„„Da ihr so wacker seid,
Begrabt ihr mir ein Täubchen wol;
Drum haltet euch bereit!““

25.

Er ging zu seiner Bul' zur Stund';
Sie flog in seinen Arm,
Und gab mit ihrem Rosenmund
Ihm Küsse süß und warm.

26.

„„Schön Lieb', wie ist im Kämmerlein
Die Luft so heiß und schwül;
Komm, dich des Abends zu erfreu'n,
Zum Garten grün und kühl!““

27.

Sie kam an einen Springborn hell,
Und sprach: „Herr und Gemal!
Laß hier uns ruh'n —“ „„Ach nein, am Quell
Brennt noch der Sonne Strahl.““

28.

Er kam an einen Aepfelbaum
Gar grün und roſiglich:
„„Schön Lieb'! hier beut der Raſen Raum
Für deinen Freund und dich.““

29.

„„Und ſchau, a ſchau das Aepflein rar,
Wie Gold und Incarnat;
Geſtreift, getüpft gar wunderbar,
Und würzig, wie Muskat!““

30.

Vom ſchweren Aſt der König bog
Das ros'ge Aepflein.
Er pflückt' es freundlich ab, und zog
Hervor ein Meſſer klein.

31.

Er ſchnitt die würz'ge Frucht entzwei
Vom Grübslein bis zum Stiel.
„„Nimm hin, nimm hin für Lieb und Treu;
Denn ganz wär mir's zu viel.““

32.

„Ach weh, ach weh, Herr und Gemal,
Mir wird ſo weh und weich!
Faſt ſcheint die goldgetüpfte Schal'
Dem rothen Giftpilz gleich."

33.

„„O nein, o nein; ſeins Liebchen, ißt
Mit ſolcher Purpurfrucht
Ward einſt im ſchönen Paradieß
Des Weibs Geluſt verſucht.""

34.

„Ach weh, wie wird dieß Schnittlein blau,
Und deins bleibt liljenweiß;
Dein Meſſer links iſt giftig grau,
Doch rechts wie Silbergleis!"

35.

„„So bete — heut' noch liljenweiß,
Biſt morgen falb und grau;
Und büß'ſt der Unſchuld falſchen Gleis
In Flammen ſchwefelblau.""

36.

„Jesu, Marie! — du arger Mann!
Ist Tod der Liebe Lohn?
Weil dein Gyros mein Herz gewann,
Muß ich von hinnen schon?

37.

„Gott richte dich! — o Flammenpein!
O Glut! o Höllenschmerz!“
Sie riß zu sich das Messerlein,
Stach's bis zum Heft ins Herz.

38.

Der König flieht mit Angstgeschrei,
Und weint, und lästert Gott.
Die Knechte springen schnell herbei
Mit losem Scherz und Spott,

39.

Und stehn entsetzt — „Weich zartes Weib!
Der Erde Schmuck und Zier!
Laßt uns begraben still den Leib —
Herr Gott, sei gnädig ihr!“

40.

Sie ſtachen in den ſchwarzen Grund
Tief mit dem Spaten ein,
Und gruben mit verſtummten Mund
Bis ſpät zum Mondenſchein.

41.

Das goldne Haar, der ſeidne Rock,
Von Schollen ward bedeckt;
Zuletzt ein junger Nelkenſtock
Zum Zeichen drauf geſteckt.

42.

Doch Abilgard in ſeinem Zelt
Am Morgen träumt' es ſchwer,
Als ob mit rother Erd' entſtellt
Die zarte Schweſter wär'.

43.

Er nahm die Lanze und den Schild,
Und warf ſich auf ſein Roß.
Er ſuchte Schweſter Gunhild
Im väterlichen Schloß.

44.

Und als er die geliebte Maid
Auf seiner Burg nicht fand,
Im Kloster nicht, durchstrich er weit
Des König Elrichs Land.

45.

Und kam nach manchem heißen Tag
Zum grünen Apfelbaum,
Wo tief verscharrt die Schwester lag
Im engen Grabesraum.

46.

Er warf sich hin, des Lebens satt,
Und sah mit finsterm Muth
Entfalten sich der Nelke Blatt,
Schneeweiß, besprengt mit Blut.

47.

„Bist du gewürgter Unschuld Bild?
Ist Unthat hier geschehn?“ —
Bleich schwebt vorüber Gunhild,
Voll Bluts, mit stillem Flehn!

48.

Der Ritter lag drei Nächte lang
Im Wald mit grimmen Schmerz;
Beim dritten Morgenröthen drang
Sein Speer in Elrichs Herz.

XI.

Aspasia,

genannt Milto.

I.

Nicht jener Mileſiſchen Ninon, der berühmten Freundin des weiſen Sokrates und des großen Perikles, ſind dieſe Blätter gewidmet; von einer andern Aſpaſia, der Geliebten des jüngern Cyrus, und ſpäterhin ſeines Bruders Artaxerxes, ſoll man hier einige Züge, welche die Geſchichte uns aufbewahrt hat, zuſammengeſtellt finden. —

Aſpaſia war eine Tochter des Hermotimus in Phocäa, *) und ſchien, faſt von dem erſten Augenblicke ihres Lebens an, dazu beſtimmt, durch mancherlei Leiden auf ungewöhnliche Schickſale und eine groſe Zukunft vorbereitet zu werden. Ihre Geburt koſtete

*) Phocäa, eine Attiſche Colonie in Jonien.

ihrer Mutter das Leben; drückende Armuth wohnte in der Hütte ihres Vaters; sie selbst verlebte, mit einer schmerzhaften und das Gesicht entstellenden Geschwulst behaftet, die sonst so glücklichen Tage der Kindheit und ersten Jugend.

Vergeblich nahm Aspasiens Vater zu einem der geschicktesten Aerzte seine Zuflucht. Denn obschon dieser das Uebel keinesweges für unheilbar ansah, so war er doch hartherzig genug, seine Hülfe zu versagen, weil Hermotimus das gefoderte Arztlohn nicht aufzubringen vermochte.

Mit der heftigsten, an Verzweiflung gränzenden Betrübniß, kehrte die unglückliche Aspasia in ihre Heimath zurück; sie setzte sich auf die Erde, nahm einen Spiegel auf ihren Schoos, beschauete sich darin und weinte; ja sie genoß vor Schmerz und Kummer weder Speise noch Trank, und verfiel endlich ermattet in einen tiefen Schlaf. Hier erschien ihr im Traume eine Taube, die sich bald in eine reizende weibliche Gestalt verwandelte.

„Sey getrost, holde Kleine!“ — so redete die freundliche Erscheinung, ohne Zweifel Cythere selbst, das trostlose Mädchen an — „sey getrost, Aspasia! und laß dem Arzte seine Salben! Du aber nimm die Rosengewinde von dem Altar Cytherens, trockne die Blätter und lege sie auf!“

Beruhigt, gestärkt und mit froher Zuversicht begabt erwachte Aspasia, und kaum hatte sie eine Zeitlang das vorgeschriebene Heilmittel angewandt, als sie Linderung verspürte, ja die Geschwulst nach und nach gänzlich verschwand.

War Aspasia vorher ein Gegenstand des Abscheues und Ekels gewesen, so zeichnete sie sich nun in kurzem durch Schönheit und Grazie, ungeachtet der dürftigen Kleidung, welche ihre holde Gestalt umgab, vor allen Phocensischen Mädchen, ja vor allen Jungfrauen ihres Zeitalters, aus. Langes, goldgelbes, in Ringellocken herabwallendes Haar, ein grosses, feuriges Auge, eine Adlernase, der niedlichste purpurfarbigste Mund, glänzend weiße Zähne, der reizendste Wuchs,

der wohlgebildetste Fuß, und dabei eine Sirenenstimme — dieß alles sind einzelne Reize, in deren Aufzählung sich Aelian mit dichterischer Verliebtheit gefällt; die Feinheit und Rosenfarbe ihrer Haut war so auffallend, daß selbst ihre Gespielinnen, mithin selbst Mitwerberinnen um den Kranz der Anmuth, die eben so bescheidene, als reizvolle Aspasia mit dem Zunamen Milto, d. i. Karmin oder Zinober, belegten.

Doch eben diese seltenen Reize gaben auch Veranlassung, daß Aspasia vorzüglich in das unglückliche Schicksal ihrer Vaterstadt mit verwikkelt, und, nach Zerstörung derselben, von einem der siegenden Satrapen ihrem Vater entrissen, mit andern gefangenen Griechischen Jungfrauen an den König *) Cyrus übersandt wurde.

---

*) Im strengern Sinne des Worts, nach welchem man nur den Beherrscher von ganz Persien König, oder vorzugsweise den großen König nannte, müßte eigentlich nur Artaxerxes also heißen. Allein sein

Es war bei den alten Persern gewöhnlich, daß die ehrbaren Frauen nur dem Anfange der Gastmähler beiwohnten, sobald diese aber in Trinkgelage ausarteten, sich entfernten, um ihren Platz den Beischläferinnen und Tänzerinnen zu überlassen. So wurde denn auch Aspasia, als die schönste Beute des Siegs, mit noch drei andern Griechinnen, dem Cyrus beim Herumgehen der Becher vorgestellt. Ihre Genossinnen waren auf das üppigste und verführerischste gekleidet; sie hatten ihre Haare mit wohlriechenden Wassern gebadet, und die Röthe ihrer Wangen durch die feinste Schminke noch erhöht; auch hatte man ihnen Anweisung ertheilt, wie sie die Augen des Königs auf sich ziehen, und, bald durch scheinbaren Widerstand, bald durch gefälliges Zuvorkommen, sich seiner Gunst würdig machen sollten.

Bruder Cyrus wurde nach dem Testamente des Vaters Darius Beherrscher mehrerer Städte, welchen er schon vorher vorgesetzt gewesen war.

Die drei Gesellschafterinnen Aspasiens zeigten sich hiebei in der That sehr gelehrig, jede schien es darauf anzulegen, durch ihre Reize alle Andere zu verdunkeln; jede hatte die Absicht, das glänzende Loos einer königlichen Buhlerin den übrigen zu entreißen und sich allein zuzueignen.

Aber ganz anders dachte Aspasia; ganz anders benahm sie sich gegen die dringendsten Vorstellungen, ja lange Zeit hindurch selbst gegen überlegene Macht. Nichts konnte sie in Güte dazu vermögen, sich, wie die übrigen, zu baden, ihr Haar in zierliche Flechten und Locken zu schlagen, und ein köstliches Gewand oder schimmernden Schmuck anzulegen; sie weinte; sie flehte alle Götter ihres Vaterlandes um Mitleid und Rettung an; sie rief den Namen ihres abwesenden Vaters; sie verwünschte sich selbst und den Tag ihrer Geburt; ihr dünkten die kostbaren Schleier und Edelgesteine, womit man sie zieren wollte, nur verächtliche Zeichen ihrer Knechtschaft, ihrer Entehrung.

Nur durch thätliche Mißhandlungen brachte man sie endlich dahin, daß sie unter der tiefsten Betrübniß sich auf eine Art ankleiden ließ, die freilich mehr einer Hetaire, als einer sittsamen Jungfrau, geziemte; doch auch jetzt noch bedeckte sie ihre jugendlichen Reize mit ihren Armen, und glich so mehr einer schaamhaften Braut, als einem Opfer niedriger Lüste.

Als man die vier Mädchen an die königliche Tafel brachte, schien bei ihren Begleiterinnen jeder Gedanke an ihre freie Geburt, an ihre vorherige edlere Bestimmung, völlig vergessen; lüsterne, nach dem König gerichtete Blicke, ein anlockendes, buhlerisches Lächeln und Bewegungen, die jeden halbverborgenen Reiz noch enthüllten, gaben hinlänglich zu erkennen, daß diese leichtsinnigen Geschöpfe, von Eitelkeit verführt, von nie gesehener Pracht geblendet, sich glücklich schätzen würden, wenn es ihnen gelänge, künftighin in täglich erneuerten Freuden und stetem Ueberflusse zu leben. Nur die einzige Aspasia blieb, ernst und tiefsinnig, in weiter

Entfernung ſtehen; ihre Augen hafteten auf dem Boden; auf ihren Wangen wechſelte die Bläſſe der Angſt mit der glühenden Röthe der Schaam; ſie zitterte; ihre Augen füllten ſich mit Thränen; ſie glich mehr einer den Tod erwartenden Gefangenen, als einer Begünſtigten, der die Ehre einer königlichen Beiſchläferin zu Theil werden ſollte.

Jetzt befahl Cyrus den Mädchen, neben ihm Platz zu nehmen. Alle gehorchten augenblicklich und ließen ſich ſeine Liebkoſungen willig gefallen; nur Aspaſia blieb an ihrem vorigen Platze, und der Satrap, der ſie dem Könige zum Geſchenk überliefert hatte, machte ſchon Anſtalt, ſie mit Gewalt näher zu ziehen.

Allein auch jetzt noch widerſetzte ſich Aspaſia jeder entehrenden Begegnung; ſie entwand ſich ſeinen Händen, warf ſich zu des Königs Füßen, und flehte ſeine Großmuth um Erbarmung und Schonung an.

Bezaubert von ſo bewundernswürdigen Reizen, hingeriſſen von ſo ſeltner Unſchuld und

Sittſamkeit, gerührt von Aſpaſiens Beſchwörungen und Thränen, konnte Cyrus ſeinen edlern Gefühlen nicht widerſtehen. Er verſtattete Aſpaſien, ſich zu entfernen; er entbrannte für ſie mit der heftigſten und zugleich zärtlichſten Leidenſchaft, und bald trat unter beiden eine ſo hohe gegenſeitige Achtung, ein ſo liebevolles Einverſtändniß ein, daß Aſpaſia alle Rechte einer königlichen Gemalin und zugleich alles Glück einer tugendhaften Griechiſchen Ehefrau genoß, ja daß man verſicherte, Cyrus habe von dieſer Zeit an nie wieder mit einem andern Weibe vertrauten Umgang geſtogen.

2.

Kaum hatte Aſpaſia durch ihre Tugend und Liebenswürdigkeit das Herz des Königs ſich zugeeignet, und durch ſeine Liebe einen ausgebreiteten Wirkungskreis erhalten, als ſie das ihr verliehene Anſehen vor allen Dingen dazu anwandte, ihre Dankbarkeit gegen die Götter,

ihre kindlichen Gesinnungen gegen ihren Vater, an den Tag zu legen. Eingedenk ihres Traums, und in der Ueberzeugung, daß sie der Liebesgöttin selbst ihre Heilung, vielleicht auch die ganze fernere Leitung ihres Geschicks, verdanke, ließ sie ihr zu Ehren eine goldne Bildsäule errichten, in deren Hand sich eine Taube befand, betete täglich zu dieser ihrer Beschützerin und stiftete für sie Opfer und festliche Tänze. Dann schickte sie dem Hermotimus kostbare Geschenke, und verschaffte ihm ein sorgenloses, glückliches Alter.

Zu gleicher Zeit zeigte sie eine so ausgezeichnete Mäßigung und Bescheidenheit, daß sie allgemein, sowol den Griechischen als Persischen Weibern, zum Muster vorgestellt wurde. Ein Beispiel hievon ist zu anziehend, um es ganz mit Stillschweigen zu übergehen.

Cyrus hatte aus Sicilien ein Halsband zum Geschenk erhalten, das an Künstlichkeit der Fassung, wie an seltner Größe der Edelsteine, nirgends seines Gleichen fand. Erfreut,

der geliebten Aspasia ein würdiges Pfand seiner Zuneigung überreichen zu können, begab er sich schon mit anbrechendem Morgen in ihr Gemach, und fand sie annoch schlafend. Leise näherte er sich ihr, legte das Schmuckkästchen in ihren Schoos, und wartete den Augenblick ab, bis sie von selbst erwachte.

Sobald Aspasia die Augen aufschlug und den Geliebten erblickte, warf sie sich in seine Arme. Itzt zog Cyrus das Halsband hervor, und fragte Aspasia lächelnd, ob dieß Geschmeide nicht einer Königin werth sey? — „Allerdings!“ antwortete Aspasia, und sogleich wollte ihr Cyrus den Schmuck anlegen.

Allein nichts konnte Aspasien bewegen, dieß geschehen zu lassen. „Wie könnte ich dessen mich unterfangen?“ — sagte sie mit der hinreißendsten Sanftmuth — „Nur deiner königlichen Mutter Parysatis kommt eine so kostbare Gabe zu, und, wenn du mich liebst, so übersende ihr sogleich diesen Schmuck. Der

Macken deiner Aspasia wird für dich auch ohne diese Zierde reizend genug seyn!"

Cyrus, eben so sehr durch die Zärtlichkeit dieser Zurückweisung, als durch Aspasiens Klugheit, hocherfreut, überschüttete die Geliebte mit Liebkosungen und Küssen, sandte den Halsschmuck an seine Mutter und meldete dieser zugleich den ganzen Vorgang. Mehr noch durch Aspasiens edles Zurücktreten, als durch die Köstlichkeit des Geschenks überrascht, konnte Parysatis es nie wieder Aspasien vergessen, daß sie, die Beherrscherin eines Cyrus, dennoch seiner Mutter freiwillig den Oberrang eingeräumt hatte, und vergalt diese Bescheidenheit mit fast noch kostbareren Gegengeschenken, die in mancherlei Schmuck und baarem Gelde bestanden.

Aspasia schien hierüber anfänglich äußerst vergnügt; lobte die Geschenke über alle Maaßen, schickte aber alles in kurzer Zeit an den Cyrus. „Was soll mir dieß Alles?" — schrieb sie ihm — „Was bedarf ein Weib, das von Cyrus geliebt wird? Dir aber, mein Geliebs

ter, der du so viele Menschen zu ernähren hast, kann es nützen. Aspasiens einziger Schatz sey dein Herz; ihr einziger Schmuck deine Liebe!"

3.

Bei so mancherlei Beweisen der innigsten Zärtlichkeit, der edelsten Uneigennützigkeit und einer fast männlichen Klugheit, war es wol kein Wunder, daß Cyrus in der Folge fast nichts von Wichtigkeit unternahm, ohne Aspasien vorher um ihre Meinung zu befragen. *) Sie begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen, und man versichert, daß Alles, wozu sie ihm gerathen, mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt worden sey.

Doch nicht lange dauerte das Glück dieser

---

*) Cyrus selbst gab ihr aus diesem Grunde nach Xenophons und Plutarchs Berichten den Zunamen der Weisen, wie denn auch letzterer glaubt, daß sie vom Cyrus Aspasia genannt worden sey, da sie vorher ursprünglich Milto geheißen.

schönen Verbindung. Cyrus wurde mit seinem Bruder Artaxerxes in Krieg verwickelt, und blieb in der Schlacht; sein ganzes Heer, mit diesem auch die reizende Aspasia, fiel in die Hände der Sieger.

Kaum erhielt Artaxerxes, dem Aspasiens Name nicht unbekannt war, von ihrer Gefangenschaft Nachricht, als er sie sogleich aufsuchen und vor sich bringen ließ; er zürnte, da man sie in Ketten vorführte, und befahl, die Thäter sogleich ins Gefängniß zu werfen, Aspasien aber die prächtigsten Gewänder zu überbringen.

Aspasia verbat dieß mit rührendem Anstand und unter unzähligen Thränen; sie wünschte den Tod des geliebten Cyrus lebenslang betrauern zu dürfen, aber Artaxerxes, der fast auf den ersten Anblick die glühendste Neigung zu ihr gefaßt hatte, wollte dieß nicht gestatten. Er gab ihr den Rang vor allen seinen Frauen, und hoffte, durch Gefälligkeit und Achtung das Andenken an

Cyrus ihr entreißen und ſich ſelbſt an deſſen Stelle verſetzen zu können.

Nur nach Verfluß einer geraumen Zeit ſcheint Aspaſia den gebietriſchen Umſtänden nachgegeben, aber zugleich ſich abermals mit einer Sanftheit und Feinheit benommen zu haben, die ihr die Gunſt des Artaxerxes auf immer zuſichern mußte.

Auch hievon hat die Geſchichte ein Beiſpiel aufbehalten, deſſen wir hier, wiewol mit einiger Einſchränkung, gedenken müſſen!

Artaxerxes hatte einen Günſtling und Freund, Namens Tiridates, den er über alles liebte. Dieſer ſtarb, und die Traurigkeit des Königs kannte keine Grenzen; auf ſeinen Befehl mußte ganz Aſien Trauer anlegen; niemand durfte es wagen, ſich dem Könige zu nähern und ihn über dieſen Verluſt tröſten zu wollen.

Drei Tage lang überließ Aspaſia den königlichen Gebieter ſeinem Schmerze; dann erwartete ſie, in die tiefſte Trauer gehüllt und die Augen zur Erde geſchlagen, den König auf

einem Spaziergange. Artaxerxes stutzte, blieb stehen und fragte sie um die Ursache ihres Erscheinens. „Dich trösten wollt' ich, mein König!" — antwortete sie — „wenn ich dieses vermag. Bin ich aber zu schwach dazu, so will ich mich wieder entfernen."

Mit zärtlicher Erkenntlichkeit beschied sie der König nach seiner Zurückkunft zu sich, und sie kam zu ihm, ganz wie Tiridates gekleidet. Der König bat sie, noch öfterer in dieser Kleidung sich bei ihm zu zeigen, und sie war die einzige, die ihn aufzurichten und zu beruhigen vermochte, was den weisesten seiner Freunde und allen Gliedern seiner Familie unmöglich gewesen war.

4.

Aber noch immer schien das wandelbare Glück die edle Aspasia neuen Stürmen aufzubehalten. Artaxerxes hatte von seiner eigentlichen Gemalin drei Söhne, den Darius, Arta-

Artaxerxes, und Ochus. Aus übertriebener Liebe gegen den älteſten derſelben, Darius, trat er dieſem, ganz wider die Sitte der Perſer, noch bei Lebzeiten die Regierung ab.

Aber kaum hatte dieſer Undankbare ſich der höchſten Gewalt bemächtigt, als er, von den noch immer unwiderſtehlichen Reizen Aſpaſiens gefeſſelt, auch dieſe von ſeinem Vater verlangte.

Dieſer — es bleibt ungewiß, ob aus Furcht, oder aus immer noch fortdauernder Nachgiebigkeit gegen den unwürdigen Sohn — verſprach anfänglich, auch dieſen Wunſch zu befriedigen; doch Aſpaſia wußte der Erfüllung dieſes, ſie entehrenden Verſprechens zuvorzukommen, und ließ ſich mit Genehmigung des Artaxerxes zur Oberprieſterin der Sonne einweihen, welche, ſelbſt dem Könige unverletzbar, in ewiger Entfernung von allen Männern zu leben verpflichtet war.

Der verabſcheuungswürdige Sohn, von einer unauslöſchlichen Leidenſchaft gefoltert,

glaubte dessen ungeachtet durch eine Verschwörung gegen seinen Vater seinen Zweck zu erreichen; konnte aber, sehr bald überwältigt, der gerechten Strafe seines Verbrechens nicht entgehen.

Bald darauf starb auch Artaxerxes, ein glücklicher Monarch, aber bedauernswürdiger Vater. Von Aspasien erwähnen die Geschichtschreiber späterhin nichts, und sie hat daher wahrscheinlich im Tempel der Sonne ihr so manchen Abwechselungen des Glücks unterworfenes Leben beschlossen.

XII.

Das Johannisfest.

Wir waren am letztverflossenen Johannistage auf den Nachmittag nach Radenfeld eingeladen. Dort wohnt diesen Sommer über die schöne, edle Jenny, um in der Landluft ihre kranke Brust, in ländlicher Stille ihr krankes Herz auszuheilen.

Der Morgen war rauh, der Himmel mit Wolken überlaufen; der Wind wehte so scharf, als ging er schon über die Stoppeln. Aber der Johannistag ist nun einmal hier zu Lande der eigentliche Blumenfesttag; man erblickte auf allen Wegen nichts, als blumengeschmückte Menschen und frohe Gesichter. Auch uns konnte die Witterung nicht abhalten, den Spaziergang, und zwar schon in der Frühe, anzutreten. Es ward beschlossen, das Frühstück in einem, nur eine halbe Stunde weit entfernten

Garten, das Mittagsmahl auf der Mitte des Wegs, in einer Dorfschenke, einzunehmen.

Unser Lieblingsbänkchen, das wir der weiten Aussicht wegen auch heute mit keinem andern vertauschen mochten, liegt zu hoch, und wird zu wenig vom Laube geschützt, als daß die kühle Morgenluft uns nicht unfreundlich angehaucht hätte. Nur selten brach ein wohlthätiger Sonnenblick durch das trübe Gewölk, und wir eilten mit dem schnell erkaltenden Kaffee, um uns durch Spatziergehen wieder zu erwärmen.

Wir strichen durch bethaute Wiesen, durch den träufelnden Wald. Der Fußsteig war ziemlich abgelegen; wir trafen nirgends auf ein menschliches Wesen; nur dann und wann ward ein Hase von unserm Fußtritt aus dem Lager gescheucht, oder ein Völkchen Rebhühner fuhr purrend zwischen Kornfeldern heraus.

Endlich schien die Sonne denn doch ihre sanfte Gewalt ausüben zu wollen. Schwach erst und furchtsam, dann immer stärker und kühner, drangen ihre Strahlen durch den grauen

Schleier; endlich wich dieſer zertheilt auf beide Seiten.

Bald fühlten wir uns durch Bewegung und Sonnenſchein freundlich belebt. Wir befanden uns in einer reitzenden Waldgegend. Die Waken einer eingefallenen Wildmauer, dicht bemooſt und mit üppigen Farrenkräutern umſchoſt, boten überall bequeme Sitze; zur Rechten wogte das Kornfeld, mit blauen Kornblumen und rothem Mohne durchwebt; und der weiße Rauch des Kalkofens, gleich einer Wolkenſäule, ſtieg langſam gen Himmel; und die Kirchleute, feſtlich gekleidet, das Geſangbuch und das weiße Tuch und den Strauß von Roſen und Rosmarin in der Hand, wallten in gemüthlicher Feierlichkeit nach der Mutterkirche, deren Glokkenklang ſie mit freundlichem Ernſte zur Predigt einlud — zur Linken breitete eine friſche Buſchwieſe ſich aus; und, vom Winde bewegt, zitterten die hohen Espen und di: ſilbernen Pappeln; und die Glocken einiger einzeln wei-

denden Kühe mischten sich in den tiefern Klang vom fernen Thurme.

Diese mahlerische Morgenlandschaft fesselte lange Zeit unsre Blicke und Sinne, und nur, als wir in einer kleinen Entfernung das Weinen eines Kindes vernahmen, erwachten wir aus unserm stillen Entzücken.

Ich stand auf und ging einige Schritte vorwärts; dann winkte ich Augusten, schweigend nachzukommen.

Der Anblick, der sich uns darbot, hätte von einem Künstler nicht schöner zu Belebung dieser Landschaft gewählt werden können! Unter einem weißblühenden Strauch, dessen weit überhängende Zweige eine Art von Laube bildeten, lag ein vollwangiges, fast nackendes Kind auf der Erde, und weinte, nach dem rothblauen Gesichtchen zu schließen, vor Frost. Ein dürftig gekleidetes, ungefähr achtjähriges Mädchen kniete davor, blies dem Kind auf die Händchen, gab ihm Blumen, und wandte alle ersinnliche Mühe an, es zu beruhigen. Nach manchem

fruchtlosen Versuch gelang ihr dies dadurch, daß die kleine Wärterin Blätter abriß, sie auf Stirn und Wangen legte, und mit dieser sonderbaren Maske dem Kleinen ein lachendes Gesicht vormachte. Jetzt lächelte anfänglich der kleine Schreihals ein wenig nach, mußte zuletzt laut auflachen, und das Mädchen nahm ihn gutmüthig auf den Arm, und drehte sich einigemal mit ihm flink im Kreise herum.

Da sie durch eine Wendung uns gewahr ward, schien sie sich zu schämen, und wollte sich verbergen. Aber meine Auguste mußte nähere Bekanntschaft mit ihr machen.

„Komm doch zu uns, liebe Kleine!" — sagte sie mit dem freundlichsten Tone, und wol noch freundlichern Blicken.

Das Mädchen stutzte, sah ihr in die Augen und faßte sich ein Herz.

„Wer seid ihr denn, Kinder? und wo seid ihr her?" — fing Auguste wieder an.

„Ich heiße Anne" — antwortete das Mädchen, über und über roth —" und bin die

Tochter des vorigen Schäfers in Radenfeld. Der iſt nun ſchon lange todt, und ich wohne mit bei dem jetzigen Schäfer. Das iſt das jüngſte Kind meiner Pflegeältern." — Sie ſchaukkelte den Kleinen, der uns mit großen Augen angloßte, auf dem Arme, nickte ihm zu, und blinzte immer mit den Augen dazu.

„Aber was machſt du hier?" — unterbrach ich ihr unſchuldiges Spiel — „Radenfeld muß faſt zwei Stunden von hier liegen!"

Sie. Der Schäfer hat hier das Recht, ein Stückchen Buſch zu behüten, und da muß ich immer hertreiben, daß das Recht nicht verloren geht.

Ich. Ei, ſieh einmal! Und mußt wohl zu gleicher Zeit den kleinen Schreihals hüten?

Sie. O das thue ich gern; ich habe ihn gar zu lieb! Heute — es war freilich nicht gut — legt' ich ihn hier unter den Strauch; da mag er denn in die Neſſeln gerathen ſeyn; darum ſchrie er. Ich hatte hier noch was zu thun —

Auguste. Was denn, liebes Annchen?

Annchen zeigte auf einen Haufen zusammengelesener Blumen. „Ja, wir brauchen noch Blumen, und hier wachsen so schöne Feldnelken, Gukuksblumen und Güldenklee, Todtenblumen, Marienschuh, Löwenzahn, Glockenblumen, Frauenflachs — sehen Sie nur einmal!“ — Sie kramte alle ihre Herrlichkeiten mit inniger Freude vor uns aus.

Auguste. Wozu braucht ihr denn die?

Das Mädchen sah Augusten neugierig an. „Wissen Sie denn nicht, daß heute Johannistag ist?“

Auguste. Das wol — aber — was giebts denn bei Euch am Johannistage?

Das Mädchen wurde immer zutraulicher und beredter. „Je, sehen Sie nur“ — sagte es — „am Johannistage, da binden wir armen Kinder aus dem Dorfe, die Kinder von den Häuschenleuten und Fröhnern, Stöcke und Reifen zusammen, und umwinden sie über und über mit Blumen. Eigentlich wol sollen es

Rosen seyn, aber allenfalls gehen auch andre an. Das heißt denn der Johannistopf oder die Johanniskrone!“

Wir hatten schon von dieser Gewohnheit gehört; aber die kleine Erzählerin war zu naiv und lieblich, als daß wir sie nicht weiter ausgehorcht hätten.

„Nun sehen Sie“ — fuhr sie fort — „mein Pflegevater ist zugleich Todtengräber, und meine Pflegemutter, die ist nicht blos Hirtenfrau, sondern sie putzt auch die reichen Bräute an, und kleidet die Leichen ein.“

Die kindliche Unschuld, mit der das Mädchen das sagte, als wären diese beiderlei Geschäfte so ziemlich eins, war ungemein hinreissend; ich hätte die Kleine herzen und küssen mögen, hätte ich nicht gefürchtet, sie zu erschrekken, oder gar zu verscheuchen.

„Putzt die Bräute und kleidet die Leichen ein?“ — wiederholte Auguste mit tiefer Empfindung — „Nun!“

Annchen. Da haben wir denn einige alte

Lieder, die werden gesungen, wenn wir um den Johannistopf tanzen; und da gehen wir zu den reichen Bauern und Hüfnern, zuerst zu dem Herrn Pfarrer und Schulmeister, dann zu dem Herrn Pachter und auch zu dem Herrn Frohnvogt, und so immer weiter — und da nimmt meine Pflegemutter allemal das fleißigste und das hübscheste Mädchen von den armen Kindern; das putzt sie an, wie eine Braut — die Haare auf den Wirbel gebunden und ein Kränzel von Mirtis und Flittergold oben drauf — und die andern stellen die Kranzjungfern vor — und da — und da" — — Ihre Stimme wurde ganz weinerlich, und die hellen Thränen traten ihr in die Augen.

„Und das fleißigste und hübscheste, das bist du wol, kleines Schwarzauge?" — unterbrach ich sie. Das arme Annchen konnte nicht aufsehen; ihre Wange glühte röther, als die wilde Klatschrose, mit der eben der Kleine darauf tätschte.

Sie. Ach nein doch — nein!

Auguſte. So weine nur nicht, gutes Mädchen, und ſage uns alles, was du auf dem Herzen haſt!

Sie. Nun, ich darfs ja wol ſagen — fleißig nennt mich wol der Herr Schulmeiſter, und ſagt immer, es wäre Schade um mich, daß ich ſo oft die Schule verſäumen müßte wegen des Hütens — aber mit der Braut — ach, da gehts doch nicht — nein! ach nein! da gehts wahrhaftig nicht!

Auguſte. Warum denn nicht, wenn du einmal die fleißigſte biſt?

Annchen. Nein, es geht nicht! Sehen Sie nur! die Braut muß allemal ein ſchönes Leibband haben. Das bindet ſie ab, wenn wir ſingen, und ſchlingt es dem Mann und der Frau, wo wir ſingen, um den Arm. Nun ſind wir wol alle arm, aber ich und meine Pflegeältern ſind die allerärmſten — und ein Band zu borgen, das rechnete meine Pflegemutter ſich zur Schande, und da ſehen ſie wol —

„Was koſtet denn ſo ein Band?“

Sie. O das koſtet gewiß einen ganzen halben Gulden!

„Wenns weiter nichts iſt! Da!“

Sie. Ach! Ja, wenn ich das geſtern gehabt hätte!“ — Sie wagte es nicht, das Geld zu nehmen. — „Ach, es geht heute nun doch nicht an!

„Weswegen denn nicht?“

„Es iſt zu weit in die Stadt, und ich darf von den Kühen nicht fort, und es iſt auch bald Mittag. Wenn ſie die Kirche ausläuten, muß ich wieder heim ſeyn.“

„Es geht wol!“ — ſagte meine Auguſte, und knüpfte das neue Roſaband von dem gelben Strohhute — „Da, Kleine, da haſt du ein Leibband! Miß Jenny wird ſchon ohne Band mit mir vorlieb nehmen —

„Halt!“ — unterbrach ich ſie, weil Jennys Name in dem Augenblick einen Gedanken in mir erzeugte — „die Sache ließ ſich wol am Ende noch beſſer einrichten! — — „Habt

ihr Muſikanten im Dorfe?" — fragte ich dann das Mädchen, das, vor Freuden ganz außer ſich, das Band immer küßte, und bald an ſich ſelbſt, bald an dem Kinde probirte.

Annchen. O ja — vier Mann! ſie tragen alle grüne Röcke, und blaſen recht ſchön auf den Waldhörnern und auf den langen Pfeifen, die ſo ſchön brummen. — Sie meinte damit, wie ſich aus der Pantomime ſchließen ließ, die Fagotte.

Ich. Wie heißen denn die Lieder, die ihr bei eurem Tanz ſingt?

Sie. Die kann ich Ihnen wol ſagen; aber ſie klingen geſungen beſſer.

Sie ſagte mir nun einige Verſe her, die gar wenig Zuſammenhang hatten und Bruchſtücke aus verſchiedenen alten Liedern ſchienen. *)

Sehn-

*) Hier aus dem Gedächtniſſe einige Fragmente — die „des Knaben Wunderhorn" nicht mit ausgeſpendet hat:

Ringel,

Sehnſucht und Wehmuth, Freude und Leid, glückliche und unglückliche Liebe, waren gar wunderbar in einander verſchlungen.

Ich. Kannſt du gut auswendig lernen?

Sie. Ich? — ich kann den hundert und neunzehnten Pſalmen!

Ich. Und wo wohnſt du?

Sie. Das Hirtenhaus ſteht gleich vorn, noch ehe man ins Dorf kommt.

Ringel, Ringel, Roſenkranz!
Wir ſaßen auf einer Weide
Und ſpannen blaue Seide.
Wir haben geſponnen ſieben Jahr,
Sieben Jahr war'n umgekehrt,
Wir haben den Mägdlein ein'n Kranz beſcheert.
— — — — — — —
Wer hat den Ring zerbrochen?
Der Goldſchmidt, der Goldſchmidt!
— — — — — — —
Meyeran und Thymian,
Das wächſt in meinen Garten;
Ich möchte gern ein'n Freier han;
Ich kann es nicht erwarten.
Warte nur bis Sommer kommt —
Der Sommer iſt gekommen;
Er hat mich nicht genommen! u. ſ. w.

Ich. Nun, so geh' nur nach Hause, und laß dich in Gottes Nahmen zur Braut anputzen. Wir kommen bald nach. Ihr sollt mir heute wenigstens einen harten Thaler verdienen! —

Sie. Ists der Ernst, daß Sie nachkommen? — O Sie gute, liebe Herrschaft! Ach, Sie liebe schöne Mamsell — ach, Herr Gott! ich habe mich vor Freude noch nicht einmal bei Ihnen bedankt; was werden Sie von mir denken?

Sie wollte durchaus Augusten das Kleid küssen, packte dann ihr Blumenbündel in ein Tuch, nahm den Kleinen auf den Arm, und brach einen Zweig ab, um ihre kleine Heerde fortzutreiben. Noch lange sahen wir, wie sie in der Ferne das rothe Band im Sonnenschein flattern ließ, und in einem klaren Weiher sich damit bespiegelte.

Ich setzte mich nun unter einen Baum und schrieb eine Art Rosenlied auf, wobei ich, so viel nur möglich, Worte des alten Sangs beibehielt. Dann machten wir uns auf den Weg,

um unſer Mittagsmahl bei dem Hirten, der zugleich Todtenbettmeiſter, und bei der Hirtin, die zugleich Braut- und Leichenſchmückerin war, ohne weitere Bedenklichkeit wegen der Nebenchargen dieſer ehrlichen Leute, einzunehmen.

Sie empfingen uns wenigſtens mit nicht geringerer Ehrerbietung und Gaſtfreundlichkeit, als weiland Philemon und Baucis den Götterbeſuch. Milch und reinliches irdenes Geſchirr waren bald in die kleine Bohnenlaube am Hauſe geſchaft, und während der Tafel bildete ich mit Auguſten den vollſtändigen Plan aus, unſre Brittiſche Freundin durch ein ländliches Feſt zu überraſchen, und zugleich ihre Großmuth für das älternloſe Annchen in Anſpruch zu nehmen.

Indeſſen die Hirtenfrau die Blumenpyramide vollends zu Stande brachte, und meine Auguſte der kleinen Braut meine Verſe einlernte, begab ich mich nach dem Herrenhauſe, und ließ mir die Geſellſchafterin der Miß heimlich herausrufen. Ich erfuhr von ihr, daß die heutige

Gesellschaft nur aus den vertrautesten Freunden und Freundinnen bestehen werde, und die liebenswürdige Clarisse war für meinen Plan bald gewonnen.

„Also eine Art Rosenfest?" — fragte sie lächelnd.

„„Allerdings!""

„Nun, da hätt' ich denn eine einzige Bitte!"

„„Und welche?""

„Machen Sie die Sache so lustig, als nur immer möglich, aber, um alles in der Welt, nur nichts Rührendes!"

„„Das verträgt sich aber nicht so ganz mit meiner Nebenabsicht —""

„Dacht' ichs doch! Aber —"

„„Sollte Miß Jenny das Rührende fürchten?""

„O sie liebt es nur allzusehr; aber ihre schwache Gesundheit —"

„„Ich muß Ihnen nur sagen, daß ich mich für das verwaiste Annchen sehr interessire,

und daher wünſche, auch der Miß ein gleiches Intereſſe einzuflößen. Das hoffnungsvolle Kind verdient ſo ſehr eine beſſere Erziehung —“ “

„Und brauchts dazu bei meiner Miß eines rührenden Spiels?“.

„„Sie haben recht, liebe Clariſſe! Darf ich aber auch eine Gegenbitte wagen?“ “

„Nun?“

„„Unſre Garderobemeiſterin iſt die Armuth.“ “

„Gut! gut. Solchen Kram ſollen Sie genug haben!“ — —

So war denn wieder etwas in Ordnung gebracht. — Ich machte mich auf den Rückweg, traf zu gutem Glück auf ein Virtuoſenpaar mit Drehorgel und Tamburin, und nahm ſie ſogleich in Beſchlag. Kaum war ich in dem Hirtenhauſe wieder angelangt, als einige Bedienten einen ungeheuern Pappkaſten mit Bandkram, der Schloßgärtner einen ganzen Blumenmarkt, überbrachten. Das gab einen Jubel! das war eine Freude!

Annchen war indessen, unter der schöpferischen Hand ihrer Pflegemutter und unter Oberaufsicht meiner Auguste, ziemlich artig, fast wie eine Wendische Braut, aufgeputzt worden; jetzt, da die Garderobe sich so glänzend vermehrte, wurde noch manches, das vorher gut genug schien, verworfen und mit etwas besserm vertauscht. Dann ließen wir ihre Gespielinnen herbeirufen, und alle wurden reichlich mit Bändern geschmückt.

Aber durch alle diese Spenden war unser Vorrath noch bei weitem nicht erschöpft, und wir faßten daher den kühnen Entschluß, ein ganzes jugendliches Naumburg um uns zu versammeln. Wir legten uns augenblicklich auf Werbung; aber der Freiwilligen waren anfänglich nur wenig, weil die Werber im Hirtenhaus einquartirt lagen, das, wie bekannt, in den Dörfern noch immer für die äußerste Grenzscheide der Ehrlichkeit und Unehrlichkeit angesehen wird. Doch bald ging es besser. Es hatte uns nach und nach ein ziemlicher Kreis

der Dorfjugend umringt. Jetzt trat ich, meinen Bandkasten unterm Arm, wie weiland der junge Graf von Burgund, auf eine leere Tonne. — „Wer will dieß Band haben?“ — rief ich mit vernehmlicher Stimme. „Ich! ich!“ — tönte es von allen Seiten, aber keine der vielen Liebhaberinnen erhielt es anders, als unter der Bedingung, unserm Zuge zu folgen. Nur die erstern bedachten sich eine Weile; dann ward ich förmlich bestürmt, und bald folgte das ganze weibliche Dorf-Personale meinen zwar in der Eil, doch aus dem glänzendsten Goldpapier, gefertigten Oriflamen.

Und nun setzte ich mich mit dem jubelnden Heer in Bewegung. Waldhörner tönten voran; der Leierkasten und das Tamburin ließen sich zur Abwechslung hören.

Die Miß mit der übrigen Gesellschaft erwarteten uns schon unter den Linden; Auguste erzählte ihr kürzlich Annchens Geschichte; die Musik schwieg; Annchen erhob ihren recht lieblichen Waldgesang, und das Chor stimmte

geziemend ein. Miß Jenny saß eine Weile still mit glänzenden Augen; da aber Annchen ihr das Band umschlang, zog sie die Kleine liebevoll an ihre klopfende Brust und sagte zärtlich: „Bleib bei mir, liebes Kind!“

Pflegevater und Pflegemutter wurden herzugerufen, und willigten mit Freuden ein. Der ganze Abend ward ein Fest für Alt und Jung. In einigen Tagen reist Annchen mit Jenny ins Bad, und dann vermuthlich nach Engelland.

Bey dem Verleger dieses sind seit der Ostermesse 1806. folgende Bücher erschienen, die in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Anekdoten, interessante, Charakterzüge und merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen. 3r Band. (oder: historische Gemälde, 15r Band.) Mit 1 Kupfer von Jury. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Blüthenblätter. Von dem Verfasser der Heliodora. Mit 1 Kupfer von Jury. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Gemälde, historische, in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen, herausgegeben von einer Gesellschaft von Freunden der Geschichte. 15r Bd. (oder: interessante Anekdoten, Charakterzüge, ꝛc. 3r Band.) Mit 1 Kupfer von Jury. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Gruber, J. G., Geschichte des menschlichen Geschlechts aus dem Gesichtspunkt der Humanität. 2r Bd. 8.

Hacker, D. J. G. A., Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildetern Ständen. 26 Bändchen. 8. 16 Gr.

Kind, Fr., Tulpen. 26 Bändchen. Mit 1 Kupfer von Jury. 8.

auf Velinpapier

Koch, H. C., kurzgefaßtes Handwörterbuch der Musik für praktische Tonkünstler und für Dilettanten. gr. 8. 2 Thlr.

Müller, Joh. Georg, Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen. 4r Theil.

Auch unter dem Titel:

— — Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Reformation; auch ein Beitrag zum Denkmal Luthers. 2te Hälfte. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. auf engl. Druckpapier 2 Thlr. 8 Gr.

Reinhard, D. F. V., Predigt am Tage Johannis des Täufers im Jahr 1806 gehalten und auf Veranlassung dem Druck übergeben. gr. 8. 4 Gr.

Storch, H., Rußland unter Alexander dem Ersten. Eine historische Zeitschrift. 22ste bis 24ste Lieferung, oder 8r Band. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. auf Velinpapier: 4 Thlr.

Tulpen.

Variis colorum picturis in certamen usque luxuriant.

Plin.

Kind
1200/3

Tulpen.

Variis colorum picturis in certamen neque luxuriant.

Plin.

Drittes Bändchen.

630684 P-8

KØBENHAVNS UNIVERSITETS BIBLIOTEK

Tulpen.

Von

Friedrich Kind.

Drittes Bändchen.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch
1807.

Inhalt.

XIII. Die Belagerung von Eigeth . . Seite 1

XIV. Die Wette . . . . . — 89

XV. Malchen Troſchel . . . . . — 223

XIII.

Die Belagerung von Sigeth.

I.

An der Grenze Nieder-Ungarns, auf einer von Sümpfen und Flüſſen durchſchnittenen Ebene, liegt, wegen ihrer Umgebungen alſo genannt, die Stadt Sigeth, zu Deutſch: die Inſel. Eine Seite derſelben, welche der Bach Almus mit trüben Gewäſſern umfließt, wurde im funfzehnten Jahrhundert durch Thürme, Zugbrücken und fünffache Bollwerke zu einem faſt unüberwindlichen Kaſtell angelegt; die andere Seite, welche den Namen der Alt- und Neuſtadt führt, war zwar weniger feſt, jedoch von zwei Wällen und einem tiefen, ſchlammigen Graben umgeben. Schon im Jahre 1556 widerſtand dieſer Platz, der nicht mit Unrecht für den Schlüſſel zur Ungarſchen

Krone galt, den siegreichen Waffen Solymans; der Sultan erlitt davor einen so empfindlichen Verlust, daß er sich zu einem Waffenstillstande bequemen mußte.

Als dieser noch in seinem hohen Alter furchtbare Eroberer zum neunten Male in Ungarn einzufallen drohte, nämlich zu Anfange des Jahrs 1566, hatte Kaiser Ferdinand die Vertheidigung dieser Festung dem trefflichen Helden, Nicolaus, Grafen von Serin, mit uneingeschränkter Gewalt, übertragen. War Serins Ehrfurcht gebietendes Haupt gleich vom Alter gebeugt; so glühte doch in seiner tapfern Brust bei der Vaterlandsliebe des Greises der feurige Muth eines Jünglings, das Ehrgefühl des kräftigen, im Glück und Unglück bewährten Mannes. Zwei Söhne, der wilde, brausende Thaddäus, der sanfte, fröhliche Cyrill, und ein Schwestersohn, Caspar Alepin, der älter, als jene, sich schon mehrmals rühmlichst ausgezeichnet hatte, dienten unter seinen Befehlen; ihr gemeinschaftlicher Freund, Lo-

renz Juranitzſch, Rittmeiſter bei einem Ungarſchen Fähnlein, ward auch vom Vater vorzüglich begünſtigt, ja faſt als Sohn geliebt, und nur ſeit kurzem hatte ſich zwiſchen dem edlen Commandanten und dieſen ſeinen Untergebenen eine Mißhelligkeit eingeſchlichen.

Der wackere Juranitzſch, der an kriegeriſchem Geiſte, wie an perſönlicher Tapferkeit, keinem ſeiner Waffenbrüder nachſtand, an Liebenswürdigkeit und Unbeſcholtenheit der Sitten ſie alle übertraf, war eben deshalb, mit Vorwiſſen des Gouverneurs, bei einer reichen adeligen Wittwe einquartirt worden, und die enge Nachbarſchaft mit Fräulein Stephanien, der einzigen Tochter jener Wittwe, hatte gleich anfänglich einen unauslöſchlichen Funken in ihm entzündet. Kannte er bis dahin keinen Wunſch außer dem, der Gunſt ſeines edlen Anführers ſich immer würdiger zu machen; ſo empfand er jetzt unaufhörlich eine beklemmende Unruhe, eine leidenſchaftliche Sehnſucht, deren Grund er ſich ſelbſt nicht einzugeſtehen wagte.

Alles, was er besaß, war sein Degen und sein muthiges Roß; zudem war, nach seiner Art zu denken, die Bahn zu einem ruhmvollen Ziele ihm erst aufgethan, und die Zeiten versprachen nichts weniger, als eine ruhige Zukunft; wie hätte er es unter diesen Umständen wagen können, in seinem Herzen auch nur die entfernteste Hoffnung zu nähren?

Auch Stephaniens Auge war nicht ungestraft auf den jungen, schlanken Krieger gefallen. Sie wußte selbst nicht, was ihr begegnet war; aber, bei der größten Herzensunschuld und Sittsamkeit, konnte sie doch, so oft sein klirrender Gang auf der Treppe, oder das Getrappel seiner sich stellenden Reuter auf der Straße schallte, es nie über sich bringen, die Vorhänge nicht auf das sorgfältigste zuzuziehen. Ach! und ihr Busen klopfte dann so unruhig, ihre Hand zitterte so heftig, daß selbst die schützenden Vorhänge nicht selten an ihr zu treulosen Verräthern wurden!

Fast einen Monat lang kam es unter den

Liebenden nicht zu der mindesten Annäherung; statt sich freundlich zu begegnen, flohen sie vor einander, und fügte es ja einmal der boshafte Zufall, daß sie, ohne die Höflichkeit zu verletzen, sich nicht ausweichen konnten; so grüßte Juranitzsch mit kriegerischem Anstand, und schlug die Augen zur Erde; so erwiderte Stephanie den Gruß bebend, und erröthete. Endlich und ganz durch ein Ungefähr fand sich für das zärtliche Geheimniß eine Sprache, deren leidenschaftlichste Ausdrücke man glücklicherweise nach Befinden der Umstände für die gleichgültigsten und unverfänglichsten ausgeben konnte.

Stephanie war Meisterin auf der Harfe, und ihre bejahrte Mutter, auf das Talent des schönen, einzigen Töchterchens sich nicht wenig einbildend, nöthigte sie zuweilen, sich zu üben; Juranitzsch hatte während eines frühern Feldzugs, um die Muße im Zelt und in den Winterquartieren angenehm zu benutzen, Unterricht auf der Flöte genommen. Eines Abends, als

er, beſchäftigt mit militairiſchen Zeichnungen, wider ſeine Gewohnheit nicht ausgegangen war, hörte er leiſe Harfentöne zu ſich heraufklingen, und öfnete lauſchend das Fenſter. Er konnte leicht auf die Harfenſpielerin rathen, und ſeine Vermuthung ward zur Gewißheit, als nach einigen ſchwermüthigen Phantaſieen die leichtere, kindlich tändelnde Melodie eines Volksliedchens ertönte, und eine ſchmelzende Silberſtimme ſich damit verband. Jaranitzſch hatte das Lied oft gehört, aber erſt jetzt ſchien es ihm nicht ganz ohne Werth; er ſpannte alle Gehörnerven an, um keins der Worte zu verlieren. Stephanie ſang, bald mit lauterer, bald mit leiſerer, etwas beängſtigter Stimme:

Der Knappe ging,
Der Knappe kam,
Bis er mich fing,
Das Herz mir nahm.

Der Vater ſprach:
„Verlaß mein Kind,
Daß es nicht Schmach
Und Jammer ſind'."

Er bat ſo ſüß,
Er trotzt' ſo kühn;
Der Vater ließ
Ihn zu uns zieh'n.

Die Schwalken koh'n,
Der Winter kam;
Er hieß uns Sohn
Und Bräutigam.

Sein Helm und Schwerdt
Hing an der Wand;
Sein ſcharrend Pferd
Am Kripplein ſtand.

Oft ſaßen wir
Bei duſterm Licht
Vertraulich hier,
Und merkten's nicht.

Lieb Mutter ruft
Nicht hinterm Herd;
Rothkehlchen ſchlief
Auf Helm und Schwerdt.

Rothkehlchen pfiff
Beim Morgenkuß
Von Schwerdtesgriff
Uns ſeinen Gruß.

Die Trommel klang;
Die Thräne floß;
Er ſchied, und ſprang
Aufs wilde Roß.

Rothkehlchen irrt
Bei Dämmerlicht,
Und ſucht und ſchwirrt
Und findet nicht.

Findſt keine Ruh,
Rothkehlchen klein?
Hätt' ich, wie du,
Zwei Flügelein!

2.

Stephanie, ob ſie ſchon nur an ihrer Mutter eine Zuhörerin zu haben glaubte, konnte den Geſang vor innrer Glut, die mit Schaam nahe verwandt war, kaum beendigen; bei den letzten drei Verſen erhob ſich ihre Stimme, und verlor ſich bald unter tiefen Athemzügen in einen ſehnſüchtig dahin ſterbenden Hauch. Selbſt die Mutter bemerkte etwas Ungewöhnliches an ihr, und bat ſie, ſich nicht allzuſehr anzuſtrengen; ihre Hand zittre ja; ihr Geſicht glühe wie Feuer! Stephanie, ein wenig betroffen, ſchob dieß auf den Widerſchein des Abendrothe, ſpielte, um die Mutter vom Gegentheil

zu überzeugen, einen raſchen, lärmenden Marſch, und ſchloß dann mit der Melodie eines ſanften, ſtillfeierlichen Abendlieds.

Juranitzſch lauſchte noch immer, als die reitzende Sängerin längſt geendigt hatte. Unruhig, ſtürmiſch, ging er einigemal auf und ab. Seine Flöte war, ohne daß er es ſelbſt wußte, in ſeiner Hand, an ſeinen Lippen. Er lehnte ſich wieder ins Fenſter, und wiederholte die letzte Melodie, wie ein leiſes Echo. Stephanie, tödlich erſchrocken, ſprang auf, und ſchloß heftig das Fenſter.

Jetzt kam das Herzklopfen auch an Juranitzſch; er erſchrack über ſeine Kühnheit, und machte ſich, mit ſich ſelbſt höchſt unzufrieden, die bitterſten Vorwürfe. Doch geſchehen, war geſchehen, und die Strafe konnte nicht ausbleiben. So viele Abende nun Juranitzſch zu Hauſe blieb; ſo leiſe er horchte, ob ſich nie das Fenſter wieder öffne, nie die Harfe wieder geſtimmt werde; kein Fenſterrahmen, keine Saite wollte ſich rühren.

So dauerte es faſt eine Woche. Doch am Schluſſe derſelben — wer kann wiſſen, ob die Mutter es verlangte und die Tochter gehorchen mußte, oder ob Stephaniens Schreck und Zorn durch die Länge der Zeit etwas gemildert worden war? — genug! Stephaniens Muſik-Uebungen, wiewol mit ſtrenger Verbannung des armen Rothkehlchens, gingen von neuem an.

Der höchlich erfreute Rittmeiſter ſtand die beiden erſten Male wie eine Bildſäule auf ſeinem Poſten; als aber am dritten Abende die Harfe immer wieder und wieder tönte, und die Töne, allzu einladend und lockend, ſich, gleich Morgennebeln an einer beſonnten Bergwand, bald auf die höchſte Höhe wirbelnd erhoben, bald in die tiefſte Tiefe hinabſenkten; als ſogar die ſo lang erſehnte Mädchenſtimme hell und muthig ſich wieder vernehmen ließ; da erwachte in der Bildſäule gar bald Lebenswärme und Muth, und die beſtaubte Flöte wurde hervorgeſucht.

Dießmal blieb das Fenſter auch offen. Man machte zwar, als ein Satz geendigt war, eine Pauſe; aber man füllte die Pauſe mit Stimmung der Harfe aus, und ließ ſich nun ferner durch die unverlangte Flötenbegleitung, die man eigentlich gar nicht hörte, nicht im mindeſten ſtören. Faſt an jedem der folgenden Abende gab es nun richtig ein Harfen- und Flöten-Concert, und zwar in ſo fern ein recht feenartiges, daß keins der Spielenden das andre ſah. Doch war auch dieſe Unſichtbarkeit glücklicherweiſe kein Hinderniß, daß ſich die Spielenden nach und nach recht gut mit einander einrichteten; Muſik und Geſang, Solo's und Duetts, wechſelten bald auf das mannigfaltigſte ab, und — wer ſollte es glauben? — manches klang wol gar wie ſanfte Frage und Bitte, und wie ſchüchterne Antwort.

Jede Einförmigkeit ermüdet, und Waffenruhe iſt peinlich für den feurigen Krieger. Einſt als Juranitzſch durch ein Ohngefähr der Wittwe auf dem Vorſaal begegnete, hielt er es für

unerläßliche Pflicht, ſeine muſikaliſche Verwegenheit höflichſt zu entſchuldigen. Die brave Dame, vormals ſelbſt an einen Officier verheirathet, fand ſich durch dieſe Artigkeit ſehr geſchmeichelt, und ließ ſo wenig von Unwillen oder mütterlicher Strenge an ſich ſpüren, daß ſie vielmehr ſelbſt darauf fiel, eine gemeinſchaftliche Abendmuſik in Vorſchlag zu bringen, und in dieſer Abſicht den Rittmeiſter auf bevorſtehenden Nachmittag zu ſich einlud.

3.

Es würde zu weit führen, wenn wir alle die ſeligen Augenblicke ſchildern wollten, in welchen nun die edelſte, zärtlichſte Zuneigung ſich furchtſam einander näherte, und bald, mit Ueberſehung aller Bedenklichkeiten, feurig gegen einander erklärte. Der wackere Juranitzſch hatte in kurzem das Herz der Mutter und Tochter nicht nur beſtürmt, ſondern auch erobert; man nahm bald allgemein die Verlo-

bung zwiſchen Stephenien und Juranitzſch für eine bekannte Sache an; alle Officiere der Beſatzung wünſchten ihm mit der herzlichſten Theilnahme dazu Glück; nur der Commandant Serin, deſſen ſtrenge Grundſätze der Rittmeiſter kannte und fürchtete, beobachtete gegen ihn ein unverbrüchliches Stillſchweigen, und äußerte nur gelegentlich gegen ſeine Söhne: er kenne Juranitzſch zu gut, als eine ſolche Unbeſonnenheit von ihm zu glauben.

Juranitzſch, dem Thaddäus und Cyrill dieß hinterbrachten, ward hierüber nicht wenig betroffen, und in ſeiner längſt gehegten Bangigkeit noch mehr beſtärkt. Gern hätte er ſein ganzes volles Herz dem edlen Befehlshaber und väterlichen Freunde entdeckt; allein dieſer ſchien jeder Gelegenheit zu einer Erklärung ſchon von weitem auszuweichen, und Juranitzſch wagte es vor der Hand nicht, dieſem ſtillſchweigenden Zeichen einer Mißbilligung ſich entgegen zu ſtellen.

Während dieſer Zwiſchenzeit ward die ſchon

bejahrte Wittwe von einer Krankheit befallen; ſie legte ſterbend Juranitzſch's und Stephaniens Hand in einander, und beide ſahen nach ihrem Tode die Nothwendigkeit ein, ſich entweder auf einige Zeit zu trennen, oder ihre Liebe durch das Band des Sacraments auch vor menſchlichen Augen zu heiligen.

Schon der Gedanke an die Möglichkeit einer Entfernung von Stephanien brachte den feurig liebenden und ein wenig zur Eiferſucht geneigten Juranitzſch faſt zur Verzweiflung; er konnte ſich um keinen Preis in der Welt dazu entſchlieſſen, den Beſitz der Geliebten einer ungewiſſen Zukunft anheimzuſtellen, und beſtürmte das liebende Mädchen ſo dringend mit den feurigſten Bitten und Beſchwörungen, daß ſie endlich einwilligte, ihm, ſobald es der Anſtand erlaube, ihre Hand zu reichen.

Nun ſtand ſeinen Wünſchen nichts entgegen, als die noch ermangelnde Erlaubniß vom Grafen Serin, und obſchon deſſen Söhne ihm aufs neue wenig Erfolg verſprachen, ſo faßte

faßte er doch endlich Muth, den ehrwürdigen Greis darum zu ersuchen.

Allein hier traf er auf einen Felsen. Graf Nicolaus schien verwundert, hörte ihn aber gelassen an. Doch nun stellte er ihm mit männlicher Festigkeit alle Gründe auf, warum überhaupt ein Kriegsmann, und vorzüglich bei den jetzt über das Vaterland einbrechenden Stürmen, sich nicht an ein Weib fesseln, und ein schwaches, hülfloses, aus zärtlicher Leidenschaft jede Gefahr vergessendes Wesen nicht in sein zweifelhaftes Schicksal verflechten dürfe. Zuletzt, da Juranitzsch Gegengründe vorzubringen wagte, verweigerte ihm Serin seine Einwilligung geradezu.

Juranitzsch bot nochmals Vorstellungen und Bitten auf, den Grafen zu einem andern Entschlusse zu bewegen; aber Serin blieb unerschütterlich. Je dringender und hitziger der Jüngling wurde, desto gelassener und kälter antwortete der Greis; und als Juranitzsch in der heftigsten Aufwallung endlich betheuerte,

von ſeinem Geſuch auf keine Weiſe zurücktreten zu wollen und zu können; da wandte ihm Serin den Rücken, und ſprach: „Ich habe mich geirrt in Euch, Rittmeiſter Juranitzſch! Gut denn! ich geb' Euch meine Erlaubniß als Euer General; als Euer Vater, wie Ihr zuweilen mich zu nennen beliebtet, würd' ich es nie!“

So trennten ſie ſich von einander, beide nicht ohne Groll. Juranitzſch beſchleunigte ſeine Vermählung, ſo viel es die Umſtände erlaubten; er lud die meiſten Officiere der Beſatzung und die Vornehmſten der Stadt, vor allen andern aber — denn bald war Reue und Pflichtgefühl an die Stelle der aufbrauſenden Jugendhitze getreten — durch einen, faſt flehentlichen Brief, den Gouverneur.

4.

Nicolaus Serin, nicht ſowol aus fortdauernder Erbitterung gegen Juranitzſch, als

aus Beharrlichkeit bei einmal gefaßten Entschlüssen, die jetzt leider! durch kürzlich eingegangene Nachrichten noch mehr Gewicht erhielten, ward bei der Mittagstafel vergeblich erwartet. Schon dämmerte die Nacht; schon erklangen die Instrumente, um das Hochzeitfest mit Tanz und lautem Jubel zu beschließen, da wandelte er nach seiner Gewohnheit auf einem Walle der Brustwehr, den hohe Ahornen beschatteten.

Die Erinnerung an Juranitzsch's Widersetzlichkeit erwachte auf Augenblicke in ihm. Doch bald drängte sich die Gefahr des Vaterlandes und des heiligen Glaubens, welche er jetzt in dunkler Vorstellung mit schnellen Schritten herannahen sah, Serins Herzen näher; er sah ernsten, fast wehmüthigen Blicks in die weite Gegend.

Langsam bewegte der Wind die rauschenden Zweige; ihre langen Schatten schwebten an der Bastion auf und ab; ein schwarzes Gewitter, vom Widerschein der untergegangenen

Sonne mit Gluten geſäumt, zog blitzend und donnernd am Rande des Horizontes dahin; lange ſtand der Mond hinter düſter grauen Wolken; endlich zerſtreute er ſie, und trat blendend hervor.

„Ja, auf Feuerwolken zieht er heran, jener blutige Mond" — ſagte Serin ahnend mit tiefer Stimme — „und ein freundliches Geſtirn nach dem andern wird an meiner Seite erbleichen! — —"

In dieſem Augenblicke raſchelte es in einem nahen Gebüſch, und, wen er an dieſem Abende unter allen Menſchen am wenigſten hier erwartet hätte, Juranitzſch, trat ihm entgegen.

„Ich erſtaune, Euch hier zu ſeh'n, Rittmeiſter Juranitzſch!" — rief er ihm zu.

„Es iſt meine Pflicht, die Wachen zu viſitiren, Herr General!" — antwortete dieſer mit Unterwürfigkeit.

Serin. Doch hättet Ihr mir die Unannehmlichkeit erſparen ſollen, mich an meine

Unachtſamkeit zu erinnern. Jeder Eurer Kameraden würde heute Euch gern dieſes Dienſts überhoben haben — —

Juranitzſch trat näher. „Ich weiß ja" — fing er mit weicher, faſt bittender Stimme wieder an — „daß Ihr täglich am Abend hier luſtwandelt, und — — werdet Ihr ewig auf mich zürnen?"

Graf Serin wollte ihm jetzt keine Vorwürfe mehr machen, doch eben ſo wenig wider ſeine Ueberzeugung ſprechen. Ehe er etwas erwiderte, ſtürzte das liebenswürdigſte weibliche Weſen, ſtürzte Stephanie, zu ſeinen Füßen. „Schenkt meinem Gemahl Eure Zuneigung wieder, Herr General!" — flehte die Liebliche mit den ſüßeſten Tönen — „Gebt uns Euren Segen, mein Vater!"

Serin, der Unerſchütterliche, war außer Faſſung. Die kniende, ſanft ſchmeichelnde, mit kindlicher Zuverſicht ihre Hände zu ihm erhebende Schöne erweckte in dem Gemüth des ſiebzigjährigen Soldaten alle Artigkeit des Jüng-

lings, alle Ehrerbietung, die der Rittergeist alter Zeiten jedem Edlen zur Pflicht machte; ihre schlanke, von dem silberstoffnen Gewand in reichen Falten umflossene Gestalt, die vom milden Schimmer des Monds, wie von einer Glorie, umgeben ward; ihr reines Antlitz, nur mit dem wallenden braunen Haar und der bräutlichen Krone geschmückt, vernichtete augenblicklich jeden niedrigen Verdacht, den das: „Nicht zurücktreten können" des starrsinnigen Juranitzsch in seiner Seele erweckt hatte; er konnte diesem Zauber der Unschuld und Liebenswürdigkeit nicht widerstehen, und doch auch den Unmuth gegen die, nach seiner Meinung sehr unzeitige Vermählung nicht ganz unterdrücken.

„Nicht das, nicht das, liebes Kind!" — rief er hastig und verlegen — „Stehet auf, edles Fräulein, ich beschwöre Euch. — Ich hasse Juranitzsch ja nicht; sondern — eben, weil ich ihn liebe, weil ich es nicht zugeben

kann, daß ein so holdes, freundliches Geschöpf unglücklich werde —"

Man ließ ihn nicht ausreden. — „Sollen wir mitknieen, bester Vater?" — riefen Thaddäus und Cyrill, gleichfalls aus dem Hinterhalte hervorbrechend, und schlangen mit schönem Feuer ihre Arme um ihn — „Versöhnung mit Juranitzsch, unserm Freund, unserm Bruder!"

„Nicht knieen, niemand knieen!" — unterbrach sie der bewegte Alte — „Gehr, meine wackern Söhne! geht — was wolt ihr? Wollt ihr mit ansehen, daß Nicolaus Serin von zwei schönen Augen besiegt wird? — Geht, geht mir vom Halse — diese Fürbitterin bedarf eurer Hülfe nicht!"

Er schloß versöhnt Juranitzsch und Stephanien in seine Arme; er sah traulich der Braut ins Gesicht, und sagte nichts weiter, als: „Mit keinem den Vortanz, als mit Nicolaus Serin — nicht wahr, schöne Braut?"

5.

Nun erst war die Freude Juranitzsch's und seiner Freunde vollkommen; alle faßten Serins Hände, um sie kindlich zu küssen; doch er stieß die Männer fast ungestüm von sich, küßte Stephanien auf die Stirn, legte sie dann in des Rittmeisters Arme, und winkte ihnen, sich zu entfernen.

Man gehorchte augenblicklich. Die ganze Gesellschaft warf sich, indeß der Gouverneur tiefer in die Schatten der Bäume ging, in die wartenden Wagen, und gelangte durch eine Hinterthür schnell zu den Gästen zurück. Man hatte das reizende Brautpaar zwar vermißt, doch eine ganz andere Ursache seiner Entfernung vermuthet, als einen Besuch auf dem Festungswall.

Mit frohem Jubel wurden die Eintretenden empfangen, mit um so froherem, weil die jungen Krieger nebst ihren feurigen Schönen den Anfang des Balls schon längst unge-

dultig erwartet, und dieſe Zögerung im Herzen verwünſcht hatten. Doch noch immer machte man keine Anſtalt dazu, und niemand konnte die Urſache errathen.

Endlich wurde es licht auf den Straßen; heller Fackelſchein lockte an die Fenſter, und der Commandant kam, von Pagen und Läufern begleitet, auf ſeinem köſtlich geſchmückten Leibroſſe, Peruani genannt, angeritten. Alles ward ſtill; die Flügelthüren öffneten ſich; Graf Nicolaus, in der reichſten Ehrenkleidung, in welcher er ſonſt nur bei dem feierlichſten Gepränge zu erſcheinen pflegte, begrüßte die Verſammlung, ergriff die Hand der hoch erröthenden Braut, und führte den vaterländiſchen Hochzeitreigen mit ihr auf. Niemand wagte es, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Alle Anweſende, von der Würde des freundlichen Greiſes, von der kindlichen Achtung der ſich aufs höchſte geehrt gefühlenden Braut, ſanft bezaubert, ſchloſſen einen Kreis, und als die Tanzenden abtraten, erſcholl in das Geſchmetter der Mu-

ſik ein lauter, allgemeiner Ruf: Es lebe unſer Vater, unſer edler Gouverneur! Es lebe die Krone der Ungarſchen Mädchen!

Serin übergab Stephanien mit einem Glückwunſche dem tief gerührten Bräutigam, äußerte den Wunſch, ihn mit ſeiner jungen Gemahlin morgen bei ſich zu ſehen, miſchte ſich dann unter die übrige Geſellſchaft, und entfernte ſich unbemerkt. Ob? und wie bald? das junge Brautpaar ein gleiches that, davon ſchweigen unſere Urkunden.

6.

Stephanie, nicht wenig dadurch geſchmeichelt, den heißeſten Wunſch ihres Geliebten in Erfüllung gebracht, und den Zorn des trefflichen Greiſes beſänftigt zu haben, war am folgenden Morgen ſehr ernſtlich geſonnen, ihren Sieg über Serin noch weiter zu verfolgen. Das vormalige Verhältniß zwiſchen ihm und Juranitzſch mußte ganz wieder hergeſtellt, ſie

ſelbſt mußte in den ſchönen Bund gewiſſermaaßen mit aufgenommen werden; dieſer Zweck ſtand lebendig vor ihrem heitern Geiſte; denn nur dann konnte ſie ihren Gemahl wieder ganz ruhig und glücklich glauben.

Als daher das neue Ehepaar den verlangten Ehrenbeſuch abſtattete, erſchien die reizende junge Frau nicht in weiblichem Schmuck, ſondern, gleich einer muthigen Amazone, in den Regimentsfarben ihres Mannes.

„Ihr habt Arges mit mir im Sinn!“ — redete Serin ſie lächelnd an — „Schon zum zweitenmal wollt Ihr mich überliſten; aber dießmal ſoll's Euch nicht wieder gelingen!“

Stephanie bot nun alle, ihr zu Gebot ſtehende weibliche Schlauheit, alle, ihr verliehene ſanfte Beredſamkeit auf, um, dem Anſcheine nach, die geſtrige Zudringlichkeit auf dem einſamen Abendſpaziergange zu entſchuldigen, in der That aber, den Gouverneur zu überzeugen, wie unerträglich ihrem lieben Juranitzky der Unwille ſeines erhabenen Freundes, wie bekün-

mert und unruhig sie selbst gewesen sey, sich als die schuldlose Ursache dieser Mißhelligkeit anklagen zu müssen. Sie schloß mit der scherzhaften Versicherung, daß sie nun für immer unter Serins Fahnen stehe, und fest entschlossen sey, einem solchen Feldherrn Ehre zu machen.

Der General, schon seit langer Zeit alles weiblichen Umgangs entwohnt, blickte sie mit freundlichem Kopfschütteln, doch im Innern tief bewegt, einige Augenblicke schweigend an. Dann überreichte er ihr ein Kästchen von Ebenholz mit goldnem Beschläge.

„Wie dem auch sey," — so sagte er, und man merkte es ihm wol an, daß er heiterer scheinen wollte, als er war — „so lasse ich mich heute von diesem glatten Munde, von diesen sieggewohnten Augen, nicht wieder aus dem Felde schlagen. Vergebt, daß ich ein wenig spät komme mit dieser väterlichen Ausstattung; in der That — dieß noch, und dann kein Wort weiter, wackerer Rittmeister! — die Hochzeit kam mir ein wenig zur unrechten

Zeit! Nehmt denn dieß gern von mir an, edle Stephanie! — es war einst das Eigenthum meiner Thereſe Bathyani *), und ich werde keine Tochter mehr ausſtatten, — nehmt dieß und noch etwas, das Zuneigung für Euch, das väterliche Theilnahme mir abdrang —"

Stephanie öfnete das Futteral; die köſtlichſten Perlen und Juwelen blitzten ihr entgegen; doch griff ſie zuerſt nach einer dabeiliegenden, zuſammen gefalteten Schrift.

„Habe ich das verlangt?" — wandte ſie ſich erſtaunend, und nicht ohne Vorwurf, an ihren Gemahl, ſobald ſie einige Zeilen geleſen hatte.

Juranitſch ergriff das Pergament, und ſah hinein. Alle Farbe wich aus ſeinem Geſicht; ſeine Hand bebte, ſeine Augen funkelten, ſeine Lippen zuckten. Es war ſein Abſchied mit dem Range als Oberſter.

---

*) Seine früh verſtorbene Tochter war mit Balthaſar Bathyani vermählt geweſen.

„Herr General! Herr General!“ — rief er, bleich und stammelnd vor Zorn — „Es war Eurer grauen Haare unwürdig, so arglistig mit mir zu spielen. Aber wol — wol! ich nehme den Abschied an, obschon nur mein König ihn mir geben sollte, und nun“ — er schlug drehend an den Sabel — „nun, Graf Serin! sind wir Beide Ungarsche Ritter. Nur Blut wäscht diesen Flecken von meinem Namen!“

„Jesus Maria!“ — unterbrach ihn Stephanie, und fiel ihm aufs heftigste erschrocken in den Arm.

„Ruhig, ruhig, junger Mann!“ — erwiderte Graf Serin mit Würde — „Alles, was hier vorging, geschah ohne Zeugen, und ich schwör' Euch bei allen Heiligen des Himmels, daß kein Gedanke in meine Seele kam, Eure Ehre zu kränken! Nicht als General und Magnat, als Mensch, Freund und Vater, spreche ich jezt mit Euch Beiden.“

Juranitzsch, von Stephanien mit Umarmungen und Thränen bestürmt, durch das Be-

kenntniß des Grafen entwaffnet, sammelte seine Besinnung. „Ich bin bereit Euch anzuhören“ — sagte er mit möglichster Gelassenheit, stützte die Linke auf den Säbel, und umschlang mit der Rechten sein Weib — „Sagt denn, was Ihr mir zu sagen habt; sagt es als ein Vater, dem die Ehre seines Sohnes, dem die Ehre des Gemahls einer Stephanie, theuer ist!“

„Als ich Euch die Einwilligung zu Eurer Vermählung abschlug“ — hub der Graf an — „war der Grund dieser Weigerung nicht Abneigung gegen Eure Verlobte, die ich nur dem Namen nach kannte, sondern überhaupt Abneigung gegen die Heirath eines jungen, von mir geachteten Kriegers. Mir selbst ward einst ein treffliches Weib zu Theil; ich war Vater von geliebten Kindern; mir könnt Ihr glauben, wenn ich den Kampf im Herzen des verheiratheten Soldaten schwer nenne; wenn ich sein Weib unter die Bedauernswürdigsten zähle auf Erden. Verlaßt daher eiligst diese Festung, diese Vormauer gegen den Erbfeind unsers

Volks, deren Vertheidigung der Kaiser nicht ohne Ursache dem greisen Serin übertrug, und begebt Euch auf eins meiner Güther, oder wohin sonst Euch beliebt! Ungern verliere ich Juranitzsch, auf den ich unter andern Umständen sehr gezählt hätte; — aber — glaubt mir, meine Kinder, hier ist kein Rosengarten für junge Vermählte! — glaubt mir, und folgt Euerm besorgten Vater!"

„Dem Vater ist die Ehre seines Sohns heilig!" — sprach unerschüttert Juranitzsch, und legte die Schrift auf den Nebentisch.

„Ich dachte an die Zukunft schon damals, als ich Juranitzsch mein Herz gab!" — setzte Stephanie mit gleicher Festigkeit hinzu — „Seine Ehre ist die meinige!"

„Wißt denn alles!" — fuhr Serin fort — „Es ist nicht mehr ein unverbürgtes Gerücht, keine leere Furcht vor einer ungewiß drohenden Zukunft! Einer furchtbaren Wetterwolke gleich, ist Solyman, der Schreckliche, mit seiner Kriegsschaar im Anzuge! Er, der unversöhnliche

liche Feind unſers heiligen Glaubens; er, der Barbar, der ſeine eigenen tapfern Prinzen *) erwürgte, kann die Schmach nie vergeſſen, die ihm einſt bei Sigeth widerfuhr; und mir hat der Kaiſer geſchrieben, daß er ſich auf Nicolaus Serin verlaſſe. Wißt ihr, was ich damit ſage?"

Juranitzſch hatte nur mit Mühe bis zu Ende gehört. Jetzt riß er, von der nahen Gefahr nicht erſchüttert, nur höher begeiſtert, ſeinen Säbel aus der Scheide, und rief: „Fluch und Schande ewig meinem Namen, wenn ich jetzt Euch verlaſſe! Juranitzſch mit Serin, und wenn die Hölle ſich aufthut!"

Stephaniens Auge, von ſchönem Feuer entzündet, weilte wonnetrunken auf dem Geliebten. „Ich bin eine Ungarin" — rief ſie glühend und zerriß das Patent — „mein Vater diente unter Valentin Eming; **) ich

*) Muſtapha und Bajazeth, und des letztern vier Söhne.

**) Valentin Eming, mit dem Zunamen: der III.

gelobte Juranitzsch Treue und Anhänglichkeit bis in den Tod, und unverbrüchlich ist mir dieß Gelübd!"

Der Gouverneur reichte beiden schweigend die Hand, und beschied dann Juranitzsch in den Kriegsrath.

7.

Nicht zu nahe hatte Serin die Gefahr den Liebenden geschildert. Schon Tags drauf bestätigte sich die an Stephaniens Hochzeittage dem Gouverneur zugekommene Kundschaft, daß des Sultans Heer unsern Sicklos stehe, und sein Lager sich über zwei Meilen erstrecke. Der Commandant von Sigeth und seine tapfern Officiere warteten es nicht ab, bis man sie einschlösse; tausend Mann zu Fuß, und fünf-

---

Türke, vertheidigte Sigeth im Jahr 1530 auf das tapferste gegen König Johannes von Ungarn. Seine Kinder überließen späterhin diesen Platz an Kaiser Ferdinand den Ersten.

hundert Reuter, von dem Obriſten Adriani angeführt, eilten dem Feinde einige Tagereiſen entgegen; Juranitſch und die beiden jungen Grafen Serin führten den Vortrab.

In dem Gemüth Stephaniens hatte der Umgang mit ihrem Bräutigam manchen, vorher ſchlummernden Funken geweckt; das glühende Ehrgefühl des Gemahls, das kriegeriſche Getümmel, das faſt unmittelbar mit den hochzeitlichen Tänzen abwechſelte, die Nähe, in welche ſie ſich nun um den ehrwürdigen Helden Serin verſetzt ſah, fachten dieſe Funken zur hellen Flamme an, und erfüllten ſie mit einer ſo männlichen Kraft, daß ſie bei dieſer erſten Trennung von dem Geliebten ſich völlig aufrecht erhielt. Sie ſagte es ſich ſelbſt, daß ſie ſich an ſo etwas gewöhnen müſſe; ſie fühlte es, daß es ſchön ſey, daß es Männern gezieme, für Vaterland, Glauben, Freiheit und Ehre das Leben gering zu ſchätzen; ihr Gemahl ward ihr um ſo theurer, ſie ſelbſt hielt ſich um ſo höher von ihm geachtet, weil er ihr die Mach-

richt von dem Ausmarsch ohne Vorbereitung angekündigt hatte. Weit entfernt, ihm durch weibische Klagen den Abschied zu erschweren, reichte sie ihm selbst die Waffen, war sie es selbst, die ihm zärtlichlächelnd zurief: „Die Rosse wiehern und stampfen ungeduldig den Boden; deine Kriegsgefährten warten dein; geh' denn, mein wackerer Freund!“ — Selbst als er zu Pferde stieg und die Trompete das Zeichen gab, blieb sie standhaft am Fenster, und winkte ihm freundlich, bis er aus ihren Augen verschwand.

Doch nun, als allmählig der Klang der Trompete sich dumpf in der Ferne verlor; als in banger Erwartung, leise flüsternd, ein Einwohner nach dem andern in sein Haus schlich, und bald eine bängliche Stille weit umher herrschte; da versagten ihr die Kniee länger den Dienst; sie sank auf ein Ruhebett nieder, auf dem sie so oft, den Geliebten umarmend, gesessen hatte, und vergoß einen Strom von Thränen. Bald ermannte sie sich, verrich-

tete vor dem Marienbilde ihr Gebet, und eilte dann, um sich zu vergessen, zu ihren gewöhnlichen weiblichen Beschäftigungen.

Einige Tage, für die besorgte Liebe eine Ewigkeit, vergingen, ohne daß Stephanie es wagte, aus dem Hause zu gehen, oder nur am Fenster zu verweilen. Am fünften Tage entstand auf den Straßen ein Getümmel; Stimmen wurden laut; schwankend zwischen Tod und Leben, trat sie bebend ans Fenster, und undeutlich erst, dann lauter und jubelnder, ertönte der Ruf: „Sieg! Sieg! Sie kommen, sie kommen! Sie kehren mit Sieg und Beute zurück!“

Jetzt vermochte Stephanie nicht länger, die Einsamkeit zu ertragen. Von einigen Dienern begleitet, eilte sie zum Gouverneur, wo schon mehrere Vornehme der Stadt sich versammelt hatten.

„Ich sollte mit Euch zürnen, edle Frau“ — redete der Greis sie liebreich an — „daß Ihr nur die Freude, nicht auch die Sorge,

mit mir theilen wolltet. Rittmeiſter Juranitzſch hat ſich nicht gehalten, wie der Gemahl eines ſo reizenden, tugendreichen Weibes!“

„Aber doch wie ein Ungar unter Serin?“ — fragte ſie, durch den Doppelſinn dieſer Anrede erſchüttert.

„Geduld, liebe Stephanie!“ — verſetzte der Gouverneur. — „Die Wache ruft ins Gewehr, die Trompete ſchmettert ſchon von dort unten herauf!“

Die ganze Verſammlung drängte ſich an die Fenſter und auf den Altan der Burg. Thaddäus Serin führte die Fußvölker, Juranitzſch die Reuterei. Ein Roßſchweif, eine kleine Türkiſche Fahne, einige Gefangene, wurden unter Bedeckung gebracht; Wagen, mit Türkiſcher Beute beladen, ſchloſſen ſich an.

„Wo iſt Obriſt Adriani?“ — fragte der Gouverneur, den Zug muſternd, ſeinen Thaddäus.

„Im Andreaskloſter unterm Altar!“ — antwortete dieſer ernſt, und zog vorüber.

Graf Serin fuhr mit der Hand über Stirn und Augen. „Dieser also der Erste von uns?“ — sprach er leise, den alten Waffengefährten ehrend.

„Wer bringt dieses grüne Fähnlein?“ — wandte er sich dann an den Anführer der Bedeckung.

„Euer Sohn, der wackere Cyrill!“

„Brav! — Und den Roßschweif?“

„Rittmeister Juranitzsch — unser Rittmeister!“ — scholl es von mehrern Seiten. — „Nur ihm wollte Mustapha Wilitz sich ergeben!“

„Habt Ihr gehört?“ — sagte Serin zu der erglühenden Stephanie — „Habt Ihr gehört, Frau Obelstin, daß Ihr meinen Pergamenten doch nicht entgehen könnt?“

Die Thüren öffneten sich; die Officiere, unter ihnen Juranitzsch, stürzten herein und wurden von allen Anwesenden mit lautem Jubel begrüßt; nur Stephanie lag stumm vor Entzücken in den Armen des Geliebten.

8.

Der auf das glücklichste ausgeführte Ueberfall, die ansehnliche Beute, die eroberten Siegszeichen, gewährten nun wenigstens auf die bevorstehende Nacht den furchterfüllten Einwohnern Hoffnung und ruhigen Schlummer. Dahingegen sahen die gefangenen Türken, unter diesen der tapfere Mustapha Wilith, nach der unmenschlichen, damals eingerißnen Gewohnheit, *) dem künftigen Morgen, als dem letzten, martervollsten ihres Lebens entgegen.

Doch Graf Serin, zu edel für die niedern Leidenschaften der Rachsucht und des blinden Hasses, hatte von Juranitzsch kaum die Umstände, unter welchen sich Mustapha ergeben hatte, näher erkundet, und von dessen muthi-

*) So ließ, um nur ein Beispiel christlicher Seits anzuführen, Soliman im Jahr 1320 seine Thronbesteigung dem Könige Ludwig von Ungarn durch eine Gesandtschaft bekannt machen. Man erwiderte diese nachbarliche Höflichkeit dadurch, daß man die Gesandten ersäufte.

ger Vertheidigung gehört, als er beſchloß, ihm und ſeinen Begleitern, für welche freilich in der Feſtung kein Proviant zu entbehren war, ohne einiges Löſegeld die Freiheit zu ſchenken. Er wählte zu Ankündigung dieſer frohen Botſchaft denjenigen, welcher dieſe Belohnung vor allen andern verdiente; der Ueberwinder Muſtapha's ſollte auch ſein Befreier ſeyn.

Mit leuchtenden Augen kam bei Anbruch des Morgens Obriſt Juranitzſch zu Muſtapha ins Gefängniß, den von ihm erbeuteten Säbel und Dolch in der Hand, welche er, nun auch ſeiner Seits den tapfern Feind zu ehren, zurückzugeben entſchloſſen war. Doch Muſtapha, welcher den Umſtänden nach dieß ganz anders deutete, als es gemeynt war, glaubte nichts gewiſſer, als daß ſeine letzte Stunde herannahe, trat ihm daher finſter, doch feſten Schrittes, entgegen, und ſtreckte ſeinen Hals vor, um den Todesſtreich zu empfangen.

Juranitzſch ſuchte ihn von ſeinem Irrthum zu bekehren; aber koſtete es ſchon nicht geringe

Mühe, den Türken zu überzeugen, daß man nicht nach seinem Blut dürste, so weigerte er sich noch viel mehr, die kostbaren Waffen aus der Hand des Siegers zurückzunehmen.

Er maß seinen großmüthigen Feind, der jetzt nur um so hartnäckiger darauf bestand, eine Zeit lang mit durchdringenden Blicken; endlich, da aller Zweifel verschwunden war, drückte er des Obersten Hand mit männlicher Herzlichkeit, und nahm seinen Säbel, doch nur unter der Bedingung, daß jener den Dolch, in dessen Knopf ein köstlicher Rubin eingelassen war, zum Andenken seines Sieges behalte.

„Diesen bewahre, großmüthiger Christ" — sagte er tief bewegt — „und erinnre dich meiner dabei, wenn ich vielleicht schon längst diese Gefangenschaft dennoch mit dem Tode gebüßt habe. Er war mir theuer, und sei es Dir! Ich lebte seit Jahren in einer furchtbaren Nähe! — — Solltest Du einmal unser Gefangener werden, so könnt' er Dir frommen. Schwerlich möchtest Du bei uns einen Erretter

finden, wie ich hier, aber er kann es werden. Nicht blos seine Spitze bietet gewissen Tod, sondern hier — sieh! unter diesem Rubin, ist ein Gift verborgen, das schnell, wie ein Gedanke, die Gefangenen löst!"

9.

Unmöglich konnte die Freude über das erste glückliche Ereigniß dieses Krieges bei den Einwohnern Sigeths lange dauern. Es war vorauszusehen, daß der, in Betracht der feindlichen Heeresmacht, immer sehr unbedeutende Verlust, weit gefehlt, Solyman wankend zu machen, seinen Zorn vielmehr um so heftiger reizen, ja bis zur Wuth anflammen werde, und was man befürchtete, ging nur zu bald in Erfüllung.

Kaum war die Nachricht von der erlittenen schimpflichen Niederlage bei Solyman in Griechisch-Weissenburg angelangt, als er an Hassan-Beg den Befehl erließ, bei

Strafe, gespießt zu werden, über die Drau eine Brücke zu schlagen. Ein solcher Befehl lehrte gehorchen; doch die Gewalt des Stroms spottete aller Anstrengungen, und Hassan-Beg sah sich in der schrecklichen Nothwendigkeit, dieß dem Sultan anzeigen zu lassen. Solyman, dessen weit umfassendem Geiste von jeher weit schwierigere Entwürfe leicht gedünkt hatten *), und der seinen Kriegsobersten an Kenntnissen und Erfahrung weit übertraf, schickte ihm statt aller Antwort ein leinenes Tuch, auf dessen Rande mit goldenen Buchstaben sich die Schrift befand: „Solyman sendet dieß, mit dem Befehl, die Brücke ohne Verzug zu schlagen. Wenn sie bei des Sultans Ankunft nicht fertig ist, wird Hassan-Beg am Ufer mit diesem Tuch strangulirt."

*) Er hegte drei Wünsche, wovon nur die zwei ersten in Erfüllung gingen, nämlich: seinen Moscheenbau, ein colossalisches Werk, zu vollenden; die Altrömischen Wasserleitungen herzustellen, um Constantinopel mit hinlänglichem Wasser zu versorgen, und Wien zu erobern.

Diese Drohung verfehlte nicht ihrer Wirkung. Hassan-Beg ließ nun alle Einwohner der umliegenden Gegend, ohne Rücksicht des Alters und Standes, zur Arbeit anhalten; in einer, nach der Schwierigkeit des Unternehmens, fast unglaublichen Geschwindigkeit, in zehn Tagen, stand die Brücke vollendet. Doch soll selbst dieser Zeitraum dem Soliman zu lange geschienen und Hassan-Beg dessen ungeachtet sein Leben verloren haben.

Wie dem auch sei, so ist so viel gewiß, daß der, über jeden Verzug ungeduldige Soliman bei Mohatz, wo er vierzig Jahr früher über Ludwig, König von Ungarn und Böhmen, gesiegt hatte, in Fahrzeugen übersetzte, und dort seine, über die Brücke marschirende Armee erwartete. Am fünften August langte das Türkische Heer unsern Sigeth bei St. Lorenz an, und in wenig Augenblicken sah man alles mit feindlichen Gezelten weiß bedeckt.

Die Bekämpfung aller, selbst von der

Natur in den Weg gelegten Hinderniſſe, das ſchnelle Vordringen und die ungeheure Anzahl der Feinde, worunter ſich allein an hunderttauſend Reuter befunden haben ſollen, hätten um ſo leichter auch den Tapferſten mit Furcht erfüllen können, weil ſich in Sigeth, außer zweitauſend Einwohnern, nicht mehr, als höchſtens drittehalb tauſend Mann Beſatzung und ſechzig Kanonen befanden. Allein der unerſchrockene Serin, der ſich in Zeiten mit Proviant und Munition verſehen hatte, traf Anſtalten zur hartnäckigſten Gegenwehr. Auch er, zwar mit geringerer Macht, doch mit gleichem Muthe, machte die Natur ſich dienſtbar, und ließ, nicht damit zufrieden, ſeine Mauern mit einer drei und zwanzig Fuß breiten Bruſtwehr verſehen zu haben, auch den, vom Hügel herabſtürzenden Bach durch Ausgraben um ſeine Feſtungswerke leiten, ſo, daß Sigeth nun in der That von einem See umgeben ſchien.

Dann berief er alle Waffenfähige auf den

Burgplatz, ermunterte sie in einer trefflichen Anrede zur Tapferkeit, Treue und Ausdauer, ernannte im Fall, daß er bleiben sollte, seinen Schwestersohn, Caspar Alepin, zum Commandanten, und verlangte zuletzt von der ganzen Versammlung einen Eid, daß niemand an Uebergabe denken, sondern jeder seinen Posten bis zum letzten Athemzuge vertheidigen wolle.

Sein edles Feuer, seine ehrwürdige Gestalt, erweckte in Soldaten und Bürgern eine hohe Begeisterung; alle zogen, um zu schwören, unter lautem Zuruf die Schwerder; aber sein Wink gebot Stillschweigen, und er selbst gelobte zuerst mit lauter Stimme Gott, dem Kaiser, seinem Vaterlande, und den tapfern Männern, die ihn umgaben, sie zu keiner Zeit zu verlassen, alle Gefahren mit ihnen zu theilen, mit ihnen zu sterben! Officiere, Soldaten und Bürger folgten mit Ungeduld seinem Beispiel; Ungarn theilte von diesem Tage an mit Sparta den Ruhm, einen Leonidas unter seine Söhne zu zählen.

10.

Unter allen, die an diesen kriegerischen Zurüstungen, jeder nach Fähigkeit und Ordnung, Theil nahmen, schien Thaddäus Serin, der ältere Sohn des Commandanten, ganz wider seinen sonstigen Charakter, der ruhigste, kälteste, verschlossenste. Doch bemerkte dieß niemand, als die holde Stephanie, die sich seit einiger Zeit für immer in der Burg aufhielt, und jetzt, da fast jeder einzelne unentbehrlich schien, nach und nach das Amt einer Proviantmeisterin übernommen hatte.

Nur ihr, die bei dem glühendsten Wunsche, an dem kühnen Unternehmen der Männer auch irgend einen Antheil zu haben, bei dem eifrigsten Bestreben, die, unter der Arbeit fast erliegenden Kämpfer, bald durch Speise und Trank, bald durch Zusprache oder ein freundliches Gesicht, zu erquicken und aufzurichten, dennoch zu Zeiten nur eine Zuschauerin des sie umgebenden großen Schauspiels ab-

abgeben konnte, dünkte es sonderbar, daß dieser, sonst so unruhige Jüngling in den verhängnißvollen drei Tagen, seitdem Solyman die Stadt belagerte, nur dasjenige ausführte, was ihm befohlen ward, sich aber sonst nicht im mindesten zu irgend einem auszeichnenden Posten drängte. Hätte sie dem so innigen Freunde ihres Gemahls etwas Nachtheiliges zutrauen können, sie hätte einen Feigen oder einen Verräther in ihm vermuthet.

Dennoch hielt sie es für ihre Pflicht, den Gemahl auf dieß sonderbare Betragen seines Freundes aufmerksam zu machen. Da aber dieser, obschon ihrem Beobachtungsgeiste sonst vertrauend, sie dießmal eine, durch die nahe Gefahr erhitzte Träumerin schalt; so schlug auch sie sich diese Gedanken wieder aus dem Sinn. Auch wurde schon am dritten Tage nachher, am achten August, die Verwirrung in der Festung so groß, die Gefahr so drohend, und bald die Vorsorge für die Verwundeten so vielfach, daß sie und Jeder nur an

das Dringendste, nur auf den Augenblick denken konnte.

Denn schon hatte der rastlose Solyman den Anfang der Beschießung anbefohlen. Unter einem wilden Allah-Geschrei, welches man von den Wällen mit dem Namen: Jesus! beantwortete, wurde alles aufgeführte Türkische Geschütz, worunter sich Stücke von fast ungeheurem Caliber *) befanden, alle Gewehre der Janitscharen und Asapi's **), auf einmal abgebrannt. Man hörte den Knall, gleich einem gräßlichen Donnerschlage, weit und breit, ja bis zu Canischa, und die ganze Gegend erschütterte, wie bei einem Erdbeben.

Nach dieser schrecklichen Begrüßung wandte sich der Feind vorzüglich gegen die Neustadt, welche Graf Serin, als unhaltbar, am neunten August in Brand zu stecken befahl. Zwei

*) Schon bei Eroberung der Insel Rhodus ließ er Karthaunen aufführen, welche Steine, von acht bis neun Mannsspannen im Umfange, schleuderten.

**) Asapi's, Schanzgräber.

Tage ſpäter fingen die Türken an, die Gräben mit Sandſäcken und Faſchinen auszufüllen. Dieß gelang um ſo beſſer, weil einige derſelben ohnedieß von der Sonnenhitze vertrocknet waren. Zehn Tage darauf ging, trotz des hartnäckigſten Widerſtands, auch die Altſtadt mit Sturm über, und Serin konnte ſich, wegen der Uebermacht des Feindes, nur mit großem Verluſt in das eigentliche Caſtell zurückziehen. Sein tapferes Häuflein war über die Hälfte geſchmolzen; die Einwohner, Weiber und Kinder wurden theils niedergehauen, theils hinweggeführt; faſt alle Pferde, die wegen Beſchränktheit des Raums nun ohnedieß unbrauchbar wurden, fielen den Türken in die Hände.

II.

„War nicht Thaddäus hier?" — fragte Juranitzſch ſeine Stephanie mit der heftigſten Unruhe, als er in der Frühe des folgenden

Tages, noch mit Staub und Blut besudelt, und vor Durst fast verschmachtet, auf einen Augenblick zu ihr eintrat.

„Schon seit fünf Stunden stand ich an diesem Gitter;" — antwortete sie mit angenommener Stärke — „aber weder hier im Schlosse, noch dort auf den Wällen, hab' ich ihn bemerkt."

„So muß ich fort wieder augenblicklich" — erwiderte Juranitzsch. — „Schon seit gestern Abend vermißt man ihn! — o Stephanie! meine Stephanie! in welchen Zeiten fanden wir uns!"

Er preßte sie heftig, fast verzweifelnd, an seine Brust und bedeckte ihre bleichen Wangen mit feurigen Küssen; dann riß er sich stürmisch von ihr los, und eilte, ohne sich gelabt zu haben, wieder hinweg.

Ein Officier kam von der Bastei ihm entgegen. — „Hieher, Herr Obrist!" — rief er ihm zu. Juranitzsch gewahrte einen Haufen Türken, deren Anführer sichres Geleit ver-

langte, in ihrer Mitte aber einen Heer-Trompeter, den er an Farbe und Schild sogleich für einen Diener des Thaddäus erkannte. Erschrocken, und jetzt schnell an dasjenige zurückdenkend, was ihm Stephanie über Thaddäus vertraut hatte, ließ er diesen Vorfall dem Gouverneur melden; Serin erschien selbst auf dem Wall und rief dem Gesandten zu, sein Anliegen kund zu thun.

„Also verkündet dem Nicolaus Serin" — fing der Türke seine Botschaft an — „Sultan Solyman: Dein Sohn Thaddäus, eingedenk dessen, was euch allen bevorsteht, hat sich mir überliefert, und gern werd' ich dieses klugen Jünglings schonen, wenn du mich nicht selbst durch fernern Widerstand zum Gegentheil zwingst. So du also das Leben deines Sohnes fristen willst, so eile alsbald, mir das Castell zu überliefern. Ganz Croatien soll dann dein Eigenthum, Sclavonien und Dalmatien dir zur Verwaltung übertragen seyn. Weigerst du dich aber noch länger der Ueber-

gabe, so siehst du in wenig Augenblicken das Haupt deines Sohnes vor deinen Thoren aufgesteckt!"

Graf Serin hatte gleich beim Eingang dieser Anrede mit grosser Bewegung auf Juranihsch geschen, und ihn durch einen Blick nach Thaddäus gefragt. Jetzt, da er dieß wiederholte, und jener schweigend zur Erde sah, drang Todesschauer an das Herz des Greises; er wankte, ruhte einen Augenblick auf des Obersten Achsel, und legte, voll tiefen Grams, die Hand auf das graue Haupt.

Doch schnell ermannte er sich. — „Mein Sohn ein Verräther?" — sagte er zu den umstehenden Officieren — „Nein!"

„Ihr sollt mich nicht täuschen!" — rief er dann mit fester Stimme dem Türken zu — „Serin hat keinen Ueberläufer zum Sohne! Entfernt euch augenblicklich, oder ihr seid des Todes!"

Schon gab er Befehl, die nächsten Stücke zu richten; schon ward die Lunte gehoben —

da öfnete ſich der Hauſe, und Graf Thaddäus, mit Ketten belaſtet, ward ſichtbar.

Schreck, Vatergefühl, Zorn und Wuth ſtürmten jezt auf einmal auf Serins ungeſtüm klopfendes Herz; alle Muskeln zuckten; ſein Geſicht erbleichte, aber ſein Auge ſchienderte Blize; er ſchlug krampfhaft die Arme zuſammen, wandte ſich ab, und commandirte mit dumpfen Tone: Feuer!

Es war das erſte, einzige Mal, daß Serins Befehl nicht befolgt ward. Hauptleute und Gemeine umringten ihn, und erhoben bittend Augen und Hände. Das Vatergefühl gewann wieder die Oberhand. — „O meine Freunde! ihr alle meine Kinder!“ — rief er aus — „thut denn, was euch gut dünkt, aber bedenkt, daß das Leben meines Sohnes nur mich, die geſchworne Treue uns alle angeht! Schont denn des Unwürdigen — aber — habt ihr Mitleid mit einem unglücklichen Vater, ſo haltet euch deſto tapferer, und rettet meinen Namen bei der Nachwelt — rächt meine Ehre!“

Mit wankenden Knieen begab er ſich wieder nach dem Schloſſe; die abgeſandten Türken hatten es nicht abgewartet, ob der zürnende Serin ſeine Drohung erfüllen werde.

12.

Man ſagt, daß bei mehrern Wunden der Schmerz ſich zertheile, und der Verwundete nur zuweilen, bald hie, bald da, den höchſten Grad deſſelben empfinde; ſo wurde auch bei Graf Serin eine Zeitlang der Gedanke an die verzweifelte Lage, in welche er ſich und ſeine tapfern Waffenbrüder verſetzt ſah, von dem Gedanken an die Verrätherei ſeines Sohnes, an die Schande, welche dieſe treuloſe That auf den Namen Serin bringen werde, gänzlich verdrängt. Der tapfere Greis, deſſen Muth bis jetzt durch keinen Unfall gebeugt, deſſen Thätigkeit durch keine Anſtrengung geſchwächt worden war, ſtarrte jetzt, in finſtres Schweigen verſenkt, auf den Boden, und nur die Zuſprache Stephaniens, die ſich ſeiner mit

Tochterliebe annahm, vermochte ihn einigermaaßen zu beruhigen. „Euer Thaddäus kann kein Verräther seyn!“ — rief sie ihm mit sanfter Stimme zu; dankbar und mit Rührung blickte er auf sie herab, legte ihr segnend die Hand auf, und sagte mit tiefer Beklemmung: „Warum hast Du mich nicht verlassen, meine edle, unglückliche Tochter? O ich meinte es gut mit Dir . . . !“

So vergingen einige Tage in bänglicher Ruhe, weil auch der Feind, dem seine bisherigen Eroberungen eine unglaubliche Menge Streiter gekostet hatte, nichts unternahm. Serin traf, wie vorher, die zweckmäßigsten Vertheidigungs-Anstalten; doch schien er, zumal wenn er allein war, der vorige Serin nicht mehr. Tief an seinem Innern nagte der Gram; der Held, den Soliman nicht zu beugen vermocht hatte, war durch seinen Sohn zur Erde gedrückt.

Doch es waltet ein Wesen über uns, welches das Höchste nie untergehen läßt in unsrer

Bruſt; es waltet eine Vorſicht, die dem Sinkenden die Hand beut, und wenn Standhaftigkeit in dumpfes Hinbrüten, Muth in Verzweiflung übergehen will, das Edlere rettet.

Serin ſaß einſt bei anbrechender Dämmerung in tiefen Gedanken; er mochte niemand ſehen außer Stephanien; denn der Anblick ſeines Cyrills, und ſelbſt des wackern Juranitzſch, erneuerte ſeinen Gram um Thaddäus.

Eben hatte ſich die freundliche Tröſterin hereingeſchlichen, und ſtimmte leiſe die Harfe; da erſchollen klirrende Tritte auf der Treppe; die Thürflügel wurden aufgeriſſen, und Juranitzſch, einen Pfeil und einen Brief in der Hand, ſtürzte außer Athem herein.

„O mein General!“ — rief er, und die Freude hemmte ſeine Sprache — „o mein Vater! Vor wenig Minuten fand man dieſen Pfeil in der Schanze; dieſer Brief war daran befeſtigt. — Leſ't — o leſet!“

Der Brief war an Juranitzſch gerichtet, und lautete alſo:

„Ich halte mich für schuldig, Dir von Thaddäus Serin Nachricht zu geben. Der wackere Jüngling konnte es nicht tragen, daß dem jüngern Bruder eine unsrer Fahnen und das Lob des Vaters zu Theil worden war. Bei einem letzten Rückzuge durchbrach er mit einem kleinen Häuflein unsre Spahis, und hieb sich bis zum Großvizier Mehemet Bassa durch. Ihn, den er für Soliman hielt, wollte er ermorden. Nur unsere Ueberlegenheit konnte ihn von Vollbringung dieses Vorsatzes abhalten. Seyd unbesorgt seinetwegen. Er wird durch mich Gelegenheit finden, der Gefangenschaft zu entkommen.

Mustapha Vilith."

Zitternd, weinend vor Freuden, sank der Greis in Juranitzsch's und Stephaniens Arme. „Die Welt lag auf meinem Herzen" — sagte er zärtlich, und drückte sie fester an sich — „aber jetzt ist mirs leicht. Thaddäus

iſt unſrer nicht unwerth, und ſoll er ſterben, ſo ſtirbt er mit Ehren, wie wir!"

13.

In der That wurde ein ehrenvoller Tod nach und nach die einzige Ausſicht der Belagerten. Denn ſo wie auf ihrer Seite die Hoffnung eines Entſatzes, oder der Möglichkeit, ſich längere Zeit zu halten, immer mehr und mehr verſchwand; ſo ergrimmte im Gegentheil Soliman über ſeine mißlungene Liſt und Serins unbeſiegbare Treue ſo heftig, daß er ſich ſelbſt gelobte, am neun und zwanzigſten Auguſt, welcher von den Türken für einen Glückstag gehalten wird, es koſte auch, was es wolle, dem Kampfe durch einen Hauptſturm ein Ende zu machen.

Die Janitſcharen erhielten Befehl zum Angriffe; ihnen folgte das ganze Heer. Der Anfall war wüthend; die Vertheidigung verzweifelnd. Immer wechſelten auf Seiten der

Türken frische Truppen mit den ermüdeten; immer schritten neue kampfgierige Schaaren über die Leichname ihrer Brüder; umsonst! nirgends gelang es, die Christen zu überwältigen. Solyman, obwol wüthend vor Zorn, gab das Zeichen zum Rückzuge.

Erst am fünften September ließ er den Sturm erneuern. Dießmal war der Angriff so vorbereitet, daß ein siegreicher Ausgang so gut, als gewiß schien. Denn nicht genug, daß die Türken bei Nachtzeit das große Bollwerk untergraben, und dadurch den Vortheil erlangt hatten, die Christen von unten herauf durch das Gatterwerk zu beschießen; nicht genug, daß es ihnen sogar gelang, das Bollwerk anzuzünden, und daß ein heftiger Wind die Flammen bis in das innere Schloß trieb; so beschossen auch die Türken dieses selbst von allen vier Seiten, und sendeten ein Bleihagel auf die hart bedrängten Christen; so griffen sie auch zu gleicher Zeit mit gesammelter Macht die Madaßtische Bastei an, und zwar so wüthend, daß

ſie bald vor Dampf und wildem Grimm ihre eignen Truppen nicht mehr erkannten.

Hier zeigte es ſich, was wahrer Muth gegen blinde Raſerei, Kriegskunſt gegen ungeordnete Anfälle vermöge. Der tapfere Bassa war ſelbſt überall, wo die Noth am größten war, bei der Hand, und zeichnete ſich nicht blos durch Klugheit, ſondern ſogar durch perſönliche Tapferkeit aus; dreimal ließ Soliman die Baſtion angreiffen, dreimal wurden ſeine Truppen zurück geworfen; ſieben tauſend Mann der Seinigen ſollen an dieſem Tage auf dem Platze geblieben ſeyn.

14.

Die Wirkung dieſes verunglückten Sturms, in Hinſicht des Sultans, iſt vielleicht die einzige ihrer Art in der Geſchichte. Der Gedanke, daß irgend ein Menſch auf Erden ihm zu trotzen wage, der Gedanke, ſeine ganze ungeheure Macht von einem ſo unbedeutenden

Häuflein in weitern Fortſchritten gehemmt und gleichſam verſpottet zu ſehen, traf ſo zerſtörend auf ſeinen, durch hohes Alter und raſtloſe Anſtrengung geſchwächten Körper, reizte ſein ſtolzes Herz zu ſo heftigem Aerger und Zorn, daß ihn noch in derſelben Nacht der Schlag rührte, nachdem er faſt ſieben und vierzig Jahre eine Geißel der Chriſtenheit geweſen war, und ſechs und ſiebzig Jahre gelebt hatte. Nach ſeinem Tode wüthete ein heftiger Sturm durch das Türkiſche Lager, zerſtörte es faſt gänzlich, und führte die Gezelte hoch in den Lüften davon.

Er hinterließ einen eben ſo klugen und treuen, als tapfern Heerführer in ſeinem Großvezier, Mehemet Baſſa. Dieſer, der eine Rebellion befürchtete, wenn der Tod des Sultans bekannt würde, faßte ſogleich den Entſchluß, denſelben möglichſt zu verheimlichen, und ließ ſogar in dieſer Abſicht Solymans Leibarzt heimlich aus dem Wege räumen. Dieſer grauſamen Vorſicht ungeachtet verbreitete

ſich jedoch im Lager das befürchtete Gerücht; Baſſen und Janitſcharen drängten ſich um das Hauptgezelt, und verlangten, den Sultan zu ſehen.

Jetzt mußte Mehemet zu einer Liſt ſeine Zuflucht nehmen. Er ließ Soliymans Leichnam auf einem Stuhle befeſtigen, als wenn er noch lebte, und da dem Gezelt ſich niemand nähern durfte, ſo wurde der Hauſe hintergangen.

Doch faſt hätte ſeine eigne treue Anhänglichkeit an ſeinen verſtorbenen Beherrſcher das Geheimniß verrathen. Denn ihm ſelbſt preßte, als er aus dem Gezelt trat, dieß niedrige Poſſenſpiel, wozu er ſeine Zuflucht nehmen mußte, und das traurige Andenken an die Nichtigkeit aller irdiſchen Größe, einige Thränen aus, die von den Soldaten bemerkt wurden und neuen Argwohn erweckten.

Jetzt kehrte ſeine Beſonnenheit zurück. Mit einem verſtellten wehmüthigen Blick überſchaute er die ganze, weit ausgebreitete Menge, und rief: „Nicht um den Sultan weine ich, der

der zwar krank war, doch nun außer Gefahr iſt; euch, Kameraden! gilt mein Mitleid. Soliman hat euch alle, wenn nicht in drei Tagen die Feſtung erobert iſt, zu einem grauſamen Tode beſtimmt!" —

Dieſe überraſchende Wendung brachte in den Gemüthern der Türken eine ſo heftige Wirkung hervor, daß ſie ſich aufs neue mit unglaublicher Kampfluſt dem Tode entgegen ſtürzten.

15.

In dem Kaſtell, wo man den Tod Solymans nicht erfuhr, wüthete indeſſen das Feuer unerſättlich weiter, und näherte ſich ſchon dem Pulver, wovon ein beträchtlicher Vorrath in der Vorburg, nicht allzuweit von dem innern Schloſſe, aufbewahrt wurde. Die Türken wiederholten zugleich den Sturm, und nöthigten endlich Serin, ſich, mit abermaliger großer Einbuße ſeiner tapfern Kriegsleute, in das

innere Schleß zurück zu ziehen, das nur wenig befestigt war und nichts, als verschiedene von Serin bewohnte Zimmer, nebst etlichen Gemächern, voll Pulver und Proviant, in sich schloß. Zudem blieb den Christen kein Geschütz übrig, ausser zwei Kanonen, zwei Mörsern und vierzehn Doppelhacken; die Türken hingegen pflanzten schon ihre Fahnen auf die Wälle, und führten nun die eroberten Stücke gegen die Belagerten selbst auf. Dann ruheten sie zwei Tage, und fingen erst am Marienabende, den siebenten September, mit erneuter Wuth an, die innere Burg mit Pechkränzen und Feuerbränden zu bewerfen.

Der nächstkommende Morgen war von ihnen zum letzten Act des schrecklichen Schauspiels bestimmt; deshalb wurde der noch unerstiegene Theil des Kastells gegen Abend und die ganze Nacht über nicht weiter beunruhigt.

16.

Serin, bei dem nun jeder Gedanke an äußere Hülfe und Befreiung längſt verſchwunden war, der aber auch im Fall des Ergebens ſein und der Seinigen Schickſal leicht vorausſehen konnte, benutzte dieſen Stillſtand zu einer Unterredung mit ſeinen wenigen, noch überbliebenen Officieren. Er, und durch ſein Beiſpiel entzündet, die ganze Verſammlung, war einſtimmig entſchloſſen, fechtend zu ſterben, und man traf mit kalter Entſchloſſenheit Anſtalt, den Feind die Freude des Triumphs theuer bezahlen zu laſſen.

Nachdem alles verabredet war, entließ Serin ſeine Freunde, jeden mit einem Händedruck; nur Juranitzſch hielt er zurück, und ſagte mit finſterm, zu Boden gerichtetem Blick: „Der Tod iſt ein Augenblick, Juranitzſch — aber —“

„Serin! Serin!“ — erwiderte dieſer in halber Verzweiflung — „verſteh' ich Euch recht?“

„Du bist der Unglücklichste von uns allen!“

„Ich bins! — Ja, ich verstand Euch —“

„Stephanie erwartet Dich, hoffentlich auf alles bereit. Ich entbinde Dich bis nach Mitternacht Deines Dienste. Was Du thun willst, thue bald! Geh', mein Sohn!“

Juranitzsch preßte Serins Hand wild an sein wallendes Herz, an seine zuckenden Lippen, und eilte, wie von bösen Geistern verfolgt, aus dem Zimmer.

17.

Stephanie, jetzt das einzige Weib unter bis aufs Aeußerste gebrachten, dem Tode geweihten Kriegern, hatte sich in der letzten Zeit auf Serins Befehl stets in einem der hintersten, kugelfesten Gemächer aufgehalten, und nur dann es verlassen, wenn Mitleid und Pflicht sie abrief, einen Verschmachteten zu laben, einen Verwundeten zu verbinden.

Wie schrecklich ihre Einsamkeit seyn mußte, wird jedes Herz fühlen. Die furchtbaren Ereignisse, womit sie unaufhörlich umringt war, die Gefahr, in welcher ihr Gemahl, sie selbst, und alle, die ihr theuer waren, in jedem Augenblick schwebten, der Gedanke an ihre Zukunft, und selbst die lange Entbehrung alles Schlafs hatten ihre Empfindungen völlig abgestumpft. Sie wandelte wie ein Schatten herum, und faltete schweigend die Hände; beten, weinen, konnte sie nicht mehr.

In dieser Gemüthsstimmung war sie am vorletzten Tage in ihr Zimmer getreten; an das Geschrei der Streitenden, das Gewinsel der Fallenden, den Donner des Geschützes, war sie so gewöhnt, daß sie es kaum noch hörte; eine aufgeschlagene Handschrift, die Serin absichtlich für sie hingelegt hatte, fiel ihr in die Augen; sie zog sie, um sich selbst zu vergessen und ihre Sinne zu übertäuben, gelassen an sich, und las ohngefähr, wie folget:

18.

„Als nun der prächtige Orientaliſche Kaiſerſitz*) ſolchergeſtalt nach einer fünf und funfzigtägigen Belagerung mit Sturm erobert worden, da ward das Schwerd der Ungläubigen von Chriſtenblut trunken, und iſt ſolches ſtromweiſe durch die Stadt in das Meer gefloſſen. Der gröſſte Frevel ward an Kirchen und Klöſtern verübt, beſonders an dem Wundertempel St. Sophiä. Die koſtbarſten Bildſäulen und Gemälde, ſo den Türken nach ihrem Geſetz ein Greuel, wurden zur Erden geriſſen, zerſchlagen, in den Koth getreten; die Altäre entheiligt, die Heiligthümer zerſtreuet, wie auch Kelche, Monſtranzen und andere Kirchen-Kleinodien an Gold und Silber geraubet und zur Ueppigkeit gebraucht. Was vor Schande mit den Frauen, Edlen und Unedlen, Wei-

*) Conſtantinopel ging am 29 Mai 1453 an den Sultan Mahomet II. über.

bern, Jungfrauen und Nonnen begangen wurden, wird billig verſchwiegen, außer daß die Kirchen und Altäre nicht mit ſolchen Greuelthaten verſchont, auch die Geſchändeten nach verübter Luſt in Stücken gehauen worden.

Freitags darauf, als am Türkiſchen Sabbath, nachdem die Stadt von Einwohnern ganz ausgeleert, hielt der Sultan ſeinen Triumpheinzug, und ward in der Sophienkirche Gott und dem falſchen Propheten Mahomet für verliehenen Sieg ein Dankfeſt gefeiert. Gegen Abend gab der Tyrann offene Tafel, und nachdem er ſich wohl bezecht, ließ er die troſtloſe Kaiſerin nebſt ihren beiden Töchtern und übrigem Frauenzimmer vor ſich führen. Sodann — — "

Stephanie konnte vor Entſetzen das Folgende nicht leſen; der Schmerz überfiel ſie, wie ein Gewappneter; ſie ſprang auf, und rang verzweifelnd die Hände. In ſchrecklicher Beängſtigung ging ſie einige Stunden auf und ab. Jetzt ſchallte das Geſchrei der Käm-

pfenden lauter; das Geprasſel des Feuers ſchien ſich zu nähern. Mit feſt in einander geſchlagenen Händen ſetzte ſie ſich wieder zu dem Geſchichtsbuche, ſchlug ein Blatt um, und las weiter:

„Unter dem kaiſerlichen Hof-Frauenzimmer befand ſich auch eine Jungfrau, Namens Irene. Dieſe glaubte ihr Leben durch ihre blühende, kaum ſiebzehnjährige Jugend und bewundernswürdige Schönheit zu retten. Denn, als Mahomet in dem kaiſerlichen Palaſt einzog, legte ſie allen ihren Schmuck an, putzte ſich aufs zierlichſte, und ging, gleichſam ganz ohne Sorgen, in den Schloßſälen ſpazieren. Solche Hoffnung betrog ſie auch keineswegs. Denn kaum hatte der Wütherich Mahomet ihre reizende Geſtalt erblickt, als die Beſiegte das Herz des Siegers eroberte. Man führete die ſchöne Irene in ſein Gemach, und ſie war, gleich einer andern Venus, dieſem Marti in allem zu Willen, alſo, daß der Siegesfürſt bei dieſer Gefangenen einige Wochen

in verliebter Gefangenſchaft verweilte. Aber ſeinen Kriegsoberſten dünkte es verächtlich, daß eine Sklavin ihren Herrn zum Knecht und Leibeignen mache, und dieß um ſo mehr, weil ſie fürchteten, er möchte ſelbige auch zur Sultanin ernennen.“

„Da Mahomet ſolcher Unwillen ſeiner Feldherren zu Ohren kam, foderte er alle Veziers und Baſſen aufs Schloß, und mußte die unvergleichliche Irene in fürſtlichem Schmuck an ſeiner Seite den Thron einnehmen. Darauf fragte er ſeine Hauptleute und Heerführer, was ihnen von Irene's Geſtalt dünke?“

„Als dieſe nun einſtimmig die Gefangene ſeiner Huld und der kaiſerlichen Umarmung werth prieſen, ſprach er zu ihnen alſo: „Ich bekenne es, einem Eroberer des Griechiſchen Kaiſerthums ſtehet es übel, daß ihn ein Weibsbild in Feſſeln lege. Sehet da die Liebesflamme, ſo mich entzündet hat, vor euern Augen erlöſchen!“

„Alſobald zog er ſeinen Säbel, und durch-

hieb mit deſſen Schärfe die alabasterne Kehle, daß Irene, wie eine abgehauene Lilienblume zur Erde ſank. Sodann befahl er, daß das Heer aufbreche — —“

Jetzt erhob ſich Stephanie von ihrem Seſſel, blickte feierlich gen Himmel, und legte das Buch auf die Seite. Ihr Muth war zurückgekehrt; ſie fühlte ſich unfähig, wie Irene zu handeln; ſie dachte mit Ruhe und Entſchloſſenheit an den Hafen, wo kein Sturm die Geretteten erreicht, und betete nur um Eine Gunſt zu der Vorſicht, nur um das Glück, ihren Gemahl noch einmal zu ſprechen.

19.

Und ihr Wunſch wurde gewährt! Als gegen Abend der Kampf nachließ, ging Graf Serin, wie von Ohngefähr, durch ihr Zimmer. Sie trat ihm freundlich entgegen, faßte ſeine Hand, und ſagte mit leiſer, bittender Stimme: „Stephaniens Herz hegt andre Hoff-

nungen, als Irenens. Lebt mein Juranitzsch noch? werd' ich ihn noch einmal sehn?"

„Bald — diese Nacht noch!" — erwiderte der Commandant — „Lebt wohl, meine Tochter! — lebt wohl!" — Mit diesen Worten verließ er sie, um sich, wie wir gehört haben, mit seinen zusammen gerufenen Freunden zum letztenmal zu berathen.

Stephanie, auf Serins Versprechen vertrauend, weidete sich mit stillem Entzücken an dem Entschlusse, daß nichts wieder sie von Juranitzsch trennen solle. Sie rufte die so schnell entflohenen glücklichen Augenblicke ihrer Liebe in ihr Gedächtniß zurück; sie ordnete in wehmüthigem Spiel ihr Gewand, ihre Locken, um ihm auch heute lieblich zu erscheinen und die Spuren des Kummers, so viel möglich, zu verbergen; sie bereitete zu seiner Erquickung Speise und Trank; sie deckte den Tisch und zündete Lichter an; sie holte ihre Harfe herbei und stimmte die Saiten.

Als dieß besorgt war, schien ihr alles in

Ordnung, was sie noch auf dieser Erde zu thun habe. Sie setzte sich, ihn still erwartend, auf ein Ruhebett; ihr Herz schlug freier und leichter, als je; sie lehnte ihr ermüdetes Haupt an die Kissen; ihre lang schlummerlosen Augen schlossen sich; ein leiser Schlaf überschlich sie.

So fand sie noch Juranitzsch, als er, mit bleichem Gesicht und starrem Blick, langsam hereintrat. In seiner Seele hatte schon längst ein unsäglicher Schmerz gewüthet; der Gedanke, daß die edle, über alles geliebte Gattin in die Hände unmenschlicher Feinde gerathen, von ihnen gemißhandelt, entehrt werden könne, hatte ihn schon fast bis zum Wahnsinn getrieben; schon einige Tage hatte er über einen schrecklichen Entschluß gebrütet, den die letzten Worte Serins, nicht geweckt, sondern ihm selbst nur deutlicher gemacht, den sie — dieß war der Anker, an den der Verzweifelnde sich hielt — gebilligt und gewissermaaßen geheiligt hatten.

Ja, sie mußte sterben, seine Stephanie;

ſie, der er jedes Glück des Himmels auf die Erde zu ziehen gewünſcht hätte, mußte von ſeiner Hand ſterben — und — Muſtapha's Gift tödtete ja ſchnell, wie ein Gedanke!

Mit ſchleichenden Schritten, einem ſchreckenden Geſpenſt gleich, trat er vor die Schlummernde hin; ach! ſie lag vor ihm, wie ein Engel der Unſchuld; Wange und Mund war blaß, aber von keinem Zuge des Schmerzes entſtellt; ihr Buſen hob ſich ſo leicht, als halte ein fröhlich gaukelnder Traum ſie gefangen.

„Schlummre, ſchlummre, meine Stephanie" — ſagte er leiſe — „ſchlummre noch einen Augenblick — —"

„Wenn ich im Schlummer ſie tödtete" — unterbrach er ſich ſelbſt, und beſah die Spitze des Dolchs in der zitternden Hand — „wenn ſie, ohne es zu wiſſen, ſchmerzlos hinüberging —"

Er zuckte den Dolch, aber ſeine Hand ſchien gelähmt.

„Von meiner Hand den Dolch geſtoßen

in diesen liebenden Busen — o warum ward ich geboren? —"

Er zauderte; es war ihm unmöglich, den Stoß zu vollführen. Er füllte einen Becher mit Wein, und tröpfelte das im Dolchgriff verborgene Gift in denselben.

Jetzt schien ihm die That schon zur Hälfte vollbracht; er gelobte es sich, sie auch ganz zu vollführen, und weckte Stephanien mit einem Kusse.

Erwachen und ihn glühend umarmen, ihn mit Küssen überdecken, war nur eins.

„Nun hab' ich dich ja" — rief sie freudig aus — „nun kann dich ja nichts wieder mir entreißen!" — Statt eine Leidende, der schrecklichsten Zukunft Preisgegebene vor sich zu sehen, fand Juranitzsch eine Triumphirende, die schon allem Elend entgangen schien.

„Du wunderst dich wol über mich, liebster Gemahl?" — fuhr Stephanie gelassener fort. — „O sei ruhig; ich bin bei Sinnen; ich bin

nicht außer mir; es war nur die Fremde des erſten Empfangs! Sieh, ich weiß alles, was uns bevorſteht; ich bin auch auf alles gefaßt. Darum ſei auch Du ruhig, mein Juranitzſch, und laß uns die letzten Stunden nicht ſelbſt durch feige Klagen verkümmern; laß uns ein fröhliches Nachtmahl feiern, wie ehemals — die Gäſte nur ich und Du!"

Juranitzſch that ihr den Willen; ſie ſetzten ſich; Stephanie legte vor, aber die Speiſen widerten beide an.

„Hier iſt auch Wein, Guter!" — ſagte Stephanie, und wollte die Becher füllen. Juranitzſch ſetzte den ſchon gefüllten mit zitternder Hand auf die Seite; Stephanie bemerkte es; ſie errieth ihn, doch erſchrak ſie nicht; ſie wußt' ihm im Stillen Dank dafür, und ſchien ſeine Bangigkeit ganz zu überſehen. Juranitzſch konnte nicht aufblicken.

„Du biſt kleinmüthig oder traurig, Geliebter! Du magſt weder Speiſe noch Trank. Soll ich Dich erheitern, wie ſonſt? Soll

ich Dir das Liedchen ſingen, das uns verband?"

Stephanie griff nach der Harfe, und ſpielte jene Melodie. Der Klang traf ſchmerzlich auf ſein gramzerrißnes Herz; er winkte ihr und konnte nicht reden.

„Nun denn ein andres, lieber Juranitzſch!" — erwiderte ſie ſchmeichelnd — „Das von der verlaſſenen Braut, ein Soldatenliedchen aus dem Kriege wider König Johannes, wenn Du willſt, die Folge von jenem!"

Sie ſang, anfänglich mit beklommener, doch bald mit freierer, ſiegverkündender Stimme:

20.

Darf ich weinen, darf ich muthlos zagen,
Oder ſind auch Thränen mir verwehrt?
Darf die Liebe zu betrauern wagen,
Den mit Lorbeern ſelbſt der Feind geehrt?

Sprich noch einmal, düſtrer Schreckensbote,
Dem der Knappe ſeine Lieb' vertraut;
Sprich noch einmal von des Tapfern Tode
Ohne Bangen zur verwaiſten Braut!

Doch

Doch du sahest, kommt's nicht Zähren stehn,
Weiberzähren, rauher Mann im Stahl;
Hörtest nicht auf der Verlobten Flehen,
Mich zu leiten zu der Helden Maal!

Höret es, Brüder, denn von mir, was gestern
Mir der Mann im Panzerstahl gebracht;
Hört es denn von mir, ihr, meine Schwestern,
Und dann geht, und laßt mich unbewacht!

Ihr, die meinen Jüngling oft gesehen,
Sagt, ob Einer ihm auf Erden glich?
Prieset ihr . . . jetzt könnt ihr es gestehen,
Prieset ihr nicht oft zu glücklich mich?

Ja, ich wars! Da rief's zum Krieg den Knappen,
Und er sprach: Nur rühmlich kehr' ich Dir!
Warf sich eilend auf den wackern Rappen,
Ließ den Ring der ew'gen Treue mir.

Und er schrieb: Nach ruhmlichem Gefechte
Hat der Fürst das Banner mir vertraut;
Mit dem Fähnlein, oder ohne Rechte,
Kehr' ich wieder zur geliebten Braut!

Schwester, nimmer kehrt der Knappe wieder
Aus des Todes blutgedüngtem Feld!
Weidet zagend eure Kummer, Brüder,
Fromme Hirten! und beweint den Held.

In der Linken hielt er noch den Degen;
Denn ein Stumpf nur war die rechte Hand;
Mann und Roß hat auf dem Fähnlein liegen;
Nur der Leichn hat es der Feind entwandt.

Stephanie endete den Gesang mit hohem Ausdruck und siegender Stärke; es war ihr gelungen, die Eisrinde zu schmelzen, die sich um das Herz ihres Gemahls gelagert hatte.

Doch eben weil er dieß fühlte, fürchtete er auch, zu weich, zu Ausführung seines Vorsatzes zu schwach zu werden. Hastig ergriff er den vergifteten Kelch und reichte ihn Stephanien dar. „Trink, meine gute Stephanie!" — sagte er mit dumpfer Stimme und wandte sich ab.

Stephanie umschlang feurig seinen Hals — „O Dank, mein Geliebter! Nicht wahr, wir theilen?"

Juranitzsch verbarg sein Gesicht an ihrer Brust, und murmelte leise: „Mein Leben gehört dem Vaterlande und Serin —"

„Und das meinige Dir!" — versetzte Stephanie mit Wärme und Entschlossenheit — „Dieses Bechers bedarf es nicht. Vor Gott hab' ich Dir Treue gelobt, und werde sie

halten! Ich war Deine Gefährtin im Leben; auch im Tode werd' ich nicht von Dir weichen!"

21.

Die letzte Nacht war vorüber; der Morgen des Todes brach an. Schon gaben die Trommeln das Zeichen; schon flogen aufs neue die Flammen; schon hatte Graf Serin Nachricht erhalten, daß alle seine Befehle befolgt waren; schon rückte die ganze, ausgeruhete Macht der Türken gegen die ermatteten Christen.

Serin, zu einem ritterlichen Tode bereit, ließ sich in der Frühe seine kostbarste Kleidung, die Schlüssel des Kastells und den Säbel reichen; die Rüstung, die sein Diener ihm brachte, schlug er aus. So begab er sich auf den Burgplatz, wo die Ueberbleibsel der Besatzung, unter ihnen auch neben Juranitzsch Stephanie in männlicher Kleidung, mit den Waffen in der Hand ihn erwarteten.

„Willkommen, liebe Brüder, treue Gefährten!“ — redete er sie an — „Durch Feuer, nicht durch Tapferkeit, besiegen uns die Feinde. Doch ihr erinnert euch, wozu wir uns gegenseitig eidlich verbanden. Wenig Zeit ist uns übrig; sollen wir erwarten, bis diese Flammen uns ergreifen, diese brennenden Thürme über uns einstürzen? Darum denke jeder daran, daß heute unser König, unser Vaterland, ganz Europa, uns auf die Hände sieht; denke jeder daran, daß wer für den Glauben fechtend, ritterlich stirbt, dort zu Gott kommt, und wer von uns diesen Tag überlebt, vor aller Welt Ehre und Ruhm erwirbt! Und so — in Gottes Nahmen! Ich gehe voran!“

Ein lautes Beifallsgeschrei ertönte von allen Seiten; alle Soldaten warfen Schild, Helm und Panzer, selbst die Degenscheide von sich, und schwangen nur noch den gezückten Degen in der nervigen Faust.

Jetzt ergriff Serin die vergoldete Hauptfahne mit der Linken, schwang mit der Rechten

das Schwerd, und rief dreimal den Namen: Jesus; dreimal wurde dieß Feldgeschrei wiederholt.

„Mir die Fahne, mein Vater!" — rief hervorstürzend Stephanie — „Zu schwach ist diese Hand, um das Schwerd zu führen; aber zurückweichen werde ich nicht!"

Serin erfüllte wehmüthig-lächelnd ihre letzte Bitte; die Pforten wurden auf seinen Befehl geöfnet, die Fallbrücke herabgelassen; Juranitsch und Stephanie waren die Ersten unter den Herausdringenden; eine feindliche Stückkugel schmetterte augenblicklich beide zugleich, neben ihnen auch den edlen Cyrill, zu Boden.

22.

Auf der Brücke begann nun eins der fürchterlichsten Gefechte, das vielleicht jemals gefochten ward. Serin hatte mitten im Thore ein mit Steinen und eisernem Hagel geladenes

Stück aufführen lassen, und da die Türken sich in dichtgedrängten Haufen vor der Brücke postirt hatten, so richtete dieser einzige Schuß ein so schreckliches Blutbad unter ihnen an, daß, nach dem Bericht eines gleichzeitigen Schriftstellers, gegen sechs hundert Türken niedergerissen wurden.

Mitten unter den hierdurch verursachten Dampf und Tumult stürzte Graf Serin und seine tapfere, bis auf sechs hundert Mann geschmolzene Schaar mit bloßem Säbel heraus, werd aber von den Türken mit einer zahllosen Menge fliegender Pfeile und Kugeln empfangen. Dessen ungeachtet schlug er sich, wie ein ergrimmter Löwe, bis an das Ende der Brücke hindurch, als ein Schuß seine Brust, und bald darauf ein zweiter seine Stirn traf. Die Türken erhoben, da sie ihn fallen sahen, ein lautes Freudengeschrei; das Gemetzel unter den Christen ward allgemein; nur *viere* von ihnen sollen dem Tode entkommen seyn; die Türken waren in kurzem des Kastells Meister.

Doch nicht lange dauerte ihr triumphirender Jubel. Denn Graf Serin hatte in der Nacht vor dem letzten Ausfalle einen steinernen Thurm untergraben, den Raum mit Pulver füllen und eine brennende Lunte daran legen lassen, und als eine, fast unzählbare Menge Türken kurz nach ihrem Siege das Schloß und die ganze benachbarte Gegend besetzt hatte, flog die entzündete Mine mit einem so furchtbaren Schlage in die Höhe, daß alle Häuser des innern Kastells und selbst der Thurm aus dem Grunde gehoben, und über drei tausend Türken, theils zerschmettert, theils verschüttet wurden. Die ganze Belagerung soll den Türken an die dreißig tausend Mann gekostet haben.

Dem Leichnam Serins ließ der Janitscharen-Aga das Haupt abschlagen, und selbiges dem Großvizier, Mehemet Bassa, zusenden, welcher es wieder seinem Verwandten, dem Bassa von Ofen, überschickte. Den Rumpf begrub der edle Mustapha Vilith. Doch wurde in einiger Zeit auch das Haupt dem Baltha-

ſar Bathyani, einem Eidam, und Franciscus Thai, einem Schweſtermann des tapfern Serin, zu welchen Thaddäus glücklich entkommen war, überliefert, die es einbalſamiren ließen. Von dem ganzen Kaiſerlichen Heere etliche Meilen weit mit Trauermuſik und geſenkten Fahnen begleitet, führte man dieß ehrwürdige Heldenhaupt endlich nach Czakathurn, einem Familienguth, woſelbſt es im Kloſter St. Helená, neben Serins Gemahlin und Tochter, feierlichſt zur Erde beſtattet wurde.

XIV.

Die ſieben Proben

oder

Die Wette.

Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

Quamquam — — —
— — tu levior cortice, et improbo
Iracundior Hadria;
Tecum vivere amem, tecum obeam libens!
Hor.

Perſonen:

Nannette, eine junge Wittwe.

Florin, ein Dichter.

Die Scene in einer romantiſchen Gegend unweit eines Geſundheitbades.

Erſter Aufzug.

Saal eines Landhauſes mit zwei Kabinetsthüren.

Erſter Auftritt.

Nannette,

ſchwarz gekleidet und verſchleiert, mit einem Kammermädchen, das weiß gekleidet und verſchleiert iſt, tritt ein und nähert ſich dem Fenſter.

Der Böſewicht nickt mir! Er nahm den Weg hieher.
Nun rettet ihn kein Gott aus meinen Schlingen mehr!
Sieh, ſieh, jetzt bleibt er ſteh'n . . . dort unter den Cypreſſen . . .
Und ſcheint mit ſcharfem Blick die Fenſter abzumeſſen;

Jetzt eilt er schnellern Schrittes . . . O Liebe,
gieb mir Glück,
Und bring' ihn reuevoll an meine Brust zurück!
Bring' ihn, durch frommen Trug bethört, zu
meinen Füßen
Und laß ihn seinen Stolz in tiefer Demuth
büßen!
Dann ist die Reih' an mir! Dieß Herz ist
nicht von Stein;
Gern werd' ich liebevoll dem Liebenden verzeih'n!

(Beide in ein Kabinet ab)

Zweiter Auftritt.

Florin,

einen Kranz am Arm, ein Blatt Papier in der Hand, tritt hastig ein.

Wie? alles wüst und leer? Doch sagte man
mir unten,
Die Damen hätten sich so eben hier befunden;
Doch sah ich ganz gewiß . . . hätt' ich denn
falsch gesehn? . . .

Das ſchwarz und weiße Paar an dieſem Fen-
ſter ſtehn!
Wo floh die Holde hin? Soll ich ſie nimmer
finden?
Kann ſie, wie Feen ſchön, wie Feen auch ver-
ſchwinden?
Hier lehnt die Thür nur an; hier ſind ſie
weg . . . ha friſch!
(er taſtet an einer von den Kabinetsthüren)
Still! Alles ſtill!
(öffnet und ſieht hinein)
O weh! Nichts, als ein Stuhl und Tiſch!
Doch dort . . . . . .
(geht an die andre Kabinetsthür)
Verwünſchtes Haus! will mich mich
hier verirren?
Nur Kobold und Geſpenſt kann durch ver-
ſchloßne Thüren!
(indem er vergeblich daran rüttelt)
O jeder Fluch auf den, der Riegel, Kettel,
Band,
Der Feder Kunſtgetrieb, das erſte Schloß erfand!

Pasquills der Menschheit sind's, das Schrecken edler Liebe,
Des Lasters Reiz und Schutz, der Ursprung aller Diebe!
Der erste Schlösser war des bleichen Argwohns Sohn,
Und seit dem ersten Schloß ist das Vertrau'n entfloh'n!
Doch ach! was hilft es mir? An dieser Zauberpforte
Verschwend' ich ungehört die inhaltschweren Worte.
Zuletzt . . . bleibt's doch gewiß, daß, wer mich herbemüht,
Den Geist nicht ewig spielt, nicht ewig vor mir flieht;
Und . . .
(nimmt einen Stuhl, legt den Kranz auf den Tisch und besieht das beschriebene Blatt)
wenn nicht alles täuscht, so war's nicht bloses Wirken

Des blinden Zufalls, daß am Stamm der Hängebirken,
Gleich neben an, wo ich das zart'ste Klanggedicht . . .
Petrarca selber sang' es schmelzender wol nicht...
Der Dryas anvertraut, dieß Blättchen ist zu finden;
Daß ein Cypressenkranz und Röschen es umwinden;
Daß man in schwerem Krepp durch sonn'ge Fluren zieht
Und, als man mich erblickt, nach diesem Landhaus flieht.
Auch sind die Worte doch . . . zwar Zeugen eines tiefen,
Verschloßnen, stillen Sinns . . . nicht ganz Hieroglyphen!

(lies:)

„In diesem düstern Thal, wo gern die Schwermuth wohnt,
„Wird heißer Sehnsucht Schmerz und Schweigen schön belohnt.

„Iſt dir kein treuer Freund, kein liebend Herz
geblieben;
„Doch räth der Echo Mund, das Fliehende
zu lieben.“
Das Fliehende . . .

Dritter Auftritt.

Florin. Nannette, als Wirthin, in einer ländlichen Nationaltracht, welche das Geſicht etwas maskirt, ſchnell zur Mittelthür eintretend — mit ſehr geläufiger Zunge.

Nannette.

Ach Herr! was denkt Er wol von mir?
Von meiner Wirthlichkeit? Sitzt Er ſchon
lange hier?
O ſei Er nur nicht bös . . . ich ſeh's an ſeinen Mienen . . .
O ſag' er mir geſchwind, womit ich Ihm kann
dienen?
Es geht, wie in Paris, in dieſem Gaſthaus zu;
Tags

Tags hat man seine Noth; und Abends keine Ruh.
Die Wirthschaft ist zu groß; es strömt hier aus dem Bade;
Der eine will Kaffee, der andre Limonade;
Bald pocht's am Fensterlein, bald ruft mich's in den Stall,
Bald an den Küchenheerd . . .

Florin.

Ein kleiner Ueberall!

Nannette.

Bald heißt's: Gebt Gläser raus! Bald schreit's: Wo sind die Teller?
Ich muß Trepp' auf, Trepp' ab; vom Boden in den Keller.
Ich bin hier fast allein; mein Mann der ist... so so!
Hat wenig Lebensart, denkt nur an Korn und Stroh.
Doch ich . . . nun, lieber Gott! man ist noch jung von Jahren
Und manche Herrschaft ist doch hier schon angefahren;

Es hat mich mancher Graf gar freundlich angelacht,
Mir aus dem Bad ein Tuch, ein Bändchen mitgebracht,
Schön Mamerl mich genannt. Doch das anjetzt bei Seite . . .
Was möcht' Er denn wol gern? 's iſt warmes Wetter heute.
Beliebt ein Fläſchchen Bier, ſo klar und kühl, wie Eis?
Wie? oder fetter Rohm, wie dieſe Schürze weiß?
O! Waffeln back' ich ihm . . . ſo was ward nie gerochen! . . .
Auch Kirſchen giebt es ſchon, ganz friſch vom Baum gebrochen . . .

Florin (vor ſich).

Ein muntres, nettes Weib!

(laut)

Gut, gut, Frau Wirthin, gut!
Doch . . . hilft nicht Speiß' und Trank für meine innre Glut.

So ſüß das Obſt muß ſeyn, gepflückt von dieſen Händen,
So . . . ſitz' ich doch nicht gern ſo zwiſchen leeren Wänden.
Giebt's nicht Geſellſchaft hier?

Nannette.

Geſellſchaft? heute nicht!
Es iſt ein Wunder faſt, daß juſt' es dran gebricht.
Sonſt iſt's hier immer voll von Herrn und ſchönen Kindern;
Doch heute mag ſie wol . . . der heiße Tag verhindern.

Florin (vor ſich).

Sie hält mir hinterm Berg; ſie ſcheint gar ſchlau und fein,
Und kann wol endlich ſelbſt mit einverſtanden ſeyn.
Ein wenig Schmeicheleі wär' gut hier angewendet
Und . . . ſie iſt warlich hübſch! . . . gerade nicht verſchwendet.

Nannette.

Was sagt der liebe Herr?

Florin.

Ach liebes kleines Weib!
Wer denkt auch wol bei ihr an bessern Zeitvertreib? . . .
Was schlaue Reisende von dieser Gegend schreiben,
Find' ich vollkommen wahr! Kann man hier länger bleiben?

Nannette

(mit untergeschlagenen Armen).

Kann? kann? Warum denn nicht?

Florin.

Ich meyne, über Nacht?

Nannette.

Das will ich denken, Herr! Wir geben schweren Pacht,
Viel Decem, Hühnerzins . . . Zwar, seit die liebe Dame,
Die neue gnäd'ge Frau . . .

Florin.

Hm! hm! . . . wie iſt ihr Name?

Nannette.

Ei ſeht, wie fein und klug! . . . Ja, lieber
Herr, man ſpricht
Davon nicht gern . . .

Florin.

Warum?

Nannette.

Je nun, man weiß ihn nicht!

Florin.

Das kann nicht ſeyn . . .

Nannette.

O ja! . . . Sie iſt des Nachts gekommen;
Sie hat das ganze Guth in Erbſchaft ange-
nommen.
Doch ſah kein Menſchenkind von ihr ein Aug',
ein Haar,
Und ihren Namen kennt nur der Herr Juſtizjar!

Florin.

Das wär' doch wunderlich . . .

(er zieht mit einer leichten Bewegung ſeine Börſe)

Wir wollen uns verſtehen!
Du kleines Schelmgeſicht willſt mir ein Näs-
chen drehen;
Denn . . .

Nannette.

Ach, bewahre mich der hohe Himmel da!

Florin.

Denn . . . denk' nur, liebes Kind! . . . vor
zehn Minuten ſah
Die gnäd'ge Frau hier raus . . .

Nannette.

Bewahre und behüte!
Wer da nicht lachen will! du liebe Himmels-
güte!

Florin

(ſich gleichgültig ſtellend).

So, ſo? . . . Nun, mag es ſeyn! ich habe
wol geirrt;
Wer weiß, was für ein Schein mir vorm
Geſicht geflirrt.
Was kümmert's denn auch mich? . . . Alſo . . .
auf heut' und morgen

Wird die Frau Wirthin mir ein kühles Bett
besorgen?

Nannette.

Recht gern, mein lieber Herr! ein Bettchen
rein, wie Schnee.
Es rankt sich junger Wein am Fenster in die Höh';
Das Stübchen ist zwar klein, doch maigrün
angestrichen;
Vom nahen Nußbaum ist ein Sproßer nie
gewichen,
Und oft blinkt durch das Laub ein schöner,
heller Stern . . .

Florin.

Ganz wie für mich gemacht! so hab' ich's gar
zu gern!
Doch, was ich sagen will . . . ich bin aus
fremden Landen
Und habe niemand hier von Freunden und
Verwandten;
Auch ist es meine Art, oft still davon zu zieh'n;
Drum nehm' sie im voraus . . .

(will ihr ein Goldstück geben)

Nannette.

Nein, Herr, da halt ich Ihn
Viel zu honett dazu . . .

Florin.

Vielleicht, in ein'gen Tagen
Hört sie den Namen auch, und könnte mir
ihn sagen? . . .

Nannette.

Nein, nein! ich danke schön . . .

Florin.

Dann wär' der Dank an mir . . .
(versucht sie zu umarmen)
Ach, wär'st Du mitleidsvoll, wie zärtlich
dankt' ich Dir!
Wie pries' ich Deinen Reitz . . .

Nannette
(ihm entschlüpfend).

Bei Leibe! Geld zu nehmen
Von einem jungen Herrn . . . zu Tod würd'
ich mich schämen!

(ab)

Vierter Auftritt.

Florin.

Ich ſetze meinen Kopf, ſie iſt mit im Com-
plott;
Sie trieb recht ſchadenfroh mit meiner Neugier
Spott.
Was iſt zu thun, Florin? . . . . . Ich weiche
nicht vom Platze!
Sie ſcheint bei alledem doch eine kleine Katze,
Die zwar ein wenig krellt, doch ſammtne
Pfötchen hat,
Und gern ſich ſtreicheln läßt, iſt ſie des Ne-
ckens ſatt.
Wie? ſagte ſie nicht ſelbſt, daß ſie manch Band
bekommen,
Manch ſeidnes Tuch . . . Ei nun! die hat
ſie doch genommen!
Sie ſtellt' es recht mit Fleiß, mit Wohlgefallen
gar,
Mir wie zum Muſter auf . . . Nun wird mir
alles klar:

Auf gute Art . . . ja, ja . . . schämt sie sich
nicht zu Tode;
Sie scheut das Nehmen nicht; sie liebt's nur
mit Methode!
Hätt' ich denn nichts zur Hand, das jenem Regen glich,
Womit Herr Jupiter einst Danaën beschlich,
Und doch nicht Münze wär? . . .

(indem er seine Taschen visitirt und verschiedene Journale auf den Tisch wirft)

In roth und grünem Kleide
Viel Klingklang und Geschwätz, doch wenig
Lust und Freude! . . .
Ein Musenalmanach, des Beitrags Ehrensold . . .
Ach! leider ist daran nichts, als der Schnitt,
von Gold! . . .
Ein neues Taschenbuch von Englisch-deutschem Leder!
Ein fert'ges Manuscript, und diese Bleistiftfeder

Von Silber, ſie, worin dieß brave Luſtſpiel ſchlief;
Einſt ehrt die Nachwelt ſie, doch . . . Götter! hal mein Brief!
Den ich im Geh'n erhielt . . . Verzauberte Prinzeſſen!
Warum erſchient ihr mir? wie konnt' ich ihn vergeſſen?
Er iſt von ihrer Hand . . . von der Verrätherin,
Die Wort und Eide brach! . . . Wo ſind die Tage hin,
Da mich ein ſolcher Brief dem Erdenthal entrückte,
Ich jedes Blatt von ihr heiß an die Lippen drückte?
Wo mich ein Beifallsblick, ein leis geſtammelt Lob,
Zum ſchönern Ziele trieb und zu den Göttern hob?
Ach, damals ſank ſo oft Begeiſt'rung auf mich nieder;

Was mir die Liebe gab, gab ich den Tönen wieder;
Ich glaubte nicht an Schmerz, an keinen Lethefluß;
Vergessen wollt' ich nichts; denn, wie der Liebe Kuß
Schien mir die Ewigkeit, ein süßer Kuß von Psychen!
Es war ein schöner Traum; ach, längst ist er entwichen,
Kehrt nimmer wieder! Nein! Vertrauert ward mein Mai
Durch ihre Schuld allein! Ist sie auch wieder frei,
Und endigt meine Glut nur einst mit meinem Leben,
Doch kann ich den Verrath ihr nimmermehr vergeben!
Was schreibt sie denn? Laß seh'n!... „Mein lieber theurer Freund!"...
O lauter Freundlichkeit! . . . „So ernstlich ist's gemeynt?

„So ſtreng iſt dein Gelübd, was Schickung
dir entriſſen“ . . .
Die Schickung, ſchön geſagt! . . . „auf ewig
nun zu miſſen?
„Hätt' ich gefehlt an Dir, ſo fehlt' ich nur
aus Pflicht,
„Da oft aus Leichtſinn nur der Mann die
Treue bricht.
„Du ſelbſt, geliebter Freund! . . . ich ſoll Dir
ehrlich glauben,
„Du bliebſt mir immer treu . . . beäugeſt
alle Hauben!
„Wolan, mein feiner Herr! wenn ich nicht
ſiebenmal
„Dich überführen kann . . . iſt's gnug an die-
ſer Zahl? . . .
„Ich ſage ſiebenmal . . . mein Freund! was
gilt die Wette? . . .
„So ſollſt Du ewig flieh'n die liebende
Nannette!“
Ganz, wie ſie leibt und lebt! Bald Luſt,
bald Traurigkeit,

Zu Thränen leicht gerührt, zum Lachen ſtets bereit,
Ein immer wallend Meer . . . und doch . . . wer könnt' es leſen,
Und fühlt' es nicht mit mir? . . . ein liebes, holdes Weſen!
Ganz Unrecht hat ſie nicht; die Männer ſind oft leicht;
Doch daß ſie nun auch mich mit andern ſo vergleicht,
Da irrt ſie ſich gar ſehr! Das kleine Abentheuer,
Das jetzt mich an ſich zieht . . . Was iſt dran Schuld? ein Schleier!

Fünfter Auftritt.

Florin. Nannette, als Galanteriehändlerin, mit ſchwarzem, weit ins Geſicht gehendem Haar.

Nannette
(an der Thür).

Hier iſt der Saal ja auf. Hier werden Fremde ſeyn!
Ein ſchöner, junger Herr! . . . Iſt's denn erlaubt?

Florin.

Herein!
Die kommt mir eben recht, als hätte ſie's errathen!
Willkommen, ſchönes Kind!

Nannette (knixend).

Ei, ſchönen Dank, Ihr' Gnaden!
Is nicks gefällig heut' von Stahl und ſeidner Waar?
Vom feinſten Prager Geld?

Florin

(reicht ihr das Haar aus dem Geſicht, welches ſie abwehrt).

Ihr Götter! welches Haar!
Was das für Augen ſind! Zwei helle Liebeskerzen!

Nannette.

Hihi, das geht nok mit. Der gnäd'ge Herr will ſcherzen . . .
Das is halt Landesart! In meinem Vaterland . . .
Ick bin tief aus Tyrol . . . is Blond nit viel bekannt.
Dok is das Blond gar ſchön, und zeigt von zarten Trieben . . .

Florin.

Ja, ja, als junger Fant, kann man ſich drein verlieben!
Ich ſelber war einmal ganz thöricht drauf erpicht,
Und doch betrog es mich!

Nan-

Nannette.

Ich glaub's dem Herren nicht;
Da is er halt zu ſchmuck . . .

Florin.

Es ſind nur goldne Schlingen,
Die mich nur allzuleicht in meiner Unſchuld
fingen;
Doch ſeh' ich Dich ſo an, o! ſo bekenn' ich
frei,
Daß über ſchwarzes Haar nichts gehen kann . . .

Nannette
(mit dem Finger drohend).

Ei, ei! . . .
Das ſagt der Herr nur ſo . . .

Florin.

Ach nein doch, liebe Seele!

Nannette.

Ei, ei! . . . Nun, gnäd'ger Herr! was ſteht
denn zu Befehle?
Strumpfbänder, ſchön geſtickt, und Gürtel,
ganz und gar

Elaſtiſch; Ringe hier von feinem Gold und Haar;
Hier Handſchuh, Tücher, Schawls, von Cachemir und Seide,
Faſt wie ein Teppich groß, fünf Ellen in der Breite,
Flacons mit Roſenöl, und Nadeln für die Bruſt . . .
Ihr' Gnaden, o wie ſchön! man ſchaut's nur an mit Luſt!

Florin.

Ei, wähle ſelbſt für mich, du liebe, art'ge Kleine!
Mir . . . gilt's ſo ziemlich gleich . . .

Nannette.

Das is halt ſchwer! . . . Ick meyne,
Wenn man nit weiß, für wen? ob Jungfer oder Frau?
Ob vornehm, oder nur . . .

Florin.

Ei, nimm's nicht ſo genau!

(vor ſich)

Das iſt beim Licht beſeh'n . . . hm! curioſe Frage! . . .

Kaum weiß ich's ſelber recht, was ich dem Schelmchen ſage! . . .

(laut)

Auch . . . möcht' ich mancherlei!

(vor ſich)

Mein lieber Herr Florin!

Wer auf den Feind marſchirt, der denk' ans Magazin! . . .

(laut)

Nun, ſchöner Schwarzkopf, gieb ein Tuch nicht allzutheuer,

Doch auch zu wohlfeil nicht . . .

Nannette.

Ah? . . . Die ſind Mode heuer!

Florin.

Recht gut, recht ſchön, mein Kind! . . . Dann geb ein Kettchen her,

Ein Kettchen um den Hals, nicht leicht, doch auch nicht ſchwer.

Dann . . . nun ich dächte . . . ja! ſo ein'ge goldne Ringe
Ins Ohr . . . Nun, was Du denkſt! noch ein'ge ſolche Dinge!

Mannette
(zeigt eine Kette und ſteckt die Hand drunter).

Das zartſte Filigrain! . . . Sie ſind ganz extrafein,
Und machen einen Hals, ſo weiß, wie Elfenbein.
Die Ringel trägt man groß . . .

Florin.

Ich bin's ja gern zufrieden!

Mannette.

Und dieſer Medaillon . . . ?

Florin (lächelnd).

Sie haben zu gebieten!

Mannette.

Dieß Atlasband . . . ?

Florin.

Genug! was macht der ganze Kram?

Nannette.

Je, weil der gnäd'ge Herr gleich was zuſammen nahm . . .
So . . . fünf, ſechs, ſieben . . . ja! . . . Mit viel! Nur acht Dukaten!

Florin.

Bedenk' Dich, liebes Kind! Du thuſt Dir doch nicht Schaden?

Nannette.

Ack nein, ack nein, mein Herr! Was recht is, mack ick ſchon;
Ein wackres Mädel hält auf Reputation.
Empfehlen Sie mich nur an Freunde und Bekannte!

Florin.

Hier ſind fünf Friedrichsd'or mit unbeſchnittnem Rande,
Von meines Didots Schlag! Da . . . liebes Mädchen, ſieh!

Nannette.

Bekämen Sie heraus . . .

Florin.

Das lohnt sich nicht der Müh'!

Nannette

(als wolle sie ihm die Hand küssen).

Weil keiner Tabakier? o fast zu viel, Ihr Gnaden!

Florin

(ihre Hand drückend).

Und weil Du mir doch auch beim Handel hast gerathen,
Mir alles ausgewählt . . . so hold und freundlich bist;
So nimm noch dieß dazu! Sieh, schönes Kind, es ist
Ein kleines Schaustück nur; man pflegt es so zu schenken,
Wenn man von Mädchen wünscht, daß sie an einen denken.

Nannette.

O tausend, tausend Dank! . . . Hier steh'n Vergißmeinnicht

Florin

(ihr ſehr freundlich in die Augen ſehend).

Nun ja, Vergiß mein nicht . . .

Nannette.

Adjeu!

(im Abgehen vor ſich).

Der Böſewicht!

(ab.)

Sechster Auftritt.

Florin.

Heut' ſeh' ich's deutlich ein, daß Götter mich beſchirmen,
Kaum wünſch' ich mir Geſchütz, ein Weiberherz zu ſtürmen,
So bringt's ein Feenkind . . . und viel für wenig Geld,
Manch ſüßen Blick in Kauf . . . Sie hat mich nicht geprellt!

Ein zehn Dukaten, ja, die hätt' ich gern gegeben;
Sie hatte einen Blick, er ging bis an das Leben!
Doch fein gemach, Florin!
(indem er die kleinern Waaren nach und nach einsteckt)
Die Kugeln hübsch geschont!
Hübsch alles eingetheilt, und nichts zu hoch verlohnt!
Wer weiß, wie mancher Greif, wie viele zahme Drachen
Vor dem verwünschten Schloß an Thor und Brücke wachen?
Für Zof' und Compagnie wird dieß der Zauberspruch;
Die art'ge Wirthin sei vergnügt mit diesem Tuch!
Wenn sie doch wieder käm'!
(an die Thür gehend)
Es sind kaum zwanzig Stufen;
Sie wird wol unten seyn; ich könnte sie erriefen! . . .

Hm! was verſäum' ich denn? Wer weiß, iſt nicht im Haus
Die ſchwarze Donna noch; da käm's zu ängſtlich raus!
Man muß zuweilen wol die helle Flamme zeigen,
Doch ja nicht immerfort! Oft gilt ein ſchmachtend Schweigen,
Ein ſtill Erwarten mehr. Wer allzuhitzig thut,
Verzieht die Damen leicht zu Stolz und Uebermuth.
Was mach' ich denn indeß?
(geht ans Fenſter)
Die Sonne glüht gewaltig;
Und helles Mittagslicht iſt gar nicht mannigfaltig;
Es könnte auf der Welt wol nichts verwünſchteres ſeyn,
Als unaufhörlich Tag und ew'ger Sonnenſchein!
Ha! ſchön geſagt, Florin! Geſchwind es aufgeſchrieben!
Wie ſchön und neu zugleich! . . . . . Das hat man vom Verlieben,

Daß Amor unſern Geiſt mit platten Späßen narrt,
Indeß man ſehnſuchtsvoll auf . . . eine Wirthsfrau harrt!
Herr Amor, großen Dank! . . . Entſetzliche lange Weile!
Ich nehme, dir zum Trotz, mein Luſtſpiel in die Feile!

(ſetzt ſich und blättert in dem Manuſcript.)

Univ.-Bibl. München

Siebenter Auftritt.

Florin, Mannette, als fremde Schauſpielerin, etwas auffallend, doch elegant gekleidet, mit einem großen Schirmhute, heftig, pathetiſch, mit der Abſicht zu imponiren.

Florin

(mit der Correctur beſchäftigt).

Dieß wirkt gewiß . . . doch hier . . . ſcheint ſich's verdammt zu zieh'n . . .
Wer klopft?

(da er sie erblickt, schnell auf sie zu)

Wen sucht Madam?

Nannette.

Seh' ich nicht Herrn Florin?

Florin.

Sollt' ich so glücklich seyn . . .?

(sieht ihr einen Stuhl)

Nannette.

Mir sagt' es eine Dame,
Daß hier der Dichter sey . . .

Florin.

Erlauben Sie . . . ihr Name?

Nannette

(die Frage auf sich ziehend).

Alice Myrthe! . . .

Florin (verbindlich).

Ah! . . .

Nannette.

Sie kennen mich vielleicht . . .

Florin.

O ja . . . gewiß . . . Wie könnt' ich anders
auch . . . mich dünkt? . .

Nannette.

Es nannten öfters mich die literär'schen Blätter
Als Dichterin . . .

Florin

(der ſich vergeblich bemüht, ihr Geſicht wegzukriegen).

O ja . . .

(vor ſich)

Die Hüte hol' das Wetter!
Sie iſt ganz unſichtbar.

(laut)

Als deutſche Sappho, ja!

Nannette.

Als Sternenkönigin, Milfort, Eulalia . . .

Florin.

Wer kennt Alicen nicht?

(vor ſich)

Ach, könnt' ich ſie nur ſehen,
Ich ſchenkt' ihr herzlich gern die Ladys und die Feen!

Nannette

(den Handſchuh ausziehend).

Sie wundern ſich vielleicht, daß ich ſo muthig bin . . .

Florin (vor ſich).

Die Hand iſt himmliſch ſchön! . . .

(laut)

Ich bin entzückt . . .

Nannette.

Florin,

Mein lieber, theurer Freund! den ich oft glühend nannte,

Obſchon ich nur im Geiſt den holden Sänger kannte . . .

Ach, Sie verzeih'n es mir, daß ich das zarte Band,

Von Sympathie geknüpft . . .

Florin

(ihre Hand küſſend).

O welche ſchöne Hand!

Sie überraſchen mich ſo angenehmer Weiſe . . .

Nannette.

O ſchon, um Sie zu ſeh'n, wär' dieſe weite Reiſe . . .

Die Freundſchaft folgt ja gern durch Flammen, über's Meer;

Sie fliegt mit Amors Flug, doch flattert nicht,
wie Er . . .

Florin.

Zu schmeichelhaft für mich! Sie werden mir
erlauben,
Daß Selbsterkenntniß mich . . . .

Nannerle.

O Himmel! gieb ihm Glauben
An seine Siege! Wie? Sie, der im Weiberrath,
Dem unerbittlichen, bestochne Richter hat,
Der Weiber, sag' ich stolz, die alles Feine
schlichten,
Und über Männerwerth und Dichterkronen
richten; . . .
Der jedes Herz besiegt, und, wo er Liebe fühlt,
Der Götter Glück verschenkt, mit Paradiesen
spielt . . .

Florin.

O schöne Eboli! Das ist vortrefflich! Singen
Sie diese Stelle doch noch einmal mir!

Nannette.

Sie bringen
Mich nicht zur feigen Flucht! Bescheidner
Dichter! soll
Beweis ich führen?

Florin.

Nu?

Nannette.

Ich führ' ihn gleich und bald.

(auf das über die Staffelehne ausgebreitete Tuch und den Kranz deutend)

Wer ehrt auf solche Art des lieben Dichters
Rücken?
Wer raubt der Gärten Zier, um seinen Tisch
zu schmücken?
Wer fügt Cypressenreis den Frühlingsknospen
bei,
Der Lieb' und Trauer Bild . . .

Florin.

Nun ja, Madam! es sey!
Ich . . . nun es fügt sich wol, daß ein'ge
zarte Seelen . . .

Daß manche Töne ſich in ſanfte Herzen ſtehlen . . .
Daß manche ſchöne Hand, aus Nachſicht, mir zum Lohn . . .

Mannette (vor ſich).

Auch prahlen kann der Herr!

(laut)

Man kennt die Taſſo's ſchon!
Doch . . . wenn dieß alſo iſt, ſo müſſen Sie verzeihen,
Wenn auch Alice wagt, ihr Herz dem Mann zu weihen,
Denn jeder Buſen klopft . . . ihr Herz und ihr Vertrau'n . . .

Florin (vor ſich).

Beim Himmel, das iſt viel!

(laut)

Sie ſind ſehr gütig! Bau'n Sie ganz auf meinen Wunſch . . . Wär' ich im Stande, Ihnen
Dieß zu erwidern und dieß Zutrau'n zu verdienen . . .

Man-

Nannette.

O welch ein Edelmuth! welch holder Sinn!
Wolan,
Mein lieber theurer Freund!

Florin (vor ſich).

Was Teufel! ein Wolan?

Nannette.

Sie wiſſen, daß ſich Kunſt und Glück nicht
ſtets verbinden;
Daß ſich Talent, Genie, oft in der Hütte
finden,
Indeß Erbärmlichkeit im Thronenſaal er-
ſcheint;
Daß oft ein Mißgeſchick . . .

Florin

(unbemerkt ſeine Börſe ſuchend, vor ſich).

Ah, war es ſo gemeynt?

Nannette.

. . . Die beſten Künſtler trift! Auch ich bin
in dem Falle!
Es kam der leid'ge Krieg; wir ſpielten nah'
am Walle.

Die Logen blieben leer, Parterr und Cer-
cle . . . o!
Der wilde Mars erſchien, und ach! Thalia
floh;
Die Schanzer drangen ein in die entweihten
Bühnen,
Es war der letzte Tag für unſern Ruhm er-
ſchienen . . .
Ich nahm den Pilgerſtab, und als ich hieher
kam,
War man ſogleich bereit . . .

Florin.

Was kann ich thun, Madam?

Mannette.

Sehr viel! . . . Man nahm mich an, und...
wenn nur Sie es wollen,
So wird man meinem Spiel gar bald Be-
wund'rung zollen.

Florin

(die Hand langſam wieder herausziehend).

Wenn ich es will, Madam? . . . Ich bin
kein Redacteur . . .

Nanette.

Ach ja, das weiß ich wol! Auch wünsch' ich etwas mehr!

(indem sie seine Hand an sich drückt:)

O mein Florin! mein Freund! der mich so oft entzückte,
Zum grausen Abgrund mich, in den Olymp entrückte,
Ach! wenn Ihr Genius die Freundin nicht verließ,
Welch Glück stand' mir bevor bei meinem Benefice!

Florin.

O schöne Künstlerin! Von Herzen gern! Bei Ihnen,
So glühend, voll Gefühls, möcht' ich das Lob verdienen,
Das Freundschaft nur mir zollt, die die Kritik betrog;
Was wünschten Sie denn wol? Ah, einen Epilog...?

Nannette.

Von Ihnen auch nur den; doch . . . nein!
ich darf es wagen . . .
(ſchmelzend)
Wie reich iſt dieſe Hand! . . . den kühnen
Wunſch zu ſagen . . .

Florin.

So ſprechen Sie doch nur! . . .
(wie vor ſich)
Es iſt entſetzlich heiß
In dieſem Sonnenſchein . . .

Nannette.

O liebſter Freund! ich weiß,
Daß Sie ein neues Stück in dieſem Lenz geſchrieben.
O fühlten Sie, Florin! von dieſes Herzens Trieben
Ein Tauſendtheilchen nur . . .

Florin (halblaut).

Wer das verrathen hat!
Ich ſchrieb's an Oskar nur! . .

Nannette.

Doch weiß es Land und Stadt! . . .
Sie kennen meinen Wunsch! Nun, Edler, darf
ich hoffen?
Es liegt mein ganzes Herz vor Ihrem Herzen
offen;
Mein einz'ger Freund sind Sie!

Florin (vor sich).

Das hatt' ein Andrer aus!

(springt zum Tisch und hat das Manuscript)

Hier, reizend Weib!

Nannette.

O Dank! nun giebt's ein volles
Haus'
O Freund! wie bin ich's werth? . . . Sie rüh-
ren mich zu Thränen;
O seh'n Sie den Tribut . . .

Florin.

Alice! Beste! wähnen
Sie nicht in Voraus schon . . . Sie hoffen
leicht zu viel!

Es iſt ein leichtes Ding, ein anſpruchloſes
Spiel
Der Brunnen-Phantaſie . . .

Nannette.

Es hat nur zwei Perſonen;
Wie's neu'ſte Mode iſt; man muß den Athen
ſchonen!
Ich kenn' es halb und halb . . .

Florin (vor ſich).

Das nenn' ich einen Freund!

Nannette.

Es iſt ganz allerliebſt! Nur Er und Sie er-
ſcheint,
Und, der betrogen wird, bedankt ſich noch mit
Küſſen . . .

Florin.

Mir dünkt's ein wenig ſchwer! . . . Wenn
ſie's probiren müſſen,
So komm' ich herzlich gern.

Nannette (ſchalkhaft).

Das wird nicht nöthig
ſeyn!

Es iſt mir halb Natur . . . Doch ſollt' es
mich erfreun,
Dürft' an Hygea's Quell ich Phöbus Sohn
erwarten . . .

Florin.

In dieſer Woche noch!

Mannette.

Ich wohn' in Rodens Garten!

(ab.)

Achter Auftritt.

Florin.

In Rodens Garten, ſchön! Es wird ſogleich
notirt,
Erſetzt . . . ſo auf den Fall . . . hier würd'
ich reüſſirt . . .
Ein reizerfülltes Weib, und voller Geiſt und
Feuer! . . .
Ja, a, das kommt mir auch fürwahr ein we-
nig theuer!

„Mein einz'ger Freund sind Sie!" — Ei, du Sirene, schweig'!
Mein schönes Manuscript . . . O weh, weg war der Schatz!
Es ist . . . so unter uns . . . doch eine hübsche Sache,
Daß ich alchymisch Gold blos aus Pappierstoff mache!
Vom Leviathan an, bis zu der Mücke Fuß,
Vom flatter den Atom, bis zu dem Sirius,
Von Joris Sonnenthron, bis zu dem Weiberspitel,
Hat niemand Sicherheit vor mir und einem Titel! . . .
Ich liege lang' im Bett', und hab' ich einen Traum,
Bild' ich beim Dejeuner ein Märchen draus, und kaum,
Daß ich in Pantalons und Morgenfrack stecke,
So schlendr' ich in den Wald. An einer Blüthenhecke,

Am Bach, im Wiesengrund . . . das ist nun einerlei! . . .
Wallt still ein schönes Kind, vielleicht auch zwei und drei.
Hat sie nicht Reiz genug, mir steht er zu Gebote;
Genug, es giebt ein Lied, Romanze oder Ode!
Das findet seinen Platz, weil längst ein Sammler hat,
Glycere schmeichelnd schrieb, in mancherlei Format,
Und baut man mir darum nicht immer Ehrenpforten,
Werd' ich doch reich belohnt . . . wär's auch mit süßen Worten!
Es kommt der Mittagstisch; man speißt im ersten Haus,
Wo nur Berühmte sind. Es schäumt Champagner aus,
Und Witz und Witzelei. Man giebt, um einzunehmen;

Es strengt sich jeder an; man muß sich auch bequemen.
Glückt denn ein Einfall; wohl! den trägt man still das Buch;
Es stränen andre zu; der Plan ist da; genug;
Man hat, eh' man's versieht, . . .

(in Gedanken nach dem Ort deutend, wo das Lustspiel geliegen)

ein solches Lustspiel fertig,
Und ist des Honorars und ew'gen Ruhms gewärtig!
Man schickt's noch ungedruckt nach Hamburg und nach Wien;
Da muß der Directeur die schlaffe Börse zieh'n;
Man wird belacht, beklatscht, und ist es gut gewesen,
So wünschen, die's geseh'n, das Ding nun auch zu lesen!
Je nun, man giebt wol nach. Wer wird so grausam seyn?

Man fodert weiten Druck, und das Format
recht klein,
Ein Kupferchen davor . . . . . es giebt ein
Dutzend Bogen;
Da kommen abermals die Louisd'or geflogen.
Gefällt's der halben Welt, was fragt man nach
Therſit?

(freudig nach dem Luſtſpiel greifend).

O du mein Luſtſpiel . . . !

(traurig)

ach! dich nahm Alice mit!
Was hilft es? Hin iſt hin! Verloren iſt ver-
loren!
Ich fang' ein neues an. . . .

Neunter Auftritt.

Florin. Nannette, wieder als Wirthin, mit einem Glas Milch und einem Tellerchen Erdbeeren.

Nannette
(noch von der Thür, wie zurückrufend).

Jetzt hab' ich keine Ohren;
Ich muß jetzt zu dem Herrn! Macht nur den Hecht recht blau!

Florin.

Da sinkt mein Trost herab! Das ist die kleine Frau!
Die Gunst der Götter fällt nun endlich aus den Wolken.
Getrost!

Nannette (eintretend).

Seht, lieber Herr! das ist erst frisch gemolken,
Recht extradelicat, das halbe Glas voll Schaum!

Florin (zutrinkend).

Die ſchöne Melkerin!

Nannette.

Nicht wahr, ſo find't man's kaum?
Am Ende hieß es wol, ich ließ ihn hier ver-
ſchmachten? . . .
Auch dieſes Tellerchen wird niemand mir ver-
achten . . .
So roth . . .

Florin (zutangend).

Wie dieſer Mund! . . .

Nannette.

Hör' nur ein Menſch mit an!
Nein! ſo viel Ehre hat mir keiner angethan!
Doch . . .

(nach dem Tuche fahrend)

was der Daus iſt das? da hat ge-
wiß die braune,
Verſchmitzte Fränzel ihn . . .

Florin.

Ich war bei guter Laune,

Und wußt' auch ſchon, wohin? . . . Frau
Wirthin! ſag' ſie mir,
Hab' ich wol recht gekauft? iſt's hübſch? ge-
fällt es ihr?

Nannette.

Nun, nun! Poh! Indigblau und eine goldne
Kante! . . .
Ja . . . ſo was iſt zu ſchön . . . für uns hier
auf dem Lande . . . .!
Nein, ſo was . . . nimmermehr kann's unſer
einem ſteh'n . . .

Florin.

Probir' ſie doch einmal; ich möcht' es ſelber
ſeh'n!

Nannette.

Nun ja, zum Spaß! . . . . . O je! wie hängt
das lang herunter!
Wie vornehm ſieht man gleich! Man ſollte
denken, wunder!
Wer die Frau Wirthin wär'? . . . Ach, wohnt'
ich in der Stadt! . . .

Ich glaube, daß ſo ſchön es kaum die Gnäd'ge hat!

(will abgehen)

Florin.

Die Gnäd'ge, ja! . . . Mein Kind! behalt ſie doch nur um!

Es ſteht ihr allerliebſt! . . . Weiß ſie denn nicht, warum

Die ſchöne Dame doch ſo tief im Schleier trauert,

Und vor den Menſchen flieh't . . . Ach Gott! wie mich das dauert! . . .

Und wie ſie heißt? woher? ob ſchon vermählt? ob frei?

Ich ſah ſie nur einmal auf einen Huſch . . .

Nannette.

Ei; ei!

Es ſcheint dem Herrn recht ſehr an ihrem Glück gelegen!

Florin.

Gewiß! O ſei ſie gut!

Nannette.

Nun, wenn ich muß . . . von
wegen . . .
Mein Herz ist gar zu weich . . . So hör' Er,
was ich weiß!
Man sagt sich mancherlei, versteht sich, nur
ganz leis . . .

Florin.

So, so! Nichts schlimmes doch?

Nannette.

Da thät man warlich Sünde!
Wer sie verkleinerte, ich weiß gewiß, es stünde
Hier die Gemeinde auf . . .

Florin.

Ist sie schon lange hier?

Nannette.

Das sind so ohngefähr drei Wochen oder vier!

Florin.

Aus welchem Lande denn?

Nannette.

Man sagt . . . weit über Polen,

Aus

Aus . . . ja, wie heißt es doch? . . . man
. . . . . ſagt, die Türken holen
Sich ihre Schätzchen dort . . .

Florin.

Circaſſien?

Nannette.

So nicht!

Florin.

Georgien?

Nannette.

Ja, ja! Getroffen!

Florin.

Schelmgeſicht!
Du bind'ſt mir Märchen auf!

Nannette

(als wollte ſie das Tuch abziegen).

So kann ich ja wol gehen . . .
Iſt dieß mein Lohn? . . .

Florin.

Ach bleib! O laß dich doch
erflehen!
Ich glaub' dir, hübſche Frau!

(vor ſich)

Welch köſtlicher Roman
Spinnt ſich in meinem Hirn mit einer Grie-
chin an!

(laut)

Gut! aus Georgien! . . . doch ſprich, warum
in Trauer?

Nannette.

Man ſagt, ein böſer Mann macht ihr das
Leben ſauer.

Florin.

O weh, ein Mann!

Nannette.

Nun ja . . . doch ſind ſie nicht
getraut.

Florin.

So iſt ſie ja wol gar . . .?

Nannette.

Geſchieden oder Braut?
Von beiden keines ganz, doch ſo etwas von
beiden!

Florin.

Verruchter Böſewicht, der ſolch ein Herz läßt leiden!

Nannette.

Da hat der Herr faſt recht . . .

Florin.

Daß mich Apoll verdamm'!
Kennt' ich den Böſewicht, ich ſchrieb ein Epigramm
Voll Salz und Gift auf ihn, leb' ich gleich gern in Frieden!

Nannette.

Sie achtet alles nicht, was ihr das Glück beſchieden . .
Das iſt ſo ziemlich viel! . . . trägt unaufhörlich Leid,
Lebt klöſterlich und ſtreng in ſteter Einſamkeit,
Geht ſtets verhüllt . . .

Florin.

Zu viel! O alles könnt' ich wagen . . .
Durch Stürme, Meer und Glut . . .

Nannette.

Man will noch etwas
sagen . . .

Florin.

O ich beſchwöre dich! . . . O ſprich! Barmherzigkeit!

Nannette.

Man ſagt ſich halb ins Ohr, daß ſie . . . ſeit kurzer Zeit
Von neuem aufzublüh'n, zu lächeln, angefangen;
Ja, wider ihr Gelübd, ſehr oft zum Park gegangen . . .

Florin.

Wie lange iſt das wol?

Nannette.

Fünf Tage!

Florin.

Wie? Aha . . .
Ihr Götter! ganz die Zeit, da mich der Engel ſah!

Iſt's möglich? . . . Frage nicht, Du Seligſte
von Allen! . . .
O ſchönes Weibchen!

Mannette.

Was?

Florin.

Thu' mir doch den Gefallen,
Und ſuche . . .

Mannette.

Ja, recht gern! doch . . . jetzo muß
ich fort!
(will wiederum das Halstuch abgeben)

Florin.

O liebes Kind! das bleibt! Es liegt am ſchön-
ſten Ort!

Mannette.

Wie? es ſoll mein?

Florin.

Ja wohl!

Mannette.

O Dank! . . . Im
Edelhofe

Hab' ich ein Schweſterchen; es iſt der Gnäd'-
gen Zofe.

Florin.

Iſt's wahr? Mein Schutzgeiſt du!

Nannette

(leiſe, geheimnißvoll).

Und . . . wenn der Abend
naht . . .
Es iſt im tiefſten Park ein einſamſtiller
Pfad
Durch Eichen, Lerchenbäum' . . . ein Haus von
Moos und Rinden;
Ich glaube wirklich faſt, da . . . wär' heut'
was zu finden
Für den, der ſuchen will . . .

Florin.

Du kleiner Seraphim!
O wenn es mir gelänge . . .

Nannette.

Getroſt! ich helfe ihm!

Florin

(umarmt ſie und will ſie küſſen).

Du Engel! halt dein Wort! . . . Wir leben
dann recht friedlich!

Nicht wahr?

Nannette

(läßt ſich endlich auf die Wange küſſen).

Nun, für das Tuch!

(läuft ſchnell ab)

Florin.

Sie iſt doch warlich niedlich!

Zweiter Aufzug.

Eine Engliſche, ſehr ſchattige Baumpartie, mit Irrgängen, einer Brücke und Sitzen von Zweigen, Raſenbänken. An den Bäumen hie und da Inſchriften. Im Hintergrunde eine große, geſchmackvoll erfundene Einſiedler-Hütte.

Erſter Auftritt.

Nannette,

mit hellbraunen Haaren, einen Strohhut und ein Körbchen mit Apfelſinen am Arm, tritt aus der Hütte.

Nun warte, warte nur, du trotziger Florin!
Bald wird das goldne Netz dich ganz und gar umzieh'n.
Schon dreimal iſt's geglückt . . . an einem Vormittage;

Vielleicht glückt's heute ganz, wenn ich's noch öfter wage. . . .
Mit dem . . . hat's keine Noth; der nimmt's nicht ſo genau;
Er liebt die halbe Welt, warum nicht auch die Frau?
Nein, der iſt mir gewiß! . . . Doch ſtill, er möchte kommen;
Mein Mädchen ſagte ja, daß er den Hut genommen.

(Sie lauſcht ein wenig, und bricht dann ſchnell einen Zweig ab)

Nimm, weiches Moos, mich auf! Es rauſcht auf jenen Höh'n . . .
Man ſagt, im Schlummer ſind wir Männern doppelt ſchön!

(Sie legt Korb und Hut neben ſich, breitet den Zweig über ihr Geſicht und ſtellt ſich ſchlafend.)

Zweiter Auftritt.

Nannette, Florin, langsam von einer Seite kommend.

Florin.

Hier ist Arkadien! O fänd' ich Daphne drinnen! . . .
Von jedem Wipfel tönt ein Lied der Sängerinnen
Mit sehnsuchtsvollem Laut. Sanft klagend rauscht das Laub,
Als lebte jeder Baum, einst eines Gottes Raub.

(die Inschriften betrachtend)

Ich fühl' es nicht allein! Was in den schönsten Stunden
So manches sanfte Herz, manch edler Geist empfunden,
Verkündet jeder Stamm. Die schöne Klausnerin
Ist . . . Alles sagt es mir! . . . von zartem Geist und Sinn!

Ein Herz, das Ruhe ſucht im reizenden Gebiete
Der Dichterin Natur, wird leicht gerührt vom Liede! . . .
Dort ſteht das ſtille Haus, das Epheu ſchön umflicht;
Ich wag' es, hinzugeh'n . . .
(indem er Ranunkeln gewahr wird)
Ihr Götter! täuſcht mich nicht!
Wär' ſie es ſelbſt? . . . Ach nein! Die Jüngſte der Sylphiden
Beut hier im netten Korb das Gold der Hesperiden,
Süß lockend, gleich der Frucht hier vom verbotnen Baum . . .
Ach, wie die Bruſt ſich hebt! Welch zarter Schwanenflaum!
Wie ſchön der Amorskopf ſich an das Händchen ſchmieget,
Und dieſer runde Arm auf dem Geſichtchen lieget! . . .

Ein Wunder iſt es nicht; in dieſem Götterhain
Muß doch manch Nymphchen auch im Dienſt der Göttin ſeyn!
(tritt den Busch auf)
Wie hold, wie jugendlich! Wie glühen dieſe Wangen!
Mit welchem ſanften Braun iſt Stirn und Hals umfangen!
Wie glatt dieß Haar, wie weich! Jetzt iſt mir's offenbar,
Daß Hebe's Locke einſt ein helles Nußbraun war!
(beugt ſich tief zu ihr herab)
Sollt' es wol unrecht ſeyn, ihr einen Kuß zu rauben?
Iſt Küſſen Sünde denn? So ſünd'gen auch die Tauben! . . .
Sie ſchläft ſo unſchuldvoll; ich bin hier unentdeckt . . .
O ſie iſt gar zu hold . . .

Nannette

(springt geschwind auf und stülpt den Hut auf — noch halb schläfrig).

Ach! bin ich nicht erschreckt!
Musje! Mein Herr! was giebt's? . . . Ich war
auch gar zu müde . . .
O lachen Sie nur nicht . . . und lassen Sie
mir Friede!

Florin.

O liebes Kind! bei mir kannst Du ganz sicher
seyn;
Sieh mich als Bruder an . . .

Nannette

(wie vor sich).

Wie spricht er doch so fein,
So sanft mit unser eins!

Florin.

Nicht wahr, Du bist nicht
böse? . . .
Was kostet hier das Stück?

Nannette.

So gern ich etwas löse, . . .

Ich glauben Sie gewiß . . . man wächst doch
auch heran,
Und zög sich gern so hübsch, wie andre Leut-
chen, an . . .
Es thut mir's diesmal leid. Ich bring' sie
aus dem Bade . . .

Florin.

Wohin?

Mannette.

Die gnäd'ge Frau erzeigte mir die
Gnade
Und sagte letzthin . . .

Florin.

Wie? bist Du denn öfters da?

Mannette.

Das Kammermädchen ist von mir die Muhme
ja!
Ich weiß es selbst nicht recht, ob Tante oder
. . . Muhme?
Ihr Vater hieß Johann, und meiner Mar-
tin Blume!

Florin

(lachend vor ſich).

Die zweite Blutsfreundſchaft! Iſt man nur angebrannt,
Gleich iſt die ganze Welt im Hauſe dort verwandt! . . .

(laut)

Du gehſt wol jetzt zu ihr?

Nannette.

Nun freilich!

Florin.

Liebe Kleine! . . .
Du weißt wahrhaftig nicht, wie gut ich's mit Dir meyne?
Ich ſpräch . . . ſo Deinethalb . . . mit Deiner Muhme gern . . .

Nannette.

Iſt's Ernſt? Faſt iſt's zu viel von einem ſolchen Herrn! . . .
So bin ich wirklich hübſch?

Florin.

Gewiß! ich kann nicht lügen . . .

Nannette.

So iſt's wol auch nicht wahr, daß Männer oft betrügen?

Florin.

Bewahre mich davor . . .!

Nannette.

Sie ſind mir wirklich gut?

Florin.

Ei wol . . . !

Nannette.

Bin ich auch hübſch geputzt?

Florin.

Bis auf . . . den Hut!

Nannette.

Wie? der entſtellte mich?

Florin.

Es fehlt an einem Bande! . . .
Da nimm . . . und ſchicke mir die Muhme oder Tante!

Nannette.

Wie? das ſoll alles mein? Es iſt ein ganzes Stück!

Florin.

Florin.

Ja! Schick' mir nur geſchwind . . .

Nannette (hüpfend).

O Himmel! welch ein Glück! . . .
Doch . . . nein! . . . es ſchickt ſich nicht . . .

Florin.

Du wirſt Dich doch nicht ſchämen?

Nannette (weinerlich).

Ja . . . wüßt' ich nur gewiß . . . daß . . .
Sie mich wirklich nähmen!

Florin (vor ſich).

Wa — was! Das nenn' ich raſch . . .

Nannette (jauchzend).

Nun, gieb mir drauf die Hand!

Florin.

Da, kleiner Narr!

Nannette.

Juchheh! mein ſchönes Hochzeitband!

(ſpringt freudig ab.)

Dritter Auftritt.

Florin.

Nun ſag' mir einer noch von kindlichen Agneſen!
Bei dieſem frommen Kind galt wenig Federleſen;
Kaum, daß man es verſucht, ihr untern Hut zu ſchau'n,
So fragt ſie ganz naiv: Wann laſſen wir uns trau'n?
Ihr gilt's nur einen Schritt vom Seh'n zum ew'gen Bande;
Gerieth das Kind vielleicht nach Schweſter oder Tante?
Ob ſie doch kommen wird, und mit ſich reden läßt? . . .
Hm! eines Zöfchens Herz iſt niemals eiſenfeſt!
Gewiß, ſie kommt! Doch wie? Was hab' ich ihr zu ſagen? . . .
Dieß Kettchen wend' ich dran, will ſie ein Briefchen tragen

Und ſonſt gefällig ſeyn! Ein Briefchen? Nein,
Florin!
Ward dir umſonſt das Lied, der Leier Macht,
verlieh'n? . . .

(ſetzt ſich und zieht ſein Taſchenbuch heraus)

So ſchwebt, ihr Muſen, denn auf euern Sänger nieder;
Seid gnädig, ſchenkt mir jetzt das Lieblichſte der Lieder!
Du, zarter Wohlklang, komm am Arm der Phantaſie,
Komm, Liebesgöttin du! Auch du, Melancholie!

(ſinnend, mit dem Bleiſtift auf dem Papier)

Hm! ja, das ginge an . . . „Wo ſanfte Thränen fließen" . . .
Nein! ſoll ich mich denn gleich in bittern Schmerz ergießen?
Der Anfang ſcheint mir platt; das fiel wol jedem ein,
Und klingt recht pinſelhaft! . . . Man müßte etwa . . . Nein! . . .

Zwar koſtet's nur ein Wort, und tauſend
Blumen ſprießen . . .
Prr! ſprrießen . . . das klingt ſchlecht; wie wär's
mit Frühlingswieſen? . . .
Ei, welch ein feiner Reim! . . . . . .
(ſtampfend)
Ihr Muſen! ha!
verdammt!
Wie lange dauert's doch, bis ihr die Glut
entflammt? . . .
Was quäl' ich mich denn auch?
(einige Blätter herausnehmend)
Iſt jemals noch gezwungen
Ein lieblich Liedchen mir, ein Räthſel nur,
gelungen?
Mein Köcher iſt nicht leer! Hier Pfeile, eins,
zwei, drei . . .
Das iſt das rechte; ja! . . . Zwar iſt es nicht
ganz neu,
Hat ſchon gedient einmal . . . es lehrte Nan-
chen lieben . . .

Doch . . . ei! dafür iſt's auch gleich ſauber
abgeſchrieben!
Und, was das ſchönſte iſt . . .
(es flüchtig durchſehend)
Ein wahres Glück! Es paßt
So recht auf dieſen Park, als wär's hier ab-
gefaßt! . . .
Schön! Du wirſt Wirkung thun! Wie weich die
Töne ſchwellen!
Es rauſcht wie Wellen hin, und kehrt zurück
wie Wellen.
Es ſchmelzt gewiß ihr Herz und bringt mir
Minnelohn.
Ihr Götter, meinen Dank! . . . Da kommt
ja Iris ſchon!

Vierter Auftritt.

Florin. Nannette, ganz wie das Kammermädchen im großen Auftritt des ersten Aufzugs gekleidet, scheint, ohne Florin zu bemerken, geschwind von einer Seite zur andern gehen zu wollen. Sie spricht im Berliner Dialekt.

Florin

(ihr in den Weg tretend und sehr respectvoll den Hut ziehend).

Mamsell! . . . Mein Fräulein! . . . darf ein
Fremder hier verweilen?
Der Park ist himmlisch schön . . .

Nannette.

Ach ja, mein Herr!

Florin.

Sie eilen
Ja, wie Europa einst . . .

Nannette (spöttisch).

Sind Sie vielleicht . . .?

Florin.

Ein Mann,

Der niemals ungerühret die Schönheit sehen kann!

Nannette
(sich immer losmachend).

So sagen Sie mich nur . . .

Florin (flehend).

O möchten Sie mich hören!
Ach, gilt bei Ihnen denn kein Bitten und Beschwören?
Ist diese sanfte Brust . . .

Nannette.

Ich habe keine Zeit! . . .

Florin.

Sind Sie ein Tigerherz . . .?

Nannette.

Sie geh'n ein wenig weit!
Sie zwingen mir . . .

Florin.

O nein!

Nannette.

. . . gerade raus zu sagen:

Ich kann ſo . . . ſeinen Scherz . . . nicht allzugut vertragen.

Florin.

Ein Scherz? Ihr Götter, hört! . . .

Nannette.

O laſſen Sie man gut!

Florin (vor ſich).

Das iſt ein Neſſelſtrauch!

(laut)

An Ihren Edelmuth,
An Ihren zarten Sinn, muß ſich Verzweiflung wenden . . .

(indem er die goldne Kette hervorzieht)

Es liegt mein ganzes Glück, mein Tod in Ihren Händen!

Nannette

(plötzlich verändert).

Mein Gott! Sie rühren mir! Wie könnt' ich widerſteh'n?
Ein ſolches junges Blut im Leichentuch zu ſeh'n . . .
Was wollen Sie von mich?

Florin.

Zuerſt . . . in Ihren Blicken
Des Mitleids Strahlenſchein . . .

Nannette.

Das will ſich man nicht ſchicken!

Florin.

Warum? ſchuf die Natur für dieſe Nonnentracht
Ein ſolches Augenpaar? nur für des Schleiers Nacht?

Nannette.

Das glaub' ich ſelber kaum . . .

Florin.

Ein Aug' voll Himmelsfülle?

Nannette.

Mir zwinget ein Gelübd und der Gebiet'rin Wille!
Ein Mann, ein falſcher Mann, entzieht der Gnäd'gen ſich;
Drum meidet ſie das Licht, und fodert's auch von mich.

O hörte ſie auf mir! Ich ließ ihn geh'n, den
Laffen . . .
Die Sorte iſt nicht rar; es wimmelt ja von
Affen!

Florin (vor ſich).

Wie allerliebſt! . . .
(laut)
Mamſell! ich ehre Ihre Pflicht,
Doch dünkt mir's Grauſamkeit . . .

Nannette
(das Geſicht halb entſchleiernd).

Nun, jetzo ſieht ſie's nicht.

Florin.

O meinen wärmſten Dank . . .

Nannette.

Nun? Ihre zweite Bitte?

Florin.

Wenn dieſer ſchöne Hals, Helenens Hals,
es litte,
Daß des Bewund'rers Hand . . .

Nannette (sich beugend).

Sie lieber, loser Mann!
Man kann nicht böse sind, wenn man auch
will . . .

Florin.

Nun dann!

(Sie läßt sich die Kette von ihm umlegen)

Wie aus Canova's Hand! Von blendendweißem
Steine
Ein reizend Götterbild, ein Bild von Elfenbeine,
Mit goldnem Schmuck geziert . . . Geziert von
ihm, sag' ich?
Es ziert den Schmuck . . .

Nannette.

Galant! . . . Was wollen Sie
von mich?

Florin.

So kann ich denn mich ganz der Edlen an-
vertrauen . . . . ?

Nannette.

Sie können steif und fest auf meine Nachsicht
bauen,

Weil Sie so artig sind . . . Denn, so
mit Gold besticht
Man Töchter edlen Sinns und edler Herkunft
nicht!

Florin.

Wenn das im Traum einfiel, mit dem würd' ich mich zanken!
Ich möchte Ihnen gern das höchste Glück verdanken;
Drum sagen Sie mir doch, wie die Gebieterin,
Die schöne Dame heißt . . .

Nannette.

Ja, lieber Freund, da bin
Ich selbst im Dunkeln noch . . .

Florin.

Wo ist sie hergekommen?

Nannette.

Sie hat mich kürzlich erst in ihren Dienst genommen.

Florin.

Hat sie nie mich geseh'n . . . ?

Nannette.

Mein Herr! da ſag' ich: Nein!

Florin.

Doch trieb' ich Sie zum Schwur . . .

Nannette.

Je nun: Es könnte ſeyn!

Florin.

Und hätt' ich Hoffnung wol . . .?

Nannette.

Warum nicht ſelber fragen?

Florin.

O Beſte! wollten Sie dieß Liedchen zu ihr tragen?

Nannette.

Ein Lied? Wir wollen ſeh'n! Sie liebt die Poeſie . . .

Florin.

Ich bin ein Dichter . . .

Nannette.

Schön!

Florin.

Florin mit Namen . . .

Nannette.

Wie?

Oft küßte ſie ein Buch, und las darin; Ihr Name . . .

Florin.

Iſt ihr bekannt? . . . O hier! zu Ihr, der Herzensdame!

Es iſt der reinſten Glut, der tiefſten Ehrfurcht Zoll.

Es ward mir heute früh das Herz zu eng, zu voll;

Da wagt' ich's endlich denn, die Flammen auszuhauchen . . .

Nannette.

Es blendet doch wol nicht, und ſchadet zarten Augen?

(neigt und hebt ihn zuweilen verlohten an)

„Sie weiß es längſt, was ich verſchweigen muß!

„Euch, Frühlingsträume, nannt' ich ihren Namen" . . .

Den wußten Sie ja nicht . . .

Florin.

Das wird nur ſo geſagt!
So . . . Laura, Roſa . . . nun! wie's jeglichem behagt!

Nannette.

„Du Echo, rieſſt ihn nach, und junge Weſte kamen,
„Und trugen ihn ſüß flüſternd übern Fluß.
„Sie weiß es längſt, was ich verſchweigen muß!" . . .
Der Fluß iſt kaum ein Bach . . .

Florin.

Wer wird um Worte ſtreiten!
Das Allerkleinſte groß, das Nächſte in dem Weiten
Sieht der Poet . . .

Nannette.

So, ſo? . . . Mein liebſter Herr Florin! . . .

Florin.

Nun? nicht wahr, ſchönſtes Kind . . . ?

Nannette.

Mir dünkt's ein wenig kühn . . .

Florin.

Kühn, glühend ſei das Lied!

Nannette

(mit einer Pantomime des kleinen Fingers).

Es iſt doch nicht ge . . .

Florin (wild).

. . . ſtohlen!

Geſtohlen! ich Florin!

(einlenkend)

Bei dieſer Augen Kohlen,

Bei dieſes Nackens Schnee! ich bin kein Plagiar!

Nannette.

Nun, ſeyn Sie nur nicht gleich . . . ich meynte nur . . . es war . . .

Denn meine Dame iſt darin ein wenig eigen,

Und ſollte ſich's etwa einſt in der Zukunft zeigen,

Dieß wäre ſchon bekannt . . .

Florin.

Florin.

Von heut?

Nannette.

Ich bring' es ihr,

Und Ihnen Antwort . . .

Florin.

Schön! o ſchön! Ich warte hier.

(Nannette ab.)

Fünfter Auftritt.

Florin.

Scharf, beiſend, wie Kritik, doch reizend, wie die Sünde!
Faſt ſcheint es, daß ich mich in Circe's Reich befinde,
In Mahems Paradieß! . . . Doch, Freund Florin, gieb Acht;
Faſt hätte dieſe dich aus dem Concept gebracht!
Sie drang recht auf den Grund, und wär' mein Muth geringer,

So glaubt' ich warlich faſt an ihren kleinen Finger!

Doch . . .

O euch Göttern Dank, die mich dieß Lied gelehrt!

O, das iſt ganz gewiß, die Sprödе wird bekehrt;

Sie lieſt das Lied . . . ei nun, ſie iſt ein zartes Weſen . . .

Sie kann vor ſüßem Schmerz es kaum zu Ende leſen;

Sie fragt die Zofe aus; ſie giebt ſo zu verſteh'n,

Sie möchte heute wol . . . einmal ſpatzieren geh'n.

Iſt ſie aus Griechenland, ſo nährt ſie heiße Triebe;

Iſt's nicht . . . in jedem Land wohnt hinterm Schleier Liebe!

Genug, ſie kommt gewiß, ſie kommt noch heute her . . .

Verräth's die Wirthin nicht? . . . und was,
was brauch' ich mehr?
Ich biete alles auf, was mir im ganzen
Leben,
Der Musen freie Gunst und eigner Fleiß ge-
geben;
Sie wird . . . sie ist besiegt! Wir wechseln
Kuß und Pfand;
Und bald erfährt der Neid in meinem Vater-
land
Mein unermeßlich Glück . . . „Wie ist das
zugegangen?" . . .
„„Je nun, er hat die Perl' blos durch ein
Lied gefangen!"" . . .
„Der treibt's auch gar zu bunt!" . . . Man
zeigt dem Publicum,
Zwar halb und halb verblümt, es sei ein we-
nig dumm . . .
Doch fragt das Publicum: Kann man das
Lied nicht haben?
Ich? . . . ei, ich hab' es nicht . . . es liegt
im Pult vergraben!

Man ſieht das ſchöne Kind; doch, ſehr be-
ſcheiden, weißt,
Sie's nur von ferne auf, bis . . . man es
ihr entreißt!
Man giebt's geheimnißvoll . . .
(ganz in der Ferne hört man Citherſpiel und Geſang)
O Gott! welch ſüße Töne!
Ein überird'ſcher Klang verkündet meine
Schöne!

Sechster Auftritt.

Florin. Nannette, in romantiſcher Tracht eines Citherſpielers, kommt langſam hervor.

Nannette
(noch unſichtbar, ſingt).

„Dort wallte ſie am monderhellten Fluß.
„Wie Elfen durch den Thau des Abends
gleiten,
„Wie Nymphen hehr am Blumenufer
ſchreiten;

„So ſchlüpfte über Veilchen hin ihr Fuß.
„Sie weiß es längſt, was ich verſchweigen muß!“

(Citherſpiel)

Florin

(an einen Baum gelehnt).

Wie wunderbar! . . . Mein Gott! Wie wirkt die Phantaſie
Doch auf dieß weiche Herz! Das ſcheint die Melodie
Zu meinem eignen Lied; zu zärtliches Gewiſſen . . .!
Auch Worte glaubt' ich faſt . . . es klang, wie Fluß und Küſſen! . . .
Nein, nimmer, nimmermehr, es iſt nur Sinnentrug . . .
Wie? . . . Oder wär' Sie Selbſt wol kunſtgeübt genug . . .
O wär' es wirklich ſo, wie würd' es mich erheben! . . .
Gleich meinem Lied Muſik und Citherklang zu geben?

Nannette

(iſt unterdeſſen hervorgekommen und hat ſich an der Einſiedelei niedergeſetzt).

„Leiche ſchlüpfte über Veilchen hin ihr Fuß.
„Wie? lauſchte Sie, vom ſüßen Ton gefangen,
„Den Nachtigallen, die aus Ulmen ſangen?
„Wie? lauſchte Sie der goldnen Saiten Guß?
„Sie weiß es längſt, was ich verſchweigen muß!"

Florin.

Das iſt Verrath und Trug! Wie lange hör' ich ſchon . . .

Nannette.

„Still lauſchte Sie der goldnen Saiten Guß,
„Sie forſchte nach . . ."

Florin

(ſie heftig ergreifend).

Woher? woher haſt du den Ton?
Woher haſt du das Lied, du wundervoller Knabe?

Nannette.

Ich hab's von ihr . . .

Florin.

Von ihr?

Nannette.

Von der ich Alles habe!
Was fragen Sie, mein Herr? Ich war ein armes Kind,
Und ach! wie mitleidsvoll, wie ſanft iſt ſie geſinnt!
Sie ward in früher Zeit durch Zufall mir gewogen . . .
Oft ſpielte ſie mit mir . . . und kaum war ich erzogen,
So holte ſie mich ab . . .

Florin.

Die Edeldame hier?

Nannette.

Nun ja, die jetzt hier wohnt!
(auf die Tiſcher deutend)
Auch dieß verdank' ich ihr!

Sie gab mir Wort und Ton für Freuden und für Leiden,
Sie lehrte mich das Lied mit Saitenspiel begleiten . . .

Florin (vor sich).

O ganz, o ganz gewiß! . . . Es ist ein Liebessohn!
Erzogen hat sie ihn? Ja, ja, wir wissen's schon!
Welch liebliches Gesicht! Der Ton von Philomelen,
Und Augen, die im Flug der Mädchen Herzen stehlen,
Voll Glut und Schwärmerei! O nun wird alles licht,
Was mir im Dunkel lag! Darum erfährt man nicht,
Wer? wie? warum? woher? — Sie büßt in Trauerflören
Ein schön Verbrechen ab. Sie ließ sich einst bethören . . .
Hm! ihr Gemal war alt . . .

(laut)

Von ihr haſt du dieß Lied?

Nannette.

Nun ja doch, ja, von ihr! Iſt's Sünde denn?
Sie flieht
Oft aus dem Edelſchloß in dieſe ſtillen Bäume;
Dann bin ich ſtets zur Hand, erwarte ſie und träume . . .
Der Traum iſt gar zu ſüß! . . . ich könne ſie zerſtreu'n
Durch Cither und Geſang; doch nur dieß Lied allein
Gewährt ihr Troſt.

Florin

(freudig die Hände reibend).

Mein Lied!

Nannette.

Sie pflegt dann wol zu weinen;
Doch ſpricht ſie, daß ihr hold die Genien erſcheinen
Entfloh'ner, ſchöner Zeit . . . Sie träumt die Zeit zurück,

Verlebt noch einmal froh das ihr entriß'ne Glück.
Sie pflegt wol oft das Lied noch einmal zu verlangen,
Und sieht mich freundlich an, und klopft mich auf die Wangen.

Florin (vor sich).

Die Wangen? Herr Florin! Geh'n sie ein wenig sacht;
Am Ende würden sie wol gar noch ausgelacht.
(laut)
Du liebst sie wol recht sehr?

Nannette.

Wie sollt' ich sie nicht lieben?
O das ist jedem wol in seine Brust geschrieben!
Sie folgt mir überall, des Tags und in der Nacht;
Sie ist's, die mit mir schläft, und die mit mir erwacht . . .

Florin (vor sich).

Verwünscht wär' mein Geschick! . . . es ist ihr Cherubin!

Nannette (vor ſich).

O, das wird allerliebſt! Ich mach' ihm heiß
und eng!

(laut, mit ſchmachtendem Entzücken)

O dürft' ich, könnt' ich nur ihr meine Liebe
ſagen;
Nur Echo, Flur und Thal vernimmt die ſtillen
Klagen;
Gern miß' ich hier das Land, wo die Citro-
nen blüh'n . . .
Kennſt du es nicht, mein Freund? . . . . und
Goldorangen glüh'n;
Gern miß' ich Vaterland und ſeiner Haine
Düfte;
Wo meine Herrin weilt, da weh'n des Him-
mels Lüfte!

Florin (vor ſich).

Welch junger Böſewicht! . . . Doch ſehen muß
ich, ſeh'n
Die Magdalene doch . . . !

(laut)

Wird ſie auch heut' hier geh'n?

Nannette.

Das glaub' ich ganz gewiß. Sie ging ſchon
längſt von Hauſe,
Und weilt vermuthlich hier . . . im kühlen
Raum der Klauſe.

Florin.

Wie? in der Klauſe dort? in dieſer Hütte ſchon?

(vor ſich)

Jetzt alles oder nichts!

(laut)

O hör' doch an, mein Sohn!
Ich ſähe ſie ſo gern; o ſuch's doch einzurich-
ten . . .
Du würdeſt mich recht ſehr, vielleicht auch
ſie verpflichten.

Nannette.

Auch Sie? wär's möglich? Sie? . . . Sie
wären ihr bekannt,
Vielleicht von Ihrem Freund mit Briefen her-
geſandt,
Vielleicht . . .

Florin (vor ſich).

Ei friſch gewagt! Man muß zu lügen wiſſen!

Nannette (vor ſich).

Dem Pagen ſchenkt er nichts! Ich werde beichten müſſen! . . .

Florin (laut).

Ja, ja, du kleiner Schalk! Du ſcheinſt ſehr ſchlau, ſehr fein,
Im Rathen ſehr geſchickt . . .

Nannette

(wie vor ſich, mit großem Affect).

Gott! ſollt' es möglich ſeyn?
Es wär' der Falſche ſelbſt . . .!

(ſtürzt vor ihm nieder)

O laßt mich knie'n und weinen;
Ihr, der Gebieterin, wird wieder Glück erſcheinen;
Ihr ſeid's! ihr kehrt zurück! . . .

Florin (vor ſich).

Das iſt doch wunderbar!
Der Nebenbuler kommt; Er ſcheint entzückt . . .

Nannette.

Iſt's wahr?

Iſt's wahr? Sie ſind's? Sie ſind's . . . Der liebe Ungetreue?

Sie kommen liebevoll, mit Schmerz und bitter Reue;

Verſöhnung flehen Sie? . . . O Hoffnung, Himmelskind!

Wie glücklich wird Sie ſeyn! . . . O ſagen Sie geſchwind:

Ich bin's! ſo flieg' ich fort . . .

Florin.

Du ſcheinſt ja Glut und Flammen!

Nannette.

Wie kann das anders ſeyn? Wir litten ja zuſammen;

Wenn Sie nicht länger weint, wenn Liebe Sie beglückt,

So bin ich ja zugleich dem ſtillen Gram entrückt.

O wüßten Sie, wie heiß Ital'ſche Mädchen fühlen,

Sie würden länger nicht mit meiner Hoffnung
spielen!

Florin.

Auch Sie ist aus dem Land . . .?

Nannette.

Nur ich allein, nicht Sie!

Florin.

Von Mädchen sprachst Du ja . . .

Nannette.

Nun freilich, freilich! Wie?
Errieth'n Sie denn nicht, daß Sie mich auf
der Reise
Durch Mailand mit sich nahm, und daß
ich Mignon heiße?

Florin

(sie feurig an sich ziehend).

Du Mignon? . . . Götter du! . . . du, süße
Nachtigall,
Ein Mädchen? . . . War ich blind? . . . Ihr
Himmelsgötter all'!
Sie ist, wie Engel, rein! . . . Hab' ich denn
nichts zu schenken?

Du Liebesgaucklerin . . . nimm dieß zum An-
gedenken!

(giebt ihr hastig das Medaillon und die Ohrringel)

Hätt' ich ein Diadem . . .

Nannette

(mit mädchenhafter Freude).

Von Ihnen nehm' ich's an,
Und zeig's der schönen Frau! . . . Mir war's
wie angethan . . .

(reißt hastig die Ohrringel von der Karte und hängt sie ein)

Oft wünscht' ich heimlich mir dergleichen Schmuck
zu haben;
Es läßt so mädchenhaft, und paßt auch für
den Knaben! . . .
So tret' ich vor Sie hin . . . !

Florin.

Du allerliebstes Kind!
Huldgöttin! Zauberin!

Nannette.

Ich fliege wie der Wind;
Mit

Mit ſanftem Lautenton begrüß' ich ſie, und ſinge;
Und fragt Sie lächelnd dann: Wer gab dir dieſe Ringe?
So flüſtr' ich leis: Von ihm!

(will fort)

Florin.

O warte, warte doch! . . .
Verwünſchtes Mißgeſchick! . . .

Nannette.

Was wollen Sie denn noch?

Florin.

O das verwünſchte Lied! Ich ärgre mich zu Tode!
Sie denkt gewißlich gar . . . Du kleiner Liebesbote!
Sing' doch das Liedchen nicht; denn . . . wenn du dieſes ſängſt . . .

Nannette.

Wie ſo? warum denn nicht? Das Lied: Sie weiß es längſt?

Florin (in halber Verzweiflung).

Ja, ja, Sie weiß es längſt! . . . wenn auch
nicht meine Liebe,
Doch wenigſtens mein Lied! . . . Ob ich ein
andres ſchriebe . . .?
Ich habe wol noch eins . . . . . das, von der
ſtillen Flur . . .
Doch das gefällt mir nicht! . . . Nun gut,
ſo ſing' es nur!

Nannette.

So ſagen Sie mir doch . . . Unmöglich kann
ich rathen,
Was Ihr Verlangen iſt . . . Was kann das
Liedchen ſchaden?

Florin.

Mein Gott! nun gut, du ſingſt; doch . . . wenn
Sie . . . etwa lacht;
So ſag' ihr nur, das Lied, das man ihr jetzt
gebracht . . .
Das Kammermädchen nahm's . . . das wäre
nicht das rechte,
Das Lied ſei falſch . . .

Nannette.

Sei falſch . . .?

Florin.

Vertauſcht! Verſtehſt du nun?

Nannette.

Kein Wort!

Florin.

Doch ſag' ihr's nur!

Nannette.

Ei, das will ich wol thun!

(in die Eremitage ab)

Siebenter Auftritt.

Florin.

Sie glaubt es nicht! Und wenn . . . was iſt damit gewonnen? . . .

Florin, du haſt dich ſelbſt mit einem Netz umſponnen,

Das den Olympiern leicht ein Gelächter giebt! . . .

Ja, ja, das iſt der Lohn, wird man in Feen
verliebt!

(wirft ſich auf eine Bank)

Verliebt? hm! bin ich das? Kaum hab' ich
Sie geſehen;
Selbſt dieß verdank' ich noch des loſen Zephyrs
Wehen!
Sie ſchien ein Himmelsbild! Vielleicht! . . .
Nun ja, ich ſah
Sie im romant'ſchen Hain, hier in Arkadia!
Sie ging in düſterm Schwarz, umwallt vom
dichten Schleier;
Da glüht ein hübſches Aug' mit halb geborg-
tem Feuer,
Und doppelt blendend hebt aus nächtlich ſchwar-
zem Flor
Sich eine weiße Bruſt, ein ſchöner Hals,
hervor.
Doch mag ſie reizend ſeyn! . . . Sie ſchien
mir auszuweichen;
Doch fand ich einen Kranz von Roſ' und
Trauerzweigen,

Fand eine dunkle Schrift, die ſüßen Schmerz verrieth;
Sie lauſchte, da ich's fand . . . Doch, kaum erblickt, entflieht
Sie nach dem nächſten' Haus. Ich folge. Doch verſchwunden
Scheint Dam' und Zofe hier. Ich fühle mich verbunden,
Weil man doch, wie es ſcheint, ſo nach Bekanntſchaft geizt,
Und mich die Eitelkeit und das Geheimniß reizt,
Ein wenig wild zu thun, von fern zu ſpioniren.
Gut bis hieher! . . . Doch nun? . . . Des Schickſals Mächte führen
Mit ausgeſuchter Gunſt mir ſchöne Mädchen her.
Ich thue, was ich muß; weiß vielmals ſelbſt nicht mehr,
Soll die Diana ſelbſt die Prima Donna bleiben,

Soll ich dem Nymphenvolk dieß warme Herz verſchreiben;
Doch fügt ſich's, wie von ſelbſt, daß Sie man ſtets mir zeigt,
Und jeder klein're Stern vor dieſem Mond ſich neigt.
Ich folge, wie behext, verwickle mich in Schlingen . . .
Warum? um höhern Reiz in den Roman zu bringen! . . .
Mein Herz nimmt öfters Theil . . . Wie? kann ich Schönes ſeh'n
Und wie ein hölzern Bild in Liebeshainen ſteh'n? . . .
Kurz, man verwickelt mich . . . und dem ſei Trotz geboten,
Der ihn gefällig löſt, und nicht zerhaut, den Knoten!
Was will ich denn bei Ihr? auch wenn das Spiel gelingt . . .
Sie lieben? Gut! Und dann . . . Heirathen? . . . ach, es dringt

Ein kalter Schauer mir an die geheimſte Seele! . . .
Ja, wenn es Nantchen wär'! . . . Florin! Florin! verhehle
Aus Eigenſinn und Trotz dein eignes Herz dir nicht!
Ach, immer noch zu Ihr zieht Liebe dich und Pflicht!
Zwar ſie . . . brach Wort und Schwur, ſo heilig mir gegeben,
Sie trübte mir das Licht, verbitterte mein Leben . . .
Doch, warum reiſt' ich auch, verließ das ſchöne Land,
Wo ich das höchſte Glück in Nantchens Liebe fand? . . .
Es war doch ſchöne Zeit, wenn ich des Abends eilte,
Ein Lied ihr gab und las, bis in die Nacht verweilte!
Wie ſchön war doch der Tag, da ſie im Garten ſtand,

Und weinend, lächelnd dann mir dieſes Liebespfand,
Wozu ſie lang geſpart, ſelbſt an den Finger ſteckte;
Wie ſchön der erſte Ball, der unſre Liebe weckte,
Da die Vergötterte . . .
(ſieht in tiefen Gedanken auf ſeinen Ring)

Letzter Auftritt.

Florin. Nannette, wie im erſten Auftritte des erſten Aufzugs, ganz in Trauer, tritt aus der Einſiedelei.

Nannette (vor ſich).
Voll iſt die heil'ge Zahl!
Doch eins verſuch' ich noch; ich wag' es noch einmal!
Wenn dieſes mir gelingt . . . zwar tief wird es mich ſchmerzen,

Doch . . . ach, ich lieb' ihn doch mit vollem,
heißem Herzen!

(weiter vorkommend, laut, mit tiefem Gefühl)

Der Abend ſchwebt herab . . .

Florin (auflodernd).

Mein Gott! ſie kommt!

(auf ſie zu)

Madam! . . .

Vergönnen Sie, Madam, dem wärmſten
Dank . . . ich nahm
So innig Antheil, war ſo fühlbar für die
Ehre,
Die edle Schöpferin von dieſem Park . . .

Nannette.

Ich höre,
Daß dieſer düſtre Hain ſich Ihrer Gunſt darf
freu'n.
Verleiten Sie mich nicht, mein Herr! zu ſtolz
zu ſeyn.

Florin (vor ſich).

Sie las von mir . . .! und ſpricht, wie Mignon
Philomele . . .

(sanft)

Vermöcht' ich das, Madam . . . Doch Stolz in einer Seele,
Die nur dem Himmel lebt, doch ihn zur Erde zieht,
Unsichtbar Freuden schafft, doch selbst die Freude flieht . . . ?

Nannette.

Sie denken gut von mir! Ich habe wol den Willen;
Doch fehlt mir oft die Kraft, es glücklich zu erfüllen,
Was ich mir still gewünscht. Gern schuf ich diesen Wald
Zum Tempel der Natur, zu lieben Aufenthalt
Für sanfte Herzen; doch, wie kann das mir gelingen?
Nur Auserkohrne sind's, die in das Heil'ge dringen,
Und, was sie tief gefühlt, dem Lied, dem todten Stein,

Dem Bilde . . . ſelbſt dem Baum, dem Strauch
und Fels verleih'n!

Florin.

Wer Schönes fühlt und wünſcht, der iſt auch
auserkohren.

Mannette.

Doch wird Gefühl und Kraft wol ſtets vereint
geboren? . . .
Was ſtreiten wir, mein Herr? Der Kampf iſt
hier nicht gleich!
Ein ſtill empfindend Weib, ein Dichter, kühn
und reich.
Auch . . . ſeh'n Sie, ſeh'n Sie nun, daß Stolz und
Wahn mich treiben? . . .
Auch ſind wir wol zu gut, um länger fremd
zu bleiben.

(ſchlägt den Schleier zurück)

Florin (vor ſich).

Welch himmliſches Geſicht! Wie denkt, wie
redet ſie!

(laut)

So iſt es denn kein Traum, kein Wahn, daß Sympathie
Die Fernen ſchön vereint, ſie unerkannt verbindet;
Daß, was ſich angehört, auf heil'gem Pfad ſich findet . . .

Nannette.

So dacht' ich mir Florin, wenn ich entzückt ihn las,
Bei ſeiner Liebe Lied den eignen Schmerz vergaß.
Ach, träumend dacht' ich oft: ein ſolches Herz erwerben . . .
O! ſo geliebt ſich ſeh'n . . . und dann . . . mit Wonne ſterben! . . .
Was ſag' ich? Ich vergaß . . .

Florin (vor ſich).

Wie das zum Herzen drang!
Welch holde Schwärmerei! Welch zauberiſcher Klang!
Wo bin ich? Hört' ich recht?

(laut)

So darf Florin es wagen,
Die ſtille Huldigung . . . und dieſe Glut . . .

Nannette

(kühler, als wolle ſie das Obige verbeſſern).

O ſchlagen
Sie oft den Weg hier ein. Dann ſinkt auf dieſes Thal
Der Götter höh're Gunſt, der Sonne ſchön're Strahl.
O kommen Sie recht oft in dieſen ſtillen Garten . . .

Florin (verbindlich).

Mit jedem Morgenlicht, die . . . Sonne zu erwarten!

Nannette

(als wolle ſie abbrechen).

Berühmt wird dann mein Park, bevölkert jeder Schritt;
Denn, wo ein Dichter naht, da bringt er Götter mit!

Florin (wie vor ſich).

Wie? Hätt' ich mich geirrt? Von jenes Him-
mels Schwelle
So ſchnell geſtürzt . . .
(laut)
Noch nicht, noch nicht von dieſer
Stelle,
Von der geheiligten, wo ich die Freundin ſah!
O meine Freundin! . . . Nein! ſo wohl und
weh geſchah
Mir nimmer noch zugleich! Ich trag' es
nicht . . . Sie zeigen
Den offnen Himmel mir und dann . . .

Nannette
(mit ſich ſelbſt kämpfend, geheimnißvoll).

Treu liebend Harren!
Schweigen!
Verſteh'n Sie dieß, mein Freund? Mein An-
gluck war zu groß.
Um ohne Prüfung nun . . .

Florin (zaudernd).

Beneidenswerthes Loos!

Ich bin geliebt! geliebt! Von diesem schönen
Munde
Schwebt der Gewährung Ton . . .

Nannette.

Zum Denkmal dieser Stunde . . .
O möcht' ich nimmermehr zum zweitenmal
bereu'n! . . .
Dieß freundliche Geschenk . . . !

(giebt ihm einen Brillantring)

Florin

(ohne auf sie zu hören).

Mein! mein! der Himmel
mein!

Nannette.

So nehmen Sie, mein Freund! Man möchte
uns belauschen . . .
Geschwind die Hand . . . die Hand! . . . Nicht
wahr, Florin, wir tauschen?

Florin (erschrocken).

Madam! . . . Ich glaube kaum . . . es ist
nur einfach Gold . . .

(vor sich)

Wie lang' hat sie gespart! Nein! Nimmermehr! und sollt'
Ich keine wiederseh'n!

(laut)

Ich kann den Ring nicht geben;
Es ist ein theures Pfand aus meinem Frühlingsleben;
Es blieb mir nichts, als dieß . . .

Nannette.

Was sagen Sie, Florin?
Sie lieben Andre noch, und wagen, hier zu knie'n? . . .
Den Ring! . . . ich will ihn jetzt . . . !

Florin.

Wie? könnten Sie mich hassen,
Wenn ich . . .

Nannette.

Den Ring will ich! Sonst muß
ich Sie verlassen!
Den Ring!

Florin.

Florin.

Nein! nimmermehr!

Nannette.

Aus meinem Angeſicht!

Ich bin verſchmäht . . .

Florin.

Ich muß!

Nannette

(wirft ſchnell Schleier und ſchwarzes Ueberkleid ab. Sie iſt darunter reizend, doch ſehr einfach, weiß mit roſenfarbnem Leibbande, gekleidet. Das blonde Haar wallt frei herab).

Du willſt Dein Nanchen nicht?

(Beide fliegen ſich in die Arme und ſprechen unter einander:

Florin.

Du Nanchen?

Nannette.

Mein Florin!

Florin.

Mein Nanchen! Kleine Nonne,

Du warſt es ſelbſt?

Nannette.

Florin! Du mein?

Florin.

O Himmelswonne!

Nannette.

Nun trennt kein Schickſal uns? Nicht wahr?

Florin

(ſich plötzlich losreißend).

Doch, doch Madam! . . .
Doch, gnäd'ge Frau vielleicht! . . . Wozu dieß
Duodram?

Nannette

(lächelnd vor ſich).

Ja wol, ein Duodram!

Florin.

Wozu dieß Spiel? die Trauer?

Nannette.

Ei nun, um Dich, mein Freund! Da wird
mir nichts zu ſauer!

Florin.

Noch Hohn und Spott! . . . Madam! man
triumphirt zu früh!

Mein Herz ward überraſcht; doch jetzt verlaß' ich Sie!

Nannette.

Das könnteſt Du, Florin?

Florin.

Mein Herz war zu erweichen;
Doch dient es nicht zum Spiel und zu Theaterſtreichen!

Nannette.

Das könnteſt Du, Florin?

Florin.

Du konnteſt Schwüre brechen;
Nichts galt Dir dieſes Herz; mein Kummer;
Dein Verſprechen;
Der erſten Liebe Schwur: „Nichts ſcheidet uns, als Tod!“
Kein Jahr noch war ich fort, kein ganzes Jahr, da bot
Ein Greis Dir Herz . . . und Geld . . . Du weinteſt ein'ge Zähren...

Nannette.

Wie hart! wie ungerecht! . . . Kennt'ſt Du
uns denn ernähren?
Was warſt Du damals denn? Wer kannte
Deinen Geiſt?
Was hatteſt Du gethan? Du warſt davon ge-
reiſt . . .

Florin.

Hier hatt' ich manchen Schatz . . .

Nannette.

Wer nannte Deinen Namen?

Florin.

Jetzt nennt man ihn . . .

Nannette.

Doch ſonſt . . .

Florin.

Ich ſchrieb doch ſchon zwei
Dramen!

Erwarten ſollteſt Du . . .

Nannette.

Bis Hunger, Elend, Gram,

Noch früher, unerquickt ... den kranken Vater nahm?
Es koſtete mein Glück, doch ihn konnt' ich erretten;
Es lag in meiner Hand; doch die trug Roſenketten. ...
Man gab ein Stück von Dir ... Ich weiß es noch, wie heut'! ...
Ich ſpielte und gefiel ... Kennſt Du noch dieſes Kleid? ...
Von Lob und Glück berauſcht, vom Glanz des Balls umfloſſen ...
Ich ſechzehn, ... achtzehn Du ... ſo ward der Bund geſchloſſen!

Florin.

Und war ich Dir denn nichts? nichts meine Leidenſchaft?
Du kannteſt dieſen Geiſt ...

Nannette.

Drum dacht' ich: Er hat Kraft!
Nein! er verkennt Dich nicht! Er wird das Große tragen;

Dich nicht verdammen, nein! doch ſtill dein
Loos beklagen!

Florin.

Klein bin ich gegen Dich! So hab' ich's
nicht geſeh'n!
Doch — Nantchen! ſprich doch, ſprich, wie das
ſo konnte geh'n . . . ?
Wohnſt Du denn hier im Schloß?

Nannette.

Ei wol! es iſt das meine . . .
Ich hab's nicht längſt gekauft . . . und, wenn
Du meinſt, das Deine!
Es iſt nicht allzuklein, und nährt ſchon reichen
Mann;
Wer ſagt's, ob hier Natur, ob Kunſt, den
Preis gewann?
Drum hat mir's eben recht zum Dichterſitz
geſchienen . . .
Was meinſt denn Du, Florin?

Florin (traurig).

Ich kann auch Geld ver-
dienen!

Nannette.

Gewiß! doch auch verthun . . .

Florin (kleinlaut).

Ja, ja, da haſt Du recht! . . .

Dann überſetz' ich was . . .

Nannette (enthuſiaſtiſch).

Du, mein Florin, ein Knecht?

Florin.

Ich bin nicht Deiner werth, Du liebliche Nannette!

Doch ſtill . . . was fällt mir ein . . . ?

Nannette.

Nun was denn?

Florin.

Ei, die Wette!

Sieh, Nanni! dießmal brachſt Du doch einmal Dein Wort.

Du ſchriebſt: „Sonſt ich und Du nicht an demſelben Ort!"

Nannette.

Nun, ich gewann ſie ja!

Florin.

Du hätteſt ſie gewonnen?

Nannette

(klatſcht in die Hände).

Herbei, mein Ariel!

Florin (vor ſich).

Was hat ſie ausgeſonnen?

(Das Kammermädchen, gekleidet wie oben, bringt einen großen, verdeckten Korb, und geht dann wieder ab.)

Florin (vor ſich).

Das iſt doch ſonderbar; die ſcheint faſt ein'ge Zoll

Jetzt { größer, / kleiner, } als verhin . . .

Nannette.

Nun, Freund, dein Maas iſt voll!

(den Korb aufdeckend und wie ausrufend)

Ein indigblaues Tuch . . . „Wir leben dann recht friedlich,

„Du kleiner Engel! Nicht? Sie iſt doch wahrlich niedlich!“

Florin.

Der Schwarze ſpricht aus Dir!

Nannette.

Ein kleines Silberſtück!
Ich freilich bin nur blond; drum hab' ich auch kein Glück.
Sieh doch . . . Vergißmeinnicht! „Man pflegt es ſo zu ſchenken,
Wenn man von Mädchen wünſcht, daß ſie an einen denken!"

Florin.

Biſt Du ein böſer Geiſt?

Nannette.

Hier kommt denn Nummer drei!
Ein allerliebſtes Stück, ein Luſtſpiel nagelneu.
Der, wer betrogen wird, bedankt ſich noch mit Küſſen;
„Ich komme herzlich gern, wenn Sie's probiren müſſen!"

Florin.

Ich werde noch verwirrt! . . . Schon gut, ich glaube Dir!

Nannette.

Ich halte auf mein Wort. Mein Freund, erlaube mir! . . .

Ein Stückchen Atlasband, ein Kettchen, diese Ringe,

Hier ein Medaillon — und hier, als Nebendinge,

Ein heut gedichtet Lied, ein Beutelchen mit Gold.

Jen's sieben . . . dieses zwei . . . welch reicher Minnesold,

Den ich empfing . . .!

Florin.

Was? Du . . .?

(hin und her laufend)

Wo hatt' ich meine Augen?

Beim Wetter! Warlich, ja!

Nannette.

Das läßt sich alles brauchen,

Wenn bei uns Hochzeit wird! Nun, ehrenfe-
ſter Mann,
Wie ſteht's um dieſes Herz, das man ſo leicht
gewann?

Florin (vor ſich).

War ich denn taub und blind? . . . hm! . . .
(laut)
Kannſt Du wirklich denken,
Ich hab' es nicht gewußt; ich würde ſo ver-
ſchenken,
Hätt' ich Dich nicht erkannt . . .

Nannette.

Ha! bravo! ſuperfein!
Doch mich betrügſt Du nicht . . .

Florin.

Bewahre mich . . . nein! nein!
Das ſieht man ja von ſelbſt . . .

Nannette.

Du ſollſt mich nicht bethören!
Komm, Freund! und kannſt Du mir's bei die-
ſem Herzen ſchwören,
So glaub' ich Dir . . . Wie hält's?

Florin.

O Nanchen! sei nur gut!
Ich bin so glücklich jetzt! Ich habe nicht den Muth!
Ei . . . Andre hätten mich gewiß nicht so betrogen;
Du warst es doch allein, was mich so angezogen . . .

Nannette.

Hem! hem! . . . doch darauf mag ich ja zu sehr nicht trau'n!
Ja, wär' ich nur nicht blond . . . so etwa schwarz und braun!

Florin.

Sei gut, Du liebes Kind! . . . Du bist ein kleiner Teufel!
Dich, Dich betrüg' ich nicht! Du mich? Da ist kein Zweifel!
Du, süße Hexe, Du . . . ein ganzes Götterchor
Haust doch in diesem Kopf und unter diesem Flor!

Du biſt noch ganz, wie ſonſt! Das ſoll ein Leben werden,
Ein irdiſch Paradieß, ein Himmelreich auf Erden . . .

Nannette (herzlich).

Wenn ich Dir's geben kann . . .

Florin

(in ausſchweifender Freude).

Ich bin nun frank und frei;
Ich frage nichts darnach, wenn Oſtermeſſe ſei!
Nicht mehr in Egg' und Pflug . . . empor, empor zum Himmel
Schwebt ohne Zaum und Gerr' mein muth'ger Flügelſchimmel. . . .
Ha! . . . Glückliche Idee! die gleich in mir entſtand . . .
Begeiſt'rung winkt mir ſchon an meines Nanchens Hand!
Ich ſchreib' ein neues Stück, nach deinem Plan: Die Wette!

Nannette

(sich scheinisch und zärtlich an ihn anschmiegend).

Wenn's nur schon fertig wär'... Ly!

Florin

(an die Zuschauer).

Und Euch gefallen hätt'!

XV.

Maſchen Troſchel.

Vorrede,

und

vorläufige Bücheranzeige an alle ſchöne Seelen.

Man hat manches geſchwatzt über große Begebenheiten aus kleinen Urſachen; ich dächte, an kleinen Begebenheiten aus großen Urſachen müßte auch etwas zu verdienen ſeyn. Ich bin beſcheiden genug, meine Verbindung mit Malchen Troſchel nur für eine kleine Begebenheit auszugeben; daß die Enthauptung des Herrn Feldmarſchalls Holofernes und die Zerſtörung Jeruſalems unter die großen gehöre, wird hoffentlich der geneigte Leſer nicht läugnen.

So wage ich es denn getroſt, meine eigne Liebesgeſchichte in zwei Kapiteln an-

jetzt in die Welt zu ſenden. Sie ſei Vorläuferin meiner Romantiſchen Univerſalgeſchichte, eines Taſchenbuchs für 1810. Es erſcheint im Verlage einer der ſolideſten Buchhandlungen; das Genie des Verfaſſers und die Kunſt des Kupferſtechers berechtigen das Publicum zu der geſpannteſten Erwartung. Ich bitte daher alle Freunde des Schönen, ſich nicht zu übereilen, falls mein Almanach zu Michaelis 1807 nicht fertig wird.

Benjamin Lila.

Erſtes Kapitel.

Die Zerſtörung Jeruſalems.

Ausgebildet an Geſchmack, bereichert an Kenntniſſen, kehrte ich von der Akademie in die väterlichen Haine zurück. Nur ein Jährchen durfte ich mir ſelbſt, oder vielmehr den Grazien und Muſen, leben; ſchon zu Anfange des zweiten wurde ich, zur ungemeinen Freude meiner alten Tante, als Supernumerar — Co — Inſpector bei der Fleiſchſteuer angeſtellt. Man ging ſtark damit um, mich mit Oberpaſtors Louiſchen, welche auch Künſte und Wiſſenſchaften trieb, und nur auf dem linken Auge ein wenig ſchielte, zu einem Pärchen zu machen. Doch das allgewaltige Schickſal hatte es anders beſchloſſen!

Gleich nach meiner Rückkehr in meine Heimath etablirte ich ein Concert und Privattheater. Zwei Prologe, ein Geburtstags- und ein Hochzeitgedicht verschafften mir in meiner lieben Vaterstadt Rübendorf eine so ungeheure Celebrität, daß ich mich bald mit meinem ehrlichen Vor- und Zunamen: Bartholomäus Most, nicht mehr durch die Welt zu kommen getraute, und, nach reiflicher Ueberlegung, den wohlklingendern: Benjamin Lila, annahm. Es verdroß mich nebenbei, daß mich manche Leute, unbeschadet meines Dichterruhms, immer noch Barthelchen hießen.

Ich galt in ganz Rübendorf für den ersten Dichter, für den ersten Musiker, für den ersten Schauspieler, und wer weiß, zu welchem Posten ich mich daselbst mit der Zeit empor geschwungen hätte, wären nicht von einem meiner Neider einige beißende Verse verbreitet worden, die ich, bei einem Anfall komischer Laune, auf die Federmütze des ersten Bürgermeisters gefertigt hatte.

Dieſes Majeſtätsverbrechen ward durch tauſenderlei Neckereien und Verdrießlichkeiten an mir gerächt; Louischen muſte mir einen ganzen Stoß Minnelieder zurückſchicken; der Oberfleiſchſteuerinſpector ſchien mich gar nicht mehr zu bemerken; meine Tante kiff bei jeder Mahlzeit, und predigte von Müßiggang als des Teufels Ruhebank.

Deſperation auf der einen, Durſt nach Ruhm auf der andern Seite, gab mir den Muth, aus meiner undankbaren Vaterſtadt zu entfliehen. Ich kaufte mir insgeheim einen Dornenſtock; ich caſſirte ein Capitälchen und die Reſte von den Abonnenten beim Concert und Theater ein; ich packte meine Manuſcripte in einen Ranzen. So vorbereitet, verließ ich an einem ſchönen Morgen das noch ſchlummernde Rübendorf. Meiner Tante hatte ich einen rührenden Abſchiedsbrief auf den Heerd gelegt; das Pasquill auf die Federmütze, in großer leſerlicher Fractur, nagelte ich beim

Austritt aus eines edlen Raths Weichbild einem Wegweiser in die Hand.

Ich gelangte, ohne daß mir nachgesetzt worden wäre, nach der nächsten Stadt, und kam gerade noch recht, um mich in die, nach Ypsilon abgehende Postkutsche einzuschichten. Hier verstattete ich mir nur acht Tage, um mich von der Reise zu erholen und meine Garderobe ein wenig zustutzen zu lassen; dann hielt ich für nöthig, bei den berühmtesten Gelehrten und Künstlern mich zu zeigen.

Es traf recht fatal, daß immer gut Wetter war, und ich machte dabei die Bemerkung, daß die vorzüglichsten Köpfe dieser Stadt große Spaziergänger seyn müssen. Denn ob sich gleich denken ließ, daß jedermann begierig seyn werde, den Benjamin Lila kennen zu lernen, so meldete mir doch mein Lohnbedienter größtentheils mit einem recht trocknen Gesichte, Herr N. N. sei nicht zu Hause.

Endlich trat Regenwetter ein, und zwar ein so solides, daß das Wasser ordentlich strom-

weiſe von den Dächern troff. Dießmal konnte ich mit Gewißheit auf weniger Luſt zum Spaziergehen rechnen, und hielt nach der Mahlzeit meinen abermaligen Umgang. Ich wurde auch hie und da angenommen; doch ſchien man zurückgezogener, weniger zuvorkommend, als ich erwartet hätte.

Unter dieſen Beſuchen war der Abend eines trüben Apriltags herbeigekommen. Als ich in ein Seitengäßchen einlenkte, bemerkte ich eine Art Wallfahrt; Regenbeſchirmte Herren, mit hochaufgeſchürzten, die Steine ſuchenden Dämchen, trippelten in langem Zuge eilend vorüber. Equipagen raſſelten, Portechaiſenträger ſchrieen. Ich dankte dem Himmel, daß ich, ohne erdrückt worden zu ſeyn, unter einem Wetterdache friſchen Athen ſchöpfen konnte.

Eben ſchlug es ſechs, und kaum verhallte der letzte Glockenſchlag, als ich, in einiger Entfernung, bei der Flöte Klöpel der Pauke Donnerton vernahm. Darein miſchte ſich der mir wohlbekannte Choral:

Machet auf! ruft uns die Stimme
Der Wächter hoch auf der Zinn:;
Wach auf, du Stadt Jeruſalem!

„Hält man hier Betſtunden?“ — fragte ich meinen Cicerone.

„He he he, Ihr Gnaden“ — antwortete er — „Betſtunden, he he he! Schauens nur — dort das illuminirte Schild, grade unter dem gelben Hute!“

Ich erhob meine Augen und gewahrte unter dem Wirthshausſchilde zum gelben Hute mit großen, transparenten Buchſtaben die Inſchrift: **Muſikaliſch-Declamatoriſche Akademie.**

„Aha, ich verſtehe“ — verſetzte ich — „aber wozu das alte Geſangbuchslied?“

„Ei, ei,“ — erwiderte der Lakai — „ei, ei, Ihr Gnaden, das iſt jetzt alleben die allerneueſte Manier! Da iſt hier der große Poet **Peter Meffert** — mein Gott! Sie müſſen ihn ja kennen — ihn, den Directeur der **Alekto**, den Verfaſſer des **Schnupftabacksdöschens der Großmama** — der hat jetzt

ein geiſtlich Schau- und Trauerſpiel geſchrieben, die Zerſtörung Jeruſalems. Anfangs wollte er ſie aufs Theater bringen, aber die löbliche Judenſchaft hat geappellirt. Da entſchloß er ſich endlich, es allein herzuſagen, und Sie glauben gar nicht, was er für Zulauf fand. Man hat ſich erdrückt! Die Thüren hat man eingerannt! Eine hochſchwangere Dame hat den Arm gebrochen! Sehens, Ihr Gnaden! ſo paſſionirt iſt man hier für die Kunſt! Dieſer enorme Beifall hat ihn nun aufs innigſte gerührt, und bewogen, die Sache heute zu wiederholen. Dießmal koſtet das Billet auch nur acht Groſchen — ein wahrer Pappenſtiel das! Wäre es Ihnen gefällig?“

Er präſentirte mir mit dieſen Worten zwei Billets, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß er ſelbſt ein gar großer Liebhaber dramatiſcher Kunſt ſei. Ich mochte dieſen Wink nicht verſtehen, kaufte nur eins, und ſuchte den kunſtliebenden Lohnlakai für dieſe vereitelte Hoffnung mit der Schmeichelei zu tröſten: „Er

spricht ja, wie ein Eingeweihter. Giebt's mehrere solche Lohnlakais hier?"

„Ach, mein Herr!" — erwiderte er mit einem höchstkragischen Seufzer — „Die Zeiten sind jetzt gar schlecht. Vormals, ja, da war noch für unser einen was zu profitiren; aber seitdem uns so viel Vornehme ins Handwerk pfuschen, ists gar nicht mehr auszuhalten. Seyn oder nicht seyn, verhungern oder nicht verhungern, ist jetzt bei uns die Frage!"

„Ei, wie das?"

„Schauens nur, Ihr Gnaden" — fuhr er, sich ereifernd, fort — „Da giebt's hier eine Menge sogenannter Kunstfreunde, oft mit Besoldung und Titel, wo aber freilich kein Fleischer mehr borgen will, die drängen sich an jeden Fremden von Rang und Namen, wenn er kaum zum Thore herein ist. Manchmal fängt sich dabei ein Ringelchen, ein goldnes Uhrchen; glückt aber auch das nicht, so giebts doch etwa eine Mahlzeit, ein Spazierfuhrchen, und die Ehre, mit vornehmen Fremden herum-

zulaufen, hat man noch in den Kauf. Ich muß Ihnen nur sagen, ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen; ich bin auch Logendiener schon seit langen Jahren; allein, mit den vornehmen Lohnlakais halte ich's doch nicht aus."

„Wie heißt die Loge?"

„Ich verstehe! Aber nein, so meinte ich's nicht. Zwar hab' ich wol auch so ein Vögelchen pfeifen hören von dem Geheimniß — aber — ehrlich währt am längsten — ich bin nur Logendiener-Assistent auf dem Kreuzertheater."

„So, so, bei dem Kreuzertheater?"

„Vormals auch Aushelfer bei der Alekto, aber aus Jalousie abgesetzt, weil ich als Schlittenpferd in den Stricknadeln gar so unmenschlich applaudirt wurde —"

Ich fand nachgerade bei dem Geschwätz des Herrn Logendieners Langeweile, und da auch der Choral schon verstummte, so befahl ich ihm, auf mich zu warten. Eben hatte die Ouvertüre geendigt, und der große Meffert,

dießmal, um mehrerer Täuschung willen, als Hoherprieſter decorirt, erhob ſeine Stimme.

Ich muß offenherzig geſtehen, daß ich dem ganzen Spaße keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Doch hielt ich, um nicht für einen Menſchen ohne Geſchmack gehalten zu werden, bis zum zweiten Acte aus, wo der Hoheprieſter — ich denke, Kaiphas hieß der Menſch — eine ewiglange Rede in lauter Sonetten hielt. Beim Anfange des dritten Bogens wurde mir ſchwindlich; ich benutzte den ſüßen Schlummer zweier Nachbarn, mich in aller Stille zu entfernen.

Aber mein Führer war über alle Berge! Ich gerieth in Verlegenheit, weil es ziemlich finſter war, und der Regen noch immer fortdauerte. Ich guckte und horchte nach allen Seiten; da vernahm ich zwei Stimmen, eine weibliche und eine männliche. Die letzte gehörte meinem Cicerone an!

„Ich danke ihm, lieber Freund!" — ziſchelte das weibliche, recht liebliche Stimmchen,

etwas ängſtlich. — „Ich werde mich ſchon allein finden.“

„Nicht doch, nicht doch, liebes Mamſellchen!“ — antwortete der Tenor — „Ein vater- und mutterloſes Waiſchen — und hier fremd — o mein Gott! wer wollte da nicht gerührt ſeyn! Nein, nein, unſer eins hat auch Tugend im Leibe, und iſt froh, wenn einen der Himmel einmal ſo eine recht honette edle Handlung zuführt. Und die Frau Muhme — lieber Gott! die kenne ich ja ſo gut, wie mich ſelbſt. Küſter iſt der Herr Vetter geweſen? nicht, Mamſellchen? Küſter an der Gervaſiuskirche?“

„Ich weiß das nicht ſo genau; er muß ſchon vor mehrern Jahren geſtorben ſeyn —“

„Ja, ja! Verlaſſen Sie ſich drauf, was ich ſage! Ich beſinne mich recht gut auf den ehrlichen Kautz. Er griff den Klingelbeutel an, und ſtarb im Zuchthauſe. Nun, was thut's! Das war Schickung! Auch Patroklus iſt geſtorben, und war mehr, als Er!“

„Ach gehen Sie doch" — unterbrach ihn das klare Stimmchen weinerlich — „mein Herr Vetter hat nicht Trocknus geheißen, sondern nur Troschel, wie mein Vater seliger, und im Zuchthause ist er auch nicht gestorben — nein! in seinem ganzen Leben nicht!"

„Im Verbesserungshause, wollt' ich sagen; das ist alles eins. Kenne ich doch die Frau Muhme von langen Jahren, und bin ihr viel zu viel Freundschaft schuldig, als daß ich zugeben könnte — Unter uns, Kind, in dieser Stadt ist ein hübsches Mädchen keinen Schritt sicher."

„Nun, wenn Sie Sich denn durchaus bemühen wollen, so lassen Sie mich wenigstens los, und geben Sie mir den andern Regenschirm. Es träuft ja eine ganze Sündfluth auf meine Haube."

„Thut nichts; thut nichts; kommen Sie nur! Spaß das, liebes Mamsellchen! Glauben Sie, was ich sage. O es hat viel häusliche Glückseligkeit Platz unter einem Parapluie!"

Der Unverſchämte zog das arme weibliche Weſen faſt mit Gewalt mit ſich fort. Ich eilte herzu, und in demſelben Momente zündete der Lampenputzer die Straßenlaterne über uns an.

Das Dämchen, von der unvermutheten Erleuchtung überraſcht, fuhr zuſammen; dahingegen konnte ich unmöglich über den ſchnell davon ſpringenden Lucifer zürnen. Denn wahrlich es lohnte der Mühe, ein ſo zartes, freundliches Geſichtchen, ein ſo blühendes, niedliches Figürchen [illegible] bei Lichte zu beſehen!

Zwar dünkte mir das braune Reithabitchen noch etwas altmodiſcher, als jenes, worin weiland das ökonomiſche Fräulein Tochter des commandirenden Hauptmanns zu Rübendorf gemeiner Stadt Schotenfelder zu beſuchen pflegte; zwar bezeichnete das ſchwarze Krepphäubchen und das Bündelchen unterm Arm auf den erſten Anblick einen nicht eben vom Glück begünſtigten Ankömmling; zwar — um recht aufrichtig zu ſeyn — hatte ihre Verlegenheit bei meiner erſten Begrüßung ziemlich viel von

einem erst ausgeflogenen Gänschen; allein zu gleicher Zeit schimmerte durch das ärmliche Kleidchen eine so liebliche Form, zu gleicher Zeit hatte der etwas fremde Dialekt so viel bezauberndes, ihre Schüchternheit, ihr Erröthen so viel unwiderstehliches, daß ich augenblicklich beschloß, mich ihrer aufs eifrigste anzunehmen.

Es glückte mir sehr bald, sie durch freundliche Zusprache etwas zutraulicher zu machen, und sobald ich erfahren hatte, daß sie die Tochter einer kürzlich verstorbenen Landpfarrerswittwe sei und ihr Unterkommen bei einer hiesigen Anverwandtin, einer Madam Troschel, zu finden hoffe; so war ich sogleich bereit, sie selbst dahin zu bringen.

Der nur allzudienstfertige Lohnlakai trat mir diese edle Handlung nur mit Murren ab, zeigte uns jedoch auf mein Verlangen den Weg, und eilte sodann einige Schritte voraus, um, wie er versicherte, das zarte Gemüth der ehrlichen

chen Frau Troſchel auf die freudige Ueberraſchung ein wenig vorzubereiten.

In der That war der erſte Empfang ziemlich heftig. Madam Troſchel, deren Lippe mir von einem recht anſehnlichen Schnurbärtchen beſchattet ſchien, kam uns augenblicklich mit einem Lichte entgegen, und konnte gar nicht fertig werden, das liebe Jungfer Mühmchen zu liebkoſen und recht handfeſt zu umarmen. Auch mir wär im Feuer ihrer lauten Dankbegier vielleicht ein ähnliches Glück wiederfahren, hätte ich mich, von ihrem kupferrothen Geſicht und pechſchwarzen Haar geſchreckt, nicht in Zeiten retirirt. —

Alſo veranlaßte die Zerſtörung Jeruſalems meine Bekanntſchaft mit Malchen Troſchel.

Zweites Kapitel.

Judith und Holofernes.

Meine Höflichkeit hätte ſich begnügen können, Malchen Troſchel einmal gelegentlich zu beſuchen; aber die Theilnahme, welche ſie in meinem gefühlvollen Herzen erweckt, die geheime Unzufriedenheit, mit der ich ſie der Frau Muhme überlaſſen hatte, ließ mir durchaus keine Ruhe. Schon am folgenden Tage ſprach ich wieder bei Madam Troſchel zu, um mich zu erkundigen, wie die Jungfer Troſchel geſchlafen habe?

Die Alte nahm mich abermals ſehr liebreich auf, maß mich von Zeit zu Zeit, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, mit den Augen, und ſchien

ſich nicht recht in mich finden zu können. Als ich meinen Wunſch äußerte, Malchen zu ſprechen, führte ſie mich mit einem grinſenden Lächeln zu ihr, und verließ uns; doch erblickte ich einigemal ihr Meduſenhaupt hinter dem Thürfenſter. War das Neugier, oder Beſorgtheit für Malchens Tugend?

Malchen, die, wie ſie mir geſtand, bis an den hellen lichten Morgen gefaſtet hatte, blühte wie eine volle Roſe; ihre ſchönen ſchwarzen Augen blickten mich beſcheiden, doch wohlwollend, an. Wir ſprachen die alltäglichſten Dinge von der Welt; doch war eine Stunde dahin, ich wußte nicht, wie; ich mußte ihr beim Abſchiede verſprechen, bald wieder zu kommen, und fühlte es recht gut, daß es dieſes Verſprechens nicht bedurft hätte.

Bei Wiederholung meiner Beſuche merkte ich ſehr gut, daß das arme Malchen bey Madam Troſchel nicht zum beſten aufgehoben ſey. Denn ich fand beſtändig hier Leute, zu deren Anweſenheit mir die Stickerei, welche Madam

nach ihrem Vorgeben trieb, kein zureichender Grund dünkte. Ober- und Unter-Officiere, Farospieler und Schauspieler, Jagdjunker und Jäger, so wie Durchreisende aller Art, konnten doch unmöglich stets neue Uniformen und gestickte Gilets brauchen!

Ich suchte Gelegenheit, von meiner jungen Freundin, die mir zu Zeiten etwas nachdenkend vorkam, nähere Erkundigung einzuziehen. Aber der alte Argus ließ uns nicht aus den Augen. Ich erzählte mein Ebenteuer meinem Wirthe, einem geschorenen, ehrlichen Manne; er zuckte, da ich Madam Troschel nannte, die Achsel, und bedauerte das arme, unerfahrne Mädchen. Zugleich besann er sich, daß noch eine Madam Troschel, aber von weit besserm Rufe, im Orte sei, und gerieth selbst auf die Vermuthung, daß hier durch die Spitzbüberei des abgefeimten Lohnbedienten wol eine Verwechslung vorgefallen seyn könne.

Die Lage der Dinge schien mir dringend.

Ich beſchloß ſogleich, mich an Madam Troſchel, die Zweite, zu wenden.

Es war eben Sonntag, und ein heiterer Nachmittag. Ich fand, die ich ſuchte, in einem kleinen Gärtchen der Vorſtadt. Das Gärtchen ſchien vom Conditor gemacht; alle Gänge waren gefegt, wie eine Tenne, alle Bäume aufs genaueſte beſchnitten, alle Lazarus- und Feuerbohnenſtengel in ſchnurgerader Linie, alle Blumen an Stäben, und die Stäbe mit bunten Farben auf das zierlichſte bemalt. Zu gleicher Zeit konnte man ſich in verjüngtem Maasſtabe nach der Villa des Prinzen von Palagania verſetzt glauben; denn aus allen Ecken, und wo ſich ſonſt nur ein Plätzchen dazu fand, klotzten blau und roth bemalte Ungeheuer von Gips und Thon, welche Chineſen und, Gott weiß, was für andre Nationen, vorſtellen ſollten, einem entgegen; überall blendeten Muſcheln, Meerſterne, verſteinerte Krebſe, zerbrochne Taſſen, Corallen und Glaskugeln aus ſchmalen Buchsbaumbeetchen.

Die Wittwe ſelbſt, eine ehrwürdige Sechzigerin, ſaß, eine Brille auf der Naſe und mit Nätherei beſchäftigt, in einer Jasmin-Laube. Sie kam mir, da ich zu reden anfing, etwas ſteif, feſtlich, feierlich vor; doch je weiter ich mit meinem Vortrage rückte, deſto theilnehmender wurden ihre Züge, und, als ſie alles gehört hatte, ſchlug ſie mit vieler Rührung die Hände zuſammen. „O mein Gott!“ — ſagte ſie — „Das gute Malchen iſt meine Pathe. Geſchwind kommen Sie mit zu meinem Sohne!“

Sie führte mich in das Haus, wo, wenn dieß möglich iſt, ſelbſt die Holländiſche Reinlichkeit noch übertroffen ſchien. In einem, mit Wanduhren, Spiegeln, Schmetterlingskäſten und andern Herrlichkeiten reichlich verzierten Cabinetchen, an einem glänzend gebohnten alten Schranke, ſaß in ſeinem, großgeblumten Zitz-Schlafrocke, mit blendend weißer Friſur, einem höchſt ehrbaren Haarbeutel, und langen, wohlgeplätteten Manſchetten, ein Menſch von ohngefähr vierzig Jahren, der bei unſerm Eintritte

die Feder bedächtig aus der Hand legte, und mit forſchendem Blick nach meinen, etwas beſtaubten Stiefeln ſah, als mich aber die Mutter Herr Doctor titulirte — ſo glaubte ich, als privatiſirender Gelehrter, mich nennen zu dürfen — ganz unterthänig zum geneigten Niederlaſſen einlud.

Je mehr ich den Menſchen betrachtete, je mehr ſchien er mir nach dem Lineale gemacht. Seine Complimentirſucht kannte keine Gränzen; er ſchien ſich unendliche Mühe zu geben, die Worte aufs ſchönſte zu ſetzen, aber eben darum brachte er oft, beſonders, wenn ich ihm ſtarr ins Geſicht ſah, den tollſten Unſinn zu Markte, fing an zu ſtottern und zerarbeitete ſich, bis ihm der Schweiß von der Stirne lief.

Als ich ihm das Nöthigſte erzählt hatte, dankte er mir vor allen Dingen auf das unterthänigſte für meine gute Meinung und gehabte Bemühung, und fand es ſodann ganz abſcheulich, daß die verwünſchte, ihm gar nichts angehende Madam Troſchel accurat denſelben

Namen führe, und es wage, ein Glied seiner unbescholtenen Familie — wovon er mir beiläufig an der Wand den selbst accurat gezeichneten Stammbaum zeigte — unter ihr Dach zu locken. Die Amalie Troschel — so versicherte er — sey von guter geistlicher Herkunft — er wies mir die ganze Genealogie auf dem Stammbaume nach — und dürfe auch keine Nacht länger bei der bösen Troschel im Hause bleiben.

Hiermit stimmte denn auch die gute Troschel, seine Mutter, von ganzer Seele überein, und ich glaubte, schon alles aufs reine gebracht zu haben, als sich dem Haarbeutelherrn die Frage aufdrängte, in welches Stübchen man wol den Gast bis auf weiteres einquartieren könne?

Herr Troschel ging äußerst verlegen, tief meditirend, herum, — „Sagen Sie mir doch Ihre Meinung, liebe Mama!" — rief er endlich mit Angstschweiß — „In dem Kupferstichzimmer, wie bald ist ein Glas zerstoßen! Das Tapetenstübchen vorne heraus wärs nicht

übel; aber da hängen wieder meine Pfeifenköpfe! In der Grottenstube sind weder Tische, noch Stühle, und in der Modellkammer — nein! da ist es nun rein gar unmöglich! Jeder Schritt verursacht Staub; da darf mir niemand hinein!"

So ging es noch eine Weile, und Herr Troschel gerieth schon auf den Gedanken, Mühmchen Malchen bei dem Nachbar einzumiethen — der führe ja das Prädicat als Hoftischer; folglich könne eine Mamsell Troschel allenfalls wol dort wohnen — als die gute Mutter sich ins Mittel schlug. Diese wußte, wie ich in der Folge oftmals noch besser bemerkte, ihren grillenhaften, accuraten und eigenwilligen Sohn immer bei einer Schwäche zu fassen, und auf diese Weise stand der kleine Haustyrann unter ihrem Pantoffel.

„Wenn du den Paradiesvogel aus dem Gartenstübchen nähmst, Karlchen!" — sagte sie, wie nach langer Besinnung — „da würde Platz. Die Motten spielten ohnedieß gestern Abend

dort ſo um die Fenſter, und es wäre doch Jammerſchade, wenn der köſtliche Vogel —"

„Die Motten meinen" — ich konnte das Lachen kaum unterdrücken, und ſah ihn ſtarr an — „meinen — Paradieß — Para — Pa- deiß — Vogel —"

Zur Thür hinaus war er, und kaum hatte die Alte mir gutmüthig zugeflüſtert: „Er hat nun ſo ſeine Freude daran; er kauft alle Raritäten zuſammen" — als Karlchen ſchon, den ausge- ſtopften Vogel auf der Hand, wie im Triumph wieder einzog.

„Er iſt gerettet, Mama!" — rief er freu- dig — „Malchen, komm nun ins Gartenzim- mer! Ich will mich gleich anziehen, und das böſe Weib ſoll ſie herausgeben, oder ich will ni ht Re —" ich war begierig, was? — „Regi — Regiſtra — Regiſtrater ſeyn!"

Ich beurlaubte mich nun, und wurde von Karlchen mit unzähligen Complimenten, von der Mama mit altmütterlicher Herzlichkeit, wieder zu kommen gebeten.

Malchens Schickſal lag mir zu ſehr am Herzen, als daß ich dieß lange verſchoben hätte. Ich fand ſie das nächſtemal bei der guten Frau Troſchel; Karlchen, auf die Ehre ſeiner Familie große Stücken haltend, hatte der böſen Koſt und Miethe von Heller zu Pfennigen bezahlt, und da er gewiſſermaaßen zur hohen Obrigkeit gehörte, ſo hatte Madam Troſchel wenig Umſtände gemacht, ihm ſein Mühmchen zu verabfolgen.

Meine menſchenfreundliche Beſorgniß war nunmehr zu einer glücklichen Endſchaft gelangt, und da ich auch alles Merkwürdige der Stadt geſehen hatte, ſo war in der That kein Grund vorhanden, warum ich meine Abreiſe länger verſchieben ſollte. Deſſen ungeachtet verſpürte ich gar keine Luſt dazu. Ich ging, ſo oft es nur ſchicklich war, zu Regiſtrator Troſchels; ich ließ mir die Zeit nicht lang werden, wenn mich Karlchen in ſeinen Kabinettern herumführte, und die Geſchichten ſeines wohlfeilen Einkaufes weitläuftig referirte; ich hörte andächtig zu,

wenn mir Mama die letzte Predigt erzählte; ich — wollte jedesmal von Malchen Abschied nehmen, und ließ es immer bis aufs nächstemal ausgesetzt. Auch die allerliebste Kleine bat mich immer, zwar nicht mit Worten, doch mit den freundlichsten Augen, recht bald wieder zu kommen, und wir drückten wol zuweilen einander verstohlen die Hände.

Ohne weiter über die Ursache nachzugrübeln, war ich entschlossen, mich noch ein halbes Jährchen in Pyrmont aufzuhalten; meine Casse verstattete es noch eine Zeitlang, und weil sich nicht gleich ein Verleger fand, mein Geschriebenes zu drucken, so beschloß ich, um nicht müßig zu gehen und aus Rache, Gedrucktes abzuschreiben. Ich machte mir Auszüge aus der großen allgemeinen Weltgeschichte. Daher nächstens meine romantische Universal-Geschichte!

Und schon war wieder ein Vierteljährchen ins Meer der Zeiten dahingeflossen, als ich einmal auf das feierlichste zu Registrator Troscheis geladen ward. Karlchen feierte mit einer,

mir faſt unerklärlichen Galanterie, Malchens ſiebzehnten Geburtstag, und als am Schluſſe des Mahles die mit accurat ſiebzehn Devtſen geſchmückte Torte herumging; da erklärte er mir, als einem werthgeſchätzten Hausfreunde, auf das ausführlichſte, wiewol zu Zeiten mit einigem Stottern, daß er, mit Einwilligung der Mama, das chriſtliche Vorhaben hege, ſich mit ſeiner Jungfer Muhme zu verehlichen. Auch habe Malchen ihm ſchon dieſen Morgen das Jawort gegeben, und ſo hoch er die Ehre meiner Bekanntſchaft ſchätze, ſo ergebe ſich doch von ſelbſt —

Er konnte vor Angſt nicht endigen; ich verſtand inzwiſchen mehr, als ich wünſchte, und ſah, nicht ohne Herzklopfen, nach Malchen. Sie kritzelte hocherglühend meine Anfangsbuchſtaben auf den Teller; ſie konnte meinen Blick nicht ertragen, und ihre Augenwimpern benetzten ſich; ſie küßte, um ſich nicht allzuſehr zu verrathen, der guten hocherfreuten Alten die Hände.

Als ich mich beurlaubte, erſuchte mich Karl-

chen aufs höflichſte, unbeſchadet deſſen, was er mir habe bekannt machen müſſen, wenigſtens alle ſechs Wochen einmal einzuſprechen. Wir würden ja wol Freunde bleiben, meinte er, und — es ſei auch wegen der Nachbarn!

Ich hatte nicht Luſt, dieſen Wunſch zu erfüllen; doch nagte ein verborgner Schmerz an meiner Seele. Kaum waren die ſechs Wochen vorbei, als ich eines Abends dennoch zu Troſchels ging.

Karlchen war noch nicht von der Expedition, die Alte im Garten; Malchen öffnete mir die Thür und zitterte zurück, als ſie mich gewahr ward. Ich meiner Seits hätte ſie kaum wieder erkannt. Ihr Auge ſchien verweint, ihr Geſicht abgezehrt; ſie hatte ſich auf des Herrn Bräutigams Befehl ganz ſo altmütterlich kleiden müſſen, als Mama; das ſchöne braune Haar war rollig verſteckt, dagegen erhoben ſich die prächtigſten Palmzweige auf ihrem Kleide; ſie hätte auf die Redoute gehen können, ſobald ſie gewollt hätte!

„Wie geht's Ihnen, liebes Malchen?" — fragte ich beklommen.

„Ach endlich kommen Sie einmal" — erwiderte ſie — „endlich kann ich mein Herz einmal erleichtern. Ach, mir gehts übel, ſehr übel, lieber Freund! ſo gut es auch die Menſchen hier mit mir meinen. Ich darf mich hier nicht regen, nicht ſingen, nicht ſpringen, nicht lachen. Das eine macht Staub; von dem andern fallen die Gläſer von den Schränken, oder die Pagodchen wackeln ſich zu Schanden. Ausgehen ſoll ich auch nicht; aus dem Garten ins Haus, aus dem Hauſe in den Garten, und des Sonntags in die Gottesackerkirche, das iſt's alles! — Sonſt ſprang ich über Gräben und Wieſen —"

Ein Thränenſtrom hemmte ihre Rede. Auch kam eben Karlchen die Treppe herauf; Malchen hatte kaum Zeit, durch eine Thüre auszureißen.

Ich kann nicht läugnen, daß das herzliche, muntere Mädchen in dieſer peinlichen Lage mich ungemein dauerte; doch zu gleicher Zeit ſah ich

hier keine Aenderung als möglich. Meine eignen Aussichten mochte ich übersehen, von welcher Seite ich wollte, so widerrieth mir's die Klugheit, an eine Heirath zu denken, und was sollte ich sonst mit Malchen anfangen?

Ich schwebte mehrere Wochen ihrentwegen in unglaublicher Unruhe. Endlich konnte ich es nicht länger aushalten; ich mußte einmal wieder zu Troschels.

Ich klingelte an der Vorhausthür; niemand öffnete; ich pochte an; niemand rufte: herein. Nur ein schreckliches Jammern hörte ich in der Stube, und von Karlchens Stimme vernahm ich unaufhörlich die geflügelten Worte: „O meine Judith! mein Holofernes!"

Ich ging endlich gerade zu. Karlchen, in bloßen Hemd-Aermeln, schlug einmal über das andere die Hände zusammen; zu seinen Füßen lag eine zertrümmerte Figur, die er, wie er verzweifelnd erzählte, so eben erstanden, und die Malchen aus Unvorsichtigkeit vom Tische gestoßen hatte. Es war eine Judith; des Holofer-

lofernes Haupt hielt ſie wol noch feſt in der Hand, aber ihr eignes lag recht erbarmungswürdig zu ihren Füßen.

„Was iſt's denn nun weiter?" — ſagte ich gelaſſen. „War ſie denn von Bisquit?"

Dieſe Frage, die Karlchen nicht verſtand, brachte ihn vollends zum Raſen. „Bisquit! — Bisquit!" — rief er wild aus — „meine Figur! — Ich dächte gar Zuckerbeckerwaare!"

„Nun was denn?" — fuhr ich gelaſſen fort, und ſah ihm ſtarr unter die Augen.

„Was? Was? — Nun, Herr Doctor — ich denke doch — es war Por — Porcellin — Porcellain — Porcellan!"

Es folgte eine neue Flut von Lamenten und Verwünſchungen; ich ließ ihn ſtehen, und ging in den Garten.

Ich fand Mama in einem Gange; ſie ſchien ſehr verlegen. Sie grüßte mich von der Seite, und begab ſich in das Haus.

Ich trat in die Laube. Malchen ſaß in Thränen verſenkt, und ſchien außer ſich.

„Retten Sie mich" — rief ſie mir entgegen — „Ich halt' es hier nicht mehr aus; lieber todt, als täglich ſo gequält!"

Ihre Heftigkeit ſteckte auch mich an. Ich ſchlang meinen Arm um ſie, und drückte ſie an mich. — „Du biſt mein" — rief ich — „nicht jenes Elenden!"

„Iſt's wahr, Benjamin?" — ſagte ſie langſam, und maaß mich mit einem wehmüthigen Blick von oben bis unten — „Liebſt auch du mich, wie ich dich ſeit dem erſten Augenblicke?"

Meine Leſer und Leſerinnen! rathen Sie Selbſt das Ende. Judith und Holofernes haben mir eine Frau gegeben. In der Vorrede meines Almanachs bitt' ich ſie ſämtlich zu Gevattern!

Druckfehler im zweiten Bändchen.

Seite	29.	Zeile	8.	l. den ſt. dem.
—	29.	—	9.	l. ſchlank ſt. ſtark.
—	34.	—	2.	l. Deß ſt. Daß.
—	41.	—	1.	l. ward ſt. war.
—	256.	—	14.	l. himmliſcher ſt. himmlicher.
—	270.	—	2.	l. Vorhaben ſt. Verhalten.
—	270.	—	11.	l. vorm Himmel ſt. in Himmel.
—	276.	—	20.	l. frechem ſt. frohem.
—	283.	—	15.	l. zarte ſt. iarte.

Leben des Künstlers Asmus Jakob Carstens, ein Beitrag zur Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, von C. L. Fernow. Mit Carstens Bildniß von Lips. 8. 1806. Auf Velinpapier 3 Thlr. Auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 gr.

Diese Biographie stellt den interessanten Kampf eines genievollen Künstlers mit Widerwärtigkeiten aller Art dar, die er endlich durch seinen beharrlichen Muth glücklich überwunden und sich zu einem der vorzüglichsten Künstler unserer Zeiten ausgebildet hatte, als ihn der Tod mitten auf seiner Laufbahn übereilte. Der Verf., Carstens vieljähriger Freund und Gefährte in Rom, hat dieses Leben mit steter Hinsicht auf des Künstlers fortschreitende Bildung durchgeführt, und eine Menge lehrreicher Betrachtungen über die bildende Kunst eingewebt, so daß es sich dadurch für Künstler und Liebhaber der Kunst nicht blos zu einer interessanten Lectüre, sondern auch zu einem nützlichen Studium eignet. Statt jeder weiteren Empfehlung begnügen wir uns das in No. 147 der Jen. Aug. Litt. Zeitung von den Weimarischen Kunstfreunden über dieses Werk gefällte Urtheil hier anzuführen: „Solchergestalt, — heißt es daselbst, — glückte es dem Verf. ein Ganzes, einen Charakter aufzustellen, wie bisher noch von keinem andern Künstler geschehen ist. Wir sind demnach wohl befugt, diese Schrift als einen wahren Gewinn für die Literatur der Kunst und unter Bedingungen als musterhaft anzusehen." — Das von dem Verf. gezeichnete, und von Lips meisterhaft gestochene, ähnliche Portrait des Künstlers wird sich als eine zweckmäßige Zierde des Buches durch sich selbst empfehlen.

Interessante Anekdoten, Charakterzüge und merkwürdige Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen. 3r Bd.

Auch unter dem Titel:

Hiſtoriſche Gemälde, in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menſchen. 15r Bd. Mit 1 Kupf. von Jury. 8. 1807. 1 Thlr. 8 gr.

Inhalt: Bertrand du Guesclin. Nic. Friedr. v. Steiger, geweſener Schultheiß der Republik Bern. Züge aus dem Charakter Ganganelli's. Kilian Keſſelring; Beiſpiel von Heroismus. Anekdote aus Colberts Leben. Intereſſanter Wahnſinn. Prinz Taimond. Die Macht des Gewiſſens, oder der Hundsſattler und der Weber. Beiſpiel einer faſt unerhörten Verwilderung. Giov. Battiſta Lully. Anekdoten von Voltaire. Kienkong, Kaiſer von Sina. Beiſpiele weiblicher Seelengröße. Wallgrave. Metha von Zehren; ein Beiſpiel von der Gerechtigkeitspflege im 17ten Jahrhundert. Anekdoten aus der arabiſchen und ſpaniſchen Geſchichte. Der Cardinal Farneſe. Vamina Ornano. Der gerechte Betrug. Der Graf von Bergennes. Der Amerikaner Bowles. Einige Züge aus Deſair's Leben. Combreuil. Adam Lux. Der Mörder und Selbſtmörder Bramre. Ein Beitrag zu dem Kapitel von Ahndungen. König Auguſt II. von Polen und ſein Kammerdiener. Oktavia, Schweſter des Kaiſers Auguſtus. Mary, die Gaſtwirthstochter — und mehrere Anekdoten.

Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte der Reformation. Auch ein Beitrag zum Denkmal Luthers und ſeiner Mitarbeiter. Von Joh. Georg Müller, Profeſſor zu Schaffhauſen. 2 Theile.

Bey dem Verleger dieses und in allen Buchhandlungen sind folgende Bücher zu haben:

Nadir Amida, König von Persien. Trauerspiel in 6 Akten, von J. S. Siegfried (Verfasser von Siama und Galmory). Mit einer Titelvignette nach Schnorr von Böhm. gr. 8. 1807. Auf Velinpap. 1 Thlr. 18 gr. — auf Druckpap. 1 Thlr.

Die ausführliche und gründliche Beurtheilung dieses dichterischen Kunstwerks in der Zeitung für die elegante Welt, hat bereits das Publikum damit bekannt gemacht. Indessen möge hier noch das kurze und treffende Urtheil eines kompetenten Richters, dem es im Manuscript mitgetheilt wurde, seinen Platz finden: „Einiger kleinen Mängel ungeachtet, ist das „Ganze von großer, ausgezeichneter Schönheit, und mehrere Scenen dürfen sich getrost neben „Shakespeares König Lear stellen. Den zweifle „nicht im Mindesten, daß es, nach einigen nothwendigen Abkürzungen, bei der Aufführung einen tiefen, „erschütternden Eindruck machen müsse ꝛc.“

Kurzgefaßtes Handwörterbuch der Musik für praktische Tonkünstler und für Dilettanten, von H. Ch. Koch. gr. 8. 1807. 2 Thlr.

Der, durch sein großes musikalisches Lexikon, so wie durch mehrere Schriften in diesem Fach bereits rühmlichst bekannte Verfasser, wurde zu der Bearbeitung dieses Handwörterbuchs, durch einen von fremder Hand angedrohten Auszug aus seinem großen Lexi-

ten, veranlaßt. Ein solcher Auszug hätte nicht anders als sehr mager und unbefriedigend ausfallen können, da in jenem größern Werk, das hauptsächlich der Theorie gewidmet ist, die in die praktische Musik einschlagenden Artikel sehr zusammengedrängt sind. Der Verfasser entschloß sich daher zur Herausgabe dieses Handwörterbuchs, in welchem er folgendes geleistet hat: 1) Sind alle Artikel, die den praktischen Theil der Kunst zum Gegenstande haben, so vollständig ausgeführt, als es der Umfang des Werks erlaubt; 2) sind die Artikel, die sich auf die Kunstgeschichte beziehen, ausführlicher bearbeitet als diejenigen, welche die Technik zum Gegenstande haben; 3) sind alle in die Theorie einschlagenden Artikel zwar kurz ausgeführt, doch so, daß unter den zu einem besondern Theile der Theorie gehörigen Artikeln, die Uebersicht eines solchen Theils nicht zerstört worden ist; endlich sind 4) mehrere zur Aesthetik gehörende Ausdrücke, die in dem größern Werke fehlen, mit kurzen Erläuterungen versehen, aufgenommen worden.

Blüthenblätter. Von dem Verfasser der Hesperiden. Mit 1 Kupf. von Jury. 8. 1807. 1 Thlr. 18 gr. Auf holländisches Postpapier 2 Thlr. 12 gr.

Der Verfasser dieser lieblichen, einfachen Erzählungen ist dem Publikum bereits so vortheilhaft bekannt, daß eine lobpreisende Anzeige derselben überflüssig wäre. Wir zeigen daher blos den Inhalt dieser Sammlung an.

I. Kara Emenau. II. Eugenia. III. Elias und Flore; ein Mährchen. IV. Die Freier. V. Lienhard; eine Scene aus den Ungluckstagen der Schweiz. VI. Das Bildniß. VII. Bettina.

Auch unter dem Titel:

Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen. 3r und 4r Theil. gr. 8. 1806. 3 Thlr. auf engl. Druckpap. 4 Thlr.

Inhalt: Allgemeine Bemerkungen über die Geſchichte der Reformation. I. Epochen der Reformation. II. Allgemeines Bedürfniß einer Kirchenverbeſſerung. III. Grundſätze des Proteſtantismus in Betreff der Lehre, der Kirchenverfaſſung, der Kirchengüter. Schickſal der letztern. IV. Methode der Reformatoren. V. Beförderungsmittel der Reformation. Freude des Volks darüber; Eifer des Adels und mehrerer Fürſten für ihre Verbreitung; Benehmen des Kaiſers; Katholiken, die ihr günſtig waren; Apoſtaten von der proteſtantiſchen Kirche. VI. Charakter, Sitten, Grundſätze, Lehr- und Handlungsweiſe der Reformatoren. VII. Benehmen der Gegner der Reformation. VIII. Bemühungen der Friedensſtifter. IX. Von einigen der wichtigſten Folgen der Reformation. — Die Anhänge zu beiden Theilen enthalten höchſt intereſſante hiſtoriſche Erläuterungen, Anekdoten, Briefe ꝛc.

Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts aus dem Geſichtspunkt der Humanität. Erzählt von J. G. Gruber. 1ſter und 2r Band. 1807. 2 Thlr. 20 gr.

Bei weitem nicht ſo zahlreich ſind die Verſuche, in der Weltgeſchichte den Gang der Bildung des Menſchengeſchlechts nachzuweiſen, als daß ein Werk wie das gegenwärtige nicht eine erfreuliche Erſcheinung ſeyn ſollte. Es enthält eben ſo wenig bloße Erzählung der Begebenheiten, als, nach Art der Geſchichten der

Menschheit, bloße Aufstellung der Resultate und de
gegründete philosophische Betrachtungen; sonder
sucht die Vortheile der erzählenden mit denen der
trachtenden Methode zu vereinigen. Eine mäßige
zahl von Bänden, die einander ununterbrochen fo
sollen, wird das Ganze zu einem gefälligen
buche machen.

P. O. germ. 713 f

Kind

MALERISCHE SCHAUSPIELE.

No. I.

VAN DYCKS LANDLEBEN.

VAN DYCK'S

LANDLEBEN.

VON

FRIEDRICH KIND.

Zuerst aufgeführt auf dem Königlichen Theater
zu Dresden am 11. November 1816.

Mit sechs Kupfern.

LEIPZIG
bei Georg Joachim Göschen 1817.

DRESDEN'S

KUNSTLIEBENDEN

BEWOHNERN

GEWIDMET.

Ein Fremdling zog ich ein in Dresden's Auen,
Durch regen Fleifs mein kleines Glück zu gründen,
An hoher Kunst die Seele zu entzünden,
Liefs das Getrieb des Lebens sie erlauen.

Mir ward's zu Theil, das Herrlichste zu schauen,
Den Edelsten von Euch mich zu verbünden,
Ein treues Weib in Leid und Freud' zu finden —
Hier fand ich Liebe, Freundschaft und Vertrauen.

So folg' ich denn der alten Meister Sitte! —
Wo mich die zweite Vaterstadt umfangen,
Sei dieses Weihbild dankbar aufgehangen!

Stets blühe Glück und Ruhm in Eurer Mitte;
Stets mag zu Euch des Wandrers Sehnsucht wallen,
Wie zu der Kunst, des Gastrechts, Tempelhallen!

F. Kind.

V O R S P I E L.

PERSONEN.

PETER PAUL RUBENS, (geb. zu Cölln 1577.)

HELENA FORMAN, seine zweite Frau.

ALBERT, } seine Söhne.
PAUL, }

VALVEKEN, ein alter Diener } in Rubens Livree.
LIN PAGE }

Das ganze Stück spielt vom Sonntags-Nachmittag bis zum folgenden Mittag. — Zeitalter ungefähr das Jahr 1620.

Antwerpen.

Säulensaal mit zwei Flügelthüren und einem Kamin. Gröfsere und kleinere Gemälde von Rubens und seinen Schülern an den Wänden aufgehängt und angelehnt. Unter den erstern das Brustbild der Helena Forman, von Rubens, und ihr Bild in ganzer Figur, von Van Dyck. Im Vorgrunde seitwärts eine Staffelei; darauf, von den Zuschauern abgewendet, ein grofser Blendrahm. Davor ein Armstuhl und ein niedriger Sessel, auf welchem Palette und anderes Malergeräth liegt. Tiefer im Hintergrunde zwei marmorne Pfeilertischchen.

ERSTER AUFTRITT.

RUBENS. VALVÉKEN. 1) Später ein PAGE.

Rubens,

in kostbarer Kleidung, mit goldener Halskette, vor der Staffelei stehend, nicht mit dem Kreidestift hastig einige Umrisse.

Valvéken

bringt auf silbernem Credenzteller einen geschliffenen Weinrömer, Confituren und Früchte.

Die gnäd'ge Frau schickt Euch den Nachtisch, Herr'

Rubens

bemerkt ihn nicht, tritt aufschauend von der Staffelei zurück, und starrt grad vor sich hin.

Valvéken.

Ihr seid auch gar zu eifrig — Ja, wer's hörte!

Setzt achselzuckend den Credenzteller auf einen Pfeilertisch und geht ab.

Rubens

zieht, ohne es zu wissen, Linien in die Luft.

Page,

einen Brief in der Hand, schaut zur Thür herein, macht ein Geräusch und geht kopfschüttelnd wieder ab.

Kurzes Geläut, das zum Nachmittags-Gottesdienst ruft.

Rubens

horcht auf, versinkt aber augenblicklich wieder in sich selbst.

ZWEITER AUFTRITT.

RUBENS. HELENA. *)

Die Thüren werden geöffnet. Helena, zum Kirchgange angekleidet, mit Kopfschleier, Straußenwedel und einer Bügeltasche, worin ein Gebetbuch steckt, tritt ein.

Helena.

Rubens! — Er hört mich nicht —

Tritt näher und legt sanft die Hand auf seine Schulter.

Mein lieber Rubens!
Du brachtest deinen Morgen mit zu Tisch',
Und stand'st so plötzlich von der Tafel auf.

Rubens,

wie erwachend, doch ohne sich umzusehen.

Schon gut! Heut' nicht! Auf morgen nehm' ich's an.

Helena.

Ich bin es, Trauter!

Rubens,

etwas verdrießlich.

Ah!

Sanfter.

Willkommen!

Zerstreut, wie auf einen zweiten Stuhl deutend.

Setz' dich!

Wir sprechen gleich.

Die Hand an der Stirn, wie vorher in die Luft starrend.

Was sagt man Neues?

Helena,

mit feinem Lächeln.

Nun,

Ein Amsterdamer Schiff war eingelaufen,
Mit Indischem Gewürz für Rubens' Küche —

Pause. Er sieht schnell nach ihr zurück.

Rubens.

Warst du schon auswärts — ?

Helena.

Du bist's, lieber Freund!
Nicht Rubens ist bei mir, sein Körper nur.

Rubens,

sich sammelnd und bald mit Wohlgefallen sie betrachtend.

Wohl wahr, mein Kind! Ein grofs gewaltig Bild,
Das ein'ge Tage schon mir vorgeschwebt,
Trat bei der Mahlzeit leuchtend vor den Blick',
Steht vor mir — sag' ich lieber: stand —
Und was ich fruchtlos schon so oft verfolgt —
Die spröde Nympho Daphne, die sich stets

Dem Glühenden zum Lorberbaum verwandelt —
Das wähnt' ich schon mit nerv'gem Arm zu halten.
Den Geist mein' ich, verschmelzt mit üpp'ger Fülle,
Erhabenheit mit wundergleicher Pracht.

Helena.

Es thut mir herzlich leid, wenn ich dich störte.
Doch —

Rubens,

zwischen Ernst und Milde getheilt.

Künstler stört man immer! Muſs es seyn,
So lieb' ich mir so schöne Störerin! —
Nun, setz' dich doch, holdsel'ge, sanfte Blonde! —
Da dürft'st du selten, nimmer mich besuchen;
Denn weit gesell'ger ist die Einsamkeit,
Als oft der Thronensaal. Geschaffne, halb-
Geschaffne, ganz noch körperlose Wesen,
Mit Geisterwink Gestaltung von mir heischend,
Umringen mich — vom Augenblick erzeugt,
Mit ihm versinkend in das ew'ge Nichts.
Sie schmiegen freundlich sich an's Herz — entführten
Auf ros'gem Wagen mich auch heut' dem Gram.

Helena.

Was ist dir, Theurer? Ein'ge Monden schon
Sah ich getrübt oft deine heitre Stirn.

Gekrönt mit Ruhm, von Herrlichkeit umringt,
Scheinst Unmuth du, scheinst Sorge du zu nähren,

Mit sanftem Vorwurf.

Und mir entziehst du, was mir halb gehört.

Rubens.

Vergafsest du so gänzlich des Van Dyck?
Sonst warst du seine warme Schützerin,
Besonders seit er diefs dein Bild gemalt. [3])

Tritt mit übergeschlagenen Armen davor hin.

Ein sprechend, herrlich Bild! Wie frisch! wie wahr!
Das Auge wähnt des Sammets Flaum zu fühlen,
Die Federn wallen kräuselnd in der Luft!

Helena.

Ich läugn' es nicht, ich liebe diesen Spiegel.

Rubens.

Ei nun, geschmeichelt hat er darum nicht!

Mit erzwungener Laune.

Ich habe dich doch wahrlich auch getroffen;
Doch nie ward meiner Arbeit gleiche Gunst.

Helena.

Du scherzest, Freund! — Doch hätt' es auch den Schein,

Ihre Augen an seiner Brust verbergend.

Du mahlst mich oft, dafs ich vor mir erröthe. [4])

Rubens.

Schön ist die Scham, doch unbekannt der Kunst.
Natur, die Reine, braucht des Schleiers nicht.

Helena.

Du bist hier Richter. Doch, mein Rubens, sprich:
Ist Vandyck krank? erhielst du schlimme Botschaft?

Rubens.

Ich habe keine! Nicht ein Blatt von ihm,
Seitdem ich ihn aus meinen Armen liefs!
Lang blickt' er sehnend nach Italien,
Und täglich höher schürt' ich selbst die Flamme
Durch Welscher Meister fabelgleichen Ruhm;
Doch hielt's ihn hier wie mit geheimem Band.
Gewaltsam endlich siegte sein Entschluss;
Ich gab ihm Briefe und mein milchweifs Rofs,
Das schönste meines Marstalls; wie ein Vater
Verfolgt' ich ihn beim Scheiden mit den Augen. [5])
Soll ich ihn nimmer wieder seh'n? wo ist er?
Von Welschland aus versprach er mir Bericht.
Noch ist kein Brief gekommen; meine Freunde,
So sehr sie forschten, hörten nichts von ihm.

Helena.

Der Arme! sollt' ein Unfall auf der Reise —

Rubens.

Er ist wohl kräftig, doch auch leichten Sinns;
Wild ist der Schimmel, Er ein toller Reiter;
Schon an der Gränze lauert Raub und Mord
Dem sichern Wandrer dort im Hohlweg auf.
Wär' er dahin in seiner Jugendschöne,
Er, meine Hoffnung? — Schrieb nur Nanni wieder!

Helena.

Wie, Lieber? ei, so bring' ich dir wohl Freude,
Und Ahnung gab mir's ein, zu übernehmen,
Was keiner von den Dienern wagte, ob
Der Glocken Hall mich schon zur Vesper rief.
Ein Reitender bringt diesen Brief aus Brüssel,
Vom Ritter Nanni —

Rubens.

Ah! von Brüssel aus?

Es wird zum zweiten Mal geläutet.

Helena

nimmt den Brief aus der Bugeltasche und übergiebt ihn.

So sagt der Bote, ja!

Rubens,

mit ausbrechender Freude.

Kommt er wohl selbst? —
Schon längst gedacht' er einer fernen Reise —

Sah wohl Van Dyck? schickt Briefe mit von ihm?
Nun mufst du bleiben, Beste! Lafs sie läuten!
Die Freundschaft auch ist Gott ein lieber Dienst,
Und was mir Nanni ward —

Er klingelt. Der Page tritt schnell ein.

Nur abgespannt!
Die Frau fuhr nicht zum Dom.

Page ab.

Komm, Helena!
Und lafs mich frei dein Aug', dein Goldhaar schau'n,
Die Rose, die sich lieblich drin verbirgt!
Hier, Frauchen, setz' dich zu mir —

Er hat ihr indessen Schleier, Handschuhe und Gebetbuch abgenommen, und sie auf den Armstuhl genöthigt. Dann wirft er das Geräth vom Sessel und setzt sich, das Siegel aufreifsend, zu ihr.

Helena,

ihn zärtlich umschlingend.

Trauter Rubens!
An Kunst ein Gott, an Innigkeit ein Kind!

Rubens.

Nun höre, hör'! Ja, ja, 's ist Nanni's Hand!

Liest.

„Mein edler, theurer Raphael von Flandern!
„Ich bin in Brüssel, wie Figura zeigt,

„Und sende schnell den Trost, dafs Vandyck lebt.“ —
Er lebt, mein Sohn! wie leicht wird mir's um's Herz! —
„Lebt, sag' ich, wenn das Rubens Leben nennt,
„Den eignen und des Meisters Ruf entehren.“ —
Was ist das? Gott! les' ich denn wirklich recht? —
„Indefs du längst im Land der Kunst ihn wähnst,
„Indefs ich selbst die Reise lang verschoben,
„Des Jünglings harrend, den der Freund empfahl,
„Schwelgt er zu Savelthem in Müssiggang,
„Und eine Bauerdirne ist die Circe,
„Die ihn im Zaubernetz der Liebe hält.“ —

Er springt auf.

Zu Savelthem? Unwürd'ger! Rasender!
Lies, Helena! Denn mich ergreift der Zorn.

Helena.

„Obschon er seine Schmach in's Dunkel barg,
„Den Namen, den man schon nach Rubens nennt,
„Verschwiegen hielt — so ist es doch verlautet —
„Und, irr' ich mich nicht ganz, so — “

Sie überblickt die folgenden Zeilen und hält verlegen inne.

Rubens.

Weiter! weiter!
Ich will es so, verlange keine Schonung!

Helena.

„So flüstert's bald ganz Brüssel sich in's Ohr,
„Wie er das grofse Reisegeld verpraſst — "

Rubens,

hastig auf und abschreitend.

Ganz Brüssel, ja! und bald ganz Niederland!

Helena.

„Wie er mit Knecht und Magd den Reihen führt,
„Und deine Neider selbst, die doch zuvor
„Es still verstreuten, als entferntest du
„In ihm des Ruhmes Stütze, den Rival,
„Bedauern nun — "

Rubens.

Ich kannte das Gerücht;
Ich trug es ruhig. Nenn' es Demuth nun,
Nenn's Stolz, ich kannte nie die Eifersucht.
Mich macht' es lachen — doch bedauern soll
Man Rubens nicht!

Er reifst schnell das Bild von der Wand und wendet es um.

Hinweg hier aus dem Blick!
Hinweg aus meinem Herzen den Verlornen!
Nein! keinen Jünger hatt' ich, keinen Sohn!

Helena.

Beruh'ge dich, mein Rubens! Du bist bleich,
Indefs dein Auge düstre Blitze sprüht —

Rubens.

Schweig', dafs ich nicht zuletzt an dir auch zweifle!
So schwarzer Undank, so belohnte Liebe!
Ich sah in ihm den Phönix neu verjüngt,
Wenn ich einst sterbend in die Flammen sänk;
Der Schüler Erster war er mir, mein Freund!
Was ich nach manchem langen Irrweg' fand,
Ich barg's ihm nicht! „Geh," sprach ich noch beim Scheiden,
„Und gröfser noch, als Rubens, komm zurück!"
Ich grämte mich, beweint' ihn schon als todt,
Sah oft des Jünglings Bild im Traum der Nacht
Geschleift vom wilden Rofs zum Abgrund hin,
Verblutend unter der Banditen Dolchen — .

Helena.

Nun erst versteh' ich, was dich so verfolgte!

Rubens.

Und Er weilt in der nahen Herberg' noch,
Ruht seit der ersten Tagreis' viele Monden,
Verschwelgt die Jugend bei des Pöbels Lust,
Entehrt sich selbst — so tief schon in die Schmach,

In seines Unwerths Schaamgefühl versunken,
Dafs er's nicht wagt, sein Leben mir zu melden!

Helena.

Er hat gefehlt, und schwer; ich läugn' es nicht;
Doch wünscht' ich sanfter deinen Sinn zu seh'n,
Dafs Menschenhafs dir nicht im Herzen niste.
Du bist ja sonst so nachsichtsvoll, so mild —
Sieh! lange schon priefs mir der mächt'ge Ruf
Den Fürst der Maler, dem im Rath der Fürsten,
Fast ihnen gleich, so Sitz, als Wort gehöre. [6])
Du kehrtest heim; du warbst um meine Hand;
Du sandt'st mir Perlen, wie der Orient
Für Königstöchter selten niederthaut —

Rubens.

Das Seltne nur durft' ich zum Mahlschatz bieten
Der Günstlingin des Glücks, wie der Natur!

Helena.

Ich sah dich selbst; ich mufste dich verehren,
Zu lieben wagt' ich, Herrlicher! dich nicht,
Ich, nur ein Veilchen vor der Sonne Glanz.
Da hört' ich einst von deiner Jugendzeit,
Wie deine kranke Mutter nach dir sehnte —

Rubens.

Was soll das jetzt? O meine edle Mutter!
Wenn mir dein heil'ges Schattenbild erscheint,
Wird mir so wohl! du bringst den Himmel mit!

Helena.

Wie du in frischer Jugendfülle da,
Umtanzt von Genien des Ruhms, der Freude,
Der Künste seel'gen Göttersitz verliefsest —

Rubens.

Ich fand sie nicht mehr! nicht an meiner Brust
Brach jenes Aug', das oft um mich geweint!

Helena.

Wie da der Welt du lange Zeit entsagtest,
Und, flüchtend in der Wissenschaften Arm,
Einsiedlerisch nur Deiner Trauer lebtest,
Ein Mönch fast, in dem Düster der Abtei. 7)
Das fiel so tröstend in mein zagend Herz,
Dafs ich dich zärtlich lieben konnte, mufste!
Die Jungfrau, die nur schüchtern nach dir sah,
Stand näher nun dem treuen, frommen Sohne.
O ganz gewifs war das ein trefflich Weib,
Die so dein Herz gewann, du hoher Mensch!

Rubens.

O wohl war sie's! Weht euern schönsten Duft,
Ihr Blüthen, auf ihr Grab! — Streng war mein Vater, [8])
Ein lebensfroher Knabe war ich selbst,
Und nahm zu oft den Rothstift statt des Buchs.
Wie da sie liebreich bat, des Vaters Zürnen
Mit sanftem Flehn, mit süfser Rede sühnte —

Helena.

Nun, Rubens, lafs mich Vandycks Mutter seyn!
Er ist verwaist; er war dir stets so werth;
Er ist nicht bös' —

Rubens.

Du kennst die Zauberfäden,
An welchen du mein Herz nach Willkühr lenkst.
Willst du mich weich seh'n, denkst du meiner Mutter!

Helena.

So wirkt ja stets der Todten Tugend fort! —
Vielleicht ist auch so arg nicht sein Vergehn,
Vergröfsert durch verläumd'risches Gerücht,
Die Frucht nur feur'gen, leichten Jugendsinns.
Drum lafs —

Rubens.

Es sei! fahr' fort, den Brief zu lesen;
Wer weifs, ob nicht ein Hoffnungsstrahl sich zeigt!

Helena.

„Sei aber drum getrost, mein theurer Rubens!
„Nicht triumphiren soll man über dich,
„Beschimpft dich nicht im liebsten Lehrling seh'n."

Rubens.

Wie meint er das? wie denkt er das zu wenden?

Helena.

„Schon hab' ich Alles reiflich überdacht,
„Und, so's mein hiesiges Geschäft erlaubt,
„Bin künft'gen Sonntag ich in jenem Dorf" —

Rubens

beugt sich über sie und sieht nach dem Datum.

Wann schrieb er das? — Das wär' wahrhaftig heut'!

Helena.

„Van Dyck nach Welschland dennoch zu entführen,
„Sei's nun durch Überredung, mit Gewalt."

Rubens.

Ha, feur'ger Alter, dran erkenn' ich dich!

Helena.

„Bald hast du Nachricht dann, falls nicht Freund Rubens,
„Um Nanni und Van Dyck nochmals zu seh'n,
„Zu einem Ausflug sich entschliefst. Leb' wohl!" —
Was sinnst du, lieber Rubens?

Rubens.

Was? Ihn seh'n?

Helena.

Du wollt'st ihm nicht vergeben, wenn voll Reue
Zum Edleren er wiederkehrt?

Rubens.

Der — Schwache!

Helena.

Nicht Nanni seh'n, den wackern Röm'schen Freund?

Rubens.

Ja ihn! Doch Vandyck — Nimmer! Nimmermehr!

Helena

mit schmelzendem Tone.

Ich bitte dich darum.

Rubens,

ihr die Hand reichend.

Ich will's bedenken!

DRITTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. ALBERT und PAUL, einen am Faden flatternden Stieglitz in der Hand, springen herein.

Albert. 9)

Vater! sieh' nur —

Paul.

Sieh' nur, Mutter!

Rubens.

Was woll'n die Jungen jetzt? Auch sie sind wild —

Albert.

Welch ein schöner bunder Vogel!
Denk', den haben wir gefangen —

Paul.

Hättest es nur sehen sollen,
Wie das kleine Herz ihm pochte —

Albert.

Wie er flatterte im Sprenkel,
Den im Garten wir gestellt.

Rubens.

Er ist noch jung, er wünscht die Freiheit sich.

Helena,

mit Bezug.

Wie Jugend immer! Sagst du es doch selbst!

Rubens.

Drum soll kein Mädchen sie am Faden halten!
Ist man beweibt, so fügt man sich, wie's geht. —
Ei, lafst den Vogel wieder los, ihr Knaben!
Im Käfig könnt' er sterben —

Paul

drückt den Vogel an sich.

Meinst du, Vater?

Rubens.

Was hilft er Euch? Kommt, laßt ihn wieder los.

Greift darnach.

Albert.

Er ist doch unser —

Paul.

Er ist gar zu schön!

Helena.

So mahlt Euch einen, Kinder!

Albert.

's wird nicht hübsch!
Ja, wär' noch Vandyck hier, der thät es wohl.

Paul.

Der hatt' uns gar zu lieb.

Nimmt Rubens Hand.

Er bleibt recht lange.

Rubens macht sich von ihm los und sieht nachdenkend.

Albert,

die Mutter auf die Seite ziehend.

Hör', Mutterchen, wenn du's dem Vater sagtest;
Wenn der uns einen mahlte —

Paul,

auf der andern Seite.

Dann möcht's seyn!

Rubens.

Was wollen sie?

Helena.

Du sollst des Vogels Freiheit
Mit deinem Pinsel selber ihm erkaufen.

Rubens,

lachend.

Top! mir gefällt der Einfall! 's ist ein Wort,
Ich mahl' den Vogel und Euch selbst dazu. [10])

Albert.

Gieb uns die Hand drauf!

Rubens.

Trau'st des Vaters Wort
Du nicht allein?

Albert.

Du hast so viel im Kopf,
Und da vergils't du's —

Paul.

Ei, du gabst der Mutter
Ja auch die Hand, als wir in's Zimmer traten.

Rubens.

Hast wieder Recht! da, da!

Giebt ihnen die Hand.

Helena,

rasch bittend.

Und mit der Reise?

Rubens.

Mich zu bedenken, hab' ich nur gelobt!
Jetzt kommt, den Vogel zu befreien —

Die beiden Knaben wollen ihn zum Fenster hinaus lassen.

Nein!
Ihr müßt es sehen, wie zum nächsten Zweig
Er fröhlich fliegt, sein Freiheitsliedchen zwitschert!
Wir alle woll'n zum Garten, denn ich sehne
Mich selbst hinaus in frische Gottesluft.
Wie lang', so weht die Silberlinde Duft,
Und —

Lächelnd auf die Staffelei deutend.

Jenes Bild, das du der Welt entzogen,
Kehrt wieder auf des Abends Purpurwogen.

Die Kinder springen voraus. Rubens mit Helena Arm in Arm ihnen nach.

VAN DYCKS LANDLEBEN.

IN FÜNF AUFZÜGEN.

PERSONEN.

RUBENS.

ANTON VAN DYCK (geb. zu Antwerpen 1599.)

RITTER NANNI, ein Römer.

PAOLA, dessen Nichte.

HUMPRECHT, Schöffe zu Sevelthem.

LENCHEN, seine Tochter.

ANNA, ihre Base.

NICLAS, ein junger Bauer, Lenchens Verlobter.

MARTHA, dessen Mutter.

LUCAS, Wirth zum Löwen.

URSEL, seine Frau.

THOMAS, Organist.

EIN MÄDCHEN und EIN KNABE, dessen Enkel.

DROOSTEN, Wachtmeister.

VELTEN, JACOB, JOST, } gemeine Reiter.

CYRIAX, ein Zahnarzt.

CASPAR, sein Bursch.

EIN STALLKNECHT, in Rubens' Livrei.

EINE JUNGE MOHRIN, in Paola's Diensten.

DREI BAUERN.

MEHRERE BAUERN, SPIELLEUTE, KINDER, und andere NEBENPERSONEN.

ERSTER AUFZUG. [1])

Savelthem,

ein Dorf in der Gegend von Brüssel.

Freier Platz vor der Herberge zum Löwen, die durch Schild und Stange mit dem Weinkranze bezeichnet ist. Nahe am Hause, der Thür rechts, ein Gerüst für die Musikanten. Darunter leere Tonnen und kleinere Fässer, aus welchen gezapft wird. Im Mittelraume Tische und Bänke. Weiter vorwärts unter Bäumen ein Rasensitz.

ERSTER AUFTRITT.

Drei Bauern trinken und schmauchen; zwei andre spielen im Brett. Wachtmeister DROOSTEN, mit Küraß und Blechhaube, an einem Tisch trinkend. NICLAS, VELTEN und JACOB spielen Karte. JOST steht hinter NICLAS und verräth seinen Kameraden durch ausgestreckte Finger die Karte. CYRIAX ist mit CASPAR beschäftigt, links der Thür mit Stangen und Tüchern seine Bühne aufzuschlagen. Ein Schubkarren mit Requisiten steht daneben. — Gleich darauf URSEL, die lauschend in die Thür tritt, zu welcher einige Stufen führen.

Cyriax.

Immer noch höher mit den Stangen hinaus, Caspar! Wer sich selbst klein macht, bleibt ein Wurm. Eine Wachsleinwand aufrichtend, worauf ein Gerippe gemalt ist. So! dafs Jeder sehe, was ohne Rath und That aus ihm wird! — Wo hast du das Krokodil?

Ursel,

mit untergestemmten Armen hitzig hinzutretend.

Nein! sagt mir in aller Welt, was das werden soll?

Cyriax.

Das seht ihr ja, Frauchen! Ein *theatrum medicum.*

Ursel.

Das wäre! Und für wen denn?

Cyriax.

Könnt ihr fragen? Für den hochberühmten Doctor Cyriax, der ich selbst bin —

Ursel.

Und das soll hier stehen?

Cyriax.

Der bei Bauern und Bürgern, bei Jungfern und Wittwen, bei geistlichen und weltlichen Potentaten,

wegen seiner probatesten Arzeneien im höchsten Respect steht!

Ursel.

Seid ihr verwirrt? Glaubt ihr, dafs ich das leide? Hier, an unserm ehrlichen Hause?

Cyriax.

Es ist eine Ehre für das ehrliche Haus!

Ursel.

Ihr wollt mir solch Ungeziefer und den leibhaften Tod vor die Nase setzen? Hier? Hieher?

Cyriax.

Allerdings hier, just hieher, expreſs hieher, wo das ganze Dorf zusammen kommt, wo Jeder, der sich mit euerm sauern Getränk vergiftet, alsbald die probatesten Gegenmittel zur Hand haben muſs!

Ursel.

Das wär' mir so, ihr Zahnarzt, ihr Quacksalber, ihr Pillendreher, ihr Doctor ihr! Wer hat euch erlaubt, im Dorfe auszustehen?

Cyriax.

Ich habe Concession vom Herrn Schöffen. „Herr Doctor!“ hat er gesagt — „heut' ist ein Freuden- und gleichsam ein Kirchweihfest. Heut' ist Alles erlaubt, was ehrlich und löblich ist.“

Ursel.

Was geht das mich an? Hat's euch der Herr Schöffe auch für's Dorf erlaubt, über mein Haus hat er nicht so viel zu sagen! Fängt an, die Stangen nieder zu reißen. Hier bin ich Schöffe!

Erster Bauer.

Sie hat Recht, Frau Gevatt'rin! Sie braucht's nicht zu leiden. Dafür ist das Gemeindehaus da!

Ursel.

Marsch, Marsch ans Gemeindehaus! Dort trieben von jeher die Affen- und Bär-Führer, und solch Gesindel ihr Wesen.

Zweiter Bauer.

Ja, seit Menschengedenken! Das ist der eigentliche Platz dazu.

Cyriax.

Nun, nun, wenn's so ist, so brauch' ich auch nicht hier zu stehen. Pack' ein, Caspar!

Ursel.

Macht, dafs ihr fortkommt, ihr Landläufer! den Tod könnte man kriegen vor Arger. Packt euch! Marsch! Marsch!

Caspar

hat eingepackt, und macht sich fertig, mit dem Schubkarren fortzufahren.

Xantippe!

Cyriax

pfeift, und dreht sich im Abgehen um.

Liebes Frauchen! Wertheste Frau Ursula!

Ursel.

Was soll's noch?

Cyriax.

Wenn ihr etwa einen hohlen Zahn kriegt, tragt mir'n nicht weiter! Mit der Grimasse gewaltsamen Zahnausbrechens. Ihr sollt's gratis haben! Mit Caspar ab.

ZWEITER AUFTRITT.

DIE VORIGEN ohne CYRIAX und CASPAR.

Droosten

hebt den Krug und klopft mit dem Deckel.

Frau Wirthin! He, noch eins! Eure Krüge laufen aus.

Ursel.

Das kennt man an euch Herren! Wenn's nur bekommt!

Droosten

schlägt sich auf den Bauch.

's geht mit!

Ursel.

Gleich sollt ihr haben! Geht.

Velten zu Niclas.

Ja, Fursch, hier sitzt Kreuzdaus noch! der Salz ist mein. Streicht ein.

Niclas, wild.

Was thut's! Ich dopple! Setzt.

Jacob,

Kurze gehend, gegen Jost ein Gesicht ziehend.

So recht! Immer frisch! Singt.

Junges Blut!
Frischer Muth
Ist bei Spiel und Mädchen gut!

Niclas

schlägt sich vor die Stirn und wiederholt.

Und Mädchen gut!
Trallara! Trallara!

Ursel

mit der Schleifkanne, schenkt Droosten ein.

Seht, wie das schäumt! Heut geb' ich vom Besten. Alles dem Herrn Anton zu Ehren.

Droosten.

Wer ist das?

Ursel.

O den müßt ihr kennen lernen! Er liegt schon über ein Vierteljahr bei uns im Quartier.

Droosten.

Von welchem Regiment?

Ursel.

Wie ihr auch seid! Nein, Soldat ist er nicht, aber ein gar schmucker, herzlicher Mensch. Er ist ein Maler.

Droosten.

Pah! — Wohl ein Stück Liebhaber von dir?

Ursel.

Hübsch genug wär' er mir dazu, hat auch zu Zeiten sein Späfschen mit mir getrieben. Doch weifs er's wohl besser zu finden.

Droosten.

Lafs ihn laufen, und nimm mich. Wir passen zusammen. Nimm mich, kleine Melone! Küfst sie.

Ursel.

Pfui doch! Läuft fort.

Velten.

Der Bube sticht dir's Herz ab.

Niclas, tief seufzend.

Ja wohl!

Velten, ausspuckend.

Noch ein Mal! Und noch ein Mal! Alles für mich! Streicht ein.

Jost.

Hör' auf, Pursch! Mit dem kommst du nicht aus. Der hat in der zwölften Stunde einem Gehenkten den Daum abgeschnitten.

Velten.

Schwafle doch nicht! Mit so einem Milchbart kommt man wohl aus, auch ohne Diebsfinger. Ha ha ha!

Niclas.

Lacht nicht zu früh! Ich hole mehr Geld, und ihr müßt fortspielen, soll mich — Schlägt auf den Tisch und will ab.

DRITTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. HUMPRECHT, der schon einige Zeit in der Ferne gestanden, Niclas entgegen. Die Bauern ziehen die Hüte.

Humprecht.

Halt da! Ei, Pathe Niclas! du, der ordentlichste Pursche im ganzen Dorfe, will's Gott, bald des Schöffen Schwiegersohn — und nun —

Niclas.

Vergebt, Vater Humprecht! Jeder Mensch hat seine böse Stunde — O was wird noch aus mir werden! ab.

Jost.

Was will der Altbart?

Velten.

Wer hat da drein zu reden? Will der Pursch sein Glück mit uns versuchen, was geht's euch an? Wer seid ihr denn?

Humprecht.

Wer seid ihr denn? Ich habe hier auf Ordnung zu halten, habe Fug und Recht, euch zu fragen. Ich bin der Schöffe, und wer hier ist, sei er vom Nahr- Lehr- oder Wehrstande, muſs mir Rede stehen.

Velten.

Da müſste doch —

Jacob.

Das woll'n wir sehen!

Jost.

Das ist zum Lachen!

Fast zugleich.

Erster Bauer, aufstehend.

Wer unsern Herrn Schöffen antastet, hat's mit uns zu thun!

Zweiter Bauer.

Ja, mit uns, ihr Herr'n!

Dritter Bauer.

Ja, ja, mit uns Allen!

Mehrere Bauern, sich zum Handgemenge anschickend, treten heran.

Droosten, aufstehend.

Ereifert euch nicht, alter Herr! Zu den Reitersknechten. Und ihr, haltet das ungewaschene Maul! Die Streitenden zerstreuen sich; wieder zu Humprecht. Da ihr Schöffe des Dorfs seid, habt ihr allerdings nach unserm Hierseyn zu fragen. So les't denn! Giebt ihm eine Schrift.

Humprecht,

durch die Brille lesend. [18])

„Wachtmeister Droosten — befehligt, sich sofort mit drei Mann nach Savelthem zu verfügen — in allem Folge zu leisten, was — "

Droosten

nimmt ihm schnell das Papier.

Halt! das Übrige ist blos für mich!

Humprecht.

Hm! hm! Curios das! — Indefs, da ihr Befehl habt, so seid mir willkommen, im Namen der Gemeinde! Leiser. Was ihr für eure Person braucht, lafst ankreiden. Die Gemeinde macht's quitt. Haltet aber auch eure Reiter fein in Zaum, die defs höchlich bedürfen.

Droosten.

Verlafst euch drauf! Ihr seid ein Mann, der zu leben weifs, ein wackerer Mann, ein Soldatenfreund! Wir müssen genauer bekannt werden. Vor allen Dingen setzt euch zu mir und sagt, was es heute hier giebt. So flott und lustig geht's doch wohl nicht alle Sonntage zu?

Humprecht.

Nein, so nicht alle Sonntage! An dem heutigen ist unserm Dorfe grofses Heil widerfahren.

Droosten.

So sagt doch!

Humprecht.

Denkt, im Frühjahr kehrte ein junger Maler bei uns ein, der sich — Rustet — Herr Antonius nennt — ein Schüler des grofsen Herrn Rubens — von dem werdet ihr ja gehört haben!

Droosten.

Vom Stamm Ruben wohl einmal, aber —

Humprecht.

Also der Herr Antonius — Rustet — kam hieher, und weil er's bald weg kriegte, dafs es zu Savelthem verständige Leute giebt, fiel's ihm ein, das Bild unsers Schutzheiligen zu malen. Das ist nämlich St. Martin, der erst ein tapferer Kriegsmann war, dann aber seinen Mantel unter die Armen vertheilte und ein frommer Bischoff ward.

Droosten.

Will mir nicht zu Kopfe!

Humprecht.

Aber dabei blieb es nicht. Bei mir, als dem Vorsteher des Dorfs, hatte der junge Gesell alles Liebes und Gutes genossen. Deshalb malte er aus Dankbarkeit noch ein zweites Bild, nämlich die Anbetung der Hirten im Stalle zu Bethlehem. [15])

Droosten.

Mit dem Ochs- und Eselein! Ich verstehe!

Humprecht.

Fehl geschossen! Mich — denkt euch die Ehre, mich hat er darauf gemalt, und die Base Anna, und auch meine Tochter. Das ist aber auch ein Mädel —!

Droosten

streicht sich den Stutzbart.

Blitz! — Nun, wie weiter?

Humprecht.

Nun, die Bilder sind in dem Kirchlein aufgestellt, und heute, eben heute, zum ersten Male der Gemeinde gezeigt worden. Weil nun der wackere Malergesell durchaus keine Bezahlung annehmen will, so habe ich ihn diesen Mittag in meinem Hause gastiret, und diesen Abend soll er in aller Beiseyn eine Verehrung erhalten — *Zieht eine Capsel hervor, die mit einem Tuche umwickelt ist.*

Droosten.

Gewiſs ein herrliches Beutestück! Laſst sehen!

Greift darnach.

Humprecht

steckt das Packchen wieder zu sich.

Ist auch blos für mich, wie vorhin euer Befehl. Noch weifs Niemand davon, als die Ältesten der Gemeinde.

VIERTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. LUCAS, in bloßen Ärmeln und schönblumiger Weste, auf dem Kopfe eine hohe Mütze mit buntem Bande.

Lucas

legt während der letzten Worte ein grün angestrichenes Fäßchen auf die übrigen, und besieht sich's.

Schön! So ist alles, wie's der Herr Schöffe angeordnet hat. — Ei, da ist er ja schon! Guten Abend, Herr Humprecht! Seht mich einmal an!

Humprecht.

Nun?

Droosten.

Der spreitat sich ja, wie ein Truthahn!

Lucas.

Seht ihr nichts?

Humprecht.

Was soll ich sehen, Meister Lucas?

Lucas,

mit den Schuhen spielend.

Seht ihr gar nichts?

Humprecht.

Dafs ihr euch stattlich angethan habt, stattlicher noch, als heut' früh beim Kirchzuge.

Lucas.

Meine Bräutigamsweste ist das, und meine Bräutigamsnachtmütze auch!

Humprecht.

Aber was hat das auf sich?

Lucas.

Ja, der Gasthof zum Löwen wird im Auslande bekannt. Es kehren Fremde bei unser einem ein, vornehme Fremde! Man mufs mit hohen Herrschaften sprechen, man mufs sich standesmäfsig kleiden — man mufs, sage ich!

Droosten.

Sollte man doch denken, euer Löwe stehe zu Brüssel!

Lucas.

Kann nichts helfen! Aus Italien, aus Rom, aus Afrika kommen sie hieher, und logiren, wo? Im Löwen zu Savelthem, bei Lucas, im goldenen Löwen!

Humprecht.

Das wär' doch wirklich eine grofse Ehre für unser Dorf.

Droosten.

Wie? Aus Rom, sagt ihr?

Lucas.

Freilich, geraden Weges aus Rom! — Es sind Seine Gnaden, der Herr Ritter Nanni, mit Hochderoselben Nichte, ein Römischer Nobile, sagen der Herr Kammerdiener — Nobile! Versteht ihr das?

Droosten.

Ah, da muls ich mich melden. Winkt seinen Reitern und geht mit ihnen ins Wirthshaus.

Humprecht.

Ich möchte doch auch im Namen der Gemeinde —

Lucas.

Nicht nöthig, Herr Schöffe! das ist eine gar gnädige, allerliebste Herrschaft; sie wird gleich herunter spazieren. Musik in der Ferne. Hört doch!

Humprecht.

Da kommt ja das junge Volk endlich.

FUNFTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. Ein festlich geschmückter Bauerzug. Voran ein Dudelsackpfeifer und ein Knabe mit einem Triangel. Dann Geiger und Pfeifer. Hierauf VAN DYCK mit LENCHEN. NICLAS mit ANNA, mehrere Manner, Weiber und Kinder, alle Paar und Paar. Sie ziehen im Kreise herum. Der Bockpfeifer steigt auf eine groise Tonne, der Knabe auf eine kleinere. Die andern Spielleute treten auf das Gerust. Tanz-Musik.

Humpreecht

tritt mit Lucas an das grune Tafelchen getreten. Feierlich:

Stille jetzt! Musik schweigt. Vor allen Dingen ein Wort mit euch, Herr Antonius! Im Namen der Gemeinde!

Van Dyck, sehr lustig.

Nicht doch, Herr Schulfe! Nicht doch! Ei, lafst uns Den Vorreih'n mindstens tanzen!

Zu Lenchen.

Was meinst du?

Lenchen.

Alles, wie's euch beliebt, und zumal heute! Wir sind freilich einmal im Zuge —

Dronsten und die Reiter sind indefs zurückgekommen und suchen sich Tänzerinnen.

Van Dyck, zu den Spielleuten.

Frisch auf, ihr Herr'n! frisch auf! das Lustigste!

Tanz - Musik. Lucas nimmt mit vielen Bücklingen Anna. Droosten mit der Wirthin, die Reiter mit Mädchen, alle übrigen Paare folgen.

Niclas

schleicht sich in den Vorgrund und tritt unter einen Baum. Van Dyck und Lenchen, einander zärtlich anschauend, tanzen an ihm vorüber.

Die Falsche! — Und ich soll's mit ansehen?

Eilt ab.

SECHSTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN ohne Niclas. Indeß getanzt wird, treten NANNI und PAOLA, hinter dieser ihre MOHRIN, in die Hausthür. Alle Gesichter wenden sich nach und nach zu ihnen hin, allmählig stockt der Tanz und die Musik verstummt.

Einige.

Seht! Eine fremde Herrschaft!

Mehrere.

Eine Mohrin! Bei St. Martin! eine Mohrin!

Paola, freundlich grüfsend.

Wir wünschen nicht, die heitre Lust zu stören;
Es freut uns sehr, dafs wir so unverhofft
Gerad zum Tanze kommen —

Humprecht

zieht Van Dyck auf die Seite.

Nehmt euch zusammen, junger Herr! das ist ein grofser, grofser Herr aus Italien, der sich gewifs auf Gemälde versteht.

Nanni.

Fahrt doch fort!
Diefs ländliche Gewühl, diefs Bild der Freude,
Ergotzt uns mehr, als ihr vielleicht vermeint!

Paola.

Wenn wir euch störten, müfsten wir ja geh'n!

Humprecht.

Erlaubt es immer, dafs wir Euch die schuldige Ehrfurcht bezeigen! Ich bin der Schöffe allhier, und wenn es Euch sonst beliebt, bei uns zu verweilen, so ist der Abend zum Tanze noch lang genug. He, Kellner! Geschwind eine Decke auf die Rasenbank, dafs sich die hohe Herrschaft niederlassen kann.

Lenchen, zu Van Dyck.

Habt ihr je was Schöneres gesehen, als dieſs fremde Fräulein?

Van Dyck.

Du hast ganz Recht! Fast wundergleiche Schönheit!

Lenchen, zu Anna.

O Base, seht nur! Was für Seidenzeug! was für Spitzen!

Van Dyck.

Der Kopf des Alten wirklich majestätisch!
Welch feurig Aug'! welch fürstlich hohe Stirn!

Nanni und Paola gehen nach der Bank im Vorgrunde, die indeſs bedeckt worden ist. Die Mohrin tritt hinter sie. Alles umdrängt sie. Kinder steigen auf die Bäume und Tische.

Humprecht.

Wir erkennen die Ehre, die ihr unserm Dörflein erweiset; indeſs — Vor sich. Richtig! so soll's werden! — Laut und feierlich. Meine hohe Herrschaft! da der Tanz nun einmal unterbrochen ist, so geruht mich anzuhören, und gewährt mir eine Bitte.

Nanni.

Sehr gern, mein Freund!

Paola.

Nichts kann mir lieber seyn,
Als einem Greise kindlich zu gehorchen.

Lenchen, zu Van Dyck.

O hört nur! So liebreich, als schön!

Humprecht, zu dem Volke.

Stille jetzt! Lafst mich reden! — Hohe Herrschaft! wir haben hier einen jungen Mann unter uns, den die ganze Gemeinde höchlich ehren will. Sonach haben wir bei einem kunstreichen Goldschmidt einen silbernen Becher fertigen lassen — Zieht ihn aus der Capuze.

Nanni.

Wie heifst der junge Mann?

Paola.

Was Schönes that er?

Humprecht.

Zwei Kirchenbilder hat er für uns gemalt. Er heifst Antonius — Mit Wichtigkeit, leise. Euch darf ich's schon entdecken — Van Dyck mit Zunamen.

Paola,

die erst Van Dyck, dann Nanni scharf angesehen hat, halb spöttisch, doch mit noch geschlossenen Augen.

Der Name scheint gewöhnlich hier zu Lande.

Nanni.

Du denkst doch an den hohen Jüngling nicht?

Humprecht.

Er ist freilich noch sehr jung, aber glaubt mir's, es können sich wenig Maler hiesiger Gegend mit ihm messen.

Nanni, lächelnd.

Vermuthlich schuf sein kunstgeübter Pinsel
Den grimm'gen Löwen auf dem Schilde dort?

Van Dyck,

gereizt, mit edlem Anstand näher tretend.

Nein! Nein, Signor! Glaubt, wenn es also wär',
Ich räumt' es ein. Wohl mancher edle Meister,
Verkannt, verfolgt vom widrigen Geschick,
Aus Laun' auch wohl, that Gleiches; denn ihm galt
Die arme Tugend mehr, als reicher Dünkel!

Nanni.

Schon gut, mein Sohn!

Halb laut zu Paola.

Er lieh den Namen wohl,
Um auch für was zu gelten.

Zu Humprecht.

Eure Bitte?

Humprecht.

Den Becher nun wollt' ich eigentlich übergeben, oder meine Tochter sollt' es — im Namen der Gemeinde.

Paola.

Zeigt mir doch eure Tochter!

Humprecht.

Grofse Ehre für uns! Zu Lenchen, das sich hinter Anna verbirgt. Komm näher, Kind! fürchte dich nicht! Er führt sie hinzu.

Nanni.

Hübsch! recht hübsch!

Paola.

Komm immer näher, Kleine! du gefallst mir;
Du bist so hold, und schöner durch die Schaam

Humprecht.

Nun ist mir aber eingefallen, dafs solch ein Geschenk immer durch den Vornehmsten in der Gesellschaft überreicht wird, und ich wollt' euch daher im Namen der Gemeinde ersuchen —

Paola.

Was sagt diefs volle Röschen denn dazu?

Lenchen.

O wenn ihr mir wirklich ein wenig gewogen seid, so erfüllt den Wunsch meines Vaters. Ich würde dabei ja so kein Auge aufschlagen können.

Humprecht.

Darf ich den Ehrentrunk einschenken lassen?

Paola, mit Lenchen deutend.

Wer wollte solcher Bitte widersteh'n?

Humprecht.

Komm, meine Tochter! Zapfen sollst du den Wein.

Geht mit Lenchen und Lucas zu dem Fäfschen. Die Spielleute spielen einen kurzen Satz. Lenchen überbringt den gefüllten Becher an Paola.

Nanni.

Tritt näher, Jüngling, der sich Vandyck nennt!

Paola,

mit feierlicher, doch etwas mutigerer Stimme.

Nicht kenn' ich euch; doch will's der wackre Greis,
Daß dieser Becher euer Streben lohne.
Ermunternd für den Lehrling sei der Preis
Zum ernstern Kampf um eine schön're Krone!

Humprecht.

Im Namen der Gemeinde! Van Dyck die Hand drückend. Nehmt diesen kleinen Beweis unsrer Dankbarkeit! So lange das Kirchlein steht, wird man eurer in Ehren gedenken.

Van Dyck, gerührt und befangen.

Ich dank' euch herzlich — auch dem edlen Fräulein! —
So trink' ich denn zuerst auf's Wohl des Meisters,
Des hohen Rubens!

Durch. Er steht einige Augenblicke sehr betroffen.

Und auf langen Flor
Des gastfreundlichen Dörfchens!

Durch.

Und auf's Wohl
Von Allen, welche Kunst nach Würden ehren!

Buch.

Erster, zweiter, dritter Bauer,

ihm die Hand gebend, alle zugleich.

Euch möge es wohl gehen! — Nicht ihr, wir sind euch Dank schuldig, werther Herr! — Unsere Nachkommen vergessen es nicht, so lange das Dorf steht!

Mehrere, sich hinzudrängend.

Gewifs nicht! Gewifs nicht! Seid bestens bedankt!

Van Dyck

zu Lucas, dem er den Becher gibt.

Verwahrt indefs ihn treulich mir, Freund Lucas!

Lucas wischt ihn sorgfältig aus und verschliefst ihn in die Capsel. Es trommelt.

Einige.

Was gibts? was ist das?

SIEBENTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. CASPAR, in Harlekinsjacke und Spitzhut, kommt mit der Trommel.

Caspar.

Herbei! herbei! Am Gemeindhause steht mein Prinzipal, der berühmte Doctor. Er führt Schlangen bei sich aus allen Welttheilen! Immer lustig! Herbei, wer krank ist, oder Lust hat, es zu werden!

Trommelnd ab.

Das Volk zerstreut sich und zieht ihm nach. Nanni, Paola mit der Mohrin, Van Dyck, Hemprecht und Leuchen bleiben allein da.

Van Dyck,

von allen verlassen, vor sich.

O mir ist sonderbar zu Muth'! — Erhoben,
Geehrt — und augenblicks vergessen! — Ja!
So nahe gränzt des Künstlers Höll' und Himmel!

Will ab.

Nanni,

ihn mit der Hand ziehend.

Du nanntest Rubens deinen Meister. Prahle
Hinfort nicht also! Wiss', er ist mein Freund,
Und jener Vandyck, der du scheinen willst,

Flog heldenkühn, wie einst Bellerophon,
In's Land der Kunst. Der Meister schrieb mir's. Geh'!

Van Dyck, in großer Bestürzung.

Mein edler Herr! — Signora! — wollt ihr morgen
Die Bilder wohl beseh'n? — Lebt wohl bis dahin!

Leuchen hängt sich schmeichelnd an seinen Arm.

Geh' auch zum Wundermann! — Wir seh'n uns noch!

Van Dyck in den Gasthof, Leuchen seitwärts ab.

ACHTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN ohne Van Dyck und Leuchen.

Humprecht.

Was hat ihn angewandelt? Vermuthlich hat ihn etwas beleidigt. Es sollte mir leid thun; ich hatte mich so gefreut!

Nanni.

Tragt keine Sorge! Was den Maler schmerzt,
Das hat allein des Spitzhuts laute Trommel,
Doch mehr noch ich und Paola verschuldet!

Paola.

Ihr trieht es auch zu arg, mein theurer Ohm!
Kaum blieb ich dem getreu, was ihr befahlt.

Nanni.

Ja, kaum!

Paola.

Vergebt! Verstellung ist mir neu!

Nanni.

Seid ruhig, Alter! Vandyck's Altarbilder
Besuch' ich morgen, und ich hoffe wohl,
Wir geh'n als Freunde mit einander dann.

Humprecht.

Wann befehlt ihr, euch abzuholen? Meine Schuldigkeit bringt das mit sich.

Nanni.

Wir rufen euch! wir wünschen eure Tochter
Und all' das eure näher noch zu kennen.
Erwartet unsrer morgen früh —

Paola.

Wir bitten!

Humprecht.

Ihr seid sehr freundlich. Meinem Hause wird durch euern Zuspruch grofse Ehre widerfahren.

Paola, im Abgehen.

Und gute Nacht der holden Schäferin,
Dem süfsen Kind mit heifsverliebtem Sinn!

Zu Nanni.

Welch rührend Schauspiel beut ein Herz, das heimlich brennt,
Und noch den Feind der Ruh', der es bedroht, nicht kennt!

Nanni und Paola, von Humprecht bis an die Thür begleitet, in den Gasthof ab.

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Früher Morgen. Das Innere einer niederländischen Küche, nach hinterzu ein niedriger Heerd, mit an Ketten herabhängenden Kesseln und anderm Küchengeräth. Weiter vorwärts, ein Tisch, worauf Federvieh oder Fischwerk, ein Kürbiß, Artischocken u. s. w. [14]) Lenchen, weniger festlich, aber noch reizender, als am vorigen Tage, gekleidet, ein Vortuch vorgebunden, sitzt auf einer Fußbank und räumt Gemüß ab.

Lenchen

singt nach einer traurigrändelnden Volksweise.

Was hab' ich arme Dirn' gethan?
Die Leute seh'n mich flüsternd an;
Kann ich dafür, daß tief im Wald
Der muntern Vöglein Lied erschallt?

Ich ging ja nur in Waldesgrün
Und sah die muntern Vöglein zieh'n;
Kann ich dafür, daß mich allda
Der schöne braune Knab' ersah?

Der schöne Knab' mit braunem Haar
Bot Blumen mir und Waldbeer' dar,
Und lachte mich so freundlich an —
Was hab' ich arme Dirn' gethan?

Versinkt in eine nachdenkende Stellung.

ZWEITER AUFTRITT.

LENCHEN. ANNA, mit einer Lampe eintretend. Sie setzt die Lampe auf den Heerd und tritt Lenchen leise näher.

Anna.

Was erschrickst du denn vor mir, Kind? und warum so das Köpfchen gesenkt?

Lenchen.

Weiss ich's wohl selbst? Ich sang ein Liedchen, das ich noch dem alten blinden Musikanten abgelernt habe. Sonst sang ich es immer recht freudig und lustig, aber heut' ward mir so sonderbar dabei, als ging es mich selbst an. Nicht wahr, Base, es ist nur der Gedanke an den armen Blinden daran schuld? Ach, wenn er mit seinem Leithund so unter der Linde sass, mitten im Sonnenscheine, und doch die Sonne nicht sah — es muss ein gross Unglück seyn, die Augen zu verlieren!

Anna.

Nun, *deine*, Mühmchen! schonen vor Zeit noch recht klar in die Welt. Gott behüt' sie! Aber bei alledem kommst du mir wie ausgetauscht vor.

Lenchen.

Wie das, Base?

Anna.

Gestern lauter Feuer und Leben! Mit dem Hahnruf aus dem Bette, die Zopfe bald so, bald so geflochten, im Hause herum gesprungen, dann wieder geputzt und geschniegelt —

Lenchen.

Ei gestern! Bedenk' sie doch, da mußte ich's wohl. Da war ja Van Dyck's Ehrentag.

Anna.

Du sollst ihn ja blos Anton heißen. Du wirst ihn noch böse machen!

Lenchen.

Glaub' sie das nicht. Wenn wir unter uns sind, hört er's recht gern, und in meinem Herzen heißt er immer so, wie er sich zuerst nannte. Ich weiß auch gar nicht, was er gegen den hübschen Namen hat!

Anna.

Nun gut! Da war also Van Dyck's Ehrentag —

Lenchen.

Ja, und der Vater selbst hatte mir befohlen, unserm Hause nichts zu vergeben.

Anna.

Du hast's doch wohl gern gethan, Kind?

Lenchen.

Wie sie auch fragt!

Anna.

Dann in der Kirche gebetet, als hätt'st du, wer weiss, wie schwere Sünden auf dem Herzen, wohl gar ein Thränchen geweint —

Lenchen.

Mulst' ich nicht? Es war ja ein Anblick — Wie so jedes Aug' nach den Vorhängen gewandt war, nun auf einmal unter Gesang und Orgelspiel die Bilder sich aufthaten, Keiner recht wuste, wohin zuerst sehen? dann Aller Blicke bald auf Van Dyck, bald auf mich fielen, und ich zitternd, dort den Maler in Gestalt des Heiligen, hier mich selbst, ein Lämmchen darbringend, vor der Heilandsmutter erblickte.

Anna.

Ich war recht deinetwegen in Sorge. Du wurdest bald blafs, bald roth —

Lenchen.

Hatt' ich nicht gekniet, ich wär' gewifs umgesunken. Das Herz wollte mir zerspringen.

Anna.

Das arme Herz! — Nun, dafür warst du auch bei Tische desto lustiger, und des Abends — wahrhaftig, das heifse ich tanzen!

Lenchen.

Und nicht wahr, Anna, Van Dyck hat recht viel mit mir getanzt?

Anna.

Das will ich' meinen! Liefs er dich doch fast nicht von der Hand, sah er dir doch immer in's Auge, als wollt' er dich auf der Stelle noch einmal malen!

Lenchen.

Das that er wohl nur aus Höflichkeit? weil ich

des Mittags der Hausfrau Stelle vertreten hatte? weil ich Tochter des Schöffen bin?

Anna.

Soll ich Ja sagen? — Weil du Lenchen bist, sein liebes Lenchen, darum hat er's gethan!

Lenchen fällt ihr um den Hals.

Gute, Herzens-Base! — Doch was mach' ich denn? Wenn's nun auch so wär', was hülf' es? — Aber nicht wahr, Anna, er war zuletzt auch wieder recht heiter? Denk' sie nur, es mußte ihn was verdrossen haben, als er den Becher empfing. Er sah eine Weile recht finster zu Boden! dann ging er, und da ich ihm zureden wollte, schickt' er mich auch zu dem Zahnarzte. Das war recht hart von ihm — ach, er ist's wohl manchmal, und so unruhig, so unstät, als hätt' er was auf dem Gewissen!

Anna.

Die Männer sind alle so! — Aber ich vergesse über dem Schwatzen das Feuer-Anmachen; am Ende kommen die Gäste, ehe was fertig ist. Spricht das Übrige, während sie das Feuer aufsieht und anbläst, wovon sich nach und nach Heerd und Küche röthen. [17]) Das kann ich dir sagen — daß ich gestern Abend — wenn ihr so bei

mir vorüber tanzet — kein Auge von euch verwendet — und daſs ich auch von euch geträumt — und daſs ich auch nach dem Morgensegen — mir alles reiflich überlegt habe.

Leuchen.

Sie von uns geträumt? von uns, sagt sie? Was gab's denn da zu überlegen?

Anna.

O in meinem Alter träumt man nicht blos, wie die flatterhafte Jugend, sondern man weiſs auch Träume klüglich zu deuten. Nun sieh, Leuchen, heute Nacht kam es mir wieder ein, was Van Dyck bei Tische von seinem Lehrherrn erzählte, was das für ein gewaltig vornehmer Mann ist, wie ihn der König selbst zum Ritter geschlagen und ihm seinen eigenen Degen umgehängt hat — und dann von seiner Meistersfrau, wie die in einer prächtigen Staatskutsche fährt — da sah ich im Traume einen so schönen Rahmen, wie die um die Altarbilder, und aus dem Rahmen guckte, auch so in Sammt und Seide, mit Gold und Perlen — auch vornehm thuend vornegend — wie die werthe Frau Rubens — wer denkst du wohl?

Lenchen.

Wie kann ich das wissen? Mach' sie mir doch nicht Angst.

Anna.

Nun, wenn du's nicht errathen willst — Mühmchen Lenchen!

Lenchen.

Ach! — — Rede sie doch nicht solche Dinge. Ich möchte lachen und weinen zugleich. Das kann ja nimmermehr seyn!

Anna.

Das sehe ich nicht. Freilich, da ich aufwachte, war der schöne glänzende Rahmen weiter nichts, als meine alte Kammerthür, durch die der Mond schien; aber dennoch denk' ich, wär' ich an deiner Stelle, so —

DRITTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. HUMPRECHT, in Pelzmütze und Rauchjoppe, eine kurze Pfeife im Munde, die er in der Folge, eine Kohle vom Heerdfeuer nehmend und anblasend, anzündet.

Humprecht.

Nun, so — weiter! weiter! Ihr seid ja schon in voller Arbeit, und — in vollem Plaudern!

Lenchen.

Guten Morgen, Vater!

Anna.

Bei verständigem Gespräch geht die Arbeit weit besser von der Hand. Ihr seht ja, wie lustig mein Feuerchen brennt. Meine Waffeln werden mir Ehre machen, und wenn die gnädige Römische Herrschaft sonst zu Mittage mit uns vorlieb nehmen will, Glock zwölf Uhr steht das Essen auf dem Tische!

Humprecht.

Recht wohl, Base! — Aber wie sieht da aus, Lenchen? Sagt' ich dir nicht, du solltest dich anputzen, wie die Tochter des Scholzen zu Sevelikom Fug und Recht hat?

Lenchen.

Ist mein Anzug denn nicht hübsch? Es ist der nämliche, den ich trug, als Van Dyck hier ankam. Auf so etwas müssen sich ja wohl die Herren Maler verstehen, und, wenn ich ihm so gefallen habe —

Humprecht.

Glaubst du denn das?

Lenchen.

Je nun, wär' er wohl sonst so lange hier geblieben, und stünd ich wohl sonst in der Kirche?

Anna.

Gewifs nicht, noch weniger ich und ihr, Vetter Humprecht!

Humprecht.

Was sie nicht Alles weifs! — Aber du freuest dich wohl, dafs du ihm gefällst?

Lenchen.

Wie meint ihr das? Und was seht ihr mich so scharf an, Vetter? Die Freude wär' doch gewifs sehr unschuldig.

Anna.

Es würde schön lassen, wenn die Leute vor des Schöffen Tochter, wie vor einer Vogelscheuche, davon liefen!

Humprecht.

Das ist wahr! Dagegen läfst sich nichts einwenden! Aber, Lenchen! Van Dyck immer uns dritte Wort? Wozu soll das führen? Ich mufs endlich ein ernstes Wort mit dir reden.

Lenchen.

Ihr erschreckt mich, Vater! Hab' ich etwas Unrechtes gethan?

Humprecht.

Noch nicht, aber du bist nahe daran. Sieh, ich bin zweierlei, Schöffe und Vater. Als Schöffe mufs ich alles fodern, was zum allgemeinen Wohl und Ruhme des Dorfs gehört, als Vater mufs ich in meinem Hause gut Regiment führen. Als Schöffe habe ich daher den wackern Maler in Ehren gehalten, und ein Auge zugedrückt, wenn er dich zuweilen fast zu sehr ins Auge faíste, als Vater warne ich dich, noch zur rechten Zeit umzukehren, und nicht an etwas Thörichtes zu denken.

Lenchen, sehr betroffen.

Ich habe nie an etwas dergleichen gedacht.

Anna.

Nun, nun, Vetter Humprecht!

Humprecht.

Ihr Speck wird verbrennen! — Mit einem Wort, Lenchen! Niclas war deiner Mutter Pathe; ihr wuchset mit und für einander auf; ich versprach es deiner Mutter, ehe sie starb, ihn zu meinem Eidam, will's Gott, einmal zum Schöffen zu machen. Du selbst — kannst du's anders sagen, so sprich! — warst ein Herz und eine Seele mit ihm; im Beiseyn seiner Mutter, aller unserer Verwandten und Freunde, sagtest du ihm willig deine Hand zu. Nun hast du über den Fremdling den Niclas gänzlich vergessen, und bist schuld, wenn der gute, ehrliche Pursch auf Abwege geräth.

Lenchen.

Wie das, Vater? Ich bin Niclas recht gut —

Humprecht.

Erst jetzt ist mir das Alles selbst klar worden. Aus Verdruss darüber, dass du mit auf dem Bilde

steht, aus Ärger, dafs du dir darauf was einbildest, hatte er sich gestern Nachmittags mit den Landesknechten ins Spiel eingelassen. Abends war er mir ganz aus den Augen gekommen. Aber, als wir heimgingen und du mit Van Dyck schon voraus warst, trat er hinter einem Baume auf mich zu, faßte heftig meine Hand und sagte: „Gute Nacht, Vater Humprecht! Noch einen Tag, wie diesen, und ich weifs, was ich zu thun habe!“

Lenchen.

Der arme Niclas! Ich war so fröhlich gestern, hätte recht gern auch mit ihm getanzt, wenn er da gewesen wäre —

Humprecht.

Du weifst nun, was ich dir zu sagen hatte. Jetzt, damit wir der fremden Herrschaft so viel Ehre erweisen, als wir können, geh' in den Garten, und brich das beste Obst, das du findest.

Lenchen.

Von Herzen gern, Vater! Fänd' ich nur recht Schönes!

Humprecht.

Keine Sorge deshalb. Die Pfirsiche an dem jun-

gen Stämmchen sind wie gemalt, Birnen und Äpfel geriethen nie besser. Auch Melonen sind in den Glaskästen gereift, und frühe Trauben — Josua und Kalch konnten sie tragen! Ja, ja, es giebt nur ein Savelthem in der Welt!

Lenchen.

Das ist herrlich! Ich will gewifs ein Körbchen aufputzen, das dem schönen Römischen Fräulein ins Auge sticht. Ha, die hat Augen —! Mit einem Korbe ab.

Humprecht.

Und sie, Frau Anna! sorg' sie fein für die Wirthschaft, und setze sie mir dem Kinde nicht Dinge in den Kopf, an die weder Van Dyck, noch der Schöffe zu Savelthem, denken kann! Verstanden? Ab.

VIERTER AUFTRITT.

Ländlicher Vorsaal im Gasthofe, vorn mit Fenstern und Seitenthüren, im Hintergrunde mit Glasthüren und Eingangsthüre.

NANNI und DROSTEN treten aus einer Seitenthür.

Nanni, Drosten entgegnend.

Wie ich euch sage, schwerlich kommt's zum Ernst,
Doch haltet ihr die Mannschaft stets bereit,
Könnt auch schon jetzt ein Wörtchen fallen lassen
Von einem Staatsverbrecher, den man hier,
So schlau er sich verberge, ausgewittert.
Kam's wirklich zur Entführung, wie ich zweifle,
So steckt man furchtsam nur den Kopf zusammen —

Drosten.

Zu euerm Befehl, Herr Ritter! von einem Staatsverbrecher, von einem Landesverräther — Freilich, da kriegen solche gemeine Leute Respect.

Nanni.

Ja, doch nur so, als ob es euch entwische!
Denn großen Anhang scheint er hier zu haben —

Droosten.

Der gröfste Theil der Bauern ist ihm allerdings ergeben, und sie haben es schon gestern gezeigt, dafs sie ein Scharmützel nicht scheuen. Doch scheint auch der Maler unter den jüngern Purschen seine Feinde zu haben.

Nanni.

Wie so?

Droosten.

Je nun, wie's geht, er verdreht den hübschen Bauermädchen die Köpfe! Einer von den Purschen, der des Schöffen Tochter freit, ist eifersüchtig auf ihn, hat gestern seine ganze Baarschaft an meine Leute verspielt, und in der Verzweiflung vom Anwerbenlassen geschwatzt.

Nanni.

Recht gut! so spring' auch diese Mine! — Fangt mir den Fisch, das Handgeld, und was sonst. Die Tax' ist, Alter! macht mich noch nicht arm.

Droosten.

Sehr wohl, Ew. Gnaden! Auf so etwas verstehen sich meine Reiter. Habt ihr sonst noch etwas zu befehlen?

Nanni.

Nichts vor der Hand!

Drooten durch die Mittelthür ab.

FÜNFTER AUFTRITT.

Indeß NANNI in sein Cabinet zurück will, tritt PAOLA in reizender Morgenkleidung, ungefähr im Geschmack der heil. Cäcilie von Carlo Dolce, mit der MOHRIN, die ein Gefäß mit Räucherwerk auf der flachen Hand trägt, durch die entgegenstehende Thür. Die Mohrin geht einigemal verschämt im Hintergrunde des Saals hin und her, und sodann durch die Mittelthür ab.

Nanni.

Ah, schon so munter, Nichtchen?

Paola.

Mich läßt des armen Mädchens Loos nicht ruh'n;
Doch denk' ich fast, hier wird die Liebe siegen.
Schön ist das Dirnlein, wie einst Hebe war.

Nanni.

Ich geb' es zu, es ist ein blühend Kind —
So hab' ich wahrlich sie mir nicht gedacht —

Und soll nun auch des Adlers Flug ermatten,
So sei es Hebe, die in Schlaf ihn wiegt.

Paola.

Es scheint, er ruht an ihrer Brust recht süfs!

Nanni.

So' soll ein Blitz des Donn'rers ihn erwecken!
Freund Rubens hat mein Wort, und hätt' er's nicht,
Der spät'sten Nachwelt thät ich das Gelübd,
Aus Scyros' Frauengemächern den Peliden
In's Lager tapf'rer Griechen zu entführen.

Paola.

Doch find' ich's hart, mein eifernder Ulyfs,
Des fremden Schicksals Zügel zu ergreifen,
Und weil's uns also recht und löblich scheint,
Ob auch zwei edle Herzen sich verbluten,
Der ersten Liebe Göttertraum zu scheuchen!

Nanni.

Weil es ein Traum ist, liebe Paola!

Paola.

Was beut für schöne Täuschung Wahrheit oft?
Ist stets der Kranz des schweren Kampfes werth?

Nanni.

Und das fragst du, die selbst im Lebensmai,
Die Reizendste, Beneidet'ste von Allen,
Sich dem Altar verlobt, die kaum mein Bitten
Dahin vermocht, mich kindlich zu begleiten,
Eh' von der Welt auf ewig du dich schiedest?

Paola.

Nichts jetzt von mir! In einem treuen Herzen,
Das, was die Erde bieten kann, verlor,
Darf nur noch Liebe für den Himmel wohnen!
Doch solch ein Herz versteht auch, was es heißt,
Der ersten Liebe Seeligkeit entsagen,
Den zu verlieren, den es längst gekannt,
Noch eh's ihn in der Wirklichkeit gefunden,
An den der erste Blick es fest gebunden,
An dessen Strahl die erste Glut entbrannt!

Nanni.

Du sprichst von deinem Schicksal, Schwärmerin!

Paola.

Von Vandyck sprech' ich und der zarten Hirtin,
Der, aufgeblüht in ländlich frommer Unschuld,
Das, was die junge Sehnsucht längst geträumt,

Sich in des Malers Feuerblick erfüllte,
Der Vandyck's Geist den Traum verstehen lehrte —

Nanni.

Die junge Sehnsucht brauchte nicht der Deutung.
Was du, von süfser Einfalt Schein bestochen,
Des schlummernden Gefühls Erwachen nennst,
Das hiefse richt'ger Bruch gelobter Treue.

Paola.

Wär's möglich, Oheim?

Nanni.

Zweifle nicht daran!
Der Lauer Droosten hat's genau erspäht,
Und bald vielleicht siehst du den treusten Hirten
Verzweiflungsvoll — im bunten Reiterrock.

Paola.

So ständ' auf eurer Seite fast das Recht,
Und — o gesteht's nur! Euch kommt's sehr erwünscht,
Dafs es so scheint —

Nanni.

Es scheint nicht so, es ist!

Paola.

Verfahrt mit Milde doch!

Nanni.

Das wünsch' auch ich,
Und übergebe drum — kann ich wohl mehr? —
Van Dyck zuerst in deine sanfte Hand.
Ich überlass' es einzig deiner Klugheit,
Des Jünglings Herz zu prüfen, und, ist's möglich,
Durch Güte ihn zu seiner Pflicht zu leiten.

Paola.

Was fordert ihr von mir, Herr Oheim? — Doch
Wohlan, es sei! ich wage den Versuch.

Nanni.

Lafs ihn denn rufen, wie dir's dienlich scheint,
Und — gönn' es mir, als ungeseh'ner Lauscher
Aufs neu' der Schönheit Allmacht zu bewundern.

In sein Cabinet ab.

SECHSTER AUFTRITT.

Paola, allein.

Der Lauscher könnte nöthig werden, Ohm!
Sonst führte leicht des weichern Herzens Zug
Die Bundsgenossin zu des Feindes Fahnen. —
Und doch, was längn' ich mir's, so dornenvoll
Der Pfad auch sei, den ich zu wandeln habe,
Ich tret' ihn gern, mit inn'ger Freude an;
Denn wunderbar hat mich des Jünglings Wesen,
Hat mich des Mädchens Kindlichkeit befangen,
Und hab' ich recht in beider Blick gelesen,
So knüpft auch sie an mich ein still Verlangen.
O könnt' ich euer Herz vor Leid bewahren — !
Doch auf zur That! Bald werd' ich das erfahren.

Klingelt und tritt an ein Seitenfenster.

SIEBENTER AUFTRITT.

PAOLA. URSEL.

Ursel.

Da bin ich, gnädige Herrschaft! Ich habe schon seit dem Frühesten gelauert, ob ihr mir gar nichts zu befehlen hättet.

Paola.

Wohl hab' ich ein Verlangen, gute Frau!
Doch zweiff' ich fast, dafs ihr's erfüllen könnt.

Ursel.

Das sollte mich wundern. Sind wir gleich nur auf dem Dorfe, so ist unsere Einrichtung doch recht hübsch, und um euch einen Gefallen zu thun, lief ich wohl selbst nach der Stadt.

Paola.

Das wär' der Wunsch nicht werth; es ist nur Laune,
Die, kann's nicht seyn, auch bald vorüber geht.
Es ist wohl Morgen hier, doch ist's auch keiner;
Schwer auf den Wiesen liegt der Nebeldunst,
Und dieser Himmel ist kein rechter Himmel.

Ursel.

Was sagt ihr, gnädiges Fräulein? Ja, wenn ihr das meint, da kann ich freilich nicht Rath schaffen.

Paola.

Hört mich nur aus. In meinem Vaterlande,
Wo sich mit rosigem Gold der Morgen saumt,
Bin ich gewohnt, mit frommem Lautenspiel
Ihn immer zu begrüßen, und mein Herz
Schlägt leichter dann den ganzen schönen Tag.
Könnt ihr wohl eine Laute mir verschaffen?

Ursel.

Da wüßt' ich doch keine im ganzen Dorfe. Unsere Musikanten haben nur Geigen und Dudelsäcke, und der alte Herr Organist kann sich an seiner Orgel nicht satt spielen.

Paola.

Das dünkt mir sonderbar; doch glaubt' ich ganz
Gewißlich heut', nicht lang' nach Mitternacht,
Als nach dem Tanze alles ruhig worden,
An einem Fenster Lautenspiel zu hören.

Ursel.

Wie ich auch alberu bin! Ich möchte mich selbst

schlagen. Ist auch keine Laute im ganzen Dorfe, so ist doch eine hier im Hause. Herr Anton, der Alles kann, hat euch gewifs selbst das Ständchen gebracht.

Paola, für sich.

Ganz, wie ich es vermuthet.

Laut.

Liebe Frau!
Geht hin zu ihm, und bittet, wie sich's ziemt,
Auf kurze Zeit die Laute mir zu senden.

Ursel.

Er wird sich gewifs eine Ehre daraus machen. Ich bin gleich wieder da. Ab.

ACHTER AUFTRITT.

PAOLA. Nachher NANNI.

Paola.

Die Laute mir zu bringen, wollt' ich sagen.
Doch wird Van Dyck sich dieſs nicht heifsen lassen.
Die Maler sind nicht blöd —

Nanni, aus dem Kabinet guckend.

Und lieben es,
Die Himmelsglut an ird'scher zu entzünden! —
Nun, fahr' nur fort; gut hast du's eingeleitet.

Wieder ab.

Paola.

Hat doch der Oheim mich beinah erschreckt.
Was will ich denn? War ich doch nimmer so
Befangen, selbst im glänzendsten Gewühl!
Das Herz treibt mich mit wunderbarer Regung
Zu diesem Jüngling, und fast fürcht' ich ihn
Schon gut! Das wird sich geben, steht er nur
Erst mit der Laute vor mir. Dafs er kommt — —
Ich höre Schritte. O getrost! nur näher!

Uriel tritt mit der Laute ein.

Bei Gott! er schickt sie!

Nanni, aus dem Kabinet.

Nichtchen, ich bedaure! &c.

NEUNTER AUFTRITT.

PAOLA. URSEL.

Ursel.

Hier, gnädige Herrschaft!

Paola.

Ich danke, liebe Frau!

Thut auf der Laute einige Grille.

Sie ist recht schön!

Ursel.

Ich glaube, Herr Anton hätte sie sehr gern euch selbst zugestellt. Doch schrieb er geschwind etwas auf ein Zettelchen —

Paola

findet ein Papier, das in das Lautenband eingeknüpft ist.

Ei sieh, was hat der junge Herr zu schreiben?

Liest.

„Was Schönheit fleht, verwirft der Himmel nicht,
Wenn Ehrfurcht auch die Andacht unterbricht!"

Ha schön! er kommt, er kommt!

Nach Nanni's Kabinet gewandt, mit zarter Neckerei.

Gewisse Leute
Bedauerten zu früh! — Viel Dank, Frau Wirthin!

Ursel ab.

ZEHNTER AUFTRITT.

PAOLA. NANNI, von Zeit zu Zeit an der Cabinetsthür.
VAN DYCK.

Paola

öffnet das Seitenfenster, setzt sich daran, spielt und singt eine italienische Arie. Man sieht Van Dyck im Hintergrunde am Fenster lauschen. Nach Kurzem fängt er an, die Melodie mit der Flöte zu begleiten. Paola entdeckt ihn, legt schnell die Laute weg und geht zur Eingangsthür.

Was ist das? Wer begleitet mich? — Ah sieh! —
Ei, tretet ein, mein junger Freund von Gestern!

Van Dyck, eintretend.

Zürnt nicht, Signora, über diese Kühnheit.
Zu schmerzlich habt ihr und der edle Herr
Die tiefste Seele gestern mir verwundet.
Verachtung trägt des Künstlers Demuth nicht!

Paola.

Löst uns die Zweifel! Sprecht ein einz'ges Wort!
Sagt: seid ihr Vandyck, Rubens' größter Schüler?

Van Dyck.

Ich bin Van Dyck. Als ich hieher gelangte,
Da wähnt' ich nicht, so lange hier zu weilen,
Verbarg den Namen nicht. Nur späterhin
Fand ich das räthsam, leider, wohl zu spät!

Paola.

Doch sagt, warum? Der Name ist geehrt,
Ist selbst zu uns, nach Welschland schon gedrungen.

Van Dyck.

Ihr kennt den Grund; das sagt mir euer Blick.
Doch traut das schöne Mitleid nicht, das ihr
Umsonst mir zu verhehlen sucht, so hört,
Wie Alles sich, so wie von selbst, gefügt.

Paola.

Ihr kommt bei mir der Bitte nur zuvor.

Van Dyck.

Nicht freie Sehnsucht war es, nein! nicht ganz,
Die mahnend mich zum frommen Pilgerzuge

Nach jenem Künstler-Palästina rief.
Da mir des ersten Lehrers Unterweisung [16])
Nicht länger gnügte, wandt' ich mich zu Rubens,
Der höchsten Zierde meiner Vaterstadt,
Und einer halben Welt. Er nahm mich auf;
Denn grofs, unendlich grofs ist sein Gemüth,
Und Keiner gleicht ihm, so an reicher Kunst,
Als fürstlich edler Milde —

Paola.

O wie schön
Klingt solches Lob aus einem solchen Munde!

Van Dyck.

Bald stand ich ihm der Nächste; nicht der Erste
Der Schüler war ich nur, ich war sein Sohn!
Bald — bangt' ich oft vor diesem seltnen Glück.

Paola.

Wie soll ich das erklären?

Van Dyck.

Edles Fräulein!
Was ich noch Keinem, kaum mir selbst gestand,
Euch sei's vertraut! — Mein Herz schlägt jugendlich,
Und Schönheit ist des Künstlers einz'ge Sonne.

Habt ihr von Rubens' zweiter Gattin wohl
Einmal gehört?

Paola.

Nur wenig, durch den Ruf!
Man schildert sie so liebevoll, als reizend.

Van Dyck.

Die Liebesgöttin ist sie und die Huld,
Wie sie der heitre Niederländer denkt —
Er selbst lieh ihren Reiz wohl schon Cytheren.
Sie — sah in mir des Gatten jungen Freund,
Den Er, der Hochgepriefsne, liebt' und ehrte,
Und ihre reine, milde Seele neigte
Sich mütterlich mir zu. Des Jünglings erste,
Geheime Liebe ward die schöne Rubens. [17])

Paola.

Was mufs ich hören? Vandyck! wie, ihr wagtet —?

Van Dyck.

So frug ich mich im Stillen selbst, und mehr,
Als jene Veronesen, Titiane
Und Raphaele, die der Meister oft,
Sich selbst verkennend, zu den Sternen hob,
Trieb mich von dannen die verborgne Schuld.
Ich sah's, ich müsse scheiden, und ich schied.

Paola.

Doch bald wohl ward die erste Glut vergessen?

Van Dyck.

Vergessen? Nimmer! Wenn ihr wollt, vertauscht;
Die Fürstin fand ich in der Hirtin wieder! —
An einem wolkenhellen Morgen lag
Antwerpen hinter mir, und das Bewufstseyn
Des schwer erkämpften Siegs, der treu verschwieg'nen,
Nun makellosen Leidenschaft, gofs Trost,
Beruhigung in die zerrifsne Seele.
Je schneller mir die Fernen flogen, und
Je mehr in Duft der Thürme Spitzen sanken;
Je froher lachte mir der Jugend Reiz
Aus allen Büschen freundlich wieder zu;
Je kecker spornt' ich meinen Zelter nach
Der Landschaft, die im Lichtglanz vor mir schwamm.
So legt' ich an sechs Meilen leicht zurück;
Schon farbten sich des Abends Purpurstreifen,
Da zog der Schall der hellen Geig' und Pfeifen
Nach dieser Herberg' den geschärften Blick.
Sie lud mich ein mit ihrem Reben-Kranze
Zur ersten Rub', zum hirtlichfrohen Tanze,
In den der Jugend Taumel sich ergofs,
Indefs das Alter, bei gefüllten Krügen,

Sich weidend an des jungen Volks Vergnügen,
Noch einmal selbst die Jugendzeit genols —

Paola.

So sah ich's oft auf eurer Maler Bildern.
Und gestern in der lust'gen Wirklichkeit.

Van Dyck.

Schnell sprang ich ab. Mit jubelndem Gewimmel
Strömt' Alles zu, was eben müssig stand,
Der wackre Schöffe faste meine Hand,
Und, eh' ich's merkte, war der muntre Schimmel
Von Gastlichkeit und Frohsinn mir entwandt.

Paola.

Ja, diese Götter wohnen noch in Flandern.

Van Dyck.

Ich gab mich hin, nicht stolz mich zu bezeigen,
Da bog nach mir aus dem bewegten Reigen
Weit rückwärts sich das lieblichste Gesicht —

Paola.

Und das war Lenchen! Wie? errieth ich's nicht? [18])

Van Dyck.

Sie war's! des Schöffen Tochter, der sie selbst,

Die schaamerglühte, mir zur Tänz'rin bot.
Dieſs war der Anfang. Da sich Lenchen nannte,
Umstrickte mich des Namens Zauberton,
Der oft daheim in meinem Innern klang.
Lang hing an ihr mein Blick; Helene Rubens —
So täuschte mindstens sich das schwache Herz —
War jener königlichen Pracht entkleidet,
Wie jener heil'gen Würde, die von ihr
Des Pflegesohnes Blicke niederzog —

Paola.

Ei, die Helenen scheinen euch gefährlich;
Am Ende kommt's noch zu Trojan'schem Brand.

Van Dyck.

Sie stand vor mir ein Kind der Wiesenflur,
Sah zart vertrauend, zärtlich, zu mir auf,
Und schuldlos durft' auch ich in's Aug' ihr schau'n —

Paola.

Seid ihr dess so gewiſs? Man will doch sagen,
Daſs ihr, der Reiche, einem armen Hirten
Das einz'ge, heiſs geliebte Lamm geraubt.

Van Dyck.

Ich ahne wohl so was; doch glaubt mir nur,

Bei diesem muntern Landvolk wird die Liebe
Von Bas' und Vetter, von den Alten nur
So wie ein Gutshauf, bei der Kann' beredet.

Paola.

Ihr nehmt das leicht, weit leichter, als ihr solltet!

Van Dyck.

Und wär' es auch, kann ich dafür, kann sie's,
Wenn unsre Herzen stark're Bande schlossen,
Als früher Umgang, Schwesternamm, Gewohnheit?
Sich lenken können, heißt noch lang' nicht lieben,
Und innig, glühend, lieb' ich sie, sie mich!

Paola, etwas ärgerlich.

So — denkt ihr wohl ein Gütchen hier zu kaufen?
Es ist ein ziemlich Dorf, fruchtbare Fluren,
Das Schöffenamt kann schwerlich euch entgeh'n,
Und für den Maler giebt's wohl auch zu Zeiten
Etwas zu thun —

Nanni, der schon eine Weile ungeduldig zugehorcht, giebt ihr, von Van Dyck unbemerkt, ein Zeichen des Beifalls und verschwindet dann wieder.

Van Dyck, verwirrt und heftiger.

Fürwahr, in weite Zukunft

Hab' ich noch nicht geschaut. — Das fügt sich wohl,
Wie's das Geschick bestimmt —

Sich ermuthigend.

Mein edles Fräulein!
Das spracht ihr wohl nicht selbst. Nein, nicht von euch
Kam dieser Dolchstich —

Paola.

Sagt, was denkt ihr sonst?
Es ist die Freundin ja, die mit euch spricht,
Die euch, dem holden Mädchen, Gutes gönnt.
Ihr sagt, ihr achtet mich —

Van Dyck, mit zurückkehrender Freiheit.

Bewährt' ich's nicht?
Vertraut' ich mich nicht ganz? Nun denn, gesetzt,
Ich müßte immer, immer hier verweilen;
Das Völkchen ist so heiter, bieder, treu —

Paola.

Doch einfach auch, nur spielend mit der Kunst;
Ein Gaukler gilt da mehr —

Van Dyck.

Ja, ich erfuhr's!

Paola.

Dem ächten Künstler winkt ein schön'rer Preis!
Was Hohes ist und Herrliches auf Erden,
Steht froh bereit, sein Füllhorn ihm zu bieten.
Die Schönheit schenkt ihm Huld, die Weisheit Lehre,
Der Kaufmann Gold, der König Glanz und Ehre!

Van Dyck.

Doch wie? Reift nur an Welschlands Sonn' die Kunst?
Natur ist immer reich, wo sie sich zeigt!
Seht diese üpp'gen Fluren, die der Segen
Mit hohen Halmen, goldnen Ähren kränzt,
Wo tief im Gras die Heerden glänzend waten —

Paola.

Sie waten, ja! des Moors giebt's hier genug!

Nanni lächelt ihr wieder Beifall zu.

Van Dyck.

Dem Rosenmund, den Perlenreihen zieren,
Sei dieser Spott des Vaterland's verzieh'n! —
Seht diese Früchte, die behauchte Pflaume,
Des Pfirsichs weifsen, rothgesprengten Sammt,
Den Goldsmaragd der hell durchsicht'gen Traube —

Paola.

Die man recht sorglich hinterm Glas erzieht!
Da müssen wohl der Rebenkranz der Ulmen,
Der glühende Granat, die goldnen Äpfel,
Die frei bei duft'gen Blütenzweigen schon
Zu reifen wagen, schaamhaft sich verbergen!

Van Dyck.

Ihr kämpft den Kampf des Schönen —

Paola.

Mit der Fülle!
Was dünkt euch höher?

Van Dyck.

Gilt denn Rubens hier,
In fernen Ländern, nicht als Fürst der Kunst?

Paola.

Sein Beispiel spricht für mich. Er war in Rom;
Noch fragt sich's, wär' er länger da gewesen,
Galt er dann nur als Flanderns Raphael?

Van Dyck.

Doch nannten Könige ihn ihren Freund —

Paola.

Ja, Er ist Ritter — doch der Sohn Urbino's — ? [49])
Der Cardinäle Purpur hätte ihn geschmückt,
Wenn nicht an seinem frühen Sterbebette,
Wo unter der Verklärung sich sein Geist
Zur eigenen erhob, der Gläub'gen Vater
Und aller ird'schen Geister Herr geweint! —
Wo sind der alten Tempel Säulen hier?
Wo jene Hallen, jene Himmelspfeiler?

Van Dyck.

Auch hier giebt's Dome —

Paola.

Und manch düstres Rathhaus,
Vom reichen Schmuck der Schnörkel fast erdrückt!

Van Dyck.

O laßt die Steine! denn das Höchste ist
Doch stets des Menschen herrliche Gestalt.
Stellt eure Märt'rer mit dem finstern Blick
Doch neben Flanderns hochgebaute Nymphen!

Paola.

Hoch? Sagt doch lieber: stark! — O geht, Van
Dyck!

So sehr ihr euch verstellt, ihr fühlt es längst.
Dafs euer Pfeil den eignen Schützen trifft.
Der Niederländer Ruhm ist eine Fama,
Die in das Erz mit vollen Backen stöfst;
Doch zu den Sternen schwebt der Genius
Des Welschen; [80]) sein sind alle Kränze,
Die, wohl errungen, er am Arme schwingt,
Indefs sein Aug' selbst nach der Krone schaut;
Ihr wifst die Gottheit menschlich schön zu bilden,
Der Welsche hebt die Menschheit zu den Göttern!

Van Dyck.

Ich wag' es nicht, mit euch es auszufechten.
Doch, wie dem sei — das Herz hat auch sein Recht,
Und dessen Ruf — Reifst euch, ihr Glücklichern!
Von jenen Lorbern ewig grüne Kranze! —
Spricht laut zu mir — Genug, ich mufs, ich will
Hier glanzlos leben für die Lieb' und Kunst!
Vielleicht glückt's doch! — Erweist mir nur die Gunst,
Die Altarbilder heute zu beschauen. — —
Sie sind nur Kinder dieser Blumenauen!

EILFTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. NANNI, nicht ohne Entrüstung eintretend.

Van Dyck.

Auch euch, Herr Ritter, bitt' ich um die Huld,
Die kleine Kirch' nicht unbesucht zu lassen.
Vielleicht, dafs ihr dann nicht so hart, wie gestern,
Zum Wirthshausschilde mich verdammt —

Nanni.

Je nun,
Wir wollen seh'n, ob Zeit noch übrig bleibt!
Doch ist's das nicht, was mich hieher gebracht,
Wo ich euch hörte. Nur ein klein Geschäft!
Man sagt mir da, ihr habt ein weifses Rofs,
Das Rubens einst besafs —

Van Dyck.

So ist's Signor!
Der Hohe hat es selbst mir zugeführt.

Nanni.

Das Rofslein hätt' ich gern, nicht um sein selbst,
Um Rubens' Willen! Sagt, was gilt es euch?

Ich forsche nicht, wie ihr dazu gekommen;
Doch eh's verkümmert, werd' es mir zu Theil!

Van Dyck.

Das geht zu weit! — Das Rofs ist mir nicht feil!

Schnell und zornig ab.

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Schräge Dorfgasse. Auf einer Seite Bauerhäuser, auf der andern Humprechts Garten mit Zaun und Thur, im Hintergrunde eine Scheune, über welche die Spitze des Kirchthurms ragt. LENCHEN kniet von weitem im Grase und scheint etwas zu ordnen. VELTEN und JOST kommen mit einem BAUER aus dem Hintergrunde der Gasse.

Velten.

Ist's noch weit?

Bauer.

Da steht die Scheuer. Nur die Pfeifen weg!

Jost.

Ein verwünschtes Nest hier!

Bauer.

Brummt, wie ihr wollt! Der Herr Schöffe hat befohlen, ihr sollt euch Hafer und Heu in seiner Scheuer holen, wenn ihr's umsonst haben wollt, und den Häcksel selbst schneiden. Der läßt nicht mit sich handeln!

Velten.

Ein bissel Krieg wär' euch zu gönnen. Da würdet ihr anders sprechen, ihr Bauerpack!

Jost.

Ho ho! Wenn man so ein Wort vom rothen Hahn fallen läfst, da könnt ihr zahm werden!

Die Scheune ist indessen geöffnet und sie gehen hinein.

ZWEITER AUFTRITT.

DIE REITER in der Scheune. LENCHEN. NICLAS guckt aus seiner Hausthür. Die Dorfuhr schlägt zehn.

Niclas.

Nun kommt sie gewifs bald. Das ist ja die gewöhnliche Zeit zur Bestellung auf den Abend. Ach, das Herz möchte mir brechen. Wenn er kommt, wenn es wieder, wie gestern, geht —

Lenchen,

sich aufrichtend und noch von weitem über den Zaun sehend.

Fertig wär' ich wohl, aber ich mufs doch noch ein wenig warten, ob er heute nicht kommt. — Ah, da lauscht Niclas an der Hausthür — was erschreck' ich denn so?

Niclas.

Wahrhaftig, da paſst sie schon auf. Verwünscht, sie hat mich schon weg!

Lenchen.

Wie mir das Herz klopft! Der Vater mag Recht haben! — Niclas hat mich schon gesehen. Da ist's doch besser, ich rede ihn an. Kommt langsam weiter vor. Guten Morgen, lieber Niclas!

Niclas, aus dem Hause tretend.

Guten Tag, Lenchen! Für sich. Wie allerliebst sie heute wieder aussieht! Laut. Du bist ja schon recht fleifsig im Garten.

Lenchen, verlegen.

Ich? — Man muſs ja wohl! Ich wollte mir nur die Beete ein wenig besehen — und dann kommt auch heute die fremde Herrschaft zu uns. Da soll ich Obst brechen —

Pause, während beide beobachtend einander ansehen.

Lenchen, immer kleinlauter.

Wo stakst du denn gestern den ganzen Abend?

Niclas.

Wo die Andern waren, vor der Schenke! Du

hattest nur keine Zeit, mich zu sehen. — Wohl geschlafen?

Lenchen.

Was hast du wieder? Sonst warst du gar nicht so —

Niclas.

Nun, wie denn? — Ja, sonst —

Lenchen.

Ich soll dich doch wohl nicht aufsuchen, und dich bitten, mit mir zu tanzen?

Niclas.

Ei bewahre! Das untersteht sich unser eins gar nicht mehr, seitdem der berühmte Herr Maler hier ist.

Lenchen.

Kommt's da heraus? Schon wieder auf Van Dyck eifersüchtig?

Niclas.

Und ohne allen Grund, nicht wahr?

Lenchen.

Ich war ja gestern Jungfer Wirthin —

Niclas.

Mithin auch den ganzen Abend seine Tanzjungfer! Nichts natürlicher!

Lenchen.

Der Vater selbst hat es mir befohlen, immer recht höflich gegen ihn zu seyn. Du kannst's glauben!

Niclas.

Und du bist eine recht folgsame Tochter; das mufs man dir lassen!

Man hört in der Ferne auf der Flöte blasen.

Lenchen für sich.

Ach Gott!

Niclas, eben so.

Er kommt! Wie sie zusammenfuhr!

Lenchen, sehr ängstlich.

Nun — ich habe dir wirklich nichts zu Leide gethan — aber, wenn du meinst, so werde nur wieder gut! Gieb mir die Hand drauf! Sie reicht ihm die ihrige über den Zaun. Und — komm doch heut' Abend einmal zu uns herüber — um — um — nur

recht zeitig — um vier Uhr! Da will ich gewifs zu Hause seyn!

Niclas, ihre Hand heftig druckend.

Ja, ja, wir wollen zusehen!

Lenchen.

Au! du drückst mich ja, dafs ich schreien möchte.

Niclas.

Da wirst du wohl noch zu Hause seyn! So zeitig gehst du wohl nicht spazieren —

Lenchen.

Aber jetzt — mufs ich wahrhaftig wieder auf den Baum. Wo willst du denn hin?

Niclas.

Auf's Feld! Es wird Zeit dazu!

Lenchen.

So geh' nur! Auf Wiedersehn, Niclas! — Heute Abend! Vergifs es nicht!

Niclas.

Leb' wohl, Lenchen! Geht.

Lenchen.

Wie schmerzt es mich, ihn zu betrügen — und doch —

Niclas, für sich.

Warte, Schlange, du willst mich nur jetzt hier forthaben! Aber —

Versteckt sich hinter einen Strauch neben der Scheune. Der Flötenklang ist näher gekommen.

Lenchen.

Er ist's! er ist's! o —!

Steigt geschwind auf eine an den Baum gelehnte Leiter.

DRITTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. VAN DYCK mit der Flöte.

Van Dyck.

Ward mir's doch wieder so leicht in der Seele,
Hier in der grünen, freien Natur! — —
Ach, so schlau ich mir's selbst verhehle,
Leicht überdeckt ist die Wunde nur!
Mag ich auch noch so grübeln und sinnen,
Wahrheit enthielt das mahnende Wort.
Zürnende Götter winken von hinnen;

Will ich den Kranz des Ruhms gewinnen,
Dort sproſst der Lorber, er sproſst nur dort!

Doch die Holde soll ich lassen,
Die sich ganz mir eigen gab,
Die im innigen Umfassen,
Wie die treue Reb' am Stab',
Ihres Lebens Glück gefunden —
Sie, die, eines Andern Braut,
Mit dem Fremdling sich verbunden,
Ihm ihr ganzes Heil vertraut?

Sie ist so schön! Der Jugend zart'ste Fülle
Vereint mit Anmuth und mit Huld!
Sie ist so rein! Ihr Herz liegt sonder Hülle
Im blauen Aug'! Nur das ist ihre Schuld,
Daſs sie ihr Herz mir ohne Arg ergeben!
Sie liebt so heiſs, und ist sich's kaum bewuſst!
Soll ich schon hier zu Göttern mich erheben,
Mir winkt der Himmel nur an ihrer Brust!

Zieh' denn ein And'rer der Hoheit Loose,
Welchem kein liebender Busen schlägt!
Weiche der lieblichen, duftigen Rose,
Lorber, der nimmer Blüten trägt!
Werdet für mich Arkad'sche Gefilde,
Friedliche Triften, grünende Au'n! —

O auch wohl mir winken heil'ge Gebilde
Hier in dem Arm der Schönsten der Frau'n!

Ja! also sei's! Nicht dort im Glanz der Thronen
Birgt sich des Herzens ächtes Glück.
In grünumlaubter Hütte will ich wohnen,
Hier gnüge mir ein ruhiges Geschick!
Von Kirch' zu Kirche will ich fragend ziehen,
Und fleifsig schmücken Halle und Altar.
Und kehr' ich heim — dann wird ihr Mund nur glühen,
Noch schöner, als die Ros' in ihrem Haar!

Geschwind zu ihr, dafs ich's ihr gleich entdecke —

Lenchen, durch die Zweige lauschend.

Was spricht er doch? Er redet wie im Traum.

Van Dyck.

Sonst war sie doch schon da —

Lenchen.

Ob ich ihn wecke?

Wirft ihn mit Obst.

Van Dyck,

auf den Garten zueilend, dessen Thur von innen verriegelt ist.

Wart', loser Schelm! krieg' ich dich auf den Baum —!

Lenchen,

springt schnell die Leiter herab, öffnet und tritt heraus.

Ihr seid aber auch recht lange geblieben!
Die Dorfuhr hat schon längst verhallt.

Van Dyck.

Für dich zu lange?

Lenchen.

Was habt ihr getrieben?
Nun kommt der fremde Besuch so bald!
Mein Vater soll sie in's Kirchlein führen,
Sie woll'n die schönen Bilder gern seh'n;
Da mufst' ich nun diefs Körbchen zieren
Mit frischem Obst —

Van Dyck.

Wirst du auch mitgeh'n?

Lenchen.

Das eben nicht, doch ist mir bange,
Mein Vater macht ein finster Gesicht,
Verweil' ich hier bei euch zu lange; —
Ihm folgen ist ja meine Pflicht —

Van Dyck.

Was fodert er?

Lenchen.

Wie soll ich's sagen?
Ich soll mir nicht den Niclas verschlagen —
Ach, denk' ich das, dann sinkt mein Muth —

Van Dyck.

Sprich, holdes Kind! Bist du mir gut?

Lenchen.

Wie fragt ihr doch? Ihr wollt mich necken —
Ihr wißt's ja wohl!

Van Dyck.

Doch fragt ich nun an —

Lenchen.

Wie könnt' ihr mich nur so erschrecken,
Herr Vandyck?

Van Dyck.

Möcht'st du mich zum Mann?

Lenchen, aufschreiend.

O Gott! was sagt ihr?

Van Dyck.

Was ich meine'

Hab' ich dein Herz, so gieb mir die Hand!
Dann bist du mein, und ich bin der deine,
Und nie verlafs ich das Flandrische Land.

Lenchen.

Bei St. Martin! Ihr macht mich zittern,
Herr Vandyck! — vor euch zum ersten Mal. — —
O wie aus düstern, fernen Gewittern
Schlug vor mir nieder der Feuerstrahl!

Van Dyck, sie umarmend.

Darf dich mein Arm als Verlobte umfassen?

Lenchen.

O schont mein! Treibt nicht solchen Spott!

Van Dyck.

Ganz ernstlich!

Lenchen.

Darf ich den Niclas lassen?

Van Dyck.

Wenn ich dich liebe, Lenchen?

Lenchen.

O Gott!
Mein Vater hat ihm das Jawort gegeben,

Ich selbst — ich kannt' euch damals noch nicht! —
Wer weifs, wird's der gute Pursch überleben,
Und dann — Nein! wenn mein Herz auch bricht,
Wenn ihr einst scheidet —

Van Dyck.

Das würd' ich dann müssen!

Lenchen.

Und dann —

Weinend und lächelnd.

O überlegt es euch recht!
Ihr konntet das art'ge Dirnchen wohl küssen,
Zur Frau aber wär's euch wohl zu schlecht.

Van Dyck.

Du frommer Engel! Mir lafs die Sorgen,
Ich thu', nicht Mehres, als ich mufs!
Ich sag's deinem Vater noch diesen Morgen,
Und du — gieb mir jetzt Hand und Kufs,
Durch sie mir ew'ge Lieb' zu bekennen —

Lenchen.

Herr Vandyck, lafst mich!

Van Dyck.

Nenne mich du!

Lenchen.

Nein! nimmer wag' ich's, euch du zu nennen! —
Dahin auf ewig ist meine Ruh'!

Van Dyck.

So lafs mich das heil'ge Siegel aufdrücken,
Dich, meine Geliebte, bis an die Gruft
Durch Treu' und Sorgfalt stets zu beglücken,
Du mein! ich dein!

Lenchen,

sich gewaltsam loswindend.

Mein Vater ruft!

Eilt schnell durch den Garten ab. Van Dyck folgt einige Schritte, winkt ihr, so lange er sie sehen kann, Küsse nach, und geht dann mit einer Bewegung leidenschaftlichen Entzückens seitwärts ab.

VIERTER AUFTRITT.

Niclas, heftig hervorkommend.

Nun weifs ich's! Nun endlich werd' ich doch meinen Augen und Ohren glauben! Nun ist ja Alles klar! — Wer sollte das denken? Scheint sie nicht so ohne Falsch, wie die Tauben? Ist sie's nicht? — O wie ich sie immer noch liebe! Wie ich sie auch jetzt noch nicht hassen kann! — Wie glücklich könnt' ich mit ihr, sie mit mir werden! Auf den Händen hätt' ich sie getragen, als Weib, und auch sie hätte mir Alles an den Augen abgesehen. Sie that es ja immer, kannte keine Freude ohne mich, bis der Fremde hieher kam! — Ja, traue nur einer den Dirnen, der bleibt ewig ein Narr! Mir gab sie die Hand über den Zaun; seinetwegen stürzte sie fast von der Leiter, um geschwind den Garten zu öffnen. Sie legte die Hand auf seine Achsel — Höll' und Teufel! sie lag in seinen Armen! — So ist's denn aus mit uns, rein aus, und soll ich nicht in's Wasser springen, so mufs ich fort von hier, und das schnell! Wehmüthig. Ich hätte recht gern in dem Hüttchen gelebt, das schon mein Vater und Grofsvater besafs; aber es kann ja nicht seyn! Arme alte Mutter, ich kann dir nicht helfen; ich kann dich

nicht wiedersehen, oder ich besinne mich anders, und mache dir noch gröfseres Leid. Fort, fort von hier! Aber wohin? Die Reiter kommen mit Futtersäcken und Heubündeln aus der Scheune. Ah, da kommen ja, wie gerufen, meine bösen Engel von Gestern!

FÜNFTER AUFTRITT.

NICLAS. VELTEN. JOST.

Velten.

Guten Tag, Pürschchen! Ausgeschlafen? Schon aus den Federn?

Jost.

Hast du noch welche? Gerupft haben sie dich!

Velten, bei Seite zu Jost.

Schweig, Rothbart? Hast du nicht deinen Antheil?

Niclas.

Das ist Spafs für einen, der mehr im Sinn hat!

Velten

setzt sich auf ein Heubündel.

Du — mehr im Sinne?

Jost

desgleichen, dafs Niclas in der Mitte steht.

Du? wie kommst du mir vor?

Velten.

Ich merk's, was dir in der Krone steckt.

Jost.

Mein Seel', ich auch!

Niclas.

Das müfste wunderbar zugehen.

Velten.

Ha ha ha! ich dächte nicht. — Dein Mädel hat sich was Andera ausgesucht!

Jost.

Hat dich mit der langen Nase abziehen lassen. Das sah man gestern ja wohl! Lacht.

Niclas.

Verflucht! — Doch was geht's euch an?

Jost.

Uns? Nichts auf der Welt! Bewahre!

Velten.

Aber einen guten Rath könnten wir dir geben.

Niclas.

Und der wäre?

Jost.

Wenn wir dir so Mittel und Wege zuwiesen, wie du einem Gewissen bei erster Gelegenheit eins zutrinken könntest —

Velten.

Ohne dafs ein Hahn drüber krähte — ?

Niclas.

Das — nein! das will ich nicht. Allenfalls Faust gegen Faust — aber nein!

Jost.

Faust gegen Faust? Der Pursch hat ordentlich eine Art Bauernehre!

Niclas, halb für sich.

Was kann er dafür, dafs er sie so lieb haben mufs? Kann ich's doch selbst nicht ändern! — Nein, das nicht! Nur fort, fort von hier!

Velten.

Du hast Lust, dir was zu versuchen? Du gefällst mir ordentlich!

Jost.

Und wo dächt'st du denn hin?

Niclas.

Gleichviel! Nur von hier fort, so weit, als möglich! In die Fremde, auf die See!

Jost.

Hör', Velten! sagte nicht gestern der Wachtmeister, dafs nächstens ein Transportschiff nach einer Insel abgehe?

Velten.

Freilich!

Jost.

Ich besinne mich. Er will selbst mit. Er hat einen steinreichen Vetter dort.

Velten.

Es soll eine herrliche Lebensart dort seyn.

Jost.

Nun, nun, Gold und Diamanten wachsen in Stangen, und die schönsten braunen Mädchen kauft man auf dem Sklavenmarkte für zwei Schillinge. Was meinst du, Pürschchen?

Niclas.

Das gilt mir gleich, wenn's nur weit ist.

Jost.

An sechstausend Seemeilen von hier, wo nicht noch einige drüber!

Niclas.

Wolltet ihr wohl mit dem Wachtmeister meinetwegen reden?

Velten.

Je nun, weil du's bist! Warum nicht!

Jost.

Da kämst du recht weit von Savelthem weg. — Nun, hilf uns die Säcke tragen, und komm mit zum Wachtmeister! Es läfst sich mehr davon sprechen.

Sie packen auf und gehen mit Niclas ab.

SECHSTER AUFTRITT.

Vorsaal im Wirthshause, wie im vierten Auftritte des zweiten Aufzugs.

NANNI, völlig angekleidet. PAOLA noch in ihrem Cabinet.

Nanni, an Paola's Thür.

Bist du bald fertig, Nichtchen? Es wird Zeit,
Den Schöffen und die Kirche zu besuchen.

Paola, aus dem Cabinet sprechend.

In wenig Augenblicken!

Nanni, lächelnd.

Weiber! Weiber!

In sein Cabinet ab.

SIEBENTER AUFTRITT.

RUBENS, in hellrothem Reitmantel, den Hut heruntergeschlagen, mit Schwert und Sporen. Bald darauf PAOLA, zum Kirchenbesuch gekleidet, mit langem, silberdurchwirktem Schleier und in einer an's Ideale streifenden Tracht.

Rubens.

Hier mufs er seyn! Täuscht' ich mich nicht, so sah
Ich seinen Kopf am Fenster. O wie wallt
Das Herz in meiner Brust, wenn ich mir's denke,
Mein Jugendfreund in diesen Mauern! — Ja,
Wenn nun die Ahnung wirklich etwas wär',
Wovon des Menschen stolze Hoffnung träumt,
So zög' sie mich zu einer dieser Thüren.
Doch schweigt in mir der Geist. Zur nächsten denn!

Pocht an Paola's Cabinetsthür.

Paola tritt heraus.

Wen sucht ihr, Herr! Vermuthlich ist's ein Irrthum.

Rubens zieht ehrerbietig den Hut.

Verzeihung, Fräulein, oder gnäd'ge Frau —

Nanni,

aus dem Cabinet tretend, für sich.

Wer ist der Fremde?

Erkennt ihn und stürzt in seine Arme.

O mein Rubens! Ihr?

Rubens.

Mein Nanni! O mein edler, alter Freund!

Paola.

Wie? Rubens seh' ich vor mir? O mein Herr!
Wie war es möglich, euch nicht gleich zu kennen,
Den ich so oftmals mir im Geist gedacht?

Nanni, mit der lebhaftesten Rührung.

Du meintest oft, du würdest unter Tausend
Ihn finden, selbst in einer Pilgerkutte!

Paola.

Nicht edler stellte meine Phantasie
Des Meisters Hochgestalt mir dar — verzeiht!
Sie mißt ja Alles nach der ew'gen Jugend
Der Werke — nur noch ganz als jungen Mann.

Rubens.

Ihr seid sehr liebreich.

Zu Nanni, leise.

Ist das deine Tochter?

Vermält? Noch Jungfrau — ?

Nanni, eben so.

Stille, Freund, hievon!
Ich bin ihr Ohm, sie ist verlobt — dem Himmel!
Ein junger Röm'scher Edler, der der Kunst
Sich sonder Rast ergab, besafs ihr Herz,
Und ihre Liebe barg mit ihm das Grab.

Laut.

Jetzt lafs noch einmal dich umarmen, Rubens!
Wie einst im Colliseo; denk'st du's noch?

Paola.

Wie freu' ich mich, euch selber nun zu seh'n,
Von dem der Oheim mir so oft erzählt,
Bis ich euch selbst wie eine Nichte liebte.

Rubens.

Es gilt, Signora! Treue Oheimschaft!

Nanni.

Doch sprich, du kommst so schnell — selbst der Erwartung,
Dich hier zu seh'n, bist du zuvorgeeilt.
Erst gestern konnt'st du meinen Brief empfangen.

Rubens.

Die Nacht war hell, und wenn um Mitternacht

Man sattelt, und ein feurig, brausend Roſs,
Was sind sechs Meilen?

Nanni.

Du wirst müd' seyn, Rubens!
Komm, setz' dich, leg' den Mantel ab, das Schwert!

Er und Paola sind dabei behülflich. Man setzt sich.

Rubens.

Nein! müde bin ich nicht; die Freude mehr
Des Wiederseh'ns nach langer Zeit, hat mich
Ein wenig angegriffen — und sodann —
Ich sprach in einem nahen Schlosse zu,
Und ging zu Fuſs mit einem Diener her,
Um unerkannt zu bleiben —

Nanni.

Ei, du Rascher!
Bist ja zu Abenteuern fast noch aufgelegt,
Wie bei dem Zug nach Villa Viciosa.[21])

Paola.

Was ist das, theurer Ohm? Ihr habt davon
Mir nie gesagt, so vieles sonst ich hörte.

Rubens.

Es ist der Müh' nicht werth, die Zeit ist kurz —

Paola.

O lieber Ohm! geschwind erzählt es mir!

Nanni.

Der Ruhm des edeln, damals jungen Freunds
Drang bis zum Ohr des Herzogs von Braganza;
Er lud den Jüngling ein an seinen Hof.
Mein Rubens machte jugendfroh sich auf,
Mit zwanzig Pferden, stattlichem Gefolg,
Und wo er durch kam, floss der Wein nicht karg.
Als der Herr Herzog solches auch vernahm,
Da ward ihm bang um Stall und Küch' und Keller,
Und klüglich sandt' er einen schnellen Boten
An Rubens ab, mit *funfzig* Stück Pistolen
Und dem Bericht, es mangle jetzt an *Zeit*,
Dem jungen Mann zum Conterfei zu sitzen.
Doch der verbat sich höchlich das Geschenk,
Liefs unterthänig melden: Nein, er komme
Auch nicht, zu malen, wolle auf der Villa
Nur froh seyn mit den Freunden, als wozu
Er tausend Stück Pistolen mit sich bringe!

Paola, lächelnd.

Ein wenig keck —

Rubens

kann die innere Unruhe nicht mehr unterdrücken.

Es war ein Jünglingsstreich!
Doch, weil wir auf der Jugend Leichtsinn kommen,
So —

Nanni.

Eben wollt' ich —

Rubens.

Sprachst du schon Van Dyck?
Und hast du Hoffnung, dafs er sich besinnt?

Nanni.

Die ist nur schwach, doch geb' ich sie nicht auf,
Und hatt' es früher ziemlich ernst im Sinn,
Ihn, schlüg sie fehl, dir selbst zurück zu bringen,
Fast als Gefangenen. Der Gouverneur
Von Brüssel ist mit mir genau befreundet,
Und gab mir Mannschaft. Nun bedarf's dess nicht;
Denn leicht wird ihn dein Vaterwort bewegen.

Rubens.

Nicht also, Freund! Spiel' deine Rolle fort,
Wie dir's gefällt; denn fest bin ich gesonnen,
Kehrt er zum Bessern willig nicht zurück,

So sieht er nicht mein Antlitz, soll nicht wissen,
Dafs ich noch seines Namens nur gedenke!
Er hat mich tief gekränkt —

Paola.

Ihr könnt verzeih'n;
Das liest sich leicht in diesen edlen Zügen.

Rubens.

Sind denn die Weiber all' von ihm gewonnen,
Und seh'n im Rocken einer Omphale
Des Frauenreichs gemeinsam Siegeszeichen?
Mein Weib, die war's, die mich zur Reis' bewog,
Die fast mit Thränen mich hieher gesandt,
Wo ihr zwar seid, doch der Verlorne auch!

Nanni.

So ruh' indefs in meinem Zimmer aus;
Mein Diener soll dir gleich Erfrischung bringen.
Wir beide wollen zu dem Schöffen hin,
Dem Vater jener reizenden Armida —

Rubens.

Ist sie so hübsch?

Nanni.

Von Rubens schönstem Schlag! —

Und Vandyck's Kirchenbilder dann beseh'n,
Wozu halb Brüssel auf der Wallfahrt ist.
Durch Nichtchens Sanftmuth —

Paola.

Und des Oheims List —

Nanni.

Wird er noch wohl der Lee des Dorfs entrissen.

Rubens.

Dann soll er auch den Vater nicht vermissen!

Nanni und Paola durch die Eingangs-, Rubens durch die Cabinets-Thür ab.

VIERTER AUFZUG.

Unterstube bei Humprecht, mit jungen Maien aufgeputzt, mit Seiten- und Eingangsthür. Links ein grofser Lehnstuhl, davor ein mit einem Teppich bedeckter Tisch, worauf ein grofses Buch liegt. An den Wänden blau angestrichene Holzstühle.

ERSTER AUFTRITT.

Lenchen

allein, setzt einen Blumentopf mit gefülltem Gartenmohn und andern sehr ins Auge fallenden Gartenblumen auf die Mitte des Tisches. 22)

Es ist Alles so hübsch, so festlich hier, fast noch hübscher, als gestern! Aber ich kann mich nicht mehr freuen. — Wie pocht mir die Brust! eine Centnerlast liegt darauf. — Was hab' ich gethan? Was vermied ich wenigstens nicht? Und wie soll sich das enden? — Konnt' ich, konnt' ich anders? Als er mir so liebevoll in's Aug' blickte, als er mich so zärtlich umfing — als es mir einfiel, dafs es anders werden könne, dafs eine Zeit kommen müsse, wo er auf ewig von mir scheide — Sie weint. — Und dann der Antrag — ich, seine Frau! — seine

Frau! — Ach, es war doch nur ein süfser Traum, der verschwinden mufs, wie der Base ihrer! Ich in Gold und Seide? — Nein, das wollt' ich gern missen, hätt' ich ihn nur! — Ist's doch jetzt noch, als ob ein Traum mich ängstige! Hier Van Dyck, der seine Arme nach mir ausbreitet — dort der redliche Niclas, mein Vater, mein Versprechen! — Was soll ich thun? was kann ich thun? — Wohin ich mich wende, finde ich Schmerz und Quaal. — Horch, der Vater! Dem kann ich jetzt nicht unter die Augen treten; der darf meine Thränen nicht sehen!

Schnell durch die Seitenthür ab.

ZWEITER AUFTRITT.

HUMPRECHT, mit bloſsem Haupte, stattlich gekleidet. ANNA.

Anna.

Nun, ich denke, ihr werdet Alles recht sauber, recht für so vornehmen Besuch eingerichtet finden.

Humprecht, alles musternd.

Ja, ja, es mag mitgehen. Ehre dem Ehre gebührt! Wenn sie kommen, öffnet sie die Thüre

recht weit — Setzt sich auf den Lehnstuhl, schlägt das Buch auf und nimmt die Brille.

Anna.

Was soll denn das bedeuten? Wollt ihr sie denn nicht selbst empfangen?

Humprecht.

Sie öffnet die Thüre, habe ich gesagt! Ich thue erst gar nicht, als ob ich etwas bemerkte.

Anna.

Wird sich das schicken?

Humprecht.

Das versteht sie nicht, Base! Weil wir allein sind, will ich ihr's erklären. Wenn der König einen Statthalter ernennt, so ist der so gut, als der König. Wenn der Statthalter einen Schöffen bestätigt, so gilt der so viel, als der Statthalter.

Anna.

Darf denn so ein Herr Statthalter nicht höflich, nicht zuvorkommend seyn gegen Fremde?

Humprecht.

Das wohl, doch zu seiner Zeit! Sonst wär's

wider den Respect. Hätt' ich den Herrn Ritter abgeholt, so wär' das ein Andres. Wenn man aber einen angesehenen Mann in seinem Hause aufsucht, so muſs er anfänglich mit Geschäften überhäuft, ganz in Gedanken versenkt, so mit der Seele gleichsam anderswo seyn.

Anna.

Aber wie wollt ihr das anfangen?

Humprecht.

Deſshalb setze ich mich hieher und lese in dieser schönen Chronik. Das ist ein herrliches Buch; da steht von Kometen und Himmelszeichen, von Krieg und Frieden darin. So eine vornehme Herrschaft aus Rom muſs auch sehen, daſs es in Savelthem verständige Leute giebt.

Anna.

Sie kommen schon!

Humprecht.

Nun geschwind! Alles, wie ich gesagt habe!

Anna läuft schnell nach der Thür und reiſst sie weit auf.

DRITTER AUFTRITT.

HUMPRECHT. NANNI und PAOLA. ANNA, die anfänglich nur an der Thür lauscht.

Paola, Anna begrüßend.

Wie freundlich, zierlich Alles bei euch ist!

Nanni

zu Paola, auf Humprecht deutend.

Sieh, sieh, welch schöner alter Kopf! Laut. Mein Freund!

Humprecht, wie mit Amtswurde.

Was giebts, ihr Leute? Schnell aufstehend, und Nanni die Hand reichend. Ach, Vergebung, Herr Ritter! gnädiges Fräulein! Ich war so sehr in die Bataille bei — bei — vertieft; wie einem doch im Alter das Gedächtniſs ablegt! — daſs ich euch nicht gleich erkannte. Nun willkommen, tausendmal willkommen beim Schöffen zu Savelthem! Beliebt, Platz zu nehmen! Er zieht den Lehnstuhl hervor, und nöthigt Nanni darauf. Für Paola bringt Anna einen hölzernen Stuhl, den sie mit der Schürze bedeckt.

Paola zu Humprecht.

Doch müſst ihr bei mir sitzen, anders nicht!

Humprecht.

Wenn ihr's ausdrücklich so befehlt, so darf ich's nicht abschlagen — als Vorsteher der Gemeinde!

Setzt sich.

Anna

bringt auf irdenen Tellern Becher mit Waffeln.

Ich bitte allerschönstens —

Humprecht.

Nehmt mit uns verlieb, gnädige Herrschaft! So gut wir's haben!

Paola.

Auf euer Wohl, Herr Schöffe!

Humprecht.

Gehorsamst zu bedanken! Auf das eurige!

Paola.

Und auf Lenchens!

Wo habt ihr denn das liebe art'ge Kind?

Humprecht.

Sie soll gleich hier seyn. An der Seitenthür rufend.

Lenchen! Lenchen!

VIERTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. LENCHEN, einen mit Früchten aufgeputzten Korb auf dem Kopf tragend.

Lenchen.

Da bin ich, Vater! Zu Paola und Nanni. Seid recht schön von mir gegrüfst, werthes Fräulein! werther Herr! und nehmt liebreich an, was wir selbst in unserm Gärtchen erzieh'n. Ihr müfst auf's Herz dabei sehen! Sie läfst sich halb auf ein Knie, hebt den Korb herunter und beut ihn Paola dar.

Paola.

Den besten Dank, du niedlich liebes Mädchen!
Ich werde von den Dienern jemand senden,
Es abzuholen. — Kind! es kommt mir vor,
Als war' dein Aug' verweint. Was fehlt dir denn?

Lenchen.

Geweint? ich? Was sollt' ich weinen? Ich war nur einen Augenblick am Heerdfeuer, und der Rauch —

Humprecht.

Bei uns ist alles heiter und fröhlich, gnädige

Herrschaft! Gott sei Dank! Jeder thut das Seine, und nach der Arbeit ist gut feiern.

Nanni.

Ein prächt'ges Fruchtstück! warlich auserlesen!
Da sieht man's recht, wo Flanderns Maler lernen.
Hat eurer denn sich auch daran versucht?
Er hat es ja so nahe —

Lenchen treten auf's neue die Thränen in die Augen. Sie setzt schnell den Korb auf einen Stuhl im Hintergrunde, und bleibt in der Entfernung stehen.

Humprecht.

Er ist wohl oft im Garten gewesen und hat meine Obstzucht gerühmt, aber ich wüfste nicht, dafs er Früchte gemalt hätte.

Paola zu Lenchen.

Liebes Kind!
Was ist dir denn? Du wirst dich doch nicht fürchten?

Humprecht.

Wie bist du einmal so blöde? Gleich komm' her und sprich mit dem gnädigen Fräulein! Es ist ja eine grofse Ehre für dich!

Lenchen tritt, die Augen niederschlagend, zu ihr hin.

Nanni.

Fast wundert's mich, dafs er nicht Früchte malt.
Wenn man die Pfirschen sieht, die saft'gen Birnen,
Die klaren Trauben, strecken sich die Finger
Beinah' von selbst nach der Palette aus.

Lenchen, treuherzig, doch schüchtern.

Das hat er fast auch so manchmal gesagt; doch meinte er dann, rothe Wangen überträfen wohl selbst den Rosenpfirsich!

Nanni.

So, so? Je nun, da bin ich seiner Meinung,
Und — warlich recht begierig, seine Bilder
In eurer Kirch' zu seh'n. Da sie vollendet,
Verläfst er euer Dorf wohl bald —

Humprecht.

Ja, ja, vermuthlich setzt er nun seinen Stab weiter.

Lenchen, gewaltsam.

Nein! Das wird er nicht! Er wird gar nicht fortgehen! Er soll auch nicht!

Nanni.

Was sagst du, Kleine? Gar nicht von hier fort?

Humprecht.

Besinne dich doch, Lenchen! ich weiſs nicht, wie du mir vorkommst —

Lenchen.

Laſst mich, Vater! Ich kann nicht anders. Ich sehe es längst, worauf Alles hinaus läuft. Ihr wollt, ich soll durchaus den Niclas heirathen, und die gnädige Herrschaft hält mich wohl auch für Van Dyck zu gering —

Humprecht.

Das nun wohl nicht! — Aber — Mädchen! Mädchen! was schwatzest du da? Vergebt ihr nur, gnädige Herrschaft! Sie weiſs selbst nicht, was sie spricht.

Lenchen.

Glaubt das nicht, lieber Vater! Ihr werdet's bald hören. Noch heute wird Van Dyck bei euch um mich anhalten.

Anna.

Was sagst du, Lenchen? Das ist ja wahrhaftig eine Ehre —

Humprecht, anfänglich stutzend.

Ehre? — Ist sie auch da, Base? — Fest. Ehre ist gut, Ehrlichkeit ist besser. Ich habe mein Wort gegeben. Man muſs sich diese Ehre aus dem Sinn schlagen. Schweig' sie, Frau Anna! Anna unwillig ab.

Nanni.

So hast du dich mit ihm wohl gar versprochen?

Paola, bei Seite zu Nanni.

Seid sanfter, Oheim! ich ertrag' es nicht!

Leuchen.

Es ist nicht mehr Zeit, etwas geheim zu halten, da ich ihn verlieren soll. Ich habe nicht ihm das Jawort gegeben, wohl aber er mir.

Humprecht.

Ungerathne Tochter! Nur die Gegenwart der Fremden hält mich ab —

Paola, zu Nanni.

O geht es auf!

Nanni.

Liebst du den jungen Maler?

Lenchen.

Mag es die ganze Welt hören, ja, er ist mir sehr werth. Schon, als er hier anlangte, kehrte mein Herz sich ihm zu. Von Tag zu Tage ward er mir lieber; ich wufste es selbst nicht. Vorhin erst, im Garten, als er mir seine Liebe auch mit Worten antrug, lernte ich's einsehen, dafs ich ohne ihn nicht glücklich seyn kann.

Humprecht.

Schweig, Mädchen! Ich könnte mich sonst vergessen —

Nanni.

Wenn du ihn liebst, so darfst du ihn nicht lieben!

Lenchen.

Kann man das?

Nanni.

Du bist ein lieblich Mädchen. Ich bedaure
Dich und den Freund. Doch bin ich auch gewifs,
Ihr überlegtet euch nicht Alles. Lafs
Mich wie ein Vater mit der Tochter sprechen! [23])

Humprecht.

Ja, Herr Ritter! Übernehmt mein Amt; auf solche Dinge versteht ihr euch besser.

Paola.

Komm, gutes Lenchen, komm an meine Seite,
Und fühl' es selbst an meines Herzens Schlag,
Wie nahe mir dein Schicksal liegt. Der Ohm
Sieht weiter, als wir beide, meint's so gut!

Sie schlingt einen Arm um sie, und druckt Lenchens Hände an sich.

Nanni.

Was Kindespflicht und Treue von dir heischen,
Das sagt dir dein Gewissen. Aber das,
Was Unbekanntschaft mit dem höhern Leben
Dich und den Vater übersehen läfst,
Mufs ich berühren. Hoff'st du wirklich denn,
Durch Vandyck's Hand ein glücklich Weib zu werden?

Lenchen.

Ja wohl hoff' ich's, das glücklichste auf Erden!

Nanni.

Das wähne nicht! Zwar schenkte die Natur
Ein klares Aug' dir, zarte Rosenwangen,

Der Unschuld Reiz, ein sanftes, fühlend Herz.
Doch nach dem Lenz kommt Sommer, dann der Herbst —
Wird stets dieſs sanfte Herz dem Maler gnügen?

Lenchen.

Warum nicht? Man wird ja zusammen alt, man gewöhnt sich an einander —

Nanni.

Du wuchsest auf in hirtlichstillem Frieden,
Du kennst nur Wies' und Garten, Wald und Bach;
Ihn hob sein Schicksal frühe schon empor
Zu jeder Gröfse, die auf Erden glänzt;
Denn er stand Rubens nahe, dessen Haus,
Goldprangend, wie ein fürstlicher Pallast,
Der fernsten Länder Zierden oft umfängt —

Lenchen.

Ach wohl hat er mir zu Zeiten davon erzählt, dafs ich mich nicht genug wundern konnte.

Nanni.

Nun desto besser! Aber glaubst du denn,
Dafs, wer als Lehrling in Pallästen wohnte,
Ein bleibend Glück in einer Hütte findet?

Lenchen.

Bin ich auch nicht so reich und schön, als die vornehmen Fräulein, so werde ich doch immer suchen, ihm zu gefallen, und sein Herz —

Humprecht.

Du bringst mich noch auf's Äufserste!

Nanni.

Das Herz ist's eben, was den Geist betäubt;
Doch ewig nicht wird dieser Zauber wirken;
Erwachen wird sein Geist, der jetzt nur schlummert,
Vom Hirtenlied der Liebe eingesungen. —
Kennst du ihn denn so wenig? Sah doch ich's,
Wie reizbar, ruhmbegierig, stolz er ist!

Lenchen.

Davon kann ich ihn nicht freisprechen. Er ist oft so unstät —

Nanni.

Schon jetzt fühlt er die Fesseln, glaub' es mir,
Die Leidenschaft mit Rosen überwebt;
Doch wenn der Kranz verwelkt — dann wirst du ihm,
Dem Edelfräulein wohl schon oft gelächelt,

Zwar immer hold, doch auch zu niedrig scheinen.
Verzehren wird er sich im Stillen, oder
Die Fesseln sprengen, dich in Gram verlassen!

Lenchen.

Nein, das wird, das kann Van Dyck nicht! Ich lieb' ihn ja so innig, liebe ihn mehr, als mich selbst!

Humprecht.

Ich möchte bersten vor Zorn.

Nanni.

Mehr, als dich selbst, sagst du? Ist das gewifs?

Lenchen.

In meiner Seele ist kein Falsch; ich sage Alles, wie ich's fühle.

Nanni.

So zeig' es denn! Es ist ein schönes Loos,
Das eigne Glück dem des Geliebten opfern,
Die ird'sche Liebe einer höhern —

Paola.

O!
Habt Mitleid, Oheim! Seht doch, wie sie bebt!

Nanni.

Schwer sei der Kampf, wenn Sieg ihn herrlich kränzt!
Wenn du ihn liebst, so darfst du ihn nicht lieben! —
Hier ist der Boden nicht, wo Vandycks Kraft,
Die hoffnungsreiche Palme, aufwärts strebt.
Im Süden blüht der Künstler Paradiefs:
Soll er erfüllen, was er jung verhiefs,
So darf er hier sich noch nicht Hütten bauen,
So mufs er nach entfernten Ländern zieh'n,
Der Vor- und Mit-Welt Wunder dort zu schauen,
Vor jenen hohen Meistern mufs er knie'n,
Die göttlich grofs, mit ewig frischen Kränzen,
Im Heiligthum der Künste glorreich glänzen!

Drum eile, Holde! selbst dich zu bezwingen,
Dafs einst mit ihm auch dich die Nachwelt ehrt!
Wird dein Geliebter jeden Preis erringen,
Du bist es, Mädchen! der er halb gehört;
Und wenn er nun nach herrlichem Vollbringen,
Im hoher Meister, einst zurückekehrt,
Dann ruft dein Herz: der Kranz ward ihm gegeben,
Weil mehr ich ihn geliebt, als Glück und Leben!

Du seufzest —

Paola,

aufstehend und Lenchens Kopf an ihre Brust drückend.

Ach, ich fühle deinen Schmerz!

Lenchen,

mit endlich erkämpfter Fassung.

Herr Ritter! Ihr meint es redlich; ich fühle, dafs ihr Recht haben mögt — ich Arme! was kann, was soll ich thun?

Nanni.

Das Befs're wählen, was dein Herz dir räth!

Humprecht.

Deines Worts gedenken! Deinem Vater gehorchen!

Lenchen.

Mein Herz? Nein, das spricht anders. — Gut, gut denn! Ich will ruhig seyn, ich will schweigen, wenn Er mich aufgiebt; mir soll es gnügen, dafs er mich einst liebte. Aber verlangt das Unmögliche nicht! Er ist ja ein Mann, er ist stärker, als ich! Nehme er seine Zusage zurück; sie ihm zurückgeben, ihn selbst von mir stofsen — nein! nein! bei Gott, das vermag ich nicht!

Nanni.

Nimm dir nur Zeit; du wirst das Rechte finden —

Humprecht.

Ungerathene Tochter!

Paola.

Seid nicht so hart!

Nanni, zu Humprecht.

Jetzt kommt mit uns zur Kirche!

Zu Lenchen.

Du fand'st es schon!

Paola.

Komm zu mir, und recht bald!
Ich will dich trösten, oder mit dir weinen.

Humprecht, zu Nanni.

Ich stehe zu euerm Befehl! Im Abgehen zu Lenchen. Laſs dich nicht vor mir blicken, wenn ich heim komme, oder — ich könnte dir fluchen! Mit Nanni und Paola ab.

FÜNFTER AUFTRITT.

Lenchen allein.

Kann kann ich mich noch aufrecht erhalten. Sie stutzt sich auf die Arme des Lehnstuhls. Ich soll ihn verlieren? Alles will ihn losreifsen von meinem Herzen — ? Gestern, da wir so fröhlich waren, hätt' da ich gedacht, dafs ich heute so unglücklich seyn würde? — „Wenn du ihn liebst, so darfst du ihn nicht lieben!“ So sagte er zweimal — noch klingt es in meinem Innern wieder! Wohl begriff ich erst nicht, was er damit meinte; ach, nun fühle ich den Sinn. Aufgeben soll ich ihn, weil er nur dann grofs und glücklich werden kann. Es mufs schon seyn, so etwas zu thun, aber — — Was soll ich wählen? Mein Vater, sonst so gut, so liebreich gegen mich gesinnt, droht mit seinem Fluche; darf ich ihm ungehorsam seyn? Niclas, was kann er dafür, dafs sich mein Herz mehr zu Van Dyck gewendet hat? Er war stets so redlich, so treu, so voll Liebe! — O wenn mir Gott selbst seinen Willen offenbarte, wenn er mir einen rathenden Engel zusendete — ! Sie sinkt an dem Stuhle auf die Knie, und bleibt einige Augenblicke in betender Stellung.

SECHSTER AUFTRITT.

LENCHEN. MARTHA, ein ganz altes Mütterchen, am Stock gehend, aber sehr ehrbar gekleidet tritt ein. [24])

Martha.

O das Unglück! ich überlebe es nicht!

Lenchen, heftig erschreckend.

Gott, was ist denn?

Martha.

Ich mufs wohl zu dir kommen, Töchterchen! ob du gleich so lange nicht bei mir gewesen bist. Sonst sah ich dich täglich. — Ach mein Sohn! mein Sohn!

Lenchen.

Was ist denn mit ihm, Mutter Martha! O sag' sie doch geschwind — Bricht denn Alles über mich ein!

Martha.

Wenn hast du denn meinen Sohn zum letzten Male gesehen?

Lenchen.

Vor wenig Stunden. Aber was ist ihm widerfahren? Rede sie doch, gute Mutter!

Martha.

Du wirst ihn nie wieder sehen, gar nicht. Ich auch nicht — hier nicht! Schon einige Tage kam er mir so wunderlich, so traurig vor, dafs ich gar nicht wufste, was ich davon denken sollte. In meinem Alter kann man nicht mehr Alles begreifen, wie es in der jetzigen Welt zugeht. Gestern war's noch schlimmer, und heute früh ganz arg. Nun hat er sich anwerben lassen und will zu Schiffe — ich weifs das selbst nicht, wie es zusammen hängt, aber sie haben's mir nicht anders gesagt.

Lenchen.

Um Gotteswillen! Niclas! — Ich Unglückliche! Ich weifs die Ursache!

Martha.

Ich mag Niemand anklagen. — Aber es ist ja mein einziger Sohn, und dein Bräutigam. — O die Reitersknechte sind böse, freche Buben, und spotteten meiner noch dazu; da wird er am Ende auch so. Ich arme alte Frau werde nun ganz verlassen

seyn, und du auch, liebes Lenchen! Nun, ich kann ja so nicht lange mehr leben —

Lenchen,

sehr unruhig, die Hände ringend.

Sei sie nur getrost, Mutter Martha! Vielleicht läfst sich das noch ändern, vielleicht kann man ihn loskaufen. Ich habe mir hübsch gesammelt, habe noch den Trauring meiner Mutter — ach, auch sie mufs mir jetzt einfallen —! ich habe gute Freunde, die wohl so etwas zu machen wissen, mein Vater, Van Dyck — o Gott!

Martha.

Nein, das ist vergeblich. Ich bin schon dort gewesen, aber sie haben mich nicht zu ihm gelassen. Er wolle mich selbst nicht sehen, sagten sie. Mein Sohn, mein einziger Sohn — das ist hart für eine Mutter! Ich habe dem Wachtmeister schon viel Geld geboten, unser Güthchen, Alles, was wir haben. Aber der meinte, er könne das nicht für sich; es komme Alles auf den fremden Herrn an.

Lenchen.

Auf den Herrn Ritter?

Martha.

Ja, so nannt' er ihn, glaub' ich! defshalb komme ich auch eigentlich her, weil ich hörte, dafs der Herr hier wär' —

Lenchen, nach einer kurzen Pause.

Nun ist's gut! nun weifs ich's! Das war die rathende Stimme, die ich mir vom Himmel erbat. Ja, Vater, ich mufs dir gehorchen, ja, arme Alte! ich kann dir die letzte Stütze nicht rauben! — Sei sie ruhig, liebe Mutter! sei sie getrost! Niclas soll geholfen werden! Ich gehe zu ihm! Ich befreie ihn! — Gott! gieb mir Kraft! Stürzt ab.

FÜNFTER AUFZUG.

Auf einer Seite der Eingang der Kirche, hie und da mit Todtenkränzen und schwarzen Tafeln kindlich verziert, unter einem, auf niedrigen Stufen sich erhebenden, von vier Säulen getragenen Spitzbogen. Das übrige Theater wird von sehr schattigen Alleeen ausgefüllt. Zwischen diesen Gräber und freie Aussicht in die Ferne, welche von der Sonne beglanzt wird.

ERSTER AUFTRITT.

RUBENS wieder im Mantel. Sein REITKNECHT, gleichfalls in kurzem Mantel.

Rubens.

Die Stunden schleichen und die Ungeduld
Lafst mich nicht ruh'n —

Zu dem Diener.

Du sahst also den Schimmel?

Reitknecht.

Ja, gnädiger Herr! Er wurde auf Van Dyck's Befehl eben gesattelt, weil der ausreiten wollte. So sagte mir der Knecht des Gastwirths.

Rubens.

Wie sah das Rofs? Es ist doch wohl gehalten?

Reitknecht.

Fast zu gut! Es erkannte mich im Augenblick wieder, warf die Mähne, und wieherte vor Freude.

Rubens.

Das brave Thier!

Der Kirche näher kommend.

Ein hübsches Kirchlein das,
Was schwer und düster; aber immer hat
Ein altes Kirchlein unter dunkeln Bäumen
Recht Stillerhebendes für meinen Sinn.

Versucht an der Thür.

Die Thür ist noch verschlossen —

Reitknecht.

Dort seh' ich den Kirchner. Soll ich ihn herbeirufen?

Rubens.

Nein, das lafs!
Es könnte leicht ein Dritter dazu kommen,
Für den ich noch nicht hier bin. Komm geschwind!

Beide gehen in den Hintergrund.

ZWEITER AUFTRITT.

THOMAS, ein ehrwürdiger Greis, schwarz gekleidet, die Kirchenschlüssel an der Seite. Er führt seine zwei Enkel, Kinder von zehn und acht Jahren, an der Hand. Beide sind weifs gekleidet. Das ältere MÄDCHEN, mit blonden, lang herabwallenden Haaren, trägt einen Lilienstengel, der KNABE, ein schöner Krauskopf, einen Myrtenkranz in der Hand. [25])

Thomas.

Nun, Kinder, macht mir eure Sache gut,
Dafs unser Gruls der Fremden Herz erfreue —

Knabe.

Gewifs, Grofsväterchen!

Mädchen.

Es hat uns rechte Freude gemacht, dafs wir uns heute wieder, wie zur Christmette, anputzen durften. Ich habe mir Alles genau gemerkt, und werde schon Acht geben auf den Bruder.

Thomas stellt sie unter die Säulen.

Du trittst hier rechts, du links — so, so, ihr Kinder!
Seid nicht zu fahrig, aber auch nicht blöd' —

Knabe.

Nein, Grofsvätterchen!

Mädchen.

O ich will schon —

Thomas.

Nun, ich verlass' mich drauf —

Schliefst die Kirche auf.

Ich will zum Chor,
Mit Orgelklang die Gäste zu empfangen;
Dann scheinen sich die Bilder zu beleben —
Geht's doch mir selber so, mir altem Mann!

Geht hinein. Die Kinder winken sich zu und ziechein.

Mädchen.

Auf deinen Platz! sie kommen!

DRITTER AUFTRITT.

DIE KINDER. NANNI und PAOLA, von HUMPRECHT begleitet.

Nanni.

Wie ernst und feierlich, wie still und mild!

Paola.

Wie friedlich diese kleinen Kreuze ragen!

Nanni.

Ein jeder Hügel sanfter Ruhe Bild —

Paola,

die Hand auf ein Kreuz legend.

Wie manches Herz, das schweres Leid getragen,
Fand sie erst hier, erst, da es ausgeschlagen.
O wenn auch Lenchen —

Eine kurze Passage auf der Orgel.

Nanni.

Horch, der Orgel Ton!
Geöffnet sind die heil'gen Hallen schon —
Sieh, Genien mit Kranz und Liljenstengel —

Paola.

O hold und schön, wie der Verkündigungsengel!

Humprecht.

In der That, Ehrn Thomas hat das gut eingerichtet. Das ist ein Ehrenmann, gnädige Herrschaft! und mit seinen Gedanken schon jetzt mehr im Himmel, als auf Erden, zu Hause.

Knabe zu Paola.

Nimm, holde Fremdlingin, die Krone,
Die hier das Herz beglückt!

Mädchen.

Den Stab, der noch an Gottes Throne
Die reine Unschuld schmückt!

Paola,

mit einem Blick zum Himmel.

Nur Eines ist für mich! — Ihr lieben Kinder!
Wie soll ich euch gnug danken?

Kußt sie auf die Stirn.

Nanni.

Schön! recht brav!
Ihr müßt dafür ein freundlich Denkmal haben,

Und — irr' ich nicht, hab' ich zwei Münzen noch,
Zum Krönungsfest des jetz'gen Pabsts geschlagen —

Nimmt sie aus einem sammtnen Futteral, das mehrere Münzen zu enthalten scheint.

Da, nehmt! Es steht ein schöner Spruch darauf —

Mädchen.

O wie das blitzt! Grofsen Dank, lieber Herr!
Zu Paola. Ihr müfst aber auch die Blumen behalten, schönes Fräulein! wenn ihr uns nicht verachtet —

Paola.

Bleibt hier! bewahrt sie, bis ich wieder komme;
Dann nehm' ich sie; ich fodre sie euch ab.

Sie gehen in die Kirche. Die Orgel beginnt aufs neue; man hört sie in angemessenen Sätzen durch den ganzen folgenden Auftritt. Die Kinder setzen sich auf einen Grabhügel, zeigen sich wechselweis die Medaillen, pflücken Blumen u. s. w.

VIERTER AUFTRITT.

VAN DYCK, allein.

Sie sind hinein; sie werden jetzt mich richten!
Doch auch kein Wort, das nach dem Maler fragte,
Kein flücht'ger Blick schien ihm nur zu vermissen!
Ist das in jenem Heimathland der Kunst,
Das sie, die Stolze, so für einzig prieſs,
Die Weise auch, mit der man Künstler lohnt?
Begnügt man sich, an dem, was ihm der Geist
Nach halbem Wahnsinn, gleich der Pythia,
Der Glutdurchzuckten, mächtig eingegeben,
Was er mit heifser Liebe treu vollführt,
Wie an der Diamanten kalten Schimmer,
An eines Aufzugs thöricht eitlem Prunk,
Das müfs'ge Aug' zu weiden, ohne an
Den Meister nur zu denken? nur durch Blick,
Durch freundlich Lächeln ihm das Werk zu lohnen?
Wie? oder wähnen jene Römerseelen,
Nur ihre Maler seyn des Namens werth,
Hier tünche man mit Farben blos die Wände?

Ich kann's nicht glauben! Nein! das Fräulein sprach
Zu klug, zu seelenvoll, zu feurig schön,

Und in des Alten scharfem Adlerblick
Lag was Geheimes, Lauerndes verborgen.
Sein grofses Aug' schien doppelt fast; durch das,
Was es zu sagen scheinen wollte, brach
Ein andrer Sinn hervor, wie hinterm Blitz
Ein zweiter, mehr entfernter, lichtweifs zückt!
So — ist's denn Absicht, mir, nur eben mir
Verachtung zu beweisen! — Ha, Verachtung!
Du schleichend Gift, durch Gleiches nur zu heilen!
Nur durch ein gleiches — und bei Gott! ich will's!
Auch mir seid ihr von nun an nicht vorhanden.
Auch ich kann euch verachtend übersch'n! —
Recht gut, dafs mich die inn're Unruh' trieb,
Um wenig in der Gegend rum zu streifen,
Und dafs ich hieher mir das Rofs bestellt.
Wenn nun die Fremden aus der Kirche treten,
Schwing' ich mich auf, und sprenge leicht von dannen,
Ein frohes Liedchen lustig vor mir trällernd,
Und komm' erst wieder, wenn sie abgereis't. —
Erniedert Andre, nur nicht Schüler Rubens!

Er schrickt zusammen und verfällt in tiefes Nachsinnen.

Gott! welchen Namen nannt' ich! und was steht
So plötzlich wieder jener Mann vor mir,
Der zweite Fremde, den ich flüchtig sah,
Die Hochgestalt im feuerfarbnen Mantel,
Die im Verborgnen hier zu walten scheint?

Durchdrang mich's doch, als wär' es Rubens Schatten,
Als wär' es Cäsars dräu'nder Geist, ich Brutus!

Wieder eine Pause von Orgelspiel ausgefüllt.

Ich — Brutus? Ha, die Zeiten sind vorüber,
Da ich noch mit des Adlers Fittig flog!
Der Schwalbe gleich, bau' ich mein friedlich Nest
An's Halmendach, das Gastrecht mir gewährt —
Noch friedlicher, als sie; ich bleib' im Frost,
Wenn jene nach beglücktern Lenzen eilt!

Abermals Pause.

Entweicht von mir, verräth'rische Gedanken!
Ihr stolzen Geister, fort, zum Abgrund fort!
Fühl' ich denn Reue? kann noch immer wanken?
Sprach ich's nicht aus, der Liebe flehend Wort? —
Der Erde Lieblichste wird mich umranken,
In ihrem Arm nur ist des Himmels Port!
Sank nicht selbst er, der Sonnengott, zur Erde,
Und fand sein Glück nur bei der Lämmerheerde?

Kurze Pause.

Er war ein Gott, er konnte wiederkehren
Zum Göttersitz, den sehnend er verliefs —
Das nie zu wünschen, wird mich Liebe lehren;
Das Herz allein schafft Höll' und Paradies —

Starker Orgelton.

Sie kommen schon! Wird mich ihr Urtheil ehren?

Was hält mich hier? — Und ob mich Niemand priefs,
Sei stark, mein Herz! Willst je du ruhig schlagen,
So lerne nun, Erniedrung zu ertragen.

Er verbirgt sich hinter Bäumen, dafs er nur von den Zuschauern gesehen werden kann.

FÜNFTER AUFTRITT.

VAN DYCK, NANNI, PAOLA und HUMPRECHT, aus der Kirche kommend. Die Kinder, welche, als die Fremden schon heraus sind, aufspringen und an die vorige Stelle treten.

Nanni, feurig.

Ja, sie sind trefflich! Das ist Rubens' Glut,
Ist seine Kraft, mit zartem Sinn vermählt.
Welch eine heil'ge Mutter! — Euer Kind,
Herr Schöffe, hier schon engelgleich verklärt! —
Wie keck des Ritters Scharlachmantel fliegt —!

Humprecht.

Fast ganz so, Herr Ritter! kam Van Dyck hier zum ersten Male auf das Wirthshaus zugesprengt. Er hat uns ein zwiefach Andenken gestiftet, weil er sich getreu selbst abgebildet hat.

Nanni.

Wie greift das Lichtrofs aus! Beim Leib des Herrn!
Das ist kein St. Martin, nein! St. Georg —
Was sag' ich? Michael, der Fürst der Engel,
Wär' es zu nennen, bäumte sich der Drache!

Zu Paola.

Du bist so still?

Paola.

Ich theile diefs Entzücken,
Doch Wehmuth hemmt die Rede mir.

Nanni.

Wie so?

Paola.

Zürnt nicht auf mich! Des Jünglings Schwärmerei,
Das Leid des holden Kinds, liefs eure Wünsche
Mir ungerecht, ja grausam selbst erscheinen;
Ich dachte wohl, es stehe noch zu ändern.
Jetzt seh' ich das in andrem Licht —

Nanni.

Nicht wahr?

Paola.

Jetzt seh' ich's ein — ob's auch mein Herz zerknirscht,

Ich sprech' es aus: Wer hier so Würd'ges schuf,
Was kann er seyn in Welschlands Wunderwelt,
Umringt von Obelisken, Himmelshallen,
Wo Mauern athmen und der Marmor lebt,
Wo sich das Kreuz, ein Sonnenmeer, erhebt,
Und Seraphsklänge auf den Strahlen wallen!
Ja, weinend Kind! ich selbst kann dich nicht retten!
Dein Vandyck ist sein eigen nicht; der Welt,
Dem Himmel ist des Künstlers Herz verpfändet!
Wo Gott befiehlt, da muſs der Mensch gehorchen!

Nanni.

So sah ich dich fast nie bewegt —

Paola.

Nur ein Mal!
Nur damals, da der stille Fackelzug
Zur Vatergruft den Heifsgeliebten trug! —
Ein höh'rer Ruf entrifs ihn meinen Armen
Und dieser Erde; auch ein höh'rer Ruf
Entreifst ihr Vandyck, wenn auch nicht durch Tod!

Nanni.

Erneue nicht den zart vernarbten Schmerz;
Wie du dich selbst erhoben, so erhebe
Auch diese Herzen —

Zu Rumprecht.

Schafft den Maler mir,
Schafft mir den Jüngling, dafs ich seine Hand
Mit Freuden drücke, und die Schmach versühne,
Womit ich ihn gekränkt. Nicht Hohn und Spott,
Er finde Freundesrath und Vaterbitte!

SECHSTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. VAN DYCK.

Van Dyck,

mit Künstlerfreude und tiefer Rührung.

Mir ziemt's, die Hand zur Sühne euch zu bieten.
Ihr seid ein edler Greis; nicht Übermuth,
Nicht blinder Hafs liefs euch so feindlich handeln.

Nanni, ihm männlich die Hand schüttelnd.

Beim ew'gen Gott nicht! Was ich auch gethan,
Das Edle, Befs're hab' ich stets gewollt;
Jetzt weicht Verstellung der Bewunderung.
Ja, ihr seid Vandyck, Rubens' gröfster Schüler! —
Doch, kann ich's bergen, Rubens zürnt auf euch!

Van Dyck.

Und ich verdien' es; ich gesteh' es ein.
Das ist der wunde Fleck in meinem Herzen!
Ich muſs ihm niedrig, undankbar erscheinen!

Paola.

Und Helena weint mütterliche Zähren
Um den Verirrten. — O, ganz andre Hoffnung
Hegt' einst ihr Herz von ihres Gatten Freund,
Den Sohn er nannte —

Van Dyck.

Ha! auch das noch? das?

Nanni.

Könnt ihr noch zaudern?

Van Dyck.

Ich bin nicht mehr mein!
Den Ruf des Ruhms, den innern Trieb zur Kunst
Hat heiſser Liebe Allmacht übertäubt.

Nanni.

Wär' das denn nicht zu ändern, Jüngling?

Van Dyck.

Nein!
Es ist zu spät, wenn ich auch wollen könnte!
Mein Herz mag sich verzehren, aber nicht
Das Herz des Mädchens, das sich mir vertraut,
Das ich verlockte, das mein Wort empfing! —
Vergifs den Undankbaren, hoher Meister!
Du, heifs geliebte Freundin! — Was kann euch
Ein Jüngling seyn, der euch so schwer beleidigt? —
Sie kann mich nie vergessen! — Drum, Herr Ritter!
Bedauert mich, wenn ich defs werth erscheine;
Lafst mich verborgen, doch nicht ehrlos sterben!

SIEBENTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. LENCHEN mit NICLAS, der einen Reiterhelm trägt.

Lenchen.

Komm, guter Niclas! Da ist der Herr Ritter.

Humprecht.

Was soll das vorstellen? Wie, Niclas? — Ungerathenes Kind! hast du ihn dazu gebracht?

Lenchen.

Seid wieder gut, Vater! der kurze Traum, der mich betäubte — er war süfs, aber er ist verschwunden. Ich bin euer, wie ich stets war, ich will euch gehorchen; ich will Niclas Frau werden, wenn ihn der Herr Ritter wieder befreit!

Nanni.

Beruh'ge dich! Verlangst du's, bleibt er dein!

Van Dyck.

Was hast du, Lenchen? sag', was hast du vor?

Lenchen, die ihn jetzt erst gewahr wird, erschreckend.

Ach —! auch ihr da —? Nimmt zärtlich seine Hand. Zürnt nicht auf mich, lieber Van Dyck! seht mich nicht so befremdet an! Wir müssen uns scheiden. Sie sagen ja, ihr könnt mit mir nicht glücklich werden — mein Gewissen ruft mir zu, auch ich kann es nicht mit euch! Ich bin Niclas Braut — seine Verzweiflung — die Angst seiner Mutter — der Fluch meines Vaters — Bei Gott! Van Dyck! ich darf, ich kann nicht anders!

Van Dyck, ihre Hand wegschleudernd.

Treulose du!

Nanni.

Erschwert ihr nicht den Kampf!
Sie bringt ihr Glück der Pflicht zum Opfer dar,
Ihr wolltet's nicht der höheren Bestimmung?

Paola.

Der Gottbegabte ist sein eigen nicht,
Der Zukunft und dem Ew'gen ist er heilig!

Nanni.

Dem Glanz der Welt entsagte euer Meister,
Die Mutter zu beweinen, und ihr wollt
Der flücht'gen Leidenschaft, die euch besticht,
Das Höchste opfern? wollt dem edlen Mädchen
An Gröfse weichen, ihr — einst Rubens Sohn?

Van Dyck,

wie aus einer Betäubung erwachend, zu Lenchen.

Du giebst mich auf? du selber weichst von mir? —
Und wenn auch, wenn auch — du hast mich geliebt,
Und mein bist du — Nichts soll dich mir entreifsen!

Lenchen.

Van Dyck! ich gebe euch euer Versprechen zurück. Ihr werdet glücklicher seyn ohne mich — ich —
Wendet sich zu einem Grabhügel — hier, bei der Asche

meiner Mutter sei es gelobt, deren letzter Wunsch mich mit Niclas verband — ich werde nie die eurige!

Van Dyck.

So bin ich los, von dir, und von der Welt!

Lenchen.

Erringet das Ziel, das euch ruft, und denkt manchmal, denkt freundlich an das Mädchen zurück, das —

Die Stimme versagt ihr.

Van Dyck.

Du liebst mich nicht! Dein Herz hat sich gewandt!

Paola.

Nicht also, theurer Freund! geliebter Bruder!
Verkennet sie nicht also! o seid mild!
Ihr bricht das Herz ja, wie das eure. — O!
Sie weifs es nicht, wie grofs und hoch sie steht!

Nanni, heftig.

Sie weicht dem Pflichtgefühl, und ihr — ? So geh'!
Verlier' dich denn in deines Wahnsinns Träume,
Entreifs' dem Bräutigam die Braut — den Sohn
Der alten Mutter — und diefs Lamm dem Vater —
Entehre sie — lafs mich die Wahrheit sagen! —

Und dann verlafs sie! Schweife wüst umher,
Verfolgt von deines Stolzes wildem Trieb,
Von allen Furien der schwarzen That,
Bis dich, verwünscht von jedes Edlen Mund,
Die Schlucht der Wildnifs birgt —

Van Dyck, nach einer Pause.

Wohlan, es sei!

Die Arme nach Nanni ausstreckend.

Ihr habt mich, Ritter! Ja, ihr habt gesiegt!
Ich mufs ja also! Sie will es ja selbst!
Leb' wohl denn, Mädchen! leb' auf ewig wohl!

Will stürmisch ab.

Lenchen.

Van Dyck! Eure Hand noch zum Abschiede —!

Paola.

Umarmt sie brüderlich, und — theurer Vandyck!
Setzt selbst den Brautkranz ihr auf's Haupt — Ihr Kinder!
Gebt mir nun meine Blumen —

Es geschieht. Zu Lenchen.

Kniee nieder,
Dafs du aus Vandyck's Hand die Mirt' empfänget.

Lenchen

kniet schweigend, mit auf die Brust gekreuzten Händen, vor ihm nieder.

Van Dyck, ihr den Kranz aufsetzend.

Sei glücklich, Mädchen, das ich heifs geliebt,
Als eines Andern Weib! Leb' wohl! leb' wohl!

Niclas, seine Hand fassend.

Ich konnte euch nie hassen, Herr Van Dyck! und jetzt — ihr seid so brav! behaltet das Mädchen, und lafst mich in die weite Welt!

Van Dyck

küfst sie auf die Stirn, und legt sie Niclas sanft in die Arme.

Leb' wohl, mein holdes Mädchen! — Und nun fort!
Wo ist mein Rofs!

Zu Humprecht.

Schickt mein Gepäck mir nach,
Nach Brüssel! — Edles Fräulein! Rubens' Freund!
Zu Rom seh'n wir uns wieder — !

Eilt nach dem Hintergrunde.

LETZTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. RUBENS. Sein REITKNECHT, der jetzt, ohne Mantel, in der vorletzten Coulisse das Roſs vorführt.

Van Dyck.

Was ist das?
Das sind ja Rubens' Farben. [86])

Rubens,

vortretend, nimmt das Roſs dem Diener ab und bietet es Van Dyck dar.

Mein verlorner,
Mein neu geschenkter Sohn!

Sie umarmen sich.

Dir ist verzeih'n:
Aufs neu' bring' ich das Roſs dir dar zur Reise;
Du bist mein werth —

Van Dyck.

O Rubens! o mein Vater!
Ihr kommt zu mir — Lebt wohl!

Rubens,

seinen Mantel abnehmend, mit väterlicher Besorgniſs.

Nimm auch den Mantel!
Die Abende sind kühl —

Van Dyck, ihn um sich werfend.

O Elias-Mantel!
Reifs' mich des Meisters Feuerwagen nach! —
Grüfst Helena! Lebt wohl!

Eilt nach dem Rosse, schwingt sich auf und verschwindet auf einige Augenblicke.

Rubens.

Kehr' grofs zurück!

Paola

ist, um Rubens zu sehen, auf die Stufen getreten und steht nun in der Vorhalle der Kirche, beide Kinder ihr zur Seite. Die Sonne fällt durch eine Lücke der Bäume auf sie, und umgiebt sie mit hellem Schimmer. Die Orgel fällt mit einem Gloria ein und tönt bis zu Ende des Stücks. Paola erhebt den Lilienzweig.

Triumph! Triumph! es siegt der höh're Sinn,
Es öffnen sich des Ruhmes goldne Hallen,
Doch auch zu diesem niedern Kirchlein hin
Wird noch die Nachwelt still bewundernd wallen —

Lenchen,

indem Van Dyck im wallenden Mantel in weiter Ferne davonsprengt, mit schwärmerischer Verzückung.

Seht! St. Martin dort!

Sie legt ihre Hand in Nicks Hand und senkt den Kopf gegen Paola.

Paola.

Komm an meine Brust!

Sie umschlingt sie mit einem Arm und senkt den Lilienzweig über sie.

Im Glanz des Himmels trocknen diese Zähren —

Eine Lilie fällt ab und auf Leuchens Stirn. [27])

Der ew'gen Liebe weihst du irds'che Lust,
Und mit Van Dyck wird sie auch dich verklären!

Indem Leuchen, zum Himmel emporblickend, mit aufgehobenen Händen sich an ihr auf die Knie hebt, fällt unter einigen starken Orgeltönen der Vorhang

ANMERKUNGEN.

ZUM VORSPIEL.

1) Valvéken war Rubens vertrautester Diener, und gestattete dessen Schulern, gegen eine jährliche Erkenntlichkeit, zuweilen des Abends, wenn der Meister ausgegangen war, den Zutritt in dessen Werkstatt. Einst, da Rubens eben die Abnehmung vom Kreuze vollendet hatte, welche späterhin in der Frauenkirche zu Antwerpen ihren Platz fand, drängten sich die Schuler zu sehr, und einer von ihnen verwischte den Arm der Magdalena und das Kinn der heil. Jungfrau. Alle erbleichten vor Schrecken. Endlich nahm Johann van Hoeck (geb. zu Antwerpen 1600) das Wort und rief: „Lafst uns keine Zeit verlieren; noch haben wir drei Stunden Tag. Der Geschickteste von uns mache sich an's Werk, das Verwischte herzustellen! Ich fur meine Person stimme für Van Dyck.“ Alle traten ihm bei. Van Dyck liefs sich, wiewohl nicht ohne Zagen, zu dem Versuche bewegen, und malte so gut, dafs Rubens am folgenden Morgen, da er seine gestrige Arbeit musterte, in Gegenwart seiner bangenden Schüler sagte: „Nun, wahrlich dieser Arm und dieser Kopf sind nicht das schlechteste, was ich gestern gemalt habe!“ — Nach dem Bericht Einiger, die es lieben, „das Strahlende zu schwärzen,“

soll Rubens, da er die Wahrheit erfahren, Alles verwischt, und von dieser Zeit an Van Dyck von der Geschichtsmalerei zu entfernen gesucht haben. Andere behaupten jedoch das Gegentheil, und nach Allem, was von Rubens' und Van Dyck's Charakter und Leben bekannt ist, wird es weit wahrscheinlicher, dafs letzterer, theils aus Besorgnifs, seinen Meister in der Geschichtsmalerei nicht zu erreichen, theils auch aus Liebe zu schnellerem Gewinn, sich vorzüglich zur Portrait-Malerei gewendet habe.

„Die Scherlsucht vergiftet nur kleinliche Geister,
„Nicht also den hohen, den wahrhaften Meister!"

(Aus einer frühern Bearbeitung desselben Stoffs. S. Rosweitha. Dritter Band. (Leipzig, 1813.) S. 5.)

2) Helena. Die erste Gemahlin Rubens', mit welcher er jedoch weniger glücklich gelebt zu haben scheint, hiefs Elisabeth Brant. Ihr Brustbild, von ihm selbst gemalt, befindet sich auf der Dresdner Galerie. Nach vierjährigem Wittwerstande verheirathete er sich mit Helena Forman, einem Frauenzimmer von ausserordentlicher Schönheit und grofsem Vermögen. Diese überlebte ihn, und vermählte sich späterhin mit dem Spanisch-Flandrischen Staatsrath Baron von Brigeich, Bevollmächtigtem beim Friedens-Congresse zu Aachen. Wenn daher Einige von einer dritten Gemahlin Rubens' sprechen, so ist dieſs ein Irrthum. Helena's Brustbild von Rubens ist auf der Dresdner Galerie. Auch erscheint sie selbst ihrem Gemahl und Van Dyck in dem eben daselbst befindlichen *Jardin d'amour*, gleichfalls von Rubens Hand.

3) Besonders seit er dieſs dein Bild gemalt. Dieses Bild, nebst einem Christus im Ölgarten, verehrte Van Dyck aus Dankbarkeit seinem Meister beim Abschiede. Der Verf. kennt es blos aus einem Kupferstiche. Helena trägt einen vorn aufgekrämpten Hut mit Federn, ein schwarzes Sammtkleid, birnförmige Perlen in den Ohren, und einen Straußenwedel (damaligen Fächer.) Ganze Figur.

4) Du mahlst mich oft, daſs ich vor mir erröthe. Rubens bediente sich seiner zärtlich geliebten Helena oft zum Modell. So findet man sie zum Beispiel im Urtheil des Paris (auf der Dresdner Galerie) als Venus, in ihrem sonst gewöhnlichen Kopfputze, nur noch eine Rose an der linken Seite; als Zauberin oder orientalische Schaferin, mit einem wunderbar mit Blumen und Blättern geschmückten Turban und sehr entblößtem Busen, ferner, wie eben dem Bade entstiegen und sich mit einem Sammtpelz bedeckend, u. s. w.

5) Ich gab ihm Briefe und mein milchweiſs Roſs u. s. w. Diese Begebenheit hat, wie es scheint, zu derselben Zeit, da diese Dichtung entstand, einen sich in Frankreich aufhaltenden Maler beschäftigt. Nach dem *Salon de 1814. par Landon* (S. 81) erschien bei jener Ausstellung Van Dyck's Abschied von Van Eyck, wovon sich auch der Umriſs am angeführten Orte befindet. Van Dyck nimmt im innern Hofe des, Rubens gehörigen, Palasts von ihm und den Mitschülern Abschied; ein Stallmeister führt das Roſs vor; Helena Forman und ihre Kinder stehen in der Thür.

6) Fast Fürsten gleich, so Sitz, als Wort gehöre. Dafs hier nicht zu viel gesagt ist, weifs Jeder, der mit Rubens's Lebensgeschichte bekannt ist. Hier nur das, was zur Erläuterung einiger spaterhin vorkommenden Umstände dient. Der König von England, Carl I., zu welchem Rubens als Unterhändler in politischen Angelegenheiten gesandt ward, vermehrte sein Wappen, schlug ihn zum Ritter und hing ihm im Palast zu Whitehall denselben Degen um, womit er die Ceremonie verrichtet hatte. Auch Philipp IV. von Spanien, an welchen er mehrere Mal von der Infantin Isabella abgeordnet wurde, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, und ernannte ihn unter andern zum Geheimen Staats-Secretair.

7) In dem Duster der Abtei. Es war die Abtei St. Michael zu Antwerpen.

8) Streng war mein Vater u. s. w. Er hiefs Johannes, war Doctor der Rechte und Syndicus zu Antwerpen, flüchtete aber, der bürgerlichen Unruhen in Brabant halber, nach Cölln, woselbst unser Rubens am Tage der Apostel Petrus und Paulus geboren ward. Der Vater bestimmte ihn zur Rechtsgelehrsamkeit, die Mutter aber begünstigte, besonders nach des Vaters Tode, seinen Trieb zur Kunst, und brachte ihn zu Adam van Oort und Otto Vaenius in die Lehre.

9) Albert Rubens ward ein wegen seiner Rechtschaffenheit und Kenntnifs sehr geschätzter Mann, starb aber frühzeitig. Er schrieb ein Werk, *de re vestiaria veterum*, welches der Freund seines Vaters, L. Gevaerts, 1665 herausgab, und Grävius spaterhin in den sechsten Theil seines

Thesaurus aufnahm; ferner Commentarien über die Münzsammlung des Herzogs von Arschot, welche Gevaerts (1651) und Beger (1700) ähnlichen Abhandlungen einverleibte, endlich allerlei Kritisch-Geschichtliches, woraus Grävius (1691) seine *Vitam Fl. Manlii Theodori* bildete. Philipp IV. hatte ihm schon bei des Vaters Lebzeiten die Anwartschaft auf die Stelle eines Geheimen Staats-Sekretairs ertheilt. — Von dem jüngern Sohne des Rubens findet sich nichts für die Erinnerung aufbewahrt.

10) Ich mahl' den Vogel und Euch selbst dazu. Das Original des hier angedeuteten Bildes befindet sich auf der Dresdner Galerie.

ZUM ERSTEN AUFZUGE.

11) Dafs hier allenthalben dem Dichter Bilder von Ostade, Teniers, Brouwer, Peter van Laar, Wouwermann und andern Niederländern vorschwebten, bedarf wohl keiner Erinnerung.

12) Humprecht, durch die Brille lesend. Ein alter Kopf in Denners und ähnlicher Meister Manier.

13) Die Anbetung der Hirten u. s. w. Nach andern eine heilige Familie. Wo dieſs Bild hingekommen, läfst sich nicht bestimmen. Descamps sagt davon: alle, die das Bild der artigen Bäuerin gesehen, wären einverstanden gewesen, dafs sie der ihr von Van Dyck geschenkten Aufmerksamkeit vollkommen würdig gewesen sei; aber schon zu seiner Zeit sei das Bild nicht mehr vorhanden gewesen. Das früher erwähnte Bild des Schutzheiligen soll sich in der Königl. Gemäldesammlung zu Paris befinden, in deren Verzeichnissen auch ein St. Martin von Van Dyck aufgeführt wird.

ZUM ZWEITEN AUFZUGE.

14) Dieſs Küchenstück nach Franz Snyders.

15) Hier und in der folgenden Scene schwebten dem Verf. vorzüglich die Bilder von Schalken vor.

16) Da mir des ersten Lehrers Unterweisung nicht länger gnügte. Van Dyck's Vater malte auf Glas, die Mutter Landschaften. Sie gaben den Sohn in die Lehre des niederländischen Meisters Heinrich van Baalen (geb. zu Antwerpen 1560.)

17) Des Jünglings erste, geheime Liebe war die schöne Rubens. Auch dieses, wie fast Alles, was in dieser Dichtung berührt wird, gründet sich auf geschichtliche Überlieferung. Nach dieser wollte Rubens seine einzige Tochter (das jüngste seiner drei Kinder) dem Van Dyck, als dieser aus Italien zurückgekehrt war, zur Ehe geben. Allein Van Dyck schlug es unter einem nichtigen Vorwande aus, weil er noch immer für die Mutter leidenschaftlich fühlte.

18) Und das war Lenchen u. s. w. Alle Lebensbeschreiber von Van Dyck erwähnen mit nicht zu verkennender Theilnahme dieser jugendlichen Liebschaft. S. Anm. 13.

19) Doch der Sohn Urbino's u. s. w. Raphael schlug die ihm angetragene Hand der Nichte des Cardinals

Bibiena aus, weil er selbst vom Pabste eine Cardinalstelle zu erhalten hoffte. Der Pabst und alle Vornehme Roms besuchten ihn in seiner letzten Krankheit, und über seinem Sterbebette war sein letztes, noch nicht ganz vollendetes Gemälde, die berühmte Transfiguration, aufgehängt. Nach dem kürzlich erschienenen Leben Raphaels von einem unbekannten Gleichzeitigen (München 1817), soll er kurz vor seinem Tode von Leo wirklich schon zum Cubicularius erhoben worden seyn.

20) Doch zu den Sternen schwebt der Genius, u. s. w. Nach dem „Genius des Ruhms" von Anibali Caracci.

ZUM DRITTEN AUFZUGE.

21) Wie bei dem Zug nach Villa Viciosa u. s. w. Diese Anekdote aus Rubens' Jugendleben wird von mehrern seiner Lebensbeschreiber erzählt. Der Herzog Johannes von Braganza ward späterhin König von Portugall.

ZUM VIERTEN AUFZUGE.

22) Der Blumenstrauſs und späterhin der Fruchtkorb deuten auf die Blumen- und Fruchtstücke der de Heem, Mignon, Huysum, Daniel Seegers u. s. w.

23) Vielleicht fällt bei dieser Scene mehrern Lesern Terburgs „väterlicher Rath," trefflich von Wille gestochen, ein.

24) Auch ein Denner, Gerard Douw u. s. w.

ZUM FÜNFTEN AUFZUGE.

25) Unter den beiden Kindern dachte sich der Verf. eine Raphaelische Engel- und eine Mengsische Amor-Gestalt, mithin die Genien der himmlischen und irdischen Liebe.

26) Das sind ja Rubens' Farben. Rubens Wappen ist queer getheilt. Das obere Feld ist roth und zeigt ein silbernes Jagdhorn und zwei dergleichen Schildkröten. Linker Hand ein Eckschild, worin ein goldner Löwe im blauen Felde. Das untere Feld ist blau, darin, wie auf dem Helme, eine goldene Lilie. Die Helmdecken roth und Silber.

27) Eine Lilie ward in frühern Zeiten für ein Anzeichen baldigen Todes gehalten. So z. B. fand, nach einer Sage, im

Benedictiner Kloster zu Corvey jeder Bruder drei Tage vor seinem Tode eine Lilie in seinem Stuhle, und dieſs dauerte so lange, bis endlich ein junger Ordensbruder, Margward von Spiegelberg, dem diese Vorbedeutung des Todes gleichfalls zu Theil ward, die Lilie in den Stuhl eines alten Religiosen legte. Der alte Ordensbruder erschrak, verfiel in eine schwere Krankheit, erholte sich aber wieder. Der junge Mönch ging am dritten Tage mit Tode ab.

Die zu dieser Dichtung erforderlichen Musikstücke sind für das Dresdner Hoftheater von Herrn Christian Theodor Weinlig daselbst componirt worden. Diejenigen, welchen zu einer Mittheilung gelegen seyn sollte, haben sich dieſsfalls an denselben, oder auch an den Verfasser des Stücks postfrei zu wenden.

DER
KIRCHHOF ZU SAVELTHEM.

ANHANG.

Die Scene, wie im letzten Aufzuge von Van Dyck's Landleben.

THOMAS, Organist, vor Alter erblindet, von JOHANNES, seinem Enkel, geführt. Zur andern Seite MARIA, seine Enkelin, eine Gießkanne in der Hand.

Thomas.

Nicht wahr, mein Sohn, bald ist die Sonn' hinunter?

Johannes.

's ist prächt'ges Abendroth; die goldne Scheibe,
Wie halb durchschnitten ruht sie hinterm Feld,
Wirft sinkend Strahlen auf die schwarzen Kreuze.

Thomas.

Versteht ihr wohl, sie ruft den Menschen zu,
Daſs sich das Kreuz zur Herrlichkeit verkläre,
Wenn sich Charfreitag endet. — Meine Kinder!
Thut jetzt, wie ihr bei Dämm'rung stets gewohnt;

Johannes, führe mich hinauf in's Chor,
Dafs ich ein frommes Sterbelied dort spiele,
Und läute zum Gebete — du, Maria —

Maria.

Sorgt nicht, Grofsvater! Nie versäumt ich's noch,
Mit frischem Quell die Blumen zu erquicken,
Die Ihr noch selbst gepflanzt —

Thomas.

Ja, das war damals,
Als noch mein Aug' der Blumen Farben sah,
Sich ihres Wachsthums freuete —

Maria.

Sie treiben,
Von mir gepflegt, mit jedem Frühling neu,
Und Keiner von der Kirchfahrt rührt sie an.

Thomas.

Jetzt weh'n sie mir nur ihre Düfte zu;
Doch dünkt mich's wohl, wenn ich die Orgel spiele —
's ist wunderbar zu sagen, doch vorm nahen,
Ersehnten Schlummer gaukeln oft ja Träume,
Des Schläfers harrend, aus der Ferne her —
Doch dünkt mich's, mein' ich, wenn der weiche Ton

Allmählich unter meinen Fingern stirbt,
Als beugten sich hoch vom Gesims der Orgel
Die goldnen Engel freundlich zu mir nieder,
Mit Blütenzweigen, wie ich nie geseh'n.
Wie Glut und wie Smaragd schwebt's vor des Geistes,
Vorm innern Seelenauge. — Komm Johannes!

Er geht, von dem Knaben geleitet, in die offen stehende Kirche.

Maria.

Wie schön es seyn mufs, so zu träumen! Ja,
Einmal in frühern Jahren hab' ich's auch.
In weifsen Kleidern auf den Stufen dort
Stand ich mit bangem Herzen, und mir schien's,
Als sei' ich selbst der Erde schon entnommen;
Denn eine schöne Jungfrau stand vor mir,
Der, wie der Himmelskön'gin Engel dienen,
Den Lilienzweig ich reichte; plötzlich fiel
Durch Rosenbüsche auf sie Sonnenlicht,
Als ruf' es sie hinauf zur ew'gen Heimath. —
Es war ein Traum des Himmels, aber Thränen
Bracht' er dem ganzen Dorfe —

Abendgeläute vom Thurm.

Doch geschwind,
Dafs länger nicht die lieben Blumen schmachten!

Sie tritt zu zwei grünberasten, nahe am Portal der Kirche befindlichen Hügeln. Beide sind mit buntem Mohn und Rosmarin umpflanzt. In ihrer Mitte steht ein schwarzes Kreuz, an welchem

zwei verwelkte Mirtenkränze hängen; zu den Häupten des einen eine Lilie, zu den des andern eine Sonnenblume. Indem Maria die Blumen begießt, endet das Geläut. Thomas fantasirt auf der Orgel und fällt zuletzt in eine geistliche Melodie. Maria lehnt sich an einem Baum, faltet die Hände vor die Brust und singt leise:

Kind der Schmerzen zage nicht,
Wenn das wunde Herz dir bricht;
Thränen sätest du hienieden,
Wonnen sind dir dort beschieden;
Kind der Schmerzen zage nicht,
Wenn das —

Horch, welch Geräusch! Wer stört den frommen Sang?

Hinter der Kirchhofmauer sprengen zwei stattliche Reiter mit einigen Dienern vorüber.

Erster Fremder, noch außen.

Halt, rascher Freund! Das Kirchhofthor ist offen,
Die Kirch' wohl auch — herab, herab vom Roß!

Sie steigen ab. Zu den Dienern:

Ihr, trabt voraus! dort winkt der grüne Kranz;
Ihr könnt nicht fehlen —

Zweiter Fremder.

Wunderlicher Freund!
Du sprichst von guter Herberg', lust'gem Dorf,
Und führst zuerst mich bei den Todten ein.

Erster Fremder,

mit dem zweiten Arm in Arm in den Kirchhof eintretend.

Wie? bei den Todten? — Gleicht der stille Platz
Nicht einem Garten? Grünt und blühet doch
Aus Gräbern auch das Leben der Natur!
Zudem giebt's hier im Kirchlein ein'ge Bilder,
Mir wohlbekannt, vielleicht gar bald auch dir!

Zweiter Fremder.

Es dämmert schon; hat das nicht Zeit bis Morgen?

Erster Fremder.

Für dich, nicht also mir! — Ich brauche Fassung,
Eh' ich zu ihr — Gott! welche Töne hallen,
Wie damals! Ist das Täuschung? ist's ein Traum?

Zweiter Fremder.

Was hast du? — Sieh die nette Gärtnerin,
Die hinterm Grün der Trauerbirken lauscht;
Blafs winkt des Mondes Sichel hinter ihr —
Traun! ein Modell der liebenden Selene!

Erster Fremder.

Helene, sagst du?

Die Hand vor die Stirn haltend.

Ja, beim grofsen Gott!
So war sie einst! o, schöner noch, als diese!

Zweiter Fremder.

Wie sprichst du doch! Fast kenn' ich heut' dich nicht.
Lafs uns der Kleinen Rede abgewinnen;
Zum blöden Schäfer taugst nicht du, nicht ich.

Er nähert sich Marien.

Verbirg dich, holdes Dirnlein, nicht vor uns;
Wir hörten noch zu Rofs dein lieblich Stimmchen —
Was schaffst du hier im stillen Reich des Todes?

Maria.

Die Blumen gofs ich, meiner Pfleg' vertraut.

Zweiter Fremder.

So schenk' mir welche auf den Reisehut!
Es ist ein fröhlich zarter Mädchenbrauch,
Dem Wandersmann ein Sträufschen abzupflücken,
Der's dankbar viele Meilen mit sich trägt,
Und noch, wenn's welkt, der zarten Geb'rin denkt.

Maria.

Ja, ständet ihr an meines Gärtchens Zaun,
Da wollt' ich bunte Wicken, Federnelken,
Nachtschatten — was ihr wünschtet, gern euch geben;
Doch diese Blumen —

Zweiter Fremder.

Warum diese nicht?

Maria.

Nein! die sind der Gemeinde allzuwerth,
Ein fromm Gedächtnifs; sie vom Stengel brechen,
Gält hier für Raub. Auch soll der Lilje Gabe
Des nahen Todes Prophezeihung seyn,
Wie diese moos'gen Hügel selbst verbürgen.

Erster Fremder,

der bis jetzt auf einen entfernten Leichenstein sich gestützt und wehmuthig in die Abendlandschaft geschaut hat.

Was sagst du, Mädchen? Sprich, wer schlummert hier?

Maria.

Ein Brautpaar, Herr! Viel wär' davon zu sagen,
Doch könnt' ich's euch vor Wehmuth nicht erzählen;
Fragt dort den Greis, der aus dem Kirchlein kommt.

Zu Thomas, der mit Johannes die Stufen herab steigt.

's sind Fremde da, Grofsvater!

Thomas, leise.

Welches Standes?

Maria, eben so.

Vornehme Herr'n, wie ihr Gefolg bewies;
Der eine freundlich, heiter und gesprächig,
Der andre mit dem Mantel ganz verhüllt,
Als frier' er, oder scheue fremden Blick.

Thomas, zu den Fremden.

Womit kann euch ein armer Blinder dienen?

Erster Fremder.

Was hör' ich? lebst du noch, du wackrer Alter?

Sich fassend.

Ist mir's doch fast, als hätt' ich dich geseh'n,
Als ich vor Jahren einst die Kirch' besuchte;
Täusch' ich mich nicht, so giebt's dort ein'ge Bilder,
Die, obwohl aus des Meisters frühern Zeit,
Man doch den Fremden als nicht übel preiſst.

Thomas.

Wohl etwas mehr, Herr!

Erster Fremder.

Recht, jetzt fällt mir's bei;
Es ist ein St. Martin, und eine Hirtin,
Die allgeliebt in diesem Dörflein lebt —

Thomas, feierlich.

Ihr Bild ist in dem Kirchlein, hier ihr Staub!

Erster Fremder

umarmt heftig den zweiten, und verbirgt sein Gesicht auf dessen Schulter.

O Himmel! — — bitt' ihn, Freund! des Mädchens Ende
Uns zu berichten; mich durchbort ein Schwert!

Zweiter Fremder.

Sie starb? Erzählt uns, wackrer Alter, wie?

Thomas.

Gern will ich das; ich habe sie geliebt,
Nicht wie die Schül'rin, nein! wie's eigne Kind.
Vergönnt mir nur, dafs ich mich niedersetze,
Bald werd' auch ich ja hier auf lange ruh'n —

Er setzt sich, von Maria und Johannes geführt, auf einen nahen Grabhügel. Der indefs völlig aufgegangene Mond fällt ihm ins Gesicht und versilbert die Kirchenfenster. Die Fremden stehen gegenüber in dämmerndem Schatten.

Zwei hoffnungsvollen Apfelstämmchen gleich,
Die goldne Frucht mit ros'ger Blüte künden,
Sah ich ein junges Pärchen blüh'n und wachsen.
Die Väter waren biedre Männer, Nachbarn

Und Freunde; als des Knaben Vater starb,
Schien Frau und Sohn nicht gänzlich drum verwaist;
Des Mädchens Eltern halfen, wo es noth,
Und wie Geschwister lebten beide Kinder;
Ja, als nun auch des Mädchens Mutter schied,
Mufst' es der Mann der Sterbenden geloben,
Dafs keinem, als dem Nachbars-Sohn und Pathen,
Die Hand der einz'gen lieben Tochter werde.

Wie konnt' er sich auch dessen wohl bedenken?
In beiden sah von je das Dorf ein Paar;
Sie selber waren stets vereint; im Garten,
In Feld und Wiese suchten sie sich auf;
Bei jedem Tanze fand sich Hand in Hand.

Zweiter Fremder.

Ihr mahlt uns da ein Unschuldleben, Greis —

Thomas.

Wie's selten wohl in euern Städten giebt! —
Schon war das Dirnchen hold herangereift,
Und hatte vor den gegenseit'gen Freunden
Dem Jüngling freudig ihre Hand gelobt,
Da kam ein schöner Fremdling in das Dorf
Und störte dieser treuen Herzen Frieden.

Erster Fremder.

Weh' ihm!

Thomas.

Gedenket, Herr! des schönen Spruchs:
Ihr sollt nicht richten! — Edel war der Fremdling,
Ehrsüchtig wohl, aufstrebend, nach der Welt,
Doch auch vom Herrn mit hoher Kraft gerüstet,
Dafs er im Ird'schen Ewiges verkünde.
Das Mädchen war der Schmuck des ganzen Dorfs,
Kein Jüngling glich dem Fremdling, so an Stand,
Als Wohlgestalt, gefällig klugem Wesen.
Den Gast zu ehren, ward die schönste Dirn'
Ihm oft gesellt beim frohen Fest und Tanze.
Sie sah ihn gern, sah sich geehrt, und er
Verschob von Tag zu Tag die weit're Reise,
Lich einem Bild, für unsre Kirch' bestimmt,
In holdem Wahn der zarten Freundin Züge.
Gnug, ohne dafs sie's wufsten, dafs sie's wollten,
Schlang Umgang, Frohsinn, stille Dankbarkeit,
Um beider Herzen warmer Neigung Band,
Das Jugend allzuoft nur Liebe nennt;
Er ward geliebt; ihn hielt ihr Reiz gefangen.
Der wahre Bräut'gam trug es lang geduldig;
Er kannte ja des Mädchens schuldlos Herz
Und schätzte hoch den ungekannten Feind,
Den wackern Jüngling, den wir Alle liebten.
Doch endlich —

Zweiter Fremder.

Ward ihm deutlich der Verrath?

Thomas.

Ihr sprecht zu hart! Sein Unglück fühlt' er nur! —
Es wär' zu lang, euch alles zu berichten —
Schwermuth, Verzweiflung faßte hart ihn an,
Und er, der alten Mutter einz'ge Stütze,
Beschloſs in seines Grames finsterm Sinn,
Sie und die Heimath heimlich zu verlassen.
Ein Röm'scher Edler, wie dazu erwählt,
Die Irrenden auf bessern Pfad zu leiten,
Erfahren, weltklug, eifernd für die Kunst,
Nahm ihrer sich mit reger Seele an,
Zerriſs der schönen Täuschung ros'gen Schleier;
Des Bräut'gams Mutter rang die Hände wund,
Des Mädchens Vater drohte mit dem Fluch —

Zweiter Fremder.

Ha! ich versteh' euch! — Und sie ward das Opfer?

Thomas.

Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser!
So glauben nur wir Leute auf dem Dorf,
Und lassen den dort oben für uns sorgen,
Deſs Auge, was uns frommet, besser kennt.

Das Mädchen kämpfte, bis ihr reines Herz
Den schönen Sieg errang —

Zweiter Fremder.

Und ihr Geliebter?

Thomas.

Bewies sich werth, von ihr geliebt zu seyn!
Er hatte lang, von Leidenschaft verblendet,
Die Stimme übertäubt, die zur Vollendung,
Zum schönen Vaterland der Kunst ihn trieb —

Zweiter Fremder.

Er war ein Künstler? — Konnte sie verlassen,
Um eines Wahnbilds Schatten nachzujagen?

Thomas.

Ihr seid's wohl nicht? Sonst kenntet ihr das anders!
Seht, Herr! ich bin ein alter schlichter Mann,
Von Jugend auf zur Niedrigkeit bestimmt;
Doch hat der Tonkunst Macht mein Herz erfüllt,
Wenn ich nun so auf meiner Orgel spiele,
Ihr frommer Ton nun immer mächt'ger schwillt,
Wenn ich auch mich ein Rüstzeug Gottes fühle,
Weil meine Hand das todte Erz belebt,
Auf dessen Hauch der Kirchfahrt Andacht schwebt,

Dann ahn' auch ich's: Es knüpft ein inn'ges Band
Die Staubgeschaffnen an das Himmelsland;
Dann ahn' auch ich des Malers Himmelsruf,
Der durch ein Bild, das er aus Staub erschuf,
Der Gläub'gen Herz, den sehnsuchtstrunknen Geist,
Hinauf, hinauf in schön're Welten reifst;
Dann wähn' ich selbst mich wieder jung und kühn,
Und fühle Kraft, nach jenen Wunderhallen,
Wo neu verklärt die heil'ge Kunst erschien,
Barhäuptig und mit blofsem Fufs zu wallen —

Erster Fremder.

O braver Alter! Feuer unter Schnee! —
Doch ende! ende!

Thomas.

Ja, wo war ich denn? —
Der Maler schied, als er den Mirtenkranz
Dem Dirnlein aufgedrückt. Ein holdes Fräulein,
Das mit dem edlen Römer hergekommen,
Erfüllt, wie er, von Hochbegeisterung,
Schwang segnend eine Lilje über sie;
Da brach der schönste Kelch vom Stengel los —

Zu Maria.

Du sah'st es ja —

Maria.

Er fiel auf ihre Stirn'
Und sie erhob sich leise von den Knie'n,
Sah, wie verklärt zum hellen Himmel auf,
Und drückte fest die Lilje an die Brust,
Und zuckte schier, als fall' ein Stein auf's Herz,
Und sprach für sich: „Geschieh', o Herr, dein Wille!"

Thomas.

Und still ergeben übte sie von nun
Die Pflicht der Tochter, der verlobten Braut,
Sah jeden Wunsch dem alten Vater ab,
Stand spat und früh des Bräut'gams Mutter bei,
Erzählt' ihm selbst von früh'rer Kindheit Tagen,
Wie sie vereint so kindlich froh gesprungen,
Er Nester ihr, sie Blumen ihm gebracht.
Stets freundlich, lächelnd, alle Kinder kosend,
Schien nur im Kirchlein sie zu Zeiten bleich
Und drückte oft in's Sträufslein ihre Augen.
Der Hochzeittag ward angesetzt; mit Ruhe,
Mit freud'ger Rührung sprach sie selbst davon.
Nur einmal zog sie schüchtern mich bei Seite
Und frug: „Mufs ich denn vor dem Altar stehn?"
Befremdet wufst' ich's damals nicht zu deuten.

Erster Fremder.

Fahr' fort! fahr' fort! ich ahne ihren Sinn.

Thomas.

Der Brauttag kam; ein halb verklärter Engel
Ging sie zur Kirche, wankte dann und wann,
Und wagte nicht, das Auge zu erheben.
Sie trat zum Altar, sprach voll Muths das Ja!
Nur als die Ringe nun gewechselt wurden,
Schlug sie zum Altarbild, zu St. Martin,
Den jener Fremdling nach sich selbst gemalt,
Mit banger Scheu den thränennassen Blick,
Und — sank entkräftet auf die Stufen nieder.
So ward das Freudenfest ein Trauertag —
Und bald schlofs sie die frommen Augenlieder.

Erster Fremder.

Entsetzlich! schrecklich!

Thomas.

Sagt das nicht, mein Herr!
So sterben heifst ja eingeh'n nur zur Freude!
Sie hatte treu der Tochter Pflicht geübt,
In dem Geliebten ihn, nicht sich, geliebt;
Drum ward ihr Brautkleid auch zum Sterbekleide.

Erster Fremder.

Zum Brautgewand des Himmels!

Zweiter Fremder.

Und ihr Treuer?

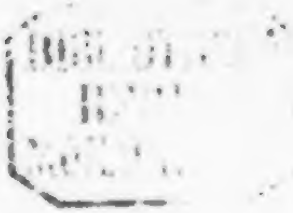
Thomas.

Nach wenig Monden folgt' er ihr im Tode.
Bald kehrt, so heifst's, der Fremdling nun zurück,
Hat hohen Preifs im Ausland schon errungen —

Erster Fremder,

den Mantel abwerfend und Thomas umarmend.

Um hohen Preifs! — Ich bin's! ich bin Van Dyck!



Druckfehler.

S. 6 Z. 21 l. Blick st. Blick'

— 20 — 18 l. hunter st. hunder

— 38 — 5 l. Curios st. Courios

— 116 — 14 l. Rothbart! st. Rothbart?

— 155 — 9 l. fur lieb st. verlieb

— 161 — 13 l. kaltem st. kalten

— 204 — 21 l. nun st. nur